VOLLSTÄNDIGES LEXIKON FÜR PREDIGER UND KATECHETEN: IN WELCHEM DIE...

Thomas Wiser

Leonard Batz. Herveil.

Vollständiges
Lexikon
für
Prediger und Katecheten,
in welchem
die katholischen Glaubens- und Sitten-Lehren
ausführlich betrachtet sind.

Herausgegeben
von
Dr. Thomas Wiser,
Kanonikus bei Unserer lieben Frau zur alten Kapelle in Regensburg.
(Vormals Prediger an der Hof- und Stiftskirche zum hl. Kajetan in München.)

Sechster Band.

Regensburg, 1852.
Verlag von Georg Joseph Manz.

Artikel LIII.

Erbsünde.

1. Was ist die Erbsünde.

Bei der Festsetzung des Begriffes von der Erbsünde liegt der Irrthum sehr nahe, daß man die Erbsünde selbst mit ihren Folgen verwechselt. Daher ist es gut, zuerst zu fragen, was die Erbsünde nicht ist. Sie ist nun:

a) Keine persönliche Sünde. Dieß war sie nur für unsere Stammeltern. Für uns kann sie keine persönliche Sünde sein, weil wir als Personen die That nicht vollbrachten. Nicht unsere Person, sondern unsere Natur sündigte in Adam; denn unsere Personen waren damals noch nicht.

b) Sie ist keine habituelle Sünde, so daß sie in der Verkehrtheit des Willens und der Gewohnheit zu sündigen bestünde; denn nach der Lehre der Kirche klebt sie auch den neugebornen Kindern an, die noch nicht im Stande sind, die bösen Beispiele nachzuahmen, und jene Beschaffenheit des Willens sich zu geben.

c) Sie besteht nicht in den Mühseligkeiten des irdischen Lebens, auch nicht einmal im Tode des Leibes. Dieß sind nur Folgen von der Erbsünde, und bleiben auch in jenen noch zurück, welchen durch die heilige Taufe die Erbsünde abgenommen ist.

d) Sie besteht auch nicht einmal im Mangel der Gnade und in der bösen Begierlichkeit. Auch das ist noch nicht das Wesen der Erbsünde, sondern nur die nächste, unausbleibliche Folge derselben; denn der heilige Geist muß von dem im Verhältniß der Schuld zu Gott stehenden Menschen weichen, und das zieht den Verlust der Gnade und das Uebergewicht der Sinnlichkeit nach sich.

Was ist also die Erbsünde? Sie ist, kurz gesagt, das Verhältniß der Sünde und Schuld, in welcher das ganze Menschengeschlecht durch die Sünde des Stammvaters zu Gott gesetzt ist. Sie ist, wie Bellarmin sagt, der erste Ungehorsam, der von Adam begangen worden, nicht in der Weise, als er eine einzelne Person war, sondern so, wie er die Person des ganzen menschlichen Geschlechtes darstellte. Man kann auch sagen: die Erbsünde ist die Sünde Adams, aber nicht die sündige That, sondern das durch die That gesetzte sündige Verhältniß zu Gott. Die That ist längst vorüber; aber das sündige Verhältniß zu Gott bleibt noch. Daher nennt der heil. Augustin die Erbsünde eine Schuld, welche nach begangener Sünde in dem verborgenen Buche Gottes, wie in einer Handschrift aufgeschrieben steht.

2. Schriftstellen.

In Sünden bin ich gezeugt, und in Missethaten hat mich meine Mutter empfangen. Ps. 50, 7.

Der Sinn und die Gedanken des menschlichen Herzens sind zum Bösen geneigt von Jugend auf. Gen. 8, 21.

Wie durch Einen Menschen die Sünde in die Welt kam, und durch die Sünde der Tod, — so kommt auch durch des Einen Gerechtigkeit auf alle Menschen Rechtfertigung des Lebens. Röm. 5, 12—19.

Wie um Adams willen Alle sterben müssen, so werden um Christi willen Alle wieder aufleben. 1. Korinth. 15.

Wir Alle wandelten vorher nach den Lüsten des Fleisches, und waren von Natur Kinder des Zornes. Aber Gott hat uns, da wir todt waren in Sünden, durch Christus mit ihm zurückgebracht ins Leben. Ephes. 2, 3.

3. Väterstellen.

Wie wir durch das Holz (des verbotenen Baumes) bei Gott Schuldner wurden, so erlangen wir durch das Holz (des Kreuzes) Vergebung unserer Schuld. Iren.

Das Menschengeschlecht ist durch Adam dem Tode und der Verführung der Schlange verfallen. Justin.

Weil durch das Sakrament der Taufe die Makel der Geburt

abgewaschen wird, deßwegen werden die kleinen Kinder getauft. Origenes.

Durch den Engel der Bosheit wurde der Mensch schon im Anfange verführt, daß er das Gebot Gottes übertrat. Dadurch ward er dem Tode unterworfen, und das ganze Geschlecht, von seinem Saamen genommen, pflanzte auch seine Verdammniß fort. Tertullian.

Von Einem (Menschen) ging auf Alle das Urtheil des Todes und die Mühseligkeit des Lebens über. Hilar.

Niemanden ist unbekannt, daß ein jeder Mensch, der geboren wird, wenn er auch von christlichen Eltern stammt, nicht ohne unreinen Geist sein kann. Optat. Milev.

Wer immer die für die Sünde verhängte Strafe für zu groß oder für ungerecht hält, der weiß fürwahr nicht zu ermessen, wie groß die Missethat in jener Sünde war, wo es dem Menschen so leicht gemacht war, nicht zu sündigen. Denn wie der Gehorsam Abrahams mit Recht als groß gepriesen wird, weil ihm eine höchst schwere Sache war befohlen worden, nämlich seinen einzigen Sohn zu schlachten; also war auch im Paradiese der Ungehorsam um so größer, da jenes, das durch Gottes Gebot war befohlen worden, ohne alle Schwierigkeiten war. Und gleichwie der Gehorsam des zweiten Menschen so preiswürdig ist, weil er gehorsam wurde bis zum Tode, so ist auch der Ungehorsam des ersten Menschen um so fluchwürdiger, als er dadurch ungehorsam wurde bis zum Tode. Denn wo der Ungehorsam mit höchst schwerer Strafe bedroht, und was vom Schöpfer befohlen ward, so überaus leicht zu erfüllen war: wer vermag es zu ermessen, wie groß das Uebel war, in einer so leichten Sache nicht zu gehorchen, wo eine so hochgewaltige Macht, und eine so schreckliche Strafe angedroht war? Der heilige Augustin.

4. Gleichnissen.

Wie ein schlechter Baum keine gute Frucht bringt; so können von unsern sündhaften Stammeltern auch nur wieder befleckte Kinder abstammen.

Wie der Sauerteig die ganze Masse Mehles durchbringt, unter welche er gemischt wird, und von seinem Geschmacke ihm mittheilt:

so ist durch Adam das ganze Menschengeschlecht mit der ihm anhängenden Sünde angesteckt.

Wie von einer unreinen Quelle auch nur wieder trübes Wasser genommen werden kann, so mußte von Adam, der Quelle, aus welcher die ganze Menschheit geflossen ist, ein sündiges Geschlecht hervorgehen.

Wie manche leibliche Uebel der Eltern auf die Kinder sich verpflanzen, so vererbte sich der sündhafte Zustand des Adam auf seine Nachkommen.

Wie die Kinder gar oft die traurigen Folgen von den persönlichen Sünden ihrer Eltern mitfühlen, ohne daß sie mitgesündiget haben, indem z. B. der Sohn eines durch Verschwendung verarmten Vaters ebenfalls arm ist; so geht durch die Abstammung die Sünde und Schuld Adams auf alle Nachkommen über, wiewohl sie nicht persönlich in Adam gesündiget haben.

5. Ein Geschichtliches Beispiel.

Ein König war mit seinen vornehmsten Offizieren zu einer Jagd aufgebrochen. Am festgesetzten Orte angelangt verläßt der Fürst seine Leute und dringt allein in das Dickicht des Waldes. Bald vernimmt er in einiger Entfernung ein sehr lebhaftes Gespräch, dessen Inhalt er zu kennen wünscht. Sachte nähert er sich und verbirgt sich hinter eine ungeheuere Palme. Es war ein Köhler und seine Frau, die sich bitter über das Elend des Lebens beklagten; die Frau vor Allem murrte laut wider Gott und klagte unsere Stammeltern an. Ach! sagte sie, wäre ich an der Eva Stelle gewesen, niemals hätte mich Naschhaftigkeit oder Neugierde zum Ungehorsam verleitet. Der König ließ sie reden, ohne sie zu unterbrechen. Als sie geendigt hatten, näherte er sich und stellte sich, als hätte er nichts gehört. Ihr seid recht unglücklich, sprach er zu ihnen; wenn ihr wollt, so will ich euer Loos verbessern; ihr dürft mir nur folgen.

Das Aussehen, die Stimme, das Wohlwollen des Unbekannten macht auf die beiden Kohlenbrennerleute einen freudigen Eindruck. Es ist nicht schwer, Jemanden zu überreden, wenn man ihm ein Glück verspricht. Folget mir, sagte der Fürst zu ihnen; und alsobald verließen sie ihre Arbeit und ihre Werkzeuge und begleiteten ihn.

Nach einem ziemlich langen Wege gelangten sie an den Rand des Waldes. Hier befanden sich die Offiziere und das Gefolge des Fürsten beisammen. Der Monarch besteigt seinen Wagen und zum großen Erstaunen des ganzen Hofes, läßt er auch seine zwei neuen Günstlinge einsteigen. Im Palaste angekommen, heißt er ihnen Kleidung und Zimmer anweisen, die ihnen in ihrer neuen Lage anständig wären; eine zahlreiche Dienerschaft wird zu ihrer Verfügung gestellt; jeder bemüht sich darum, weil man in den neuen Gästen die Günstlinge des Herrn erkennt.

So verfließen einige Tage im Ueberfluß und Jubel, und der Kohlenbrenner und seine Gattin preisen sich glücklich und segnen den Fürsten. Indessen eines Tages läßt er sie rufen und spricht zu ihnen: Ihr wißt, aus welcher Lage ich euch emporgehoben habe; jetzt seid ihr glücklich. Nur von euch hängt es ab, dieses Glück, dessen ihr euch erfreut, immerwährend zu besitzen, ja, wenn ihr meinen Befehlen treu bleibt, sollen eure Kinder dieselben Vortheile genießen. Ich knüpfe meine Gunst nur an eine Bedingung: ihr sollt von allen Speisen essen, die euch jeden Tag gebracht werden; nur eine einzige nehme ich davon aus, die man mitten auf den Tisch stellen soll in einer prächtigen, goldenen Schüssel, die mit Edelsteinen verziert und vollkommen verschlossen sein wird. An dem Tage, an welchem ihr sie anrührt, sollt ihr sterben. Vergeßt es nicht, euer Schicksal und das euerer Kinder hängt ab von eurem Gehorsam.

Hierauf entfernt sich der König und unsere Kohlenbrennerleute erhoben die Güte des Fürsten, der an eine so leichtzuerfüllende Bedingung ihr und ihrer Kinder Glück knüpfen wollte.

Die Stunde des Speisens kommt herbei, die goldene Schüssel erscheint. Ihre zierliche Gestalt, die erhaben gearbeiteten Zierathen daran, ihr Perlenschmuck blenden mächtig die Blicke der beiden Gäste. Die Frau vornehmlich kann ihre Augen von dem glänzenden Gegenstande nicht abwenden; aus Achtung jedoch für die Befehle des Fürsten beschränkt sie sich darauf. Beim nächsten Mahle wird die Schüssel von Neuem auf den Tisch gebracht. Je mehr sie dieselbe ansehen, desto schöner erscheint sie. Eine Sehnsucht erwacht in der Tiefe des Herzens der neuen Eva; indessen wagt sie es noch nicht, sie auszusprechen.

Die folgenden Tage bieten das gleiche Schauspiel und das gleiche Verlangen. Endlich nach zwei Monaten übermannt sie ihre Neugier. Die Frau sagt zu ihrem Manne: Seit diese Schüssel auf dem Tische steht, schmeckt mir kein Gericht. Ich würde glücklich sein, könnte ich wenigstens sehen, was sie enthält; mein Wunsch ist nicht, davon zu essen. Hütte dich vor einem solchen Gedanken, sagte ihr Mann zu ihr; der König hat sich darüber ausgesprochen: An dem Tage, an welchem wir diese Schüssel anrühren, sollen wir sterben. Aber erwiederte die Frau, wir können sie ja anrühren, ohne daß man es merkt. Ich will den Deckel so wenig als möglich aufheben, schnell einen Blick hineinwerfen und dann zufrieden gestellt sein. Der Mann hat nicht den Muth, seiner Frau dieß zu versagen. Erlaube, sagt er zu ihr, daß ich dir helfe, die Gefahr wird dann geringer sein.

Die Frau biegt in Eile den Kopf vorwärts, während ihr Mann leise den verhängnißvollen Deckel in die Höhe hebt. Aber o Unglück! eine Maus läuft auf dem Boden der Schüssel umher; die Frau stößt erschreckt ein Geschrei aus, der Mann läßt den Deckel fallen, und die kleine Gefangene entwischt und verschwindet.

Der König, der sich in einem Nebenzimmer befindet, eilt auf den Lärm herbei und erwischt die Schuldigen auf der That. So also, sagt er zu ihnen in strengem Tone, achtet ihr meine Befehle! Ihr sollt jetzt die Strafe erleiden, womit ich euch gedroht habe. Bei diesen Worten gibt er Befehl zu ihrer Hinrichtung.

O wie Viele derjenigen, die unsern ersten Stammeltern gramm sind, weil sie gegen das Gebot Gottes handelten, und dadurch alle ihre Nachkommen ins Verderben stürzten, hätten selbst die Probe nicht bestanden, wenn sie ihnen aufgelegt worden wäre! —

6. Die von unsern Stammeltern begangene Sünde.

Adam und Eva verlebten ihre Tage im Paradies in Freude und Glückseligkeit. Der Teufel beneidete sie um dieses Glück, und sann auf Mittel, sie desselben zu berauben. Dieses erreichte er auf folgende Weise.

Gott hatte den ersten Stammeltern verboten, von einem Baum in Mitte des Garten zu essen, mit der Drohung, sie würden an dem Tage des Todes sterben, an welchem sie von dieser Frucht

essen sollten. Dieses Verbot sollte für die Menschen gleichsam der Probirstein ihres Gehorsams werden, so zwar, daß sie sich durch denselben die Seligkeit, die ihnen Gott aus Gnade gegeben hatte, zugleich auch einiger Maßen verdienen könnten. Der Teufel aber benützte diesen Umstand, und verleitete sie zur Uebertretung des von Gott gegebenen Gebotes. Zu diesem Zwecke nahm er die Gestalt einer Schlange an. In dieser Gestalt erschien er der Eva auf dem verbotenen Baume und redete sie an. Der Verführer ging klug zu Werke. Er wandte sich an das Weib, den schwächern und leichtgläubigern Theil. Er beginnt mit schmeichelnder Rede und sucht bei der Eva Zweifel zu erregen: Warum hat Gott geboten, nicht zu essen von allen Bäumen des Gartens? Schon in dieser Frage liegt, was der Verführer gleich darauf deutlicher ausspricht, nämlich daß der Herr dieses Gebot nur aus Eigensinn gegeben, um die ersten Menschen zu tyrannisiren. Warum hat dieses Gott gethan, fragt der Teufel? Weißt du den Grund davon, so nenne mir ihn; ich wenigstens weiß keine andere Ursache, als die, weil Gott euerer Freiheit Fesseln anlegen will, und das Glück einer vollkommenen Freiheit euch nicht gönnet. Der Teufel begann aber mit einer Frage, um desto leichter mit der Eva das Gespräch anzubinden; denn eine Frage verlangt eine Antwort, und ist diese einmal gegeben, so ist die Unterredung von selbst da.

Pflicht der Eva wäre es gewesen, dem Verführer mit keinem Worte zu erwidern; dadurch hätte sie ihre Treue gegen Gott im hellsten Lichte gezeigt. Aber sie läßt sich mit dem Verführer in ein Gespräch ein. Sie erwiderte: Wir essen von den Früchten der Bäume, die im Garten sind; aber von der Frucht des Baumes, der in der Mitte des Gartens ist, hat uns Gott geboten, daß wir nicht davon essen, ihn auch nicht einmal berühren, damit wir nicht etwa sterben. Der Teufel suchte den Glauben im Herzen der Eva zu erschüttern, und das von Gott gegebene Gebot ihr als etwas Hartes und Lästiges darzustellen. Schon in der ersten Antwort zeigte Eva, daß sie auf die Worte des Verführers eingehe; denn sie übertreibt das von Gott gegebene Gesetz. Gott hatte ihnen nur geboten, von der Frucht dieses Baumes nicht zu essen; Eva aber setzt noch hinzu, sogar das Berühren und Ansehen desselben wäre ihnen schon untersagt. Gott hatte aber mit klaren Worten

gedroht: „Sie würden an dem Tage des Todes sterben, wo sie davon essen sollten.“ In diese Drohung fängt Eva bereits an, Zweifel zu setzen, und zeigt dadurch, daß ihr Glaube erschüttert sei; denn sie sagt: „Damit wir nicht etwa sterben.“ Das „Etwa“ drückt Zweifel aus. Eva hatte bisher zwar noch nicht gesündiget, sie war aber bereits auf dem Wege zur Sünde stark begriffen und hatte, wenn man so sagen darf, schon drei Stufen dazu hinabgestiegen. Die erste Stufe stieg sie hinab, sagt der heil. Ambrosius, indem sie sich mit dem Verführer in ein Gespräch einließ; die zweite, indem sie das Gebot Gottes übertrieb, durch den Zusatz: „Wir dürfen diese Frucht nicht einmal berühren;“ die dritte, indem sie die auf den Ungehorsam gesetzte Drohung in Zweifel zog und sagte: „Damit wir nicht etwa sterben.“

Der Teufel hatte demnach guten Boden gefaßt, und er konnte es wagen, schwereres Geschütz aufzufahren. Er kommt nun mit offenbaren Lügen und sucht mit einer fünffachen Lüge den schon erschütterten Glauben der Eva völlig zu entreißen. Die fünffache Lüge des Satans aber war: Ihr werdet keineswegs sterben, — erste Lüge; es werden sich vielmehr euere Augen aufschließen, d. h. ihr werdet viel verständiger und einsichtsvoller werden, — zweite Lüge; ihr werdet wie Gott sein, — dritte Lüge; ihr werdet das Gute und Böse erkennen, vierte Lüge; Gott weiß, daß dieß Alles in Folge des Genusses jener Frucht geschieht, und darum verbietet er euch aus Eifersucht dieselbe, damit er an euch nicht seines Gleichen bekomme, — fünfte Lüge. Dieß war das fünffache Geschoß, welches der Teufel gegen Eva aufführte, und wodurch er ihr das Herz durchbohrte. Eva gab aber selbst die Veranlassung dazu; sie gab durch ihr Zweifeln dem Satan gleichsam einen Punkt, worauf er sich niederlassen und von wo aus er kühn vordringen konnte. Der Teufel leugnete kühn weg, was die Eva einmal in Zweifel gezogen hatte. Darum sagt der heil. Bernard: Deus affirmat, mulier dubitat, satan negat.

Nun war die Eva ihrem Falle schon ganz nahe. Sie sah, daß der Baum gut zu essen und schön für die Augen, und daß es eine Lust sei, ihn anzuschauen, und nahm von seiner Frucht und aß und gab auch dem Adam zu essen. So war also die Sünde vollbracht und das Glück der Menschheit dahin.

Geben wir die Hauptursachen, welche die erste Sünde veranlaßte kurz an, so sind es dieselben, die nach dem Apostel noch zu jeder Sünde verleiten: Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens. Eva fiel durch Stolz; denn der Satan sprach zu ihr: „Ihr werdet durch den Genuß dieser Frucht wie Gott selbst werden." Diese Verheißung blähte das Weib auf, so daß sie mit ihrem gegenwärtigen Zustande nicht mehr zufrieden war, sondern nach der Gleichheit mit Gott verlangte. Sie fiel durch Augenlust; denn es heißt: „Das Weib sah, daß der Baum gut zu essen und schön für die Augen, und daß es eine Lust sei, ihn anzuschauen." Sie betrachtete die Frucht des verbotenen Baumes wohlgefällig, und dadurch steigerte sich in ihr die Begierde, davon auch zu genießen; sieh hier die Augenlust! Das Weib, heißt es ferners, nahm hierauf von der Frucht und aß. Die Begierde suchte zu Genüßen; die Augenlust endete also, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, mit Fleischeslust; denn was man wohlgefällig betrachtet, darnach verlangt man und sucht es zu erhalten, um es im Besitze zu genießen. Sieh also hier auch die Fleischeslust.

7. Erwägung der Umstände, unter welchen sich die erste Sünde vollbrachte, und was darauf folgte.

Der Unglaube findet in der Art und Weise, wie die erste Sünde sich vollbrachte, Alles albern und lächerlich. Schon dafür, daß Gott die Frucht eines Baumes sollte verboten haben, findet er keinen rechten Grund. Dieses darf eigentlich nicht Wunder nehmen. Wußte ja auch der Teufel keinen rechten Grund hiefür, und fragte daher die Eva: „Warum hat euch denn Gott geboten, nicht zu essen von allen Bäumen des Gartens?" Daß aber die Söhne dem Vater gleichen, liegt in der Natur. Indeß hat Gott, der überall seine weisesten Absichten hat, auch hier nicht aus bloßer Willkühr und Laune gehandelt. Gott hatte den Menschen erschaffen und in einen höchst glückseligen Zustand versetzt. Dieß geschah Alles nur aus Gnade und ohne das geringste Verdienst von Seite des Menschen. Um dem Menschen seinen glückseligen Zustand zum Bewußtsein zu bringen, also ihn wahrhaft glücklich zu machen, mußte er ihn zu einem intelligenten, selbstständigen Wesen machen; ihm also nicht bloß Erkenntniß, sondern auch einen Willen, und zwar freien Wil-

len geben; denn ohne Erkenntniß und freien Willen gibt es keine Glückseligkeit. Je freier der Mensch im guten Sinne des Wortes ist, desto glücklicher ist er. Zugleich mußte dem Menschen, der nur aus unendlicher Liebe Gottes in's Dasein gerufen worden, die Pflicht aufgelegt werden, den wieder zu lieben, der ihn zuvor schon geliebt hatte. Das Geschöpf kann aber seine Anhänglichkeit und Liebe nur dadurch gegen Gott zeigen, daß es Gottes Willen thut, d. h. dasjenige vollbringt, was er ihm gebietet, und das unterläßt, was er ihm verbietet. Dieß setzt von selbst Gebote und Verbote voraus; darum sagt Jesus: „Wer meine Gebote hält, der ist es, welcher mich liebt." Weil also der Mensch schuldig war Gott zu lieben, so war Gott schuldig ihm ein Gebot zu geben, widrigenfalls hätte der Mensch seine Liebe gegen Gott nie recht wahrhaft zeigen, und daher auch nie recht vollkommen glückselig werden können; denn es ist ein geringes Maß von Gehorsam, ja kein Gehorsam, sondern Zwang, wenn man nicht anders handeln kann. Es mußte demnach einmal eine Zeit geben, wo Gott dem Menschen Gebote gab, und zugleich auch seinem Willen die Wahl ließ, diese Gebote zu halten oder zu übertreten. Dieß hat nun Gott wirklich gethan, er hat dem Menschen ein Gebot gegeben, und zugleich ihm die Wahl gelassen, es zu halten oder zu übertreten. Sein Gehorsam hatte jetzt den herrlichsten Probirstein. Warum nun aber Gott gerade dieses Gebot gab, von der Frucht eines Baumes nicht zu essen, — darüber zu fragen, steht offenbar unsern Ungläubigen keine Befugniß zu; denn sie werden doch Gott nicht zumuthen, er hätte sich etwa vorerst bei ihnen Raths erholen sollen, was für ein Gebot den Menschen, um ihren Gehorsam zu erproben, aufgelegt werden sollte. Das von Gott gegebene Gesetz war übrigens klar ausgesprochen und eines Mißverständnisses durchaus nicht fähig; es war leicht zu halten, und gegen etwaige Lust zum Uebertreten durch eine hinzugefügte ernstliche Drohung wie mit einem Damm umgeben, so daß überall die höchste Weisheit des Gesetzgebers ersichtlich ist, und es daher als ein Gottes würdiges Gesetz erscheint. Dadurch nun, daß dem Menschen die Möglichkeit gegeben war, mit freier Selbstbestimmung entweder in der Anhänglichkeit Gottes zu verharren oder auch von ihm sich abzuwenden, wurde sein Gehorsam zugleich verdienstlich; denn hätte der Mensch niemals von

Gott abfallen können, so hätte er sich auch niemals ein Verdienst erwerben können, und wäre ebendeßwegen einer geringern Stufe der Seligkeit fähig gewesen. Der Himmel wäre dem Menschen einzig und allein nur aus Gnade gegeben worden, von seiner Seite wäre hiezu gar nichts erfordert worden. Die Seligkeit wäre so dem Menschen niemals recht wahrhaft sein geworden, sie wäre im gewissen Sinne immer mehr eine Seligkeit Gottes geblieben. Dadurch aber, daß der Mensch durch freie Selbstbestimmung seinen Gehorsam verdienstlich machen konnte, war ihm die Möglichkeit gegeben, das, was ihm Gott ursprünglich aus Gnaden gibt, sich in einen Lohn umzuwandeln, und so sich nicht bloß den Genuß der Seligkeit zu versüßen, sondern diese selbst nach dem Maße seines größern Gehorsams sich zu erhöhen. Wo ist Weisheit, wenn nicht hier?

Der Baum ist den Ungläubigen anstößig. Es heißt doch, daß Alles, was aus der Hand Gottes hervorgegangen, gut gewesen. Wie konnte nun Gott einen solchen Baum erschaffen, dessen Frucht so schlimme Folgen hatte? Es wäre gewiß die albernste Ansicht, die Frucht des Baumes an sich für böse zu halten, und etwa zu meinen, wie es allerdings einige gegeben hat, die Frucht war so giftig, daß der Mensch durch ihren Genuß mit Leib und Seele zu Grunde gegangen sei. Nein, die Frucht war gut; denn aus der Hand Gottes kommt nichts Schlimmes. Nicht in der Frucht war der Tod, sondern im Ungehorsam, der sich im Genuß der Frucht aussprach. So ist auch für den Katholiken nicht im Fleische, das er an verbotenen Tagen genießt, die Sünde, sondern in seiner Auflehnung gegen die Satzungen der Kirche.

Die Unterredung der Schlange mit der Eva ist den Ungläubigen nicht minder räthselhaft. Aber auch hier ist den Gläubigen Alles klar und verständlich; denn es war dieß keine natürliche Schlange, sondern der Teufel hatte nur diese Gestalt angenommen. Dieses ist klar ausgesprochener Glaube der Kirche. In Beziehung darauf wird der Teufel auch die alte Schlange, der alte Drache genannt. Der Teufel hat die Macht, in beliebigen Gestalten zu erscheinen. Er wählte jene, die zu seinem Zwecke die dienlichste war. Die Schlange stund vielleicht vor der Sünde in einem innigeren Verhältnisse zu dem Menschen; vielleicht hatte die Eva sich schon öfters

mit ihr unterhalten. In Schlangengestalt war also dem Verführer es am leichtesten, der Eva sich zu nähern. Vor der Sünde war überhaupt das Verhältniß zwischen Menschen und Thieren näher, und wie jene, so waren auch diese vortrefflicher; auch die Thiere hatten Eigenschaften, die sie durch die Sünde des Menschen verloren haben. Gewiß bestand auch eine Art Verständigung zwischen Menschen und Thieren, und daher darf es nicht auffallen, wenn es heißt: Die Schlange unterredete sich mit der Eva. Mag es aber wie immer sein, so ist wenigstens die Bedenklichkeit, Eva hätte die Schlange, welche mit ihr eine Unterredung anfing, gefürchtet, und wäre vor ihr geflohen, ganz und gar überflüßig. Eva hätte nicht einmal den leibhaftigen Satan gefürchtet; denn vor der Sünde gab es noch keine Furcht. Die Furcht ist ein Zeichen der Schwäche, ja ein recht eigentliches Merkmal von begangener Schuld, und daher erst eine Folge der Sünde.

Nun hat aber Eva erst gegessen; wie kam denn Adam dazu? Hierauf ist die Antwort leicht; denn sobald Eva gegessen hatte, kam entweder Adam dazu, oder sie suchte ihn auf. Sie erzählte ihm ohne Zweifel Alles, was die Schlange zu ihr gesagt, und was sie darauf geantwortet; sie offenbarte ihm, daß sie von dieser Frucht gegessen, und trug vielleicht noch einen Theil davon in der Hand; sie versicherte ihm, daß die Frucht sehr gut schmecke, und beschwor ihn ebenfalls davon zu essen. Adam that es; denn es war, bemerkt der heil. Augustin, ein mächtiger Trieb für Adam, von der Frucht zu essen, ohne den von Gott gedrohten Tod zu fürchten, weil er sah, daß sein Weib, welches davon gegessen hatte, nicht gestorben sei.

Das was auf die Sünde folgte, ist nicht minder Alles glaubwürdig. Zunächst heißt es: daß ihnen die Augen aufgingen und sie erkannten, daß sie nackt seien. In einer höchst traurigen Weise erfüllte sich die Vorhersagung der Schlange. Es gingen ihnen wirklich die Augen auf, und sie erkannten, was sie vorher nicht wußten, wie elend die Sünde mache. Sie erkannten jetzt, daß sie nackt seien. Ihre Augen waren auch vor der Sünde geöffnet, und obschon ihr Leib ungekleidet war, so schämten sie sich doch nicht, weil nichts an ihnen war, was der Schöpfer nicht daran gesetzt hatte. Da aber die Werke Gottes vollkommen sind, so konnten sie

keine Ursache zur Schande an ihnen finden. Ihr Kleid, sagt der heil. Chrysostomus, war damals die Gnade; aber nachdem sie in die Sünde gefallen, verloren sie dieses kostbare Gewand, welches sie in einer glückseligen Ungewißheit über das, was wir Blöße nennen, gelassen haben würde. Zuvor regte sich in ihnen keine unordentliche Begierde: daher hatten sie auch keine Ursache sich zu schämen. Jetzt aber erwachte die Begierlichkeit, insbesonders die Fleischeslust: daher schämten sie sich ihrer Nacktheit. Die Scham ist eine Tochter der Begierlichkeit, wir sehen es noch an Kindern: so lange die Begierlichkeit in ihnen sich nicht regt, kennen sie auch keine Scham. Die unordentlichen Begierden erfüllen den Menschen mit solcher Scham, daß er selbst jene Glieder, in welchen die Begierlichkeit vorzüglich wohnt, und welche die Werkzeuge derselben sind, verhüllt und versteckt. Es darf auch nicht auffallen, daß erst dann, nachdem auch Adam von der verbotenen Frucht gegessen, dieses Gefühl sich einstellte; denn eines Theiles war jetzt erst die Sünde vollkommen vollendet; andern Theiles war Eva, nachdem sie eben gegessen hatte, so sehr von Begierde erfüllt, auch dem Adam davon mitzutheilen, daß sie augenblicklich ihre Nacktheit noch nicht erkannte; auch wird der Teufel, um vollends zu siegen, Alles angewendet haben, um sie einen Augenblick in der Täuschung zu erhalten.

Wer sich seiner Nacktheit schämt, sucht sich natürlich zu bedecken. Sie griffen daher nach dem, was sie zunächst bei der Hand hatten. Dieß waren die Blätter eines Feigenbaumes. Diese Blätter waren ihrer Breite wegen auch vorzüglich dazu geeignet. Sie bedeckten aber zunächst jene Theile, um welcher willen sie sich ihrer Nacktheit schämten. Hier kann man zugleich den ersten Ursprung der Kleider sehen: sie sind immer, mögen sie aus Leinwand, Purpur oder Seide sein, eine Erinnerung an die erste Schuld unserer Stammeltern. Wie kann man nun darauf stolz sein?

Der Mensch war nun gefallen; aber Gott wollte ihn nicht verstoßen. Indeß wäre der Mensch aus sich selbst ewig nicht mehr zu Gott zurückgekehrt; Gott mußte ihn selber wieder zurückbringen. Und Gott kam auch zu den Menschen. „Er lustwandelte bei der Kühle des Nachmittags im Garten.“ Nun zeigen sich an Adam sogleich wieder die Folgen der Sünde. „Er und sein Weib suchten sich vor dem Angesichte des Herrn zu verbergen.“ Und weil sie

keinen andern Schlupfwinkel kannten, verkrochen sie sich in das Dickicht der Bäume und Gesträuche. Thörichter Mensch, du willst dich vor dem verbergen, vor dem Alles klar am Tage ist? Die Sünde verwirrte und trübte bereits die Erkenntniß des Menschen, so daß er anfing von Gott verkehrte Vorstellungen sich zu machen. Uebrigens ist dieß das natürliche Betragen des Schuldigen, daß er die Verborgenheit sucht und sich vor seinem Richter versteckt.

Weil Adam Gott entlief, so suchte ihn der Herr in seiner Liebe, und sprach: „Wo bist du?" Diese Frage von Seite Gottes ist aber weniger buchstäblich, als vielmehr geistig zu nehmen. Gott wußte gar wohl, wo Adam sei; aber Adam wußte nicht, wo er sei, nämlich daß er Gott verlassen und in einen Abgrund des Verderbens gefallen sei. Es ist, als hätte Gott gerufen: Adam, was ist aus dir geworden? Wie habe ich dich verlassen und wie finde ich dich? Richtig bemerkt der Kirchenlehrer Tertullian: Gott wollte dem Adam Gelegenheit geben, seinen Fehler zu bekennen, und dadurch Verzeihung zu erlangen; denn ein aufrichtiges Bekenntniß macht den Richter gnädig.

Adam geht nun auch auf die Frage ein, und läßt dadurch den ersten Strahl der Hoffnung zur Rettung blitzen. Wäre Adam auf die Frage verstummt, so würde es ein Zeichen von Verstocktheit gewesen sein, und für Verstockte gibt es keine Rettung mehr. Aber nein, er redet, und fängt an, seine Schuld wenigstens in verblümten und beschönigenden Ausdrücken zu gestehen, und dadurch bahnte er sich den Weg zur Hilfe. Adam sprach: „Ich habe deine Stimme im Garten gehört, und mich gefürchtet, weil ich nackt bin, und habe mich verborgen." Adam verräth hier drei traurige Folgen der Sünde: die Schande, die Furcht und die Verwirrung der Vernunft. Die Empörung des Fleisches gegen den Geist erfüllte den Adam mit Schande; die Vorstellung der für die Sünde schuldigen Strafe erfüllte ihn mit Furcht, und seine Vernunft ist so verwirrt, daß er glaubt, der Schatten der Bäume werde ihn vor dem Lichte und der Macht des allgegenwärtigen Gottes decken. Indeß waren diese Worte Adams immerhin der Anfang des Bekenntnisses, wiewohl noch nicht das volle Bekenntniß; daher geht Gott, um die begangene Schuld mehr herauszulocken, weiter und fragt abermals: „Wer hat dir gesagt, daß du nackt bist, als weil du von dem

Baume gegessen, wovon ich dir zu essen verboten?" Nun thut Adam, was allen seinen Kindern eigen ist; er sucht sich zu beschönigen, indem er die Schuld auf ein Anderes wälzt. „Das Weib, welches du mir zugesellet, gab mir von dem Baume, und ich aß." Adam schiebt zwar die Schuld zunächst auf die Eva; indem er aber sagt: Das Weib, welches du mir zugesellet, gab mir zu essen, — geht seine Vermessenheit so weit, Gott selbst einigermaßen zum Mitschuldigen machen zu wollen. Daraus läßt sich abnehmen, wie verschlimmert bereits das Herz des Adam war, und wie sehr der Stolz und die Eigenliebe ihn verblendete.

Nun wandte sich Gott zum Weibe mit der Frage: „Warum hast du das gethan?" Eva zeigt sich nicht besser, als Adam: wie hätte es auch sein können, da sie zuerst gesündiget hatte? Wie Adam sucht auch Eva die Schuld von sich abzuwälzen. „Die Schlange," sprach sie, „hat mich betrogen, und ich aß."

Gott fragt die Schlange nicht mehr, warum sie dieses gethan und das Weib zur Sünde verleitete; denn vom Teufel, der der Schlange sich als eines Werkzeuges bediente, war es nicht anders zu erwarten. Der Teufel ist die leibhafte Bosheit, und all sein Trachten geht auf nichts Anders, als wie er Alles verderben und sich gleich machen könne. Ihm stellte Gott keine Frage mehr, weil es für ihn auch keine Hoffnung zur Hilfe mehr gab. Gott gehet jetzt zur Strafe über, und fängt sogleich bei dem, der die Hauptursache des geschehenen Uebels war, beim Teufel an. Denn er sprach zur Schlange: „Weil du dieß gethan, bist du verflucht unter allem Vieh und unter allen Thieren der Erde, auf deinem Bauch sollst du kriechen und Staub essen alle Tage deines Lebens." Es darf nicht Wunder nehmen, daß Gott über die Schlange sich erbittert, ungeachtet sie nur das Werkzeug der Verführung war. Gott handelt hier wie ein Vater, dem der Dolch eines Meuchelmörders seinen geliebten Sohn entrissen hat. Dieser begnügt sich nicht damit, den Mörder der verdienten Strafe zu überliefern; auch das Mordeisen zerbricht er im gerechten Unwillen und wünscht es in den tiefsten Abgrund versenkt. So bestraft auch Gott nicht bloß den Urheber, sondern auch das Werkzeug. Wie nun Gott wider die Schlange redete, so geschah es ihr auch; denn sein Wort ist kein leerer Schall: was Gott spricht, das geschieht. Die

Schlange ist ein häßliches, mit tödtlichem Gift erfülltes, von allen Geschöpfen verabscheutes Thier; sie kriecht wirklich auf ihrem Bauch und verschlingt in Folge dessen Staub und andern Unrath der Erde. Sie wird von den Menschen geflohen und fliehet hinwiederum die Menschen, in Folge dessen ist sie verurtheilt in Höhlen und Klüfte sich zu verstecken. Sie stellt dem Menschen nach; aber auch der Mensch sucht sie zu vertilgen. Es besteht in der That, wie Gott es aussprach, eine ewige Feindschaft zwischen dem Menschen und der Schlange. Bei allen feindlichen Nachstellungen aber ist doch die Schlange zuletzt der unterliegende Theil; die Menschen sind es, die, wo sie sich immer niederlassen, jenes giftige Gezicht entweder ausrotten oder auf andere Weise eine Ueberlegenheit darüber sich verschaffen. Sieh die buchstäbliche Erfüllung des Fluches! Die Schlange verdiente aber auch eine solche Strafe. Sie hatte es gewagt, sich bis zur Freundschaft mit dem Menschen zu erheben; zur Strafe soll ihr sein Haß und sein Abscheu zu Theil werden. Sie hat sich aufgerichtet und mit dem Weibe sich in eine Unterredung eingelassen; zur Strafe wurde sie erniedriget und verurtheilt im Staub der Erde zu kriechen. Zum Essen der verbotenen Frucht hat sie überredet, darum ist sie verurtheilt, selbst zu fressen alle Tage den Unrath der Erde.

Aber den Fluch, welchen Gott auf die Schlange legte, traf noch vielmehr den, der sich der Schlange als eines Werkzeuges bediente, den Teufel. Er ist verflucht vor allen Geschöpfen, weil er ist das verworfenste aller Wesen und kein Ungeheuer ihm an Abscheulichkeit gleich kömmt. Er ist verurtheilt, auf dem Bauch zu kriechen, d. h. im Schlamme aller Abscheulichkeit und Laster sich zu wälzen; er frißt Staub alle Tage seines Lebens, indem aller Auswurf und Abschaum aus dem Reiche Gottes ihm gleichsam als Speise zufällt. Noch deutlicher aber ist in den Worten die Strafe des Teufels ausgesprochen: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Saamen und ihrem Saamen; sie wird deinen Kopf zertreten, und du wirst sie in die Ferse stechen.“ Hier ist die erste Verheißung eines künftigen Erlösers gegeben. Das Weib, auf welches hier hingewiesen wird, ist Maria; sie hat in ihrem Saamen, in ihrem Sohne Jesus Christus, der Schlange das Haupt zertreten, d. h. das Reich des

Teufels zerstört. Freilich nicht ohne Anstrengung; aber das, was der Teufel gegen den Erlöser und seine heilige Mutter vermag, ist im Verhältniß zu dem, was ihm begegnet, wie nichts zu achten. Uebrigens ist hier auch angedeutet, daß der Kampf zwischen den Frommen einer Seits, an deren Spitze Gott und Maria stehen, und dem Teufel und seinem Anhange ander Seits bis zum Ende der Tage währen, zuletzt aber die Sache Gottes siegen wird.

Nun diktirt Gott dem Weibe die Strafe: „Ich will die Beschwerden deiner Schwangerschaft mehren; in Schmerzen sollst du deine Kinder gebären; unter der Gewalt des Mannes sollst du sein, und er wird über dich herrschen." Eine dreifache Strafe verhängt Gott über die Eva, wie sie auch dreifach gesündiget hat. Zuerst sündigte sie, indem sie der Schlange glaubte, die zu ihr sprach: „Ihr werdet sein, wie Gott." Zur Strafe dafür mehrte Gott der Eva die Beschwerden der Schwangerschaft. Zum zweiten sündigte sie, weil sie gierig die verbotene Frucht aß; dafür sollte sie in Schmerzen ihre Kinder gebären. Zum dritten, indem sie den Mann verführte: deßwegen sollte sie unter des Mannes Botmäßigkeit sein. Was Gott hier androhte, erfüllte sich genau, und wir Alle sind Zeugen davon. Wir wissen, daß das Weib viele Beschwerden in ihrer Schwangerschaft hat, und daß sie mit Schmerzen gebärt; wir wissen, daß es ihr Loos ist, dem Manne unterthan zu sein. Dieses Verhältniß ist für das Weib besonders drückend im Heidenthume, indem sie dort nicht viel mehr als die Sklavin des Mannes ist.

Zu dem Adam sprach Gott: „Weil du der Stimme deines Weibes gehorcht, und von der Frucht gegessen, welche ich dir zu essen verboten habe, so sei die Erde verflucht in deinem Werke, mit vieler Arbeit sollst du essen von ihr alle Tage deines Lebens; Dörner und Disteln soll sie dir tragen, und du sollst das Kraut der Erde essen; im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen, bis du zur Erde wiederkehrst, von der du genommen bist; denn du bist Staub und sollst zum Staube wiederkehren." Die Erde, welche von selbst und ohne Zwang dem Menschen seine Bedürfnisse geliefert hätte, war nun ein verfluchter Boden; das ganze Leben hindurch mußte der Mensch den Boden mit aller Anstrengung bebauen, um sein tägliches Brod zu erhalten; sie trug bei all dem

oft nur Dornen und Disteln, so daß der Mensch das mühevollste Leben hatte und im Schweiß seines Angesichtes sich sein Brod verdienen mußte. In diesem Zustande sollte er verbleiben, bis er, entkräftet von Arbeit und vom Tode überwältiget, wieder zur Erde zurückkehrt, von der er genommen ist. Dieß ist das Schicksal aller Sterblichen, und so erfüllt sich fortwährend der von Gott verhängte Fluch.

Was geschah aber noch? Der zu Mühseligkeiten verurtheilte Mensch konnte nicht mehr im Paradiese, dem Orte der Seligkeit, bleiben. Gott bekleidete sie daher mit Thierfellen, um sie daran zu erinnern, daß sie, die zuvor den Engeln ähnlich gewesen, durch die Sünde bis zu den Thieren hinabgestiegen seien, und zugleich daß sie des Todes eingedenk wären; denn diese Felle waren von getödteten Thieren. Dann sprach auch Gott: „Sieh, Adam ist wie unser Einer geworden, erkennend das Gute und Böse.“ Mit diesen Worten will Gott den Adam zur Erkenntniß bringen, wohin ihn seine Sünde gebracht hat. Sie enthalten keinen Hohn, sondern eine liebende Mahnung. Sieh, Adam, wollte Gott sagen, du meintest durch den Genuß der verbotenen Frucht Gott gleich zu werden; statt dessen aber bist du bis zu den Thieren hinabgestiegen, deren Felle dich jetzt bedecken. Sofort wurde Adam aus dem Paradiese verjagt. Der Mensch, sagt der heil. Augustin, mußte aus einem so heiligen Orte hinausgejagt werden, nachdem er sich desselben unwürdig gemacht hatte; er sollte sich dem Baum des Lebens, der ihm die Unsterblichkeit würde verschafft haben, nicht mehr nähern, nachdem er durch sein Verbrechen verdient hatte, mit dem Tode des Leibes und der Seele bestraft zu werden. Verbannt, aber nicht ferne von dieser entzückenden Gegend, und gezwungen, die Erde im Schweiß seines Angesichtes zu bebauen, erreichte Adam ein hohes Alter von 930 Jahren, um seine Schuld zu beweinen und zu bereuen. Seine Reue war auch so groß, daß er im Hinblick auf den verheißenen Erlöser die Gnade seines Gottes wieder erwarb und in seiner Liebe starb. Nach der Meinung der heiligen Väter wurde er am Calvarienberge an derselben Stätte begraben, wo später Christus am Kreuze starb. Darum schreibt der heil. Athanasius: Jesus Christus wählte keinen andern Ort seines Leidens und seiner Kreuzigung, als gerade den Calvarienberg, der

nach der Ansicht der gelehrtesten Juden der Begräbnißort Adams ist; denn sie versichern, daß er nach seiner Verfluchung daselbst gestorben und auch begraben worden ist. Wenn sich die Sache so verhält, so scheint mir eine wunderbare Beziehung dieses Ortes auf das Kreuz Jesu Christi stattzufinden; denn es war ganz passend, daß unser Herr, als er kam den ersten Adam zu suchen und zurück ins Leben zu rufen, sich die Stelle seines Begräbnisses zu seinem Leiden auserwählte, und daß er, indem er dessen Sünde versöhnte, auch die seines ganzen Geschlechts versöhnte. Er hatte zu Adam gesagt: Du bist Erde und sollst wieder Erde werden; und eben deßwegen suchte ihn Jesus Christus an dem Orte auf, wo dieses Urtheil vollführt worden war, um ihn vom Fluch zu befreien, und anstatt der Worte: „Du bist Erde und sollst zur Erde werden“ — sagte er zu ihm: „Steh auf, der du schläfst, und geh aus dem Grabe, der du gestorben bist.“

Noch heißt es, „daß Gott vor den Lustgarten die Cherubim mit dem feurigen, zuckenden Schwerte gesetzt habe, zu bewahren den Weg zum Baume des Lebens.“ Gott zerstörte also das Paradies nicht, sondern er vertrieb nur die Menschen aus denselben, und verwahrte den Eingang dazu durch Cherubim mit feurigem Schwert. Der Cherubim ist das Zeichen der Stärke und Kraft, und deutet an, daß man nur mit vieler Kraftanstrengung das verlorne Paradies wieder erlange; das feurige Schwert aber ist ein Sinnbild der Trübsale und Leiden, welche man im Kampfe um das Paradies auf sich laden muß.

8. Von den Folgen der ersten Sünde an den Stammeltern selbst.

Die Folgen der ersten Sünde waren an Adam und Eva selbst höchst traurig und betrübend.

Vor dem Falle befanden sich die ersten Menschen in dem glückseligsten Zustand. Sie waren im Paradies, einem Orte der Freude; ihre Seele war das reine Ebenbild Gottes; sie waren im Besitze der heiligmachenden Gnade und erfreuten sich in ihrer Unschuld des vertraulichsten Umganges mit Gott. Ihre Erkenntniß war ungetrübt; ihr Wille nur auf das Gute gerichtet. Sie kannten keine Leidenschaft, keine Begierlichkeit des Fleisches. Auch an

ihrem Leibe war nichts Krankes: sie wußten nichts von Kummer, von Schmerz oder Leidwesen; sie kannten keine Furcht, keine Angst. Ohne Leiden von Außen, ohne Unruhe von Innen hatten sie das glückseligste Leben. Dazu kam, daß dieser glückliche Zustand nie enden, sondern vielmehr sich noch vervollkommnen sollte; denn sie hatten die Bestimmung der Unsterblichkeit, und der Tod hätte ohne Sünde nie eine Gewalt über sie erhalten. Schön sagt der heil. Augustin vom Zustande der ersten Menschen im Paradiese: Der Mensch erfreute sich im Paradiese des vertraulichsten Umganges mit Gott; er genoß gleichsam Gott, das höchste Gut, und war dadurch selbst gut; es gab für ihn kein Bedürfniß, weil er in Gott Alles hatte, und zugleich lag es in seiner Macht, immer so zu leben. Er wußte nichts von Krankheit; denn Alles war an seinem Leibe gesund, Alles in seiner Seele ruhig. Wie es im Paradies keinen Wechsel zwischen Winter und Sommer gab, so kannte auch sein Bewohner keinen Wechsel zwischen Freud und Leid. Es gab für ihn nichts Trauriges, sondern eine ungestörte Freude.

Ganz anders wurde aber dieses Verhältniß durch die Sünde gestaltet. Der Mensch verlor die ursprüngliche Unschuld und heiligmachende Gnade; an ihre Stelle trat die Sündhaftigkeit, und was in ihrem Gefolge ist, als: ein böses Gewissen, eine aufgeregte Begierlichkeit, Unruhe und Furcht u. s. w. Dieß drückt Moses aus, wenn er sagt: Es wurden beiden die Augen geöffnet und sie erkannten, daß sie nackt waren. Aber nicht bloß dem Leibe, sondern auch der Seele nach waren sie nackt. Ihre Seele war beraubt alles dessen, was sie zuvor Gott wohlgefällig gemacht hatte. Ueberhaupts ist im Oeffnen der Augen das Gefühl der Sünde, und in der Scham vor der Nacktheit der Beweis von dem aufgeregten Gewissen ausgedrückt. Die Begierlichkeit erwachte; sie merkten jetzt unordentliche Regungen in der Seele; die thierischen Triebe traten hervor; die Lüste des Fleisches stellten sich ein. Dazu kam das Bewußtsein der bösen That, die sich in der Furcht vor dem Richter aussprach. Daher versteckten sie sich. Der innere Frieden und die Ruhe des Herzens war nun dahin. An die Stelle des kindlichen Sinnes zu Gott trat Mißtrauen; sie liebten Gott nicht mehr als ihren beßten Vater, sondern flohen ihn als ihren strengen Bestrafer. Ihr Wille war nunmehr verdorben und auf das

Böse gerichtet. Dieß zeigte sich deutlich in der Art und Weise, wie sie sich bei Gott der vollbrachten That wegen entschuldigen wollten; es war kein aufrichtiges Bekenntniß, sondern ein gewisses Zurückhalten und Beschönigen. Auch ihre Vernunft und Erkenntniß trübte sich; sie waren so thöricht, daß sie meinten, vor dem Auge des allsehenden Gottes könne man sich verbergen.

Mit diesem Elende der Seele hingen noch andere Uebel des Leibes zusammen. Der Mensch wurde zu harter Arbeit verurtheilt, den Krankheiten unterworfen und jedem Uebel preisgegeben. Insbesonders wurde zum Manne gesagt, daß er im Schweiß seines Angesichtes sein Brod essen soll. Das Weib aber ward dem Manne unterworfen; es ward verurtheilt, seine Kinder mit Schmerzen zu gebären. Sie verloren Beide das Paradies, den Garten der Wonne und Freude, und mußten auf der mit Fluch beladenen Erde sich mühselig fortbringen. Mit dem Paradiese verloren sie im gewissen Sinne auch die Herrschaft über die Geschöpfe. Wie sie gegen Gott sich auflehnten, so traten jene theilweise gegen sie in ein feindseliges Verhältniß. Dieß zeigte sich denn auch, indem die Erde, wenn sie der Mensch auch mit Fleiß bebauet, ihm oft nur Dornen und Distel trägt; die Thiere aber der Herrschaft des Menschen sich zu entziehen suchen und ihm nur gezwungen dienen. Zu all diesen Uebeln trat der Tod noch hinzu. Du wirst zur Erde zurückkehren, sprach Gott, aus der du genommen bist. Der Leib hatte durch die Sünde den Todeskeim in sich aufgenommen; und die größere Beschwerlichkeit bei der Arbeit und die Heftigkeit und Stärke der hervortretenden Leidenschaften, ferners die Nahrungsmittel selbst, welche durch die Sünde ebenfalls von ihrer ursprünglichen Kraft verloren, führen allmählig die Auflösung desselben herbei. Nach dem Tode aber wartete für den Menschen die traurigste Ewigkeit; denn er war unvermögend, aus dem Zustande des Mißfallens Gottes herauszutreten, weil er die heiligmachende Gnade, durch die allein ein Wohlgefallen Gottes möglich ist, verloren. Er wäre daher ewig verloren gegangen, und war zugleich in der Nothwendigkeit, dieses traurige Erbe auf alle seine Nachkommen fortzupflanzen.

Daß dem so sei, und der erste Mensch nur in Folge der Sünde so wurde, wie er hier gezeichnet worden, bezeugt der Glaube des

christlichen Alterthums; denn die heiligen Väter lehren, daß die ersten Menschen in Folge der Sünde

1) die ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit sammt der Ruhe des Herzens verloren. Sie wurden wegen der Sünde vom Besitz der Gnade von Oben entblößt und erhielten das Gefühl ihrer empfindbaren Hinwegnahme, damit sie durch Schamgefühl zuverlässig wissen sollten, in welch großes Unglück sie die Uebertretung des Gebotes Gottes gebracht hatte. Chrysos. in Gen. hom. 16.

2) Den vertrauten Umgang mit Gott. Weil der sinnliche Mensch gleich anfangs das nicht annehmend, was des Geistes ist, das Gesetz Gottes für Thorheit hielt, so wurde ihm deßhalb dadurch, daß er keinen Glauben hatte, auch das, was er zu besitzen schien, genommen, die Gnade des Paradieses und die nähere Bekanntschaft mit Gott, durch welche er alles Göttliche würde erkannt haben, wenn er gehorsam geblieben wäre. Tertull. advers. Marc. l. 2. c. 2.

3) Das Paradies, d. h. den Zustand der Glückseligkeit. Nachdem Adam durch den Neid des Teufels und den Anlauf des Weibes den erhaltenen Befehl Gottes vergaß, so wurde er zugleich aus dem Paradiese als auch von Gott selbst verstossen. Greg. Naz. Orat. 42. in pasch. 2.

4) Die Unsterblichkeit. Die Ursache des Todes war Ungehorsam, und daher ist der Mensch selbst Ursache des Todes. Ambros. de parad. c. 7.

5) Die Richtung des Geistes ging auf das Böse. Adam, dem Gebote Gottes ungehorsam, gerieth in sündhafte Gedanken und wurde verschlimmert, nicht weil Gott jene trügerischen Gedanken geschaffen hat, sondern weil er durch den Teufel betrogen worden, welcher diese Gedanken über seine vernünftige Natur, die bei der Uebertretung von Gott abgewandt war, so hinstreute, daß das teuflische Gesetz der Sünde in der menschlichen Natur begründet wurde. Der heil. Athanasius.

6) Auch der Zustand des Leibes verschlimmerte sich. Nach dem Verluste des glückseligen Zustandes zeigte der Körper des Menschen eine kränkliche und tödtliche Beschaffenheit, die auch dem Fleische der Thiere inwohnet. Aug. de Gen. l. 11. c. 32.

7) Mühseligkeiten aller Art warteten ihrer. Zur Strafe wegen seiner Uebertretung erhielt der Mensch irdische Mühsal: im Schweiß seines Angesichts sollte er sein Brod essen, und zur Erde wieder zurückzukehren, von welcher er genommen ward, wurde er verurtheilt. Auf ähnliche Weise wurde das Weib verurtheilt, zu Mühseligkeiten, zu den Schmerzen der Schwangerschaft und zur Unterwürfigkeit unter den Mann. St. Iren. haeres. l. 3. c. 35.

9) Ist es denn billig, daß Gott eine an und für sich so unbedeutende That, wie der leichtfertige Genuß einer verbotenen Frucht ist, so schrecklich straft?

Die Sünde der ersten Menschen ist keineswegs so unbedeutend, als sie auf den ersten Anblick scheinen möchte; sie ist vielmehr eine schwere That. Um die Größe dieses Falles einigermaßen zu begreifen, muß man sich die Höhe und Würde jenes Standes vorstellen, in welchem der erste Mensch erschaffen worden ist. Denn Gott bildete den ersten Menschen im Paradiese wie einen irdischen Engel, sagt der heil. Augustin, damit er auf Erden thun sollte, was die Engel im Himmel thun. Je höher also das erste Menschenpaar gestellt war, desto tiefer war auch sein Fall. —

Die Sünde, wie Jedermann weiß, wird nicht bloß durch die äußere That groß oder klein, sondern vorzüglich durch die innere Herzensstimmung. Das Herz der Menschen war aber nach dem heiligen Augustin schon vor der That verpestet. Sie hätten niemals, sagt dieser Kirchenlehrer, die böse Handlung vollbracht, wenn nicht ein böser Wille vorausgegangen wäre. Will man wissen, fährt dieser Kirchenlehrer fort, welches der Anfang dieses bösen Willens gewesen sei, so muß man antworten, der Stolz. Adam wollte Gott, dem er als dem Urheber seines Daseins mit ganzem Herzen hätte anhängen sollen, auf die Seite setzen und sich selbst zur Quelle seines Glückes machen. Dieser innere Stolz war bereits eine eiternde Wunde in dem Herzen der ersten Menschen, ehe sie noch wagten den äußern, offenbaren Ungehorsam zu begehen. Darum sagt der heil. Geist: Der Geist erhebt sich vor dem Fall Sprüchw. 16, 18. d. h. der Hoffärtige fällt durch seinen Stolz zuvor innerlich, ehe durch die Uebertretung des göttlichen

Gesetzes die äußere That hinzu kömmt. Sonach kann man sagen, der Mensch habe in seinem Herzen Gott den Gehorsam schon verweigert, ehe er noch äußerlich ungehorsam war.

Gehorsam mußte Gott von den Menschen verlangen; denn er ist die höchste Huldigung, welche die Kreatur dem Schöpfer schuldig ist, und er ist gleichsam der Wächter aller übrigen Tugenden. Da der Gehorsam eine so große Tugend ist, so läßt sich daraus abnehmen, welch ein Laster die Uebertretung hievon sein müße. Es bestrafen ja auch die irdischen Regenten nichts mehr, als die Verweigerung des Gehorsams von Seite ihrer Unterthanen. Wer seinem Fürsten den Gehorsam auffagt, ist ein Rebell wider ihn, und wird, wenn überwiesen, dafür mit dem Tode bestraft. Wie sollte nun das vor Gott klein und unbedeutend sein, was schon vor der irdischen Majestät als das ärgste Verbrechen erscheint?

Nicht im Genuße der Frucht lag also das eigentliche Verbrechen, sondern im Ungehorsame; in der genossenen Frucht sprach sich nur aus, daß der innere Abfall vollendet sei. Darum bemerkt der heil. Augustin richtig: In dieser Sünde muß man nicht bloß in Erwägung ziehen, daß Adam und Eva von einer Frucht gegessen, die ihnen verboten war, sondern man muß die Größe dieses Verbrechens aus jenem beurtheilen, dessen Folge und Vollbringung es war. Denn als ein abtrünniger Engel durch das Versprechen, sie würden werden wie die Götter, sie überredete, den Befehl Gottes zu übertreten, blies er ihnen einen Hochmuth ein, der jenem nicht ungleich war, der ihn selbst zur Empörung gegen Gott verleitete und aus einem Engel zum Teufel umwandelte. Er überredete sie, das Joch des ihnen aufgelegten Gesetzes Gottes abzuwerfen, von Niemand, als sich selbst abzuhängen, unter ihrer eigenen Macht zu stehen, und sich nach ihrem, nicht aber nach des Schöpfers Willen zu richten; Gott endlich gar nicht mehr unterthan zu sein, sondern vielmehr ihm gleich werden zu wollen. Wer sieht aus dem Allen nicht ein, daß die Sünde der ersten Menschen von jener der gefallenen Engel wesentlich nicht viel verschieden war?

Jede Kreatur, sagte der heil. Augustin, sie mag ein Engel oder ein Mensch sein, die nicht von Gott abhängen will, empört sich gegen ihn, da sie ihm gleich werden will, und verdient daher,

Alles, was ihr gegeben worden, zu verlieren, weil sie sich durch einen gottesräuberischen Eingriff zueignen wollte, was dem Allmächtigen allein gehört. Sollte nach diesem die erste Sünde unserer Stammeltern eine Kleinigkeit gewesen sein? Nein, der heil. Augustin, dieser erleuchtete Kirchenvater, bezeichnet sie als ein schreckliches Vergehen. Sie ist, sagt er, ein Angriff auf die Majestät Gottes, weil der Mensch, der sie beging, einigermaßen Gott werden wollte. Sie ist ein Unglaube, eine Treulosigkeit, da der Mensch, als er sich zwischen Gott und dem Teufel befand, dem Teufel mehr glaubte als Gott, und sich auf die Seite dieses abtrünnigen Engels wendete, um wie dieser das Joch Gottes abzuwerfen. Sie ist eine Entheiligung, ein Gottesraub, weil der Mensch an sich selbst jene englische Reinigkeit, welche seine Seele zum Tempel Gottes machte, schändete. Sie ist ein Todtschlag, und zwar der größte von allen, weil der erste Mensch nicht allein sich selbst tödtete, sondern diesen Mord über jene unzählbare Menge Menschen verbreitete, die erst in der Folge aus seinem Geblüte entspringen würden. Sie ist ein Ehebruch, eine Schändung, die man nicht genug vergrößern kann, weil die menschliche Seele, die eine Braut Gottes war, sich selbst geschändet hat, da sie sich so zu sagen dem Teufel vermählte. Sie ist ein Diebstahl, ja ein Raub, weil der Mensch Gott sich selbst raubte, und wie ein Sklave aus dem Hause seines Herrn entfloh, um Niemand als sich selbst anzugehören. Sie ist ein lasterhafter Geiz, weil der Mensch begehrte, was nicht sein war, und weil er sich mit dem, was er Gott geraubt hatte, bereichern wollte. Weit entfernt, daß also die erste Sünde nur eine Kleinigkeit wäre, ist sie vielmehr eine entsetzliche, unbegreifliche That. Darum sagt auch der heil. Augustin: der Fall des ersten Menschen sei unbegreiflich, und seine Sünde unaussprechlich. „Ruina ineffabilis et ineffabiliter grande peccatum."

Des Adam Sünde ist aber dadurch, daß er erst in Folge der Verleitung von Seite der Eva von der verbotenen Frucht aß, nicht geringer; denn er war das Haupt des Weibes, als solches hätte er sich nicht nur nicht verführen lassen, sondern auch das Weib vor dem Falle gewissermassen schützen sollen. Und nach vollbrachter That hätte er wenigstens sein Ansehen geltend machen, und der Eva die schrecklichen Folgen ihres leichtfertigen Schrittes

vorstellen sollen. Statt dessen aber wird er selbst ein Uebertreter des göttlichen Gebotes!

10. Widerlegung der Einwürfe, welche die Ungläubigen gegen die Sünde der ersten Menschen häufig vorbringen.

1) Warum hat denn Gott den ersten Menschen erschaffen, da er doch wußte, daß er in die Sünde fallen würde? —

Darauf antwortet der heil. Augustin: Gott erschuf den ersten Menschen, weil, wie er seinen Fall und die daraus entspringenden Uebel vorhersah, er auch zugleich die großen Güter, die er daraus ziehen soll, vorhergesehen hat, und daß er diese Menge von einem sündigen Vater geborner Sünder mit einer so tiefen und unerforschlichen Weisheit regieren würde, daß er, ohne nur den geringsten Antheil an der Bosheit und Unordnung ihres Herzens zu nehmen, an Einigen die Strenge seiner Gerechtigkeit, und an Andern die Reichthümer seiner Barmherzigkeit an den Tag legen würde.

2) Warum hat Gott dem Teufel erlaubt, das Weib zu versuchen und zu überwinden?

Es lag und liegt in der Natur des Satans, Alles, was mit freiem Willen Gott dient, zum Abfall von ihm zu verleiten. Gott hinderte also nur nicht, daß der Teufel nach dem Drang seiner Natur handelte. Uebrigens war die Versuchung an und für sich noch nichts Schlimmes. Hätte Eva widerstanden, so würde eben dadurch ihr Verdienst sich im herrlichsten Lichte gezeigt haben. Gott durfte daher nicht hindern, daß der Teufel die Menschen versuche, um die Gelegenheit, ihre Tugend zu erproben, ihnen nicht zu nehmen.

3) Warum schuf Gott das Weib, da er doch vorhersah, daß sie sich verführen lasse und den Adam in denselben Fehler ziehe, der vielleicht nicht gesündiget hätte, wenn er allein gewesen wäre.

Ob Adam allein nicht gesündiget hätte, ist eine Frage, worauf sich gar nichts erwidern läßt, weil Niemand weiß, was geschehen wäre, wenn Adam allein geblieben sein würde. Das Weib aber hat Gott nicht als das Werkzeug der Sünde, sondern als Genossin des Mannes erschaffen; aus seiner Hand ging sie gut

hervor. Sie war auch nöthig zur Ausführung der Absichten Gottes und zur Bevölkerung der Erde: sie durfte daher in der Schöpfung nicht fehlen.

4) Da der Teufel die erste und vorzüglichste Ursache aller Uebel ist: warum hat ihn Gott erschaffen, da er doch voraus wußte, daß dieser Geist selbst fallen und auch die Menschen dazu verleiten würde?

Warum, sagt der heil. Augustin, sollte Gott den Ersten der Engel nicht erschaffen haben, da er ihn in einer vollkommenen Schönheit und Heiligkeit erschuf? Durch die Schöpfung war er ein Engel; erst durch seinen Hochmuth ist er ein Teufel geworden. Darüber aber, daß Gott zuläßt, daß der Teufel die Menschen versuche, darf man sich nicht wundern; denn Gott bedient sich seiner Angriffe als Mittel, um die Schwachen zu stärken und die Starken noch vollkommner zu machen, und die, welche für seinen Dienst sich nicht eignen, offenbar zu machen. Gott hätte allerdings sowohl die gefallenen Engel als die ersten Menschen so erschaffen können, daß das Böse durchaus unmöglich gewesen wäre; allein es war seiner Weisheit angemessener, sich der Uebel, woran er keinen Theil hatte, zu bedienen, um größere Güter daraus zu erzielen, als gleich Anfangs alle Uebel zu verhindern. Man muß sich daher nicht wundern, daß Gott die Sünde Adams zugelassen hat, sondern vielmehr darüber muß man sich wundern, daß er aus einem so großen Uebel so wunderbare Güter und Vortheile zu unserm Heile und zu seiner Ehre gezogen hat. In der That hätte Gott augenscheinlicher zeigen können, wie hoch er die menschliche Natur schätze, und welchen Rang sie in der Ordnung seiner Geschöpfe behaupte, als es dadurch geschehen ist, daß er zu ihrer Erlösung seinen eingebornen Sohn sendete? Gott würde allerdings auch dann geehrt gewesen sein, wenn alle Engel und die Menschen in jenem ursprünglichen Stande verharrt wären, in welchem er sie erschaffen. Vergleicht man aber den Zustand der Unschuld mit jenem, der auf die Sünde folgte, so zeigt sich, daß die Kirche mit Recht durch den Mund des Priesters täglich bei dem heiligen Opfer beten läßt: „Deus, qui humanae substantiae dignitatem mirabiliter condidisti et mirabilius reformasti.“ Denn es ist leicht einzusehen, daß die Güte, Gerechtigkeit und Macht Gottes sich

nach der Sünde ganz anders offenbarte, als zur Zeit, da alle Geschöpfe noch in ihrer ersten Ordnung bestanden. Erstlich stellt sich dem menschlichen Verstande die Güte Gottes in ihrer ganzen Fülle und in einer unbegreiflichen Größe dar, als der Eingeborne des ewigen Vaters, ohne für seine Größe einen Nachtheil zu befürchten, seine Gottheit bis zur Menschheit und bis zum grausamen und schimpflichen Tod am Kreuze erniedrigte, um die Menschen selig zu machen. Hierin zeigte sich aber neben der höchsten Liebe auch die höchste Macht. Schon ein Heide, nämlich Plinius sagt: Wenn ein Prinz in der Eigenschaft eines Herrschers den Gipfel der Größe erstiegen hat, gibt es, sich noch höher zu schwingen, für ihn nur noch Ein Mittel, und dieß ist kein anderes, als sich durch Bezeigungen der Wohlthätigkeit gegen seine Unterthanen zu erniedrigen. Diese Erniedrigung thut seiner Größe nicht nur keinen Abbruch, sondern erhöhet sie vielmehr und umgibt sie mit einem neuen Glanz. Der heil. Augustin wirft einmal die Frage auf, ob die Allmacht des Sohnes Gottes mehr in der Erschaffung der Seraphim und Cherubim sich zeigte oder in der Rechtfertigung der Menschen. Darauf gibt er zur Antwort: Ich bin nicht hellsehend genug, hierüber ein Urtheil zu fällen; wer mehr Verstand hat, mag entscheiden, ob Gott größer erschien, als er die reinen Geister schuf, oder als er die sündhaften Menschen rechtfertigte. Aber so viel ist gewiß: wenn man sagen will, Gott habe bei diesen beiden Werken eine gleich große Macht gezeigt, so kann man doch nicht leugnen, daß er seine Güte in hellerem Lichte leuchten ließ, da er seine Feinde aus dem Verderben der Sünde herauszog, als da er die Engel ins Dasein gerufen.

Zweitens die Gerechtigkeit Gottes offenbarte sich erst nach der Sünde, und stimmte nach dem Ausspruche Davids: „Justitia et pax osculatae sunt“ mit seiner Güte wunderbar überein. Denn der Sohn Gottes überkleidete sich freiwillig mit sterblichem Fleische, die Menschen zu erlösen, und starb, obschon er sie als Gottmensch durch eine einzige seiner Handlungen hätte selig machen können, für sie am Kreuze als ein Uebelthäter, um der Gerechtigkeit Gottes vollkommene Genugthuung zu leisten. Dadurch machte er zugleich den Menschen begreiflich, welch ein Uebel die Sünde sei, und wie sehr sie Ursache hätten, dieselbe zu fliehen.

Drittens zeigte sich nach der Sünde die Weisheit Gottes im hellsten Lichte, durch die Art nämlich, wodurch Gott die Menschen vom Joche des Teufels befreite. Denn der Satan schien gleichsam Gott Hohn zu sprechen, als es ihm gelungen war, die ersten Menschen zum Fall zu bringen; durch die Erlösung aber wurde nicht bloß die Ehre Gottes wieder hergestellt, sondern es zeigte sich auch, wie sehr Gottes Weisheit die Arglist des Satans übersteige. Denn durch die Erniedrigungen und die Leiden, welche der Sohn Gottes über sich nahm, verband er dem Höllengeiste die Augen so sehr, daß, obschon der Teufel besorgte, Jesus Christus möchte der Messias sein, dennoch es auch wieder nicht glaubte, weil er nicht begreifen konnte, wie Gott solche Leiden und Mühseligkeiten sich gefallen lassen könne. So wurde er also zu einer Zeit besiegt, wo er sich noch sicher wähnte, und von einer scheinbar unansehnlichen Macht, was Alles seine Niederlage um so schmählicher machte.

Wären ferners alle Engel und die Menschen in dem Stande verblieben, in welchem sie Gott erschaffen hat, so wäre zwar Gott von allen seinen Geschöpfen geehrt worden, aber mit einer so beschränkten Ehre, als die Kreatur selbst ist, welche, da sie an sich selbst nichts ist, dem unendlichen und höchsten Wesen keine ihm angemessene und seiner Größe würdige Huldigung leisten kann. Aber seit dem Geheimnisse der Menschwerdung, wodurch der zweite Adam den Fall des ersten wieder gut machte, ward Gott und wird er noch immer auf eine seiner würdige Art in Wahrheit geehrt; denn der, welcher anbetet, ist so groß, als der, welcher angebetet wird, und das Schlachtopfer, welches sich auf dem Altare darbringt, ist so groß, als der, welchem es dargebracht wird. Denn Jesus Christus ists, der seiner Menschheit nach den Vater anbetet und sich ihm als ein Schlachtopfer darbringt, und eben dieser Jesus Christus ist es, der seiner Gottheit nach diese Anbetung und dieses Opfer mit seinem Vater als gleicher Gott empfängt.

5. **Das Gebot Gottes, von einem gewissen Baume nicht zu essen, soll ein Prüfungsgesetz gewesen sein; allein Gott, der Allwissende, hatte eine solche Prüfung nicht nöthig.**

Gott hatte allerdings die Prüfung nicht nöthig; aber der Mensch. An ihm mußte sich zeigen, ob er im Gehorsam verharre

oder nicht. Der innere Abfall mußte aber auch äußerlich hervortreten, damit es dem Menschen deutlich werde, er habe wirklich Gott den schuldigen Gehorsam aufgekündet. Dazu war eines äußern Gebotes nöthig, und hiezu wählte Gott in seiner Weisheit die Frucht eines Baumes.

6. Die ganze Erzählung vom Sündenfall ist eine Mythe.

Es kann keine tollkühnere Behauptung geben als diese. Wäre es nicht tollkühn zu behaupten, Alexander der Große ist keine wirkliche, sondern nur eine mythische Person? Warum ist aber diese Tollheit so groß? Weil einer solchen Behauptung alle Geschichte widerspricht und noch kein Vernünftiger an der Wirklichkeit des Alexander gezweifelt hat. So bezeugt auch alle Geschichte, und insbesonders sowohl das christliche als jüdische Alterthum, daß die Erzählung des Moses über den Sündenfall buchstäblich zu nehmen sei. Auch aus inneren Gründen kann diese Erzählung keine Erdichtung sein. Denn die Rede ist so einfach und ungeschmückt, eines geht aus dem andern so natürlich hervor, daß man an der Wirklichkeit und Wahrheit des Erzählten gar nicht zweifeln kann. So wie Moses erzählt, dichtet man nicht. Vernehmen wir das Zeugniß eines Nichtkatholiken, dem man auch Aufklärung und Nüchternheit des Urtheiles nicht absprechen wird. Herder schreibt in seinen Briefen, das Studium der Theologie betreffend: „Die Geschichte des Paradieses und der ersten Sünde soll nichts als ein allegorisches Lied, eine moralische Fabel sein. Paradies, Baum der Versuchung, Schlange habe es nie gegeben; das sei nur erdichtet, um dem Menschen eine schöne Lehre, wie Sünde entstehe, und wie Gott die Sünde strafe, unter der Hülle des Mährchens zu zeigen. — Ich frage Sie, m. B., ob Ihrem unverrückten Jugendsinne dem ersten Eindrucke nach ein solches Lied, eine schön erdachte, dazu schön vollendete Fabel in dieser einfältigen Erzählung erschienen ist? Ich lese und lese wieder, kein Ton des Liedes kommt in mein Ohr, so wenig als in der ganzen Geschichte der Israeliten oder ihrer Väter, da doch bei dem Liede Lamechs, den Liedern Mosis, Davids, der Propheten auf einmal die Rede so unterschieden steigt, daß Niemand, der nur einiges Gefühl für Gesang oder Poesie hat, den höhern Anklang verkennen kann. Wo ist das hier?

Wo fängt das Lied an? wo endet es? wo fängt die Fabel an, wo endigt sie? Ist kein Paradies, kein Baum, keine Schlange da gewesen, sind sie nur Geschöpfe der Fabel, warum sind nicht auch die Sünde, Adam und Eva eine Fabel, da doch auf diese letztern als auf Personen der Geschichte im Verfolg weiter gebaut, und auf Sünde und Verbannung aus dieser Urgegend im Verfolge weiter gerechnet wird. So ist also auch Fabel, daß Adam erschaffen wurde? daß unter solchen Umständen von ihm das Menschengeschlecht anfing? Wir wissen also von allen diesen Sachen nichts, und haben am ganzen Mährchen nichts mehr als die Geschichte von Promotheus und der Pandora. Mithin ist auch der Erfolg dieses Mährchens ein Mährchen; denn die Geschichte von Kain und Abel, von der Sündfluth, den Reisen der Israeliten aus Egypten und in der Wüste haben mitunter so starke poetische Stellen und Schilderungen, als diese so kindlich und simpel erzählte Geschichte nicht haben möchte. Kurz, ist alles dasjenige Gedicht, Fabel und Figur, was uns aus der ersten kindlichen Zeit der Welt gerade in ihrem Tone, d. i. einfältig, kindlich, poetisch erzählt wird, und so erzählt werden muß, wenn die Beschreibung (wie doch alle Geschichtschreiber wollen, und die Natur der Sache erfordert) die natürliche Farbe der Begebenheit annehmen muß; was bleibt uns denn aus dieser ältesten Geschichte?

7) Daß eine Schlange redet, ist unglaublich, und ein sicheres Kennzeichen, daß die ganze Erzählung nur Dichtung sei.

Um dasselbe nicht doppelt zu sagen, verweisen wir nur auf das, was hierüber B. III. S. 134. und folg. und oben B. VI. S. 13. vorgebracht worden ist.

8) Moses spricht nicht von einem bösen Geiste, der die Menschen verführte, sondern nur von der Schlange.

Es genügt vollkommen, daß die Schriftsteller der folgenden Zeit und die unfehlbare Kirche die Schlange als das Werkzeug bezeichnen und also den Teufel als Hauptverführer angeben. So heißt es Weish. 2, 24. „Durch den Neid des Teufels kam der Tod in die Welt.“ Joh. 8, 44. sagt Christus: „Der Teufel war von Anbeginn ein Mörder und Lügner.“ In der Apokalyps wird der Teufel „die alte Schlange“ genannt. Kap. 12, 9. Moses selbst deutet an, daß unter der Schlange noch jemand Anderer verborgen

sei; denn die Drohung Gottes: Einer von den Nachkommen des Weibes u. s. w. paßt wohl auf den Teufel, aber nicht auf eine natürliche Schlange. Außerdem ist es auffallend, daß die Schlange in dem Gottesdienste der heidnischen Völker eine so wichtige Rolle spielt und oft als Gott selbst angebetet wird. Dieß hat seinen tiefsten Grund nur darin: weil der Teufel durch die Gestalt einer Schlange die Menschen in seinen Dienst brachte, so erhielt er sich dieselben auch in dieser Gestalt in seinem Dienste.

9) Da die Schlange nur das zufällige Organ der Verführung war, wie konnte Gott, der Gerechte und Heilige, ein unvernünftiges Thier verfluchen und bestrafen!

Eben weil Gott gerecht und heilig ist, geziemte es ihm, um seinen Haß gegen die Sünde zu zeigen, nicht bloß die wirkende Ursache, den Teufel, sondern auch das Werkzeug, dessen er sich bediente, die Schlange zu bestrafen. Es gehört überhaupts zur Verstärkung des Abscheues vor dem Vergehen, daß auch die Werkzeuge bestraft, ja sogar vertilgt werden sollen, vorzüglich um den sinnlichen Menschen zu ergreifen, wie es in dem Kindesalter der Menschheit nöthig war. Daher verordnet auch Gott, daß das Thier, welches zur Wollust mißbraucht wird, sammt dem Wollüstling verbrennt werden soll. Lev. 20, 15. Auch bei menschlichen Gesetzgebungen verfährt man oft auf diese Weise, und verordnet zum größern Abscheu gegen die That auch die Vernichtung der Werkzeuge. Es verräth also Kurzsichtigkeit, wenn man sich aufhält, daß die Schlange bestraft worden sei. Uebrigens traf die Strafe keineswegs die Schlange allein, sondern gar sehr auch die wirkende Ursache, den Teufel; denn ihm wurde gesagt, daß der Erlöser ihm seine Macht wieder völlig rauben und sein Reich zerstören werde; denn er zertrete ihm den Kopf.

10) Das über Eva, den Adam und die Erde ausgesprochene Strafurtheil ist widersinnig; denn die Schmerzen bei der Geburt haben ihren Grund in der Leibesbeschaffenheit, und daß das Weib dem Manne untergeben sei, verlangt die häusliche Ordnung; die Erde aber muß ihrer Beschaffenheit nach mit Mühe bebaut werden, so daß der Schweiß des Menschen, in

welchem er sich sein Brod verdient, wieder eine natürliche Folge ist.

In all diesem ist Verdrehung und Verwirrung. Erst in Folge der Sünde nahm der Leib der Eva jene Eigenschaft an, daß sie nur mit Schmerzen gebären konnte: so wird ja noch heutigen Tages gar oft ein bei der Geburt gesunder Leib später in einen krankhaften Zustand versetzt. Die Unterwürfigkeit des Weibes unter den Mann wäre vor der Sünde ein süßes Verhältniß gewesen, wie es auch bei den Engeln stattfindet, wo denen des niedern Ranges die Unterordnung unter die der höheren Stufe keineswegs schwer fällt, sondern mit Freude verbunden ist. Was den Adam betrifft, so war er allerdings auch im Stande der Unschuld zur Arbeit verpflichtet; aber der durch die Sünde zerrüttete Körper und die Vertreibung aus dem Paradiese machten ihm die vorher leichte Arbeit nun schwer. Daß der Fluch auch die Erde traf, darf nicht Wunder nehmen; Adam veränderte durch die Sünde nicht bloß gegen Gott sein Verhältniß, sondern auch gegen die Schöpfung. Mühselig soll Adam sein Brod verdienen, im Schweiß seines Angesichtes es essen; es mußte daher die von Gott vorher gesegnete Erde eine solche Beschaffenheit annehmen, daß jene Drohung gegen Adam sich erfüllen konnte. Die ganze Umgebung mußte den Zustand entsprechen, in welchen sich Adam versetzt hatte. Die ganze Schöpfung mußte sich also verschlimmern: so verlangte es die Gerechtigkeit Gottes.

11. Ob Adam zur Seligkeit gelangt ist.

Die heilige Schrift erzählt: Als Adam neunhundert und dreißig Jahre alt war, starb er. Gen. 5, 5. Es ist hier nur die Zahl der Jahre Adams angegeben, ohne daß gesagt wäre, was er für ein Leben geführt, und welchen Tod er gestorben. Der heil. Augustin lehrt indeß an mehreren Stellen, es sei außer allem Zweifel, daß Adam und Eva selig geworden sind. Wir haben sehr viel Grund, sagt dieser Vater, zu glauben, daß diese zwei ersten Menschen nach ihrer Sünde unter den Arbeiten und Armseligkeiten, womit sie beladen waren, ein heiliges, bußfertiges Leben geführt haben, und durch die Kraft des Blutes Jesu Christi von den ewigen Strafen sind befreiet worden. Merito credimus, primos

homines, in laboribus juste vivendo, per Domini sanguinem ab aeterno supplicio liberatos.

Er sagt noch an einem andern Ort, die ganze Kirche stimme hierin überein, daß Jesus Christus, als er in die Vorhölle hinabstieg, daraus den ersten Menschen sammt den Patriarchen und Propheten, um sie mit sich in den Himmel fahren zu lassen, gezogen habe. Dieses Zeugniß der Erblehre, setzt der Heilige hinzu, könnte hinlänglich sein, die Seligkeit des Adam zu behaupten, wenn sie auch nicht durch die Worte der Schrift bestätigt würde. Allein der heilige Geist selbst wollte uns diese Wahrheit lehren, wenn er durch den Mund des Weisen redet: Die Weisheit erhielt denjenigen, welchen Gott zuerst gebildet hatte, um Vater der Welt zu sein. Sie ist's ebenfalls, welche ihn aus seiner Sünde herauszog. Et eduxit illum delicto suo. Sap. 10, 1. Denn diese Worte: Sie ist's, welche den ersten Menschen aus seiner Sünde herauszog, — sind so klar, daß nicht einmal ein Schein da ist, ihnen einen anderen Sinn geben zu können. Der heil. Irenäus, welcher von dem heil. Polykarp, einem Jünger des heiligen Evangelisten Johannes, um das Ende des zweiten Jahrhunderts nach Frankreich geschickt ward — und allda dem heil. Photin, dem ersten Bischof zu Lyon, sowohl in dem Martyrerthume, als in der bischöflichen Würde nachfolgte — behauptet diese Wahrheit von der Seligkeit des Adam mit starkem Ausdruck gegen den gottlosen Tatian, der, wie dieser heilige Vater sagt, die Irrthümer mehrerer Erzketzer, die er auf eine abenteuerliche Art miteinander verband, ausbreitete, und ihnen noch diesen von ihm selbst erfundenen beisetzte; denn er strebte nach der eitlen Ehre der Erfinder einer Neuigkeit zu sein, und über diejenigen, die sich eben so, wie er, von den Winden der Irrthümer und menschlichen Meinungen umhertreiben ließen, den Meister zu spielen. Iren. adv. haeres. l. 3. c. 30.

Der heil. Irenäus zeigt im Gegentheil, der Sohn Gottes, welcher Mensch geworden, um die Menschen zu erlösen, habe nothwendiger Weise die zwei ersten Häupter der Natur, mit welcher es ihm sich zu bekleiden gefällig war, erretten müssen; da er es einmal unternommen, die Kinder aus der Gefangenschaft zu erledigen, so war es billig, daß er auch ihren Vater befreite, und es wäre weder seiner Güte, noch seiner Größe gemäß, den Adam und die

Eva in den Händen jenes hochmüthigen Engels zu lassen, der ihren Verlust als ein ewiges Denkmal des großen Vortheils, den er seiner Einbildung nach über ihn erhalten hätte, ansehen würde. Iren. ib. c. 34. Der heilige Martyrer drückt dieß mit folgenden Worten aus: Die Absicht des himmlischen Vaters bei der Menschwerdung war diese, zu zeigen, daß der Teufel, der den ersten Menschen zum Falle gebracht, und ihn zu seinen Sklaven gemacht hatte, Gott, der den Menschen selig machen wollte, doch nicht überwunden hätte, und daß es nicht das Ansehen haben möchte, als wäre seine unaussprechliche Weisheit von diesem arglistigen Geiste betrogen worden. Omnis dispositio salutis, quae circa hominem fuit, secundum placitum fiebat Patris, ut non vinceretur Deus, neque infirmaretur ars ejus. Iren. adv. haeres. lib. 3. c. 33.

Denn, wenn der, welchen er, um ewig zu leben, zu seinem Ebenbilde erschaffen hatte, von dem Teufel mit einer tödtlichen Wunde verletzet, in den Tod verschlungen geblieben wäre, ohne jemals wieder zum Leben gelangen zu können, so wäre Gott seiner Kreatur einigermaßen unterlegen, und die Arglist der Schlange hätte über den Willen des Schöpfers die Oberhand erhalten. Si qui factus fuerat a Deo homo, ut viveret, laesus a serpente non reverteretur ad vitam, victus esset Deus, et superasset serpentis nequitia voluntatem Dei. Iren. ib. Weil aber Gott unüberwindlich ist, so schickte er seinen Sohn, als den allmächtigen Starken, der den Starken zu Boden warf, band und ihm den ersten Menschen, welchen er als seine Beute gebunden hielt, aus den Händen riß; diesen aber aus dem Tode, womit der Teufel seinen Leib und seine Seele geschlagen hatte, herauszog, und ihm das Leben wieder gab. Daher versichert uns dieser Vater, daß jene Worte des heil. Paulus in seinem Briefe an die Römer sich vorzüglich an den Adam und an der Eva bestätigen: Wo die Sünde überhand genommen, da hat die Gnade noch mehr überhand genommen. Ubi abundavit peccatum, superabundavit et gratia. Iren. ib.

Nach diesen aus dem Licht des Glaubens und der Schrift gezogenen Gründen schließt dieser heilige Martyrer: Tatian und seine Schüler, die sich mit solcher Hitze gegen die Seligkeit des Adam empörten, als wenn sie aus dem Untergange des ersten

Menschen einen großen Vortheil zu ziehen gehabt, hätten deßwegen nicht entkräftet, was von Gott selbst bestätigt worden; sondern die ganze Frucht, die sie aus dieser Streiterei gezogen, bestehe darin, daß sie sich als Ketzer und Abtrünnige, als Feinde der Wahrheit, als Freunde und Vertheidiger der Schlange und des Fürsten des Todes erklärt hätten.

Origenes, Tertullian, der heil. Cyprian, der heil. Athanasius, der heil. Basilius, der heil. Chrysostomus, der heil. Epiphanius, der heil. Ambrosius, der heil. Augustin, der heil. Hieronymus, der heil. Papst Gregorius und überhaupt die heiligen Väter der ersten acht Jahrhunderte hindurch lehrten eben dieses. Uebrigens bezeugt der heil. Augustin in seinem Buche, welches von den Ketzereien handelt, daß Tatian und seine Anhänger, welche auch Enkratiten heißen, unter andern Irrthümern auch die Seligkeit des ersten Menschen bestritten. Saluti primi hominis contradicunt. August. lib. Haeres. Wenn auch in den folgenden Jahrhunderten ein gewisser Schriftsteller entweder aus Unwissenheit in diesem Punkt, oder aus unverantwortlicher Vermessenheit sich unterstand, eine so gewisse und gegründete Lehre ebenfalls zu bestreiten, so können wir aus dem, was Philippus, der Abt von der guten Hoffnung aus dem Prämonstratenser Orden, über diesen Gegenstand mit vieler Weisheit sagt, abnehmen, was für ein Urtheil wir über ihn zu fällen haben. Dieser war ein Zeitgenosse des heil. Bernhard und schrieb einen ganzen Tractat von der Seligkeit des ersten Menschen, den er also beschließt: Nachdem nun die Seligkeit des Adam bestätigt ist, sowohl aus der heiligen Schrift, die in dem Buche der Weisheit deutlich davon spricht, als aus der allgemeinen Uebereinstimmung, nicht nur der heiligen Väter, sondern der ganzen Kirche, wie uns der heil. Augustin versichert: wer wird noch so frech sein, seine Gedanken allein einem so unumstößlichen Ansehen entgegenzustellen, und wer wird nicht Bedenken tragen, einer so gefährlichen Meinung anzuhangen, wenn er sieht, daß sie der heil. Augustin unter die Irrthümer des Tatian und seiner Anhänger zählet. cf. Sacy Erklärung der heiligen Schrift.

12. Beweis für das Dasein und die Fortpflanzung der Erbsünde.

Daß es wirklich eine Erbsünde gebe, und alle Menschen als Nachkömmlinge von Adam und Eva damit behaftet seien, ist ein unumstößlicher Glaubenssatz. Den Beweis hiefür liefern wir:

I. Aus der heiligen Schrift.

Schon das alte Testament kennt die Erbsünde.

Wenn es Gen. 5, 3. heißt: „Adam zeugte einen Sohn nach seinem Bilde und Gleichnisse," so ist hier auf die Erbsünde hingedeutet; denn es ist gesagt, daß der Sohn dem Vater glich, also dieselbe verdorbene Natur an sich hatte, wie der Vater.

Die Stelle Hiob 14, 4. ist ein Fingerzeig von der Erbsünde. Im Original-Text heißt sie: „Wo wird es einen Reinen aus einem Unreinen geben? Keinen Einzigen." Die Vulgata übersetzt: „Quis potest facere mundum de imundo conceptum semine? Nonne tu, qui solus es?" Die Septuaginta aber hat: „Wer wird rein sein von der Unreinigkeit? Keiner, wenn er auch nur Einen Tag auf Erden lebt." Ueberall ist also stark hingewiesen, daß der Mensch schon von Geburt aus unrein ist; dieß setzt aber ein Erbübel voraus. Diesen Sinn verlangt auch der Zusammenhang. Hiob sucht nämlich Gott zum Mitleiden zu bewegen, und bittet ihn, er möge um des Verderbens willen, welches der Mensch schon mit sich auf die Welt bringt, und vermöge dessen er im Guten träg ist, zur Sünde aber leicht fortgerissen wird, Nachsicht mit den menschlichen Vergehungen haben.

Psalm 50, 7. ruft David aus: „In Missethaten ward ich gezeugt, und in Sünden empfing mich meine Mutter." David ist sich hier nicht bloß von Jugend auf eines Kampfes gegen das göttliche Gesetz bewußt; er geht noch weiter, und sagt geradezu, daß er in der Empfängniß schon unrein war. „In Sünden empfing mich meine Mutter." Das deutet doch offenbar auf einen schlimmen Zustand, in welchem sich der Mensch von Geburt her schon befindet.

Viel deutlicher und häufiger sind die Aussprüche hierüber im neuen Testament.

Jesus Christus sagt zu Nikodemus: Wer nicht wiedergeboren

ist aus dem Wasser und dem heiligen Geiste kann nicht in das Reich Gottes eingehen; denn was vom Fleisch geboren ist, ist wieder Fleisch; was aber geboren ist aus dem Geiste, ist Geist. Joh. 3. Der Heiland unterscheidet hier eine doppelte Geburt: die eine dem Fleische, und die andere dem Geiste nach; dem Fleische nach werden wir von unsern irdischen Eltern, dem Geiste nach durch den Empfang der heiligen Taufe geboren. Der fleischlichen Geburt nach, also in unserer Abstammung von Adam und Eva, können wir nicht selig werden. Es muß daher auch etwas geben, was uns von der Seligkeit ausschließt; denn ohne Grund wird Niemand verdammt. Dieß ist aber eben die Erbsünde, welche durch die geistige Geburt, die Taufe, entfernt wird.

Ueberzeugend redet der heil. Paulus von der Erbsünde. Die ganze Stelle Röm. 5, 12—21. handelt davon. Der Apostel leitet von Adam den Ursprung der Sünde und des Todes und den Uebergang von beiden auf die Nachkommen vermöge der natürlichen Zeugung ab; denn er sagt V. 12. „Wie durch Einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist und durch die Sünde der Tod, und so auf alle Menschen der Tod übergegangen ist, weil alle in ihm gesündiget haben." Der Nachsatz hiezu folgt erst V. 18 und 19. Unmittelbar darauf aber kömmt ein langer Mittelsatz, in welchem der heil. Paulus die Behauptung wiederholt, daß alle Menschen, sie mögen vor oder nach dem Gesetze Mosis gelebt haben, durch Adam vermöge der Ursünde ebenfalls Sünder sind; Beweis dieser allgemeinen Sündhaftigkeit sei der Tod, der als Strafe für die Sünde verhängt worden. „Denn bis zum Gesetze war die Sünde in der Welt; nur wurde die Sünde nicht zugerechnet, da das Gesetz noch nicht da war; aber der Tod herrschte von Adam bis auf Moses auch über diejenigen, welche nicht durch eine ähnliche Uebertretung wie Adam sündigten, der ein Vorbild des Zukünftigen ist." Hier deutet der Apostel auf den künftigen Erlöser hin, und führt im Folgenden den Gedanken weiter aus, daß, wie wir in Adam alle Sünder geworden sind, in Christus auch alle wieder gerechtfertiget werden, und zwar so, daß Christi Erlösungstod weit mehr Segen, als Adams Sünde Schaden gebracht hat. „Aber nicht wie mit der Sünde, verhält es sich auch mit der Gabe; denn wenn durch die Sünde eines

Einzigen die Vielen gestorben sind, so ist um so mehr die Gnade Gottes und die Gabe durch die Gnade eines einzigen Menschen Jesu Christi Mehrern (d. h. Allen) im Ueberfluß zu Theil geworden. Ja, es verhält sich nicht mit der Sünde durch den Einen wie mit der Gabe; denn Verurtheilung kam zwar aus Einer Sünde zur Verdammniß, aber die Gnade rettet aus vielen Sünden zur Rechtfertigung. Denn wenn durch des Einen Sünde der Tod herrschte durch den Einen, um so mehr werden die, welche die Fülle der Gnade, der Gaben und der Gerechtigkeit erhalten, im Leben herrschen durch den Einen Jesum Christum." Nun folgt eigentlich erst der Nachsatz zu V. 12. „Gleichwie also durch des Einen Sünde auf alle Menschen Verdammniß kam: so kommt auch durch des Einen Gerechtigkeit auf alle Menschen Rechtfertigung des Lebens; denn gleichwie durch den Ungehorsam des Einen Menschen die Vielen zu Sündern geworden sind; so werden auch durch den Gehorsam des Einen die Vielen zu Gerechten gemacht." — Diese Schriftstelle liefert einen Hauptbeweis für das Dasein der Erbsünde. Die Hauptgedanken der ganzen Stelle lassen sich kurz in Folgendem zusammenfassen: Die Menschen gingen rein von Sünde und Tod aus der Hand Gottes hervor; Adam aber übertrat das göttliche Gebot und sündigte, und in Folge dessen starb er; dadurch brachte er die Sünde und den Tod auch über das ganze Menschengeschlecht. cf. 1. Cor. 15, 21, 22.

Nicht minder zeugt für das Dasein und die Fortpflanzung der Erbsünde Röm. 7, 14—20; und Röm. 7, 21—25. In ersterer Stelle redet der Apostel von der in ihm wohnenden Sünde; in zweiter von einem doppelten, sich widersprechenden Gesetze, das in ihm ist. Wörtlich lauten diese Stellen: „Wir wissen, daß das Gesetz geistig ist; ich aber bin fleischlich, verkauft unter die Sünde; denn was ich ausübe, ist nicht mein Erkennen; denn ich thue nicht das Gute, das ich will, sondern ich thue das Böse, das ich hasse. Wenn ich aber das thue, was ich nicht will, so stimme ich dem Gesetze bei, daß es gut sei. Nun aber wirke ich jenes nicht, sondern die in mir wohnende Sünde. Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt. Denn das Wollen liegt mir nahe; aber das Vollbringen des Guten erreiche ich nicht. Denn nicht das Gute, was ich will, thue ich, sondern ich

thue das Böse, was ich nicht will. Wenn ich aber thue, was ich nicht will, so wirke nicht ich es, sondern die in mir wohnende Sünde." — Die zweite Stelle heißt: „Ich finde, indem ich das Gute thun will, das Gesetz in mir, daß mir das Böse anklebt; denn ich habe Lust an dem Gesetze Gottes dem innern Menschen nach. Ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, welches dem Gesetze meines Geistes widerstreitet, und mich gefangen hält unter dem Gesetze der Sünde, das in meinen Gliedern ist. Ich unglücklicher Mensch, wer wird mich von dem Leibe dieses Todes befreien? Die Gnade Gottes durch Jesum Christum, unsern Herrn. So diene ich derselben mit dem Geiste dem Gesetze Gottes, mit dem Fleische aber dem Gesetze der Sünde."

Eph. 2, 2. nennt der heil. Paulus alle Menschen von Natur aus, d. h. von Geburt her, Kinder des Zornes Gottes. Niemand könnte aber von Geburt aus schon den Zorn Gottes auf sich haben, wenn ihm nicht etwas ankleben würde, was Gott mißfällig ist; ein Solches ist aber nur die Sünde. Es ist also klar, daß nach dem heil. Paulus der Mensch schon im Mißfallen Gottes, d. h. in der Sünde, geboren wird. Vergl. Kol. 1, 13.

Der heil. Jakobus hat ebenfalls die Erbsünde im Auge, wenn er K. 5. V. 14. sagt: Ein Jeder wird versucht, indem er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird.

II. Aus den Zeugnissen der heiligen Väter.

Zahllos sind die Zeugnisse, die sich von den heiligen Vätern über das Bestehen und die wirkliche Fortpflanzung der Erbsünde anführen lassen. Wir wählen nur einige aus.

Tatian sieht den Anfang alles Uebels in dem Ungehorsam der ersten Menschen. „Wegen des Ungehorsames der Urmenschen verloren wir den Geist Gottes, die vollkommene Gerechtigkeit und Heiligkeit." Orat. ad Graec. c. 18.

Justin der Martyrer leitet von dem Ungehorsam Adams für Alle das Verderben, von dem Gehorsam Christi aber für Alle das Heil ab. „Gleichwie der Ungehorsam eines Einzigen die Ursache der Verdammniß Aller ist, welche leiblich von Adam abstammen, eben so ertheilt der Gehorsam Allen das Leben, die durch ihn geistiger Weise wiedergeboren werden." Dial. cum Tryph.

Der heil. Irenäus sagt, daß wir durch Christus wieder erhielten, was wir in Adam verloren haben. „Christus verschaffte uns das Heil, so daß wir dasjenige, was wir durch Adam verloren hatten, nämlich die Ebenbildlichkeit und Aehnlichkeit mit Gott, in Christus wieder erhielten.“ Iren. lib. III. c. 20.

Nach Tertullian ist der Mensch gemäß seiner fleischlichen Abstammung von Adam unrein. „Eine jede Seele wird so lange in Adam geschätzt, bis sie durch Christus wiedergeschätzt wird. (Omnis anima in Adam censetur, donec in Christo recenseatur.) So lange aber bis sie wieder geschätzt wird, ist sie unrein; sie ist aber eine Sünderin, weil sie die Makel aus der Gemeinschaft des Fleisches nimmt. De anima c. 40.

Cyprian befiehlt, die Kinder zu taufen wegen der Makel, die sie gemäß ihrer Abstammung von Adam mit auf die Welt bringen. „Man darf ein Kind von der Taufe nicht abhalten, welches in der Stunde der Geburt noch keine andere Sünde hat, als daß es gemäß seiner fleischlichen Abstammung von Adam die Ansteckung des alten Todes schon bei seiner Geburt sich zuzog.“ Ep. 59. ad Fid.

Clemens von Alexandrien schreibt, daß das Sündigen Allen von Natur aus angeboren sei. „Der Logos ist es allein, auf welchen die Sünde nicht gefallen ist; denn Sündigen ist Allen von Natur aus angeboren und gemeinschaftlich.“ Paed. l. 3. c. 12.

Nach Origenes sind die Kinder in der Stunde der Geburt schon befleckt. „Niemand ist reinen Herzens, und wenn sein Leben auch nur einen einzigen Tag dauerte. Weil nun durch das Sakrament der Taufe die Flecken der Geburt abgewaschen werden, deßwegen tauft man die kleinen Kinder.“ Orig. in Matth.

Athanasius läßt von Adam die Schuld auf alle Menschen sich verpflanzen. „Wie von Adam die Sünde auf alle Menschen überging, so ging auch von Christus, der Mensch geworden und die Schlange zertreten hatte, die Gnade auf Alle über.“ Contra Ar. orat. I.

Hilarius sagt, daß in Einem Menschen das ganze Geschlecht gefallen sei. „Durch den Fehler des Einen Adam hat das ganze Menschengeschlecht gesündiget.“ In Matth. c. 18.

Basilius findet die Ursache unsers Todes in der Sünde Adams. „Wir Alle starben in Adam.“ De spir. 5.

Gregor von Nazian bezeichnet die Taufe als das Reinigungsmittel der uns von Geburt aus anhängenden Makel. „Durch die Taufe werden wir von jener Makel der Ungerechtigkeit gereinigt, in welcher wir empfangen wurden, und unsere Mütter uns geboren haben."

Gregor von Nyssa sagt: „Aus Einem Menschen sind alle Menschen geboren, denselben Lastern, Verwirrungen und Leidenschaften unterworfen, Sünder aus einem Sünder." Orat. 6.

Ambrosius schreibt: „Alle Menschen werden unter der Sünde geboren; selbst die Geburt hat ihre Ansteckung. Daher läßt die Schrift den David sagen: In Missethaten bin ich empfangen und in Sünden geboren." L. I. de poenit. c. 2.

Der heil. Chrysostomus leitet den Tod und alles Verderben vom Genuße der verbotenen Frucht ab. „Adam fiel, und auch diejenigen, welche nicht vom Baume aßen, wurden alle von jener Zeit an sterblich; denn jene Sünde brachte den gemeinschaftlichen Tod, der herrscht und Tyrannei ausübt; jene Sünde war es, die Alles verdorben hat." Hom. X. in ep. Rom. c. 5. — Auf dieselbe Weise erklärt sich Hieronymus: „In Adam starben wir Alle, und wir Alle sündigten und sind der Glorie Gottes unwürdig." Ferners Rufin (in ps. 50.): „Die Missethat wird aus Adam gezogen; denn Niemand wird geboren, der nicht die Schuld und die Strafe der Schuld an sich hätte." — Der heil. Augustin: „Nicht ich ersann die Erbsünde, deren Vorhandensein das ganze christliche Alterthum glaubte, sondern du, der du sie leugnest, bist ohne Zweifel ein neuer Irrlehrer. De nupt. et concup. II. 12. — Cyrillus von Alexandrien sagt im Kommentar über Johannes (l. 6. c. 15.): Jener Blinde bezeichnet das Menschengeschlecht, das im ersten Stammvater erblindet war, weil wir Alle aus jenem nicht nur den Ursprung des Todes, sondern auch die Missethat zogen. Endlich um zu schließen, sagt Gregor der Große: „Die ursprüngliche Sünde ziehen wir von den Stammeltern, und nur durch die Gnade der heiligen Taufe werden wir davon befreit."

III. Aus den Beschlüssen der Concilien.

Der Glaube an das Dasein der Erbsünde war immer im Bewußtsein der Kirche vorhanden, und der Umstand, daß sie auch die

neugebornen Kinder schon taufte, damit sie rein und makellos Gott dargestellt würden, ist ein sprechendes Zeugniß hievon. So lange indeß diese Lehre einfach geglaubt wurde, fand sich die Kirche nicht veranlaßt, sie durch eigene Vorschriften einzuschärfen; dieses geschah erst, nachdem sie Widerspruch gefunden hatte. Der Pelagianismus brachte unter anderm auch in der Lehre von der Erbsünde Verwirrung. Da erhob sich denn sogleich auch die Kirche und erklärte, was bezüglich der Erbsünde zu glauben sei. In einer Synode aller afrikanischen Bischöfe wurden im Jahre 418 diejenigen als Irrlehrer erklärt, die behaupteten, daß die Kinder nichts von der Sünde Adams an sich hätten, was durch die Taufe ausgetilgt werden müßte. Die zweite Arausikanische Synode im Jahre 529 beschloß im zweiten Canon: Wer lehrt, die Uebertretung Adams habe ihm allein und nicht auch seiner Nachkommenschaft geschadet, oder es sei nur der Tod des Körpers, welcher die Strafe der Sünde ist, und nicht auch die Sünde, welche der Tod der Seele ist, durch Einen Menschen auf das ganze Menschengeschlecht übergegangen, — der widerspricht dem Apostel, welcher sagt: Durch Einen Menschen ist die Sünde und durch die Sünde der Tod in die Welt eingegangen. — Das Concilium von Milev im Jahre 416 belegt Alle mit dem Anathem, welche lehren würden, Adam sei nicht in Folge der Sünde, sondern aus Nothwendigkeit der Natur gestorben.

Umständlich hat die Synode von Trient in ihrer fünften Sitzung die Lehre von der Erbsünde dargestellt. Die Synode stellt nämlich in fünf Canonen folgende Punkte fest:

1) Der erste Mensch Adam habe, nachdem er gegen das Gebot Gottes im Paradies gehandelt hatte, sogleich seine ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit verloren, und sei durch diese Uebertretung dem Zorne und Mißfallen Gottes und somit auch dem Tode, welchen Gott ihm vorher angedroht hatte, und mit dem Tode der Gefangenschaft unter der Gewalt dessen, der sofort die Herrschaft des Todes inne hatte, d. i. des Teufels, anheim gefallen, und der ganze Adam sei durch die Schuld dieser Uebertretung dem Leibe und der Seele nach zum Bösen umgeändert worden. Wer dieses leugnet, sei mit dem Anathem belegt.

2) Sie verdammt denjenigen, der behauptet, die Uebertretung

Adams habe ihm allein, und nicht auch seiner Nachkommenschaft geschadet, und er habe die von Gott erhaltene Heiligkeit und Gerechtigkeit, die er verlor, allein für sich, und nicht auch für uns verloren, oder er habe, befleckt durch die Sünde des Ungehorsams, nur den Tod und die Leibesstrafen in das ganze menschliche Geschlecht hinübergegossen, nicht aber auch die Sünde, welche der Tod der Seele ist.

3) Sie verdammt ferner den, der behauptet, die Sünde Adams, welche im Ursprung Eine ist, und durch Fortpflanzung, nicht durch Nachahmung, in Alle ergoßen, Jedem eigen inhaftet, könne entweder durch die Kräfte der Natur oder durch ein anders Mittel getilgt werden, als durch das Verdienst des Einen Mittlers, unsers Herrn Jesu Christi, der uns mit Gott wieder versöhnt in seinem Blute, und uns zur Gerechtigkeit, Heiligkeit und Erlösung geworden ist, oder der leugnet, daß das Verdienst Jesu Christi selber, durch das Sakrament der Taufe vorschriftsmäßig mitgetheilt, sowohl den Erwachsenen als den kleinen Kindern angeeignet werde.

4) Sie thut in den Bann denjenigen, der leugnet, daß die neugebornen Kinder getauft werden sollen, auch wenn sie von getauften Eltern entsprossen sind, oder sagt, daß sie zwar zur Vergebung der Sünden getauft werden, aber aus Adam nichts Erbsündliches ererben, das im Bade der Wiedergeburt zur Erlangung des ewigen Lebens ausgesöhnt werden müsse, woraus folgen würde, daß man bezüglich ihrer die Taufe nicht in Wahrheit, sondern fälschlich auf Vergebung der Sünden zu verstehen hätte.

5) Sie anathematisirt endlich noch denjenigen, der leugnet, daß durch die Gnade Jesu Christi, die in der Taufe mitgetheilt wird, die Schuld der Erbsünde nachgelassen werde, oder auch behauptet, es werde nicht all dasjenige, was wahrhaft und eigentlich die Sünde ausmacht, gänzlich getilgt, sondern sagt, es werde nur darüber hinweggesehen oder dasselbe nicht mehr zugerechnet. Denn in den Wiedergebornen ist Gott nichts mißfällig, weil nichts Verdammliches an denen ist, die wahrhaft durch die Taufe mit Christus zum Tode begraben sind, und nicht mehr nach dem Fleische wandeln, sondern den alten Menschen ausziehend, und einen neuen, der nach Gott erschaffen ist, anziehend, unschuldig, unbefleckt, rein, unsträflich und Gott angenehm gemacht sind, zu Erben Gottes

und Miterben Christi, so daß sie ganz und gar nichts vom Eintritt in den Himmel abhält. Daß aber in den Getauften die Begierlichkeit oder ein Zunder bleibe, dieses bekennt und fühlt die heilige Synode. Da diese zum Kampfe zurückbleibt, so vermag sie den Nichteinwilligenden, sondern den durch die Gnade Jesu Christi tapfer Widerstehenden nicht zu schaden; denn wer gesetzmäßig gekämpft hat, wird ja gekrönt werden. Die heilige Synode erklärt auch, die katholische Kirche habe niemals verstanden, daß diese Begierlichkeit, welche der Apostel bisweilen Sünde nennt, darum eine Sünde genannt werde, weil sie wahrhaft und eigentlich in den Wiedergebornen Sünde sei, sondern weil sie aus der Sünde ist, und zur Sünde hinneigt.

IV. Aus rationellen Gründen.

In unserm Selbstbewußtsein und in der Geschichte der Menschheit gibt der Fall unserer Natur sich auf das deutlichste kund. Von Jugend auf ist der Mensch mehr zum Bösen als zum Guten geneigt. Ungeachtet er weiß, daß die Sünde ihn unglücklich macht, fühlt er sich doch zu ihr hingezogen. Woher dieser Hang zum Bösen schon in den zartesten Jahren? Warum kann ihn die beßte Erziehung nicht ausrotten?

Der Mensch ist, wie er jetzt beschaffen ist, in sich selbst getheilt; er hat einerseits ein Verlangen nach Heiligkeit; anderseits aber thut er wieder so viel, was ihn gerade zum Gegentheil macht. Alle seine Theile sind im Kriege gegen einander begriffen. Woher kommt dieses, wenn nicht ein Ruin vorausgegangen ist?

Der vollkommene Mensch, wie er aus Gottes Hand hervorgehen mußte, hat nothwendig die Herrschaft über all seine Glieder, es kann in ihm nichts geben, was dem Gesetze des Geistes widerspricht. Nun aber befindet er sich gegenwärtig in einem ganz andern Zustande. Der vollkommene Mensch, wie ihn Gott geschaffen, mußte als Geist die Natur beherrschen; nun findet aber gerade das Gegentheil statt. Im vollkommenen Zustande mußte dem Menschen das Gute ganz leicht sein; wir wissen aber, wie schwer es ihm jetzt wird. Im vollkommenen Zustande mußte die Menschheit in Liebe Eines sein; es gäbe keine Feindschaft, keine Rache; es wären dann auch keine Zwangsverhältnisse nothwendig.

In der Wirklichkeit ist aber Alles ganz anders, und deutet daher auf den Fall des Menschen hin.

Daß der Mensch gefallen sei, läßt sich um so weniger in Abrede stellen, als es sich überall in der Geschichte, in allen Zeiten und bei allen Völkern zeigt. Bald nach Adam fiel das Menschengeschlecht in gar viele Laster, und nachdem die Bosheit der ersten Welt in der Sündfluth umgekommen war, fingen die Nachkommen das vorige Unwesen wieder an und geriethen bald in das nämliche Verderben. Die beßten Belehrungen konnten es bei den Israeliten nicht hindern, und andere Völker fielen noch tiefer, wie es an den Persern, Aegyptiern, Griechen, Römern u. s. w. ersichtlich ist. Woher so viel Böses? Es kann nicht von Gott kommen, es fällt auf Rechnung der Menschen, und diese selbst würden nicht dazu kommen, wenn nicht von Geburt aus etwas Schlimmes in ihnen läge, welches die Erziehung beim Beginne ihrer Arbeit schon vorfindet, und das sie nie vollkommen bewältigt, sondern nur mit aller Mühe niederhält.

Auch die übrige Schöpfung trägt die Spuren des Verderbnisses an sich; denn bei aller Schönheit und Harmonie, die man in ihr findet, zeigt sich doch auch wieder viel Trauriges und Unordentliches, was ursprünglich nicht so sein konnte, da Alles gut aus der Hand Gottes hervorging. Dieses kann aber auch nicht aus einer Sünde der Natur selbst rühren, da sie als unfrei keiner Sünde fähig ist: es muß daher in der Sünde des Urmenschen seinen Grund haben.

Nach diesem darf es nicht wundern, daß selbst Solche, die sich außer die Offenbarung stellen, dennoch jenes Verderben im Menschen nicht in Abrede stellen können. So sagt Kant in seiner Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft: Daß ein verdorbener Hang im Menschen gewurzelt sein müsse, darüber können wir uns bei der Menge schreiender Beispiele, welche uns die Erfahrung an den Thaten der Menschen vor Augen stellt, den förmlichen Beweis ersparen. Will man sie aus demjenigen Zustande haben, in welchem manche Philosophen die natürliche Gutartigkeit der menschlichen Natur vorzüglich anzutreffen hofften, nämlich aus dem sogenannten Naturstande; so darf man nur die Aufnahme von ungereizter Grausamkeit in den Mordscenen auf Tofoa,

Neuseeland, den Navigatorsinseln, und die nie aufhörende in den weiten Wüsten des nordwestlichen Amerika, wo sogar kein Mensch den mindesten Vortheil davon hat, mit jener Hypothese vergleichen, und man hat Laster der Rohigkeit, mehr als nöthig ist, um von dieser Meinung abzugehen. Ist man aber für die Meinung gestimmt, daß sich die menschliche Natur im gesitteten Zustande (worin sich ihre Anlagen vollständig entwickeln können) besser erkennen lasse; so wird man eine lange melancholische Litanei von Anklagen der Menschheit anhören müssen: von geheimer Falschheit, selbst bei der innigsten Freundschaft, so daß die Mäßigung des Vertrauens in wechselseitiger Eröffnung auch der besten Freunde zur allgemeinen Maxime der Klugheit im Umgange gezählt wird; von einem Hange, denjenigen zu hassen, dem man verbindlich ist, worauf ein Wohlthäter jederzeit gefaßt sein müße; von einem herzlichen Wohlwollen, welches doch die Bemerkung zuläßt, „es sei in dem Unglück unserer besten Freunde etwas, das uns nicht ganz mißfällt;“ und von vielen andern, unter dem Tugendscheine noch verborgenen, geschweige derjenigen Laster, die ihrer gar nicht hehl haben, weil uns der schon gut heißt, der ein böser Mensch von der allgemeinen Klasse ist: und er wird an den Lastern der Cultur und Civilisirung (den kränkendsten unter allen) genug haben, um sein Auge lieber vom Betragen der Menschen abzuwenden, damit er sich nicht selbst ein anderes Laster, nämlich den Menschenhaß, zuziehe u. s. w.

V. Bei allen Völkern finden sich Andeutungen von einer Ursünde des Menschen.

In den Ueberlieferungen der Chinesen finden sich merkwürdige Anspielungen auf die erste Sünde. Die unmäßige Begierde nach Wissenschaft, sagt Hoainantsee, hat das Menschengeschlecht ins Verderben gebracht. — Nachdem der Mensch verdorben war, sagt Lopi, führten die Thiere, die Vögel, die Insekten und die Schlangen Krieg mit ihm. Kaum hatte er die Wissenschaft erlangt, so wurden ihm alle Geschöpfe feind. In weniger als drei oder fünf Stunden veränderte sich der Himmel, und der Mensch war nicht mehr derselbe.

Auf die unzweideutigste Weise geben mehrere griechische und römische Schriftsteller von dem Dasein einer Ursünde Zeugniß,

die sich in allen Menschen auf traurige Weise äußert. So sagt Thucidides: Sündigen ist allen Menschen gemein; es ist ihnen wie angeboren. — Plato ist der Meinung, daß alle Menschen von Kindheit auf mehr Böses als Gutes thun. — Plutarch behauptet, daß ein Theil des Bösen schon von Geburt an zu unserer Natur gehört. — Merkwürdig ist, was Cicero schreibt: Sobald wir geboren sind, verfallen wir in Verkehrtheit und Irrthum, so daß es scheint, als ob wir es mit der Muttermilch eingesogen. Zwar ist in der Natur des Menschen ein gewisses, göttliches Feuer; aber gleichsam unter dem Schutte begraben. Aus diesen Mühseligkeiten und Verirrungen des menschlichen Lebens haben manche alte Weisen, welche göttliche Dinge erklärt haben, geschlossen, daß wir nur darum geboren werden, damit wir die Strafen für einige Verbrechen dulden, die wir in einem vorhergehenden Leben begangen hatten, und sie scheinen nicht unrichtig geschlossen zu haben. — Endlich macht er das Geständniß: Wider meinen Willen reißt mich eine innere Gewalt mit sich fort, ein Anderes räth die Leidenschaft, ein Anderes die Vernunft; ich erkenne das Bessere und thue das Schlimmere.

13. Welche Folgen hat die Erbsünde für die Nachkommen?

Mit der Schuld vererbten sich auch die Folgen der Erbsünde auf die Nachkommen. Die Nachkommen, sagt der heil. Augustin, konnten von Adam, der ganz mit Strafen und Wirkungen der Sünde bedeckt war, nicht geboren werden, ohne ihrem Vater gleich zu sein. Wie der Baum war, so wurde auch die Frucht. Dieß sagt auch die heilige Schrift, indem es heißt: „Als Adam hundert dreißig Jahre alt war, zeugte er nach seiner Aehnlichkeit.“ Gen. 5, 3. Hier ist es bedeutungsvoll, daß gesagt ist: „Adam zeugte nach seiner Aehnlichkeit, nach seinem Bilde und Gleichnisse.“ Um so mehr muß es auffallen, da es kurz zuvor heißt: „Am Tage, da Gott den Menschen schuf, bildete er ihn nach Gottes Gleichniß.“ Gen. 3, 1. Es ist hier ausgedrückt, daß der erste Mensch ursprünglich Gott ähnlich, also rein und heilig, ins Dasein getreten; daß aber der Nachkomme im Zustande der Sünde geboren worden; denn er war nach dem Bilde seines Vaters Adam. Hier ist zu-

gleich gesagt, daß die Erbsünde im allgemeinen die nämlichen Folgen für die Nachkommen hat, wie wir sie an den Stammeltern finden. Die Nachkommen sind ja gezeugt nach dem Vorbilde ihres sündhaften Stammvaters, also auch mit denselben Uebeln, wie er selbst behaftet. Und so ist es auch; denn wie Adam so entbehren auch seine Nachkommen vermöge der Erbsünde:

1) Die ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit. Sie sind Kinder des Zornes Gottes und ein Gegenstand seines Mißfallens.

2) Wie in den Stammeltern, so sind auch bei den Nachkommen vermöge der Erbsünde die Seelenkräfte zwar nicht vollkommen zerstört, aber doch in ihrem Verhältnisse gestört. Der Mensch hat zwar noch Vernunft und freien Willen; aber diese Seelenkräfte sind in Verwirrung gesetzt und geschwächt.

3) Wie in den Stammeltern findet sich auch bei den Nachkommen die Begierlichkeit, die zum Bösen reizt und die heftigsten Kämpfe zwischen Geist und Fleisch verursacht. Auch die übrigen Leidenschaften: Zorn, Neid, Rache und wie sie alle heißen mögen, stellen sich ein.

4) Wie die Stammeltern mit der Unschuld die Ruhe und den Frieden des Herzens verloren haben, so ist dieß auch ein trauriges Erbe der Nachkommen. Auch aus ihren Herzen flieht gar oft der Friede; Unruhe und Gewissensängsten stellen sich ein, und je mehr man persönliche Sünden begehet, desto mehr fühlt man diese traurigen Folgen.

5) Wie die Stammeltern so sind auch ihre Nachkommen zu Krankheiten, Leiden und Trübsalen jeder Art verurtheilt.

6) Wie die Stammeltern sind auch die Nachkommen dem Tode des Leibes und der Seele verfallen, d. h. nach diesem Leben gäbe es für sie ohne Erlösung keine Seligkeit, weil ihnen die Gnade, welche allein Gott wohlgefällig macht, fehlt, sie also durch sich selbst nie aus dem Zustande des Mißfallens Gottes treten könnten.

14. Folgen der ersten Sünde für die übrige Schöpfung.

Der Mensch wurde von Gott zum Könige der Schöpfung eingesetzt; denn er sprach: Lasset uns den Menschen machen nach unserm Bilde und Gleichnisse, der da herrsche über die Fische des Meeres, über das Geflügel des Himmels, über die Thiere und

über die ganze Erde und über alles Gewürm, das sich reget auf Erden. Gen. 1, 26. War nun im Normalzustande die ganze Schöpfung dem Menschen unterworfen, so mußte durch die Sünde diese Ordnung aufgehoben werden. Wie er sich nach Oben aus dem Verhältnisse mit Gott riß, so wurde er nach Unten aus seinem Verhältnisse mit den Geschöpfen gerissen, weil dieses durch jenes bedingt war. Wie der Mensch gegen Gott sich auflehnte, so brach auch das, was dem Menschen unterworfen war den Gehorsam gegen ihn. Der Mensch fand das, was ihm unterworfen war, gegen sich so, wie er sich selbst gegen Gott betrug. Demnach mußte eine natürliche Folge der Sünde sein, daß die Schöpfung zu dem Menschen in eine Art feindseliges, widerspenstiges Verhältniß trat. Dieß ist auch schon in den Worten Gottes ausgedrückt: Verflucht sei die Erde in deinem Werke, Distel und Dornen soll sie dir tragen. Gen. 3. Aber nicht bloß die leblose Schöpfung, sondern auch die Thiere traten aus dem ursprünglichen Verhältnisse, in welche sie Gott zu dem Menschen gesetzt hatte. Daß jetzt die Thierwelt theilweise feindselig dem Menschen gegenüber steht und nur mit Gewalt von ihm gebändiget wird, ist eine Folge der Sünde; im Anfange war es anders. Zugleich wurde die Schöpfung in Folge der Sünde des Menschen verschlimmert; wie der Mensch selbst aus seinem vollkommnen Zustand fiel, so auch die ihn umgebende Schöpfung; sie nahm Theil an seinem Verderben. Wie der Mensch war, so mußte auch seine Umgebung, die Schöpfung werden. Und so folgte auch die Natur dem Menschen im Verderben nach; sie seufzte gleichsam unter dem Fluche der Sünde und sehnte sich ebenfalls nach einer Erlösung, die ihr durch Christus in gewisser Weise geworden ist. Dahin deutet der heil. Paulus, wenn er sagt: Es gefiel Gott, daß durch Jesus Alles mit ihm versöhnt werde, sowohl was auf der Erde, als was im Himmel ist. Coloss. 1, 20.

15. Wie pflanzt sich die Ursünde bei den Nachkommen nach der Lehre der Kirche fort?

Die Fortpflanzungsart der Erbsünde ist ein Geheimniß, dessen Schleier sich die menschliche Kurzsichtigkeit vergebens zu lüften sucht. Wer in diese Verborgenheit zu vorwitzig hineinzuschauen

sich erkühnt, wird leicht geblendet. Daher ist es geschehen, daß Manche, wie der nächste Abschnitt zeigen wird, wirklich über dem Streben die Art der Fortpflanzung der Erbsünde sich zu erklären, auf Abwege geriethen und zu irrigen Voraussetzungen ihre Zuflucht nahmen.

Vor Allem muß man sich hüten, die Ursünde als durch Nachahmung auf das Menschengeschlecht übergehend sich zu denken. Diese Annahme widerspricht der kirchlichen Ueberlieferung und namentlich auch den Worten des heil. Paulus Röm. 5, 12. In diesem Falle wären die unmündigen Kinder von der Erbsünde ausgenommen, auch würde sie in den verschiedenen Menschen verschieden erscheinen, was Alles gegen die Lehre der Kirche ist.

Die Fortpflanzung der Erbsünde geschieht durch natürliche Abstammung, also auf dem Wege des Fleisches. Wir waren nämlich Alle in Adam dem Keime nach, wie der Baum im Saamen. Wie nun der Saame beschaffen, so wird auch der Baum und die Frucht. Von Disteln und Dornhecken sammelt man keine Trauben und Feigen, und von einem schuldigen Urmenschen konnten keine unschuldigen Nachkommen hervorgehen. Adam war nicht bloß ein Individuum, sondern der Anfang der ganzen menschlichen Natur, nicht bloß eine einzelne Person, sondern der Stamm des ganzen menschlichen Geschlechtes: wie nun der Stamm war, so mußten auch die Zweige werden. Freilich kann man hier einwenden: Wie kann denn die Sünde durch das Fleisch sich fortpflanzen, da sie nicht im Fleische, sondern in der Seele ist? Allein dieses rührt, wie sich unten noch klarer herausstellt, von der innigen Verbindung aller Menschen mit dem Stammvater her. Indem der persönliche Geist, die Seele des Einzelnen, mit einem Individuum dieses Geschlechtes in Verbindung kömmt, so tritt er zugleich auch in dessen Verhältniß zu Gott, ist also sündig und schuldig, und das ist die Fortpflanzung der Erbsünde. Der Leib kömmt vom sündigen Adam; die Seele ist von Gott geschaffen. Sobald beide sich vereinigen, ist der Sohn Adams da, der aber als solcher im nämlichen Verhältnisse zu Gott steht wie sein Stammvater, also sündenbefleckt. Die Natur ist demnach bei der Fortpflanzung der Erbsünde das Vermittelnde.

16. Verschiedene Ansichten über die Art der Fortpflanzung der Erbsünde.

Wer hier die Lehre der Kirche verläßt, verwickelt sich in mancherlei Irrthümer. Einige sagen:

1) Die genossene Frucht war giftig; ihr Genuß wirkte zunächst zerstörend auf den Leib und durch diesen auf die Seele: diese verderbliche Wirkung ist im ganzen Menschengeschlecht erblich geworden, wie dieß oft auch bei andern Gebrechen der Fall ist. — Der Irrthum liegt hier auf der Hand, so daß jedes weitere Wort überflüssig wäre.

2) Viele lassen die erste Sünde nur durch Nachahmung sich fortpflanzen. — Diese vernichten die Erbsünde, und verwickeln sich in mancherlei schwer zu lösende Frage. Wie und woher kommt es z. B., daß das Böse so allgemein nachgeahmt wird? Wenn man sagt: „Von der überwiegenden Gewalt der vielen bösen Beispiele," — so ist nichts beantwortet; denn man muß sogleich wieder fragen: Aber woher die vielen bösen Beispiele und ihre überwiegende Gewalt? Wollte man hierauf erwidern: „Von der allgemeinen Nachahmung des Bösen," — so wäre wieder nichts gesagt; denn man stünde auf dem Punkte, von welchem man ausgegangen ist.

3) Manche leugnen die eigentliche Erbsünde, und wollen nur von einer Erbschuld wissen, d. h. von einem natürlichen Hang zum Sündigen. — Aber gerade dieser Hang zum Bösen weiset auf das Bestehen der Erbsünde hin; denn es läßt sich nicht denken, wie die Gerechtigkeit Gottes diesen Hang über den Menschen sollte verhängt haben, wenn nicht von seiner Seite etwas vorausgegangen wäre, wodurch er sich diesen zuzog. Dieser Hang konnte nur in Folge einer Strafe verhängt werden; die Strafe aber setzt ein Verbrechen voraus.

4) Andere nehmen die Sache zu kräftig, und erklären die Erbsünde für etwas Wesenhaftes, so daß sie unsere zweite Natur ist, und wir unserm ganzen Wesen nach leibhaftige Satans-Bilder wären, wie der Mensch vor dem Falle Gottes Ebenbild war. Dadurch sollte ein rechtes Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit geregt werden; man vergaß aber, daß bei solchen Umständen dieses Gefühl gar nicht möglich wäre; denn der Teufel fühlt weder seine Sünd-

haftigkeit, noch hat er ein Bedürfniß der Erlösung. — Zu weit gehen auch jene, welche die Erbsünde für eine wirklich aktuelle Sünde erklären und weiters behaupten, auch durch die Rechtfertigung werde der sündhafte Zustand des Menschen eigentlich nicht entfernt, sondern durch die Barmherzigkeit Gottes nur zugedeckt. Mit dieser Lehre läßt sich nie die Hoffnung auf die Seligkeit verbinden; denn so lange der sündhafte Zustand dauert, ist keine Seligkeit denkbar, eben so wenig als es den Armen nützt, daß ein Reicher in sein (des Armen) Haus eingehet, wenn er dabei nichts desto weniger in seiner drückenden Armuth bleibt.

5) Um sich die Fortpflanzungsweise der Erbsünde leichter zu erklären, nahm man zum Generationismus seine Zuflucht und behauptete, daß die Seelen eben so wie die Körper von den Eltern fortgepflanzt werden. Allein in der katholischen Kirche ist die Ansicht die vorherrschende, daß Gott die Seele des Menschen aus Nichts schaffe. Ferners drängen sich auch, wenn man sich für den Generationismus entscheidet, bezüglich der Erbsünde nicht minder schwierige Fragen auf. Denn ist die Sünde eine wesentliche Qualität der Seele oder nur etwas Zufälliges? Ersteres wird man nicht annehmen wollen, so bleibt nichts als das Letztere übrig. Und nun frage ich: Wie geschieht es, daß sich die Erbsünde, welche der Seele nur zufällig anhängt, durch die Zeugung nothwendig fortpflanzt?

6) Selbst zur Präexistenz der Seele in Adam verlor man sich.

17. Erklärungen der heiligen Väter über die Erbsünde und ihre Fortpflanzung.

In den ersten Zeiten des Christenthums wurde die Lehre von der Erbsünde nicht angegriffen, daher hatte man auch keine Gelegenheit darüber Forschungen anzustellen und sich umständlicher auszusprechen. Ganz einfach sprach man diese Lehre aus, wie der Glaube sie vorschreibt. So sagt Irenäus: „Im ersten Adam haben wir Gott beleidiget, indem wir sein Gebot nicht hielten."

Der heil. Augustin war zu Anfang des fünften Jahrhunderts der Erste, der aus Veranlaßung der pelagianischen Irrlehre Untersuchungen über die Erbsünde anstellte. Die Erbsünde ist diesem Kirchenvater die Sünde des ersten Menschen, die durch die Zeugung

einem Jeden eigen wird, so daß alle Menschen durch die Sünde des Adam schuldig werden. Die Erbsünde ist ihm eine wahre Sünde, die schuldig und strafbar macht, nicht ein bloßes Uebel. Denn weßwegen, fragt der heil. Augustin, sollten die Kinder sterben, also die Strafe der Sünde tragen, wenn sie nicht selbst durch jene erste Sünde schuldig sind? Auch sagt der heil. Augustin, daß die Erbsünde, wenn sonst auch keine andere Sünde vorhanden ist, genügt, um verdammt zu werden. Die Begierlichkeit unterscheidet er genau von der Erbsünde. Er lehrt nämlich, daß die Erbsünde durch die Taufe getilgt wird, die Begierlichkeit aber bleibt, ohne daß sie den Wiedergebornen schadet. Die Begierlichkeit ist ihm die Strafe des Ungehorsams. Diese Begierlichkeit wird durch die Taufe versöhnt, nicht so, daß sie nicht mehr da ist, sondern daß sie nicht zur Sünde gerechnet wird. (Dimitti concupiscentiam carnis in baptismo, non ut non sit, sed ut in peccatum non imputetur. De nupt. et concup. I. 25.) Und hier verdreht Luther die Worte des heil. Augustin, wenn er lehrt: Die Sünde wird in der Taufe nachgelassen, nicht so, daß sie nicht mehr da ist, sondern daß sie nicht angerechnet wird. Er setzt an die Stelle der Begierlichkeit, die nur eine Folge der Sünde ist, die Sünde selbst. Der heil. Augustin unterscheidet aber beide, Erbsünde und Begierlichkeit, gar wohl. Die Erbsünde vergleicht er mit einem Fieber; die Begierlichkeit mit der Schwäche, welche nach der Heilung des Fiebers noch zurückbleibt. Die Erbsünde wird durch die Taufe getilgt, wie das Fieber durch den Gebrauch der Arznei geheilt wird. Aber wie in den Geheilten auch nach Entfernung der Krankheit noch eine Schwäche zurückbleibt, so bleibt den Wiedergebornen noch die Begierlichkeit zurück. — Die Fortpflanzung der Erbsünde erklärt der heil. Augustin für ein Geheimniß. So schreibt er: „Die Sünden, wer kann sie durchschauen? Sind deßhalb die Sünden nicht? So auch die Erbsünde, welche in dem wiedergebornen Vater nachgelassen wird, und doch auf die Nachkommen übergeht und bleibt, wenn diese nicht selbst wiedergeboren werden: wer ergründet diese Ursünde? Ist sie aber darum nicht? — Indeß bedient sich hier der heil. Augustin eines Gleichnisses. Er sagt nämlich: Aus dem Saamen des edeln Oelbaumes entsteht nicht wieder ein edler, sondern ein wilder Oelbaum. Dieß würde man nicht glauben,

wenn es nicht die Erfahrung lehrte. So verhält es sich auch mit der Erbsünde.

Der heil. Anselm, Erzbischof von Kanterbury, hat über die Erbsünde manchen tiefen Gedanken in seinen Schriften hinterlegt. Auch ihm ist die Erbsünde eine wahre Sünde. Wollte man sagen, sie sei nicht eigentlich Sünde zu nennen, sondern eben nur ursprüngliche, bloß in Adam vorhandene Sünde, wie ein gemalter Mensch nicht wirklicher Mensch ist, so würde folgen, daß ein Kind, welches nur die ursprüngliche Sünde hat, auch wenn es ohne Taufe stirbt, entweder gar nicht, da es keine wahre Sünde hat, oder ohne Sünde, daher unschuldig, verdammt wird. Nach dem heil. Anselm besteht die Erbsünde darin, daß die menschliche Natur die Gerechtigkeit nicht hat, die sie in Adam empfangen, und die sie immer haben sollte; das Unvermögen sie zu haben, entschuldigt sie nicht, weil es selbst verschuldet ist. Demnach ist die Erbsünde der verschuldete Mangel und das verschuldete Unvermögen den Mangel zu ersetzen. Die Erbsünde ist also etwas über den Mangel noch hinausgehendes: sie ist die Schuld, durch welche der Mangel und das Unvermögen, ihn zu haben, erst herbeigeführt worden ist, und beide sind von einander verschieden; denn die Schuld kann getilgt sein, wie in den getauften Kindern; der Mangel aber und das Unvermögen noch bestehen. — Nun zeigt der heil. Anselm, wie der Mangel auch in den Nachkommen verschuldet ist, d. h. warum die Sünde Adams auf die Kinder übergeht. Dieß geschieht daher, weil alle Nachkommen in Adam waren, zwar nicht persönlich, aber der Natur nach, wie der Keim im Saamen ist. Sie waren aber in Adam Er, in sich sind sie erst sie selbst geworden, d. h. in Adam waren sie nicht individuelle Persönlichkeiten, wie sie es in sich sind. Sie sündigten also und verloren die Gerechtigkeit nicht als Personen, sondern der Natur nach. Adam aber verlor sie persönlich und gerechter Weise zugleich für diejenigen, welche aus ihm gezeugt werden sollten, weil er auch das Geschenk der Gerechtigkeit für sie hätte erhalten können und sollen. Immerhin kann aber noch gefragt werden, wie die persönliche Sünde Adams auf die Natur und mit der Natur auf die Personen der Nachkommen übergehen kann. Dieß erklärt sich durch die innige Verbindung, welche zwischen Person und Natur stattfindet. Was

Adam als Person that, that er nicht ohne die Natur; denn der Mensch Adam war Person und Natur: indem die Person Adam sündigte, sündigte auch der Mensch, d. h. die Natur; die Sünde der Person machte auch die Natur zur Sünderin. Bei den Nachkommen ist es gerade umgekehrt: sie erhalten eine sündige Natur, und vermöge der innigen Vereinigung ihrer Person mit dieser sündigen Natur wird die Person selbst sündig. Daher ist die Erbsünde zwar die Sünde Adams, aber übergegangen auf die Nachkommen wird sie deren eigene Sünde, so daß diese nicht wegen einer fremden Sünde von der Seligkeit ausgeschlossen werden, sondern wegen der ihnen eigen gewordenen Sünde. Die Erbsünde ist zwar geringer als die persönliche Sünde Adams; aber dennoch schließt sie vom Reiche Gottes aus.

Nicht minder genial ist die Ansicht des Odo, im zwölften Jahrhunderte Bischof von Cambrai. Als unbestreitbare Wahrheit setzt er voraus, daß wir alle dem Saamen nach in Adam gewesen sind, und von ihm abstammen; aber nur dem Fleische, nicht der Seele nach; denn diese schafft Gott aus Nichts. Nun ist die Sünde nur in der Seele, wenn wir aber der Seele nach nicht in Adam gewesen sind; wie läßt sich sagen, daß wir in ihm gesündiget haben? Dieß erklärt sich Odo so: Der Mensch besteht aus zwei Substanzen in Einer Person. Wegen dieser persönlichen Einheit wird vom Ganzen gesagt, was einem Theile zukömmt. Daher kommt es, daß der ganze Mensch, der aus Leib und Seele besteht, durch die Seele allein Sünder ist. Die Seele hat nämlich in Adam nicht allein gesündiget, sondern er selbst durch die Seele, er als ein Ganzes aus mehrern Theilen durch einen Theil. Indem Adam gesündiget, hat also der Mensch gesündiget, somit die menschliche Natur, die der Mensch ist. Die menschliche Natur war aber ganz in ihm. Wie aber in Adam die menschliche Natur geworden, so geht sie auf die Nachkommen durch ihn über. Dieß fordert die Nothwendigkeit und die göttliche Gerechtigkeit: jene fordert es, weil die Entwicklung ihrem Ursprunge entsprechen muß; diese, weil sie der menschlichen Natur einmal das Gut der Fortpflanzung geschenkt hat, und mit diesem Gute nun die Sünde verbunden ist. Die ursprüngliche Sünde ist daher von der persönlichen sehr verschieden; denn ich habe in Adam nicht als der, welcher ich bin, sondern als

das, was ich bin, gesündiget, als Substanz, nicht als Person, weil ich in Adam nicht als Individuum, sondern nach der gemeinsamen Natur war. Auf die Einwendung, daß Gott als Urheber der Sünde erscheint, wenn er die sündige Seele schafft, erwidert Odo: Keineswegs; denn wer schuf zuerst die Seele? Gott. Wer setzte aber zuerst die Schuld? Der Mensch. Also ist die Seele das Werk Gottes; die Sünde aber That des Menschen.

Bonaventura lehrt: Man müße sagen, daß ohne Zweifel die ganze Masse, d. i., die menschliche Natur in allen Menschen, welche von Adam durch die Zeugung abstammen, verdorben ist, nicht allein so, daß sie eine Strafe, sondern auch so, daß sie eine Schuld trage: denn das beweise die Entziehung der Anschauung Gottes, die Schamröthe, die Vorherrschaft der Begierlichkeit. Die Entziehung der Anschauung Gottes beweist das, weil Niemand des ewigen Gutes, wozu er geschaffen ist, beraubt werden darf, ohne daß er etwas in oder an sich habe, wodurch er unwürdig ist, vor Gottes Angesicht zu stehen; so Etwas ist aber nur die Schuld. — Die Vorherrschaft der Begierlichkeit zeigt dieß am deutlichsten. Nun fährt er aber fort: „Es ist nämlich gewiß, daß die Seele des Menschen dann in Ordnung ist, wenn der Geist unter Gott, der Körper und die thierischen Kräfte unter dem Geiste stehen und seinem Willen folgen. Dagegen ist die Seele des Menschen verkehrt, wenn das Fleisch und die thierischen Kräfte den Geist beherrschen. Dieß ist der Fall bei allen Menschen von der Geburt an; wie aber die Ordnung im Menschen Gerechtigkeit ist, so ist die Verkehrtheit und Unordnung Schuld, und es ist daher unbezweifelbar in jedem Menschen eine ursprüngliche Sünde anzunehmen. Daran zweifelt auch nur, wer nicht weiß, wie heftig die Begierlichkeit ist, und wie der Geist Gott unterwürfig sein soll. Denn es ist bekannt, daß unser Geist Gott nicht vollkommen unterworfen ist, wenn er ihn nicht über Alles liebt, und um seiner (Gottes) selbst willen. Auch ist es ausgemacht, daß Niemand im Stande der verdorbenen Natur Gott über Alles und wegen seiner liebt ohne die Gnade, daß er vielmehr nothwendig von der Heftigkeit der Begierlichkeit besiegt wird, sich oder ein scheinbares Gut mehr zu lieben. Es ist also klar, daß die Seele eines jeden Menschen von

Geburt an Sünderin ist, da sie verkehrt und unordentlich ist, wie gezeigt wurde.

Die Fortpflanzung der Erbsünde denkt sich Bonaventura durch das Fleisch vermittelt. Das Fleisch sei in Adam so verdorben worden, daß es gegen den Geist sich auflehnt. Wird nun mit dem verdorbenen Fleisch die Seele verbunden, so werde sie nach Unten gezogen und durch die Begierlichkeit gebeugt; denn die Seele kann durch eigene Kraft das widerstrebende Fleisch nicht regieren. Das Gebeugtseyn der Seele sei aber nichts Anders als Verkehrung, und die Verkehrtheit in einem vernünftigen Wesen, welches der Gerechtigkeit fähig ist, nichts Anders als Ungerechtigkeit und Schuld. Es geziemt sich, sagt Bonaventura, für die göttliche Weisheit, Macht und Gerechtigkeit, die Schuld, welche die Seele aus dem Fleische sich zugezogen, ihr anzurechnen. Wiederum sagt derselbe: Die ganze menschliche Natur und alle Nachkommen sind im Stammvater verbunden gewesen, die Gerادheit der Gerechtigkeit zu haben oder nicht begierlich zu seyn, und in ihm sind wir durch seine Abweichung jener Geradheit beraubt worden, und von ihm leiten wir die Sünde nach ihrer vollen Bedeutung her. Auf die Frage, wie dieß möglich sei, antwortet Bonaventura: Wenn das ganze Wesen in einer Person ist, und jene Person dem Seyn nach zu Grunde geht, so muß auch das ganze Wesen dem Seyn nach zu Grunde gehen; eben so würde das ganze Wesen dem Gutseyn nach verdorben, wenn jene Person dem Gutseyn nach verdorben würde. Sowie das gilt: „Wenn Adam stirbt, stirbt der ganze Mensch," so gilt auch das: Wenn Adam sündiget, sündiget der ganze Mensch. Da nun das ganze Wesen in Adam war, als er sündigte, so sieht man, daß das ganze menschliche Wesen in ihm sündigte, und daher ganz in Allen und in Jedem mit Schuld behaftet ist.

Duns Skotus schreibt: Die Seele zieht sich die Erbsünde durch die Vermittlung des Fleisches zu, nicht als wenn das Fleisch gleichsam durch eine in ihm hervorgebrachte Beschaffenheit jene Erbsünde hervorbringe, sondern deßwegen, weil das Fleisch mit Begierlichkeit gezeugt und aus ihm der organische Leib gebildet wird, mit welchem die Seele verbunden, die Person ausmacht, welche der Sohn Adams ist. Als solcher ist die Seele Schuldnerin der ursprünglichen Gerechtigkeit, welche von Gott dem Adam für alle seine Söhne gegeben war.

Der heilige Thomas von Aquin sagt: In der Erbsünde ist Zweierlei zu unterscheiden: Der Mangel der ursprünglichen Gerechtigkeit und die Beziehung dieses Mangels zur Sünde des ersten Menschen, von welchem er durch den befleckten Ursprung abgeleitet wird. Erst durch diese Beziehung erhält der Mangel der ursprünglichen Gerechtigkeit den Charakter der Schuld. Jene Beziehung nun, in welcher wir zur Sünde des ersten Menschen stehen, sucht der heil. Thomas folgender Massen nachzuweisen: Alle Menschen, die aus Adam geboren werden, können als Ein Mensch betrachtet werden, in so ferne sie alle in der Natur übereinkommen, welche sie vom ersten Stammvater empfangen. Die vielen von Adam abstammenden Menschen sind gleichsam die vielen Glieder Eines Körpers. Die That eines Gliedes z. B. der Hand, geht nicht von dem Willen der Hand, sondern von dem Willen der Seele aus; der Hand an sich, getrennt vom Körper gedacht, kann also die böse That nicht zugerechnet werden, sondern nur in so ferne sie zum Menschen gehört und durch den Willen des Menschen bewegt wird. So ist auch die Unordnung, welche in den aus Adam gezeugten Menschen sich findet, freiwillig, nicht nach dem eigenen Willen des Nachkommen, sondern durch den Willen des Stammvaters, der auf die Nachkommen durch die Zeugung einwirkt, wie der Wille der Seele auf alle Glieder zur Hervorbringung einer Handlung einwirkt. Aus der Sünde des ersten Menschen wird also nach dem heil. Thomas die Schuld auf die Nachkommen so hinübergeleitet, wie vom Willen die aktuelle Sünde auf alle Glieder übergehet, welche von dem Willen bewegt werden.

18. Wird Jemand ohne Erbsünde geboren?

Alle, die von Adam abstammen, nehmen von ihm auch seine verdorbene Natur, und sind daher mit der Erbsünde geboren. Da nun das ganze Menschengeschlecht von Adam abstammt, so muß die Frage, ob Jemand ohne Erbsünde geboren wird, verneint werden.

In diesem allgemeinen Gesetze konnte, wie leicht begreiflich ist, Jesus Christus nicht eingeschlossen sein; denn an ihm, der zugleich Gott war, konnte keinen Augenblick etwas sein, das Gott mißfällig gewesen wäre. Auch durfte Jesus aus dem Grunde, weil er berufen war, unsere Sünden zu tilgen, nie selbst der Sünde unter-

worfen sein. Daher sagt der Apostel: Es geziemte sich, daß wir einen solchen Hohenpriester hätten, der da wäre heilig, schuldlos, unbefleckt, ausgeschieden von den Sündern. Hebr. 7, 26. Daß Jesus der Erbsünde nicht unterworfen sein konnte, leuchtet auch aus dem Grunde ein, weil er nicht auf gewöhnliche Weise wie die übrigen Menschen, sondern vom heiligen Geiste empfangen war.

Auch die seligste Jungfrau Maria ist nach allgemeinem Dafürhalten von der Erbsünde ausgenommen. Da wir beim Artikel „Maria" hierüber ausführlicher handeln werden, unterlassen wir es, hier mehr darüber anzuführen.

19. Wichtigkeit der Lehre von der Erbsünde.

Die Lehre von der Erbsünde gehört unter die wichtigsten Offenbarungslehren, welche man nicht hinwegschieben kann, ohne das Christenthum in seinem Fundamente zu erschüttern. Die Nothwendigkeit der Erlösung durch Christus für alle Menschen und die der geistigen Wiedergeburt durch das Wasser und den heiligen Geist ist durch die Erbsünde bedungen. Mit dem Leugnen der Erbsünde wird also das Erlösungswerk selbst beeinträchtiget, ja nach Verhältniß sogar beseitiget. Daher sind die Gegner der Erbsünde auch mehr oder weniger Gegner der Erlösung.

Durch die Annahme der Erbsünde ist der Grund des Bösen in der Welt erklärt; stellt man aber die Ursünde und ihre Vererbung in Abrede, so geräth man in Erforschung der Frage: „Woher das Böse kömmt," in die größten Irrthümer, wie unter Andern die gnostischen und manichäischen Sekten und einige neuere Philosophen augenscheinliche Beweise sind.

Die Lehre von der Erbsünde unterdrückt den Stolz des menschlichen Geistes; denn sie zeigt uns die Größe des menschlichen Elendes; sie setzt die Unentbehrlichkeit einer höhern Offenbarung ins hellste Licht; sie gibt Zeugniß von der Güte, aber auch von der Gerechtigkeit Gottes; sie stimmt uns zum innigsten Danke gegen Gott, der uns im Elende nicht verließ, sondern so liebevoll sich unser annahm; sie ist endlich ein mächtiger Beweggrund, die von Jesus angeordneten Heilsmittel gewissenhaft zu gebrauchen.

20. Einwendungen gegen die Natur und Fortpflanzung der Erbsünde.

1) Der heil. Paulus spricht Röm. 5, 12. von einer persönlichen und wirklichen Sünde, in welche man dadurch fällt, daß die Erwachsenen Adam im Sündigen nachahmen. Demnach besteht die Erbsünde in der Nachahmung des von Adam uns gegebenen bösen Beispieles. — Der Apostel behauptet in der angeführten Stelle gerade das Gegentheil; denn er sagt nicht, daß wir, indem wir Adam nachahmen, sündigen, sondern daß wir schon vorher, ehe wir an das Nachahmen noch denken können, sündhaft sind: er setzt nicht in die Nachahmung, sondern in die Abstammung die Sünde. Denn er schreibt: „Weil Alle in Adam gesündiget haben." Deutlich widerspricht der Apostel der Lehre, als ob die Erbsünde nur in der Nachahmung bestünde, in den darauf folgenden Versen, in welchen er zeigt, daß Alle sterben, auch die, welche nicht durch wirkliche Sünden und Uebertretung äußerlicher Gebote wie Adam, gleichsam diesen nachahmend, gesündiget haben, wie die Kinder. Für diese kann der Tod offenbar nicht in der Nachahmung seinen Grund haben, sondern in der durch Zeugung ererbten Sünde.

2) Nur die Folgen der Sünde, z. B. der Tod erben sich fort; nicht aber die Sünde selbst. — Der Tod ist nur die Folge der Sünde; wie nun die Folge immer die Ursache voraussetzt, so muß da, wo der Tod eintritt, nothwendig auch die Sünde vorhanden sein. Es wäre auch gegen die Gerechtigkeit Gottes, wenn er Jemanden ohne Schuld strafen würde. Dieses würde aber bei den kleinen Kindern der Fall sein; denn ungeachtet an ihnen nichts Sündiges ist, trügen sie doch die Strafe der Sünde, weil sie dem Tode unterworfen sind.

3) In dem Augenblicke, in welchem Adam sündigte, existirten die Seelen der Nachkommen noch nicht: sie konnten also auch in Adam nicht sündigen. — Wir sündigten in Adam nicht, als ob unsere Seelen in ihm steckten, sondern in so ferne als unsere Natur keimartig in ihm war. Die Fortpflanzung der Erbsünde geschieht vermittelst des Fleisches. Sobald die von Gott geschaffene Seele mit dem aus Adams Natur

gezeugten Leibe sich vereiniget, so entsteht der Sohn Adams, und dieser tritt zu Gott in dasselbe Verhältniß, in welchem der Vater zu ihm steht, ist also sündig und schuldig.

4) Die Sünde hat nicht im Körper, sondern in der Seele ihren Sitz; wenn nun die Seele nicht von Adam abstammt, wie ist es möglich, daß sie mit der Sünde Adams befleckt werden kann? — Dieser Einwendung haben wir in dem Vorhergehenden so eben begegnet. Wir können aber noch beifügen: Nur die aktuelle und habituelle Sünde hat ihren Sitz im Geiste, d. h. ist That des Geistes; die Schuld, welche nach der sündigen That bleibt, befindet sich weder im Körper noch im Geiste, sondern ist, um mit dem heil. Augustin zu reden, im Schuldbuche Gottes verzeichnet. Diese Art Sünde wird streng genommen weder durch den Körper noch durch den Geist fortgepflanzt, und hat es auch nicht nothwendig. Das ganze Geschlecht steht im Schuldbuche, und daher auch ein Jeder, der in das Geschlecht auf eine natürliche Weise eintritt: dieß aber geschieht durch die Fortpflanzung. Und so ergibt sich, daß die Fortpflanzung der Erbsünde immerhin durch die leibliche Abstammung vermittelt ist, ohne daß man strenge zu sagen nöthig hat, im Fleische pflanzt sich die Erbsünde fort.

5) Die Zurechnung einer Sünde setzt immer eine freie Handlung voraus; zur Zeit Adams haben wir aber weder physisch noch moralisch existirt: also kann uns auch dessen Sünde nicht zugerechnet werden. — Dieser Einwand hat nur in der Unwissenheit seinen Grund; man weiß nicht, was die Erbsünde ist. Die Erbsünde gehet nicht als That Adams auf die Nachkommen über, sondern als sündhaftes Verhältniß zu Gott. Nicht als Person sündigten wir in Adam, sondern als Natur. Die Natur ist in uns so, wie sie in Adam geworden ist, also sündhaft. Zur Natur, zum Wesen des Menschen, gehört aber Leib und Seele; und es steht somit der ganze Mensch, also Leib und Seele, zu Gott in einem sündhaften Verhältnisse.

6) An den kleinen Kindern wird nichts Sündhaftes bemerkt; ihnen kann also die Erbsünde nicht anhängen. Ueberdieß hat ja auch Christus die kleinen Kinder als Beispiel zur Nachahmung uns aufgestellt.

Die Erbsünde hängt wie Allen, so auch den Kindern, nicht als That, sondern als Verhältniß an; daher ist es auch kein Wunder, daß man das Daseyn der Erbsünde nicht so handgreiflich wahrnimmt, wie eine durch die That vollbrachte Sünde. Daß man aber in den Kindern gar nichts Sündiges wahrnimmt, ist gegen alle Erfahrung; im Gegentheil ist ja dieß die allgemeine Klage, daß die Kinder von der Wiege an schon immer mehr zum Bösen sich angetrieben fühlen, und daß kaum die beßte Erziehung im Stande ist, sie davon zurückzuhalten. Man merkt auch an den Dornhecken, wenn sie als ganz zarte Pflänzchen aus dem Boden hervorsprossen, die spitzigen Dornen noch nicht; aber dennoch sind sie dem Keime nach schon in ihnen. Christus aber hat die Kinder nicht deßwegen als Beispiele der Nachahmung aufgestellt, weil sie die Erbsünde nicht an sich haben, sondern weil sie noch von keiner persönlichen Sünde befleckt sind.

7) Die über Adams Nachkommenschaft verhängte Strafe widerspricht der Gerechtigkeit Gottes. — Adam sündigte durch seinen Ungehorsam und verfiel deßwegen mit Recht auch der Strafe. Auf die Nachkommen Adams wird die Sünde und die Schuld durch die Zeugung fortgepflanzt: wo aber Sünde und Schuld ist, da ist auch gerechter Weise Strafe. Statt daß also Gott ungerecht erscheint, weil er die Sünde Adams auch an den Nachkommen straft, zeigt sich vielmehr hier seine Gerechtigkeit. Man müßte zuvor den Beweis liefern, daß es in den Nachkommen Adams keine Erbsünde gibt, ehe man sagen kann, Gott ist ungerecht, daß er die Sünde Adams auch an dessen Nachkommen straft. Um so weniger kann die Erbsünde im Widerspruche mit der Gerechtigkeit Gottes stehen, da ihr ein Erbverdienst gegenüber ist, und Gott den gefallenen Menschen nicht fortdauern und zum Geschlechte sich entwickeln ließ, um die Sünde wuchern zu lassen, sondern um die Erbarmung zu zeigen und zur Schöpfung die zweite Großthat der Liebe, die Erlösung hinzuzufügen. Von diesem Standpunkte aus wird man auch nicht fragen können, warum der heilige, gütige Gott das verdammte Geschlecht sich entwickeln lassen könne, und wie er sogar die Geister schaffen mag, von denen er doch weiß, daß sie durch ihren Eintritt in das sündige Geschlecht dem Verderben preisgegeben sind: wenn man bedenkt,

daß das sündhafte Geschlecht einen Erlöser hat, in welchem es der Seligkeit wieder theilhaftig werden kann, fällt hier aller Widerspruch hinweg.

8) Wie kommt es denn aber, daß das Erbverdienst, welches ja von unendlichem Werthe ist, die Erbschuld nicht aufhebt, sondern daß beide Verhältnisse neben einander fortbestehen? — Der alte Mensch Adam und der neue Mensch Jesus Christus bedingen sich gegenseitig; denn der neue Mensch konnte nur auftreten, wenn der alte sich fortpflanzte, und der alte sich nur deßwegen fortpflanzen, weil ihm ein Erlöser gegenüber stund. Das Geschlecht hat sonach einen doppelten Anfang und Lebensgrund, einen leiblichen und einen geistigen Stammvater, und weil es weder ohne den Einen noch ohne den Andern da ist, so steht es auch immer bis zu seiner Vollendung in dem doppelten Verhältnisse zu Gott. Es ist aber die Aufgabe des in das Geschlecht und sein Doppelverhältniß eintretenden Geistes, das eine oder das andere Verhältniß, Adam oder Christus, frei sich zu wählen.

9) Wenn die Erbsünde durch die Taufe hinweggenommen wird, so soll sie in den von getauften Eltern gebornen Kindern nicht mehr vorhanden seyn. — Die Erbsünde ist ein Verhältniß des ganzen Geschlechtes zu Gott; indem dieses Verhältniß für die Eltern aufgehoben wird, bleibt es noch für das Geschlecht und lastet noch immer auf einem Jeden, der durch die Zeugung ein Sohn des Geschlechtes wird.

10) Bei Ezechiel 18, 20. heißt es: „Die Seele, die sündigt, soll sterben; der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters, und der Vater nicht die des Sohnes.“ Hier ist also jede Vererbung der Sünde, Schuld und Strafe geleugnet. — Der Prophet spricht hier von den positiven Strafen, welche über die Söhne wegen der Verbrechen der Väter allerdings nicht zu verhängen sind; so wird der Sohn nicht gestraft wegen des vom Vater vollbrachten Diebstahls. Aber Ezechiel spricht am angeführten Orte nicht von der Ansteckung des Uebels, welches sich wegen der statthabenden Verbindung nothwendig auch Andern mittheilet. So theilten z. B. die von den Juden zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft gebornen Kinder

von selbst das traurige Schicksal ihrer Eltern; so theilen die Söhne die Schmach ihres im Gefängniß sitzenden Vaters; so verpflanzt sich oft auch auf die Kinder der krankhafte Zustand ihrer Eltern. Aehnlich verhält es sich auch mit der Erbsünde: vermöge ihres innigen Zusammenhanges mit den Stammeltern erbten die Nachkommen von ihnen mit der Natur auch das Verderben derselben. Der Prophet Ezechiel ist weit davon entfernt, dieses in Abrede zu stellen.

11) Den Kirchenvätern vor Augustin war die Erbsünde unbekannt; erst Augustin hat sie erfunden. — Gegen diese Einwendung zeugt der heil. Augustin selbst; denn er sagt in seinem Buche gegen Julian und in seiner Schrift von den Hochzeiten und der Begierlichkeit, daß nicht er die Erbsünde erdichtet, sondern daß diese die katholische Kirche schon im grauesten Alterthume geglaubt habe. Wenn aber erst Augustin die Erbsünde aufgebracht hat, wie kommt es denn, daß viele Väter lange vor ihm schon davon reden? Oder von was spricht der heil. Cyprian, wenn er sagt: Das neugeborne Kind hat sich durch Abstammung von Adam die Ansteckung des alten Todes zugezogen? Kannte etwa Tertullian die Erbsünde nicht, da er doch sagt: Der Mensch ist vom Anfange an betrogen und dem Tode anheim gefallen, und machte deßwegen das ganze von seinem Saamen angesteckte Menschengeschlecht zum Ueberlieferer seiner Verdammniß. Wußte Irenäus nichts von der Erbsünde, der doch sagt, daß der Mensch in Christus wieder erhielt, was er in Adam verlor? War die Erbsünde dem heil. Justin ein Geheimniß, da er doch bezeugt, daß das ganze Menschengeschlecht durch Adam in den Tod gerathen war? Nein, die Väter vor dem heiligen Augustin kannten die Erbsünde gar wohl; wenn sich aber einige nicht so klar aussprachen, daß ihre Worte keiner Mißdeutung fähig wären, darf dieß um so weniger auffallen, da noch keine kirchliche Entscheidung hierüber vorlag; sie brauchten in ihren Ausdrücken um so weniger ängstlich seyn, da dieser Glaubenssatz noch nicht streitig geworden, und daher ihre Worte auch weniger falscher Auslegung preisgegeben waren.

21. Irrthümer bezüglich der Erbsünde.

Ueber die Erbsünde hat es im Laufe der Zeiten mancherlei Streitigkeiten gegeben; es sind diese theils über die Existenz der Erbsünde, theils über ihre Natur und Wesenheit, theils auch über die Fortpflanzung derselben entstanden.

Die Enkratiten finden den Sündenfall in der ehelichen Beiwohnung. Dieser Ansicht sind auch die Manichäer. Die Ophiten lehren, der Mensch habe durch die Schlange, gemäß des Rathes der Sophia aufgefordert, des Demiurgen Gebot übertreten und so erst die Kenntniß des wahren Gottes erlangt; der Fall des Menschen wäre also eigentlich erst dessen wahre Erhöhung gewesen; zu welch letzterer Meinung sich auch einige Philosophen hinneigen. Nach Theodor von Mopsuestia war Adam vom Anfange an sterblich, und Gott stellte ihm den Tod als Strafe nur vor, um ihn von der Sünde abzuschrecken.

Die Pelagianer griffen die Erbsünde in ihrer Existenz an; denn sie lehrten, daß der Zustand des Menschen nach dem Falle von dem vor demselben nicht verschieden sei. Daher sind nach ihnen die neugebornen Kinder in demselben Zustande, in welchem sich Adam vor dem Falle befunden habe. Die Arminianer geben zwar zu, daß die ersten Menschen vollkommner gewesen, als wir geboren werden, jedoch sei der Unterschied um so weniger von großer Bedeutung, da die heil. Schrift auch den ersten Menschen nirgends Heiligkeit und Gerechtigkeit beilege. Es sei, sagen Andere, schon vor dem Falle im Menschen etwas Böses gewesen.

Die Socinianer und die spätern Rationalisten stehen mit den Pelagianern hierin in so ferne auf gleicher Linie, indem sie ebenfalls keine Erbsünde anerkennen.

Die Reformatoren nehmen die Folgen der Ursünde, als die Verderbtheit unserer Natur, die Begierlichkeit 2c., für die Ursünde selbst. Gewöhnlich ist ihnen Erbsünde und Begierlichkeit ein und dasselbe. So sagt Luther: Alle Menschen werden mit der Sünde geboren, das ist ohne Furcht Gottes, ohne Vertrauen zu Gott und mit der Begierlichkeit. In einer andern Weise nehmen die Reformatoren die Erbsünde zu kräftig, indem sie die Erbsünde für das Substantielle und einzige Leben des gefallenen Menschen er-

klären. Darnach wäre seine ganze Freiheit und Ebenbildlichkeit Gottes zerstört, so daß er sich in Bezug auf das Höhere nicht anders als Stein und Holz verhält und sein ganzes Wollen und Wirken über die thierischen Funktionen des Essens, Trinkens, Umherwandelns u. s. w. nicht hinausgeht. Bis dahin verirrte man sich durch die Annahme dieser unheilvollen Lehre, daß man alles Thun des Menschen für Sünde erklärte. So sagt Oekolampad: Der sich selbst überlassene Mensch geräth um so mehr in Sünden hinein, je eifriger er sich bemüht, davon frei zu werden; denn Alles, was geschieht, ist Sünde; auch jene philosophischen Tugenden sind Sünde. Kalvin verirrt sich bis dahin, daß er Gott selbst als den Urheber der Sünde bezeichnet; er mißdeutet zum Behuf dessen eine Menge Stellen des alten Testaments.

Auch bezüglich der Fortpflanzung der Erbsünde entstunden mancherlei Irrthümer, namentlich fanden sich in Folge dessen Einige zur Annahme verleitet, daß unsere Seelen in Adam präexistirten; Andere fanden sich zum Traducianismus hingezogen, und wieder andere zum Generationismus; Begriffe, die alle aus der Theologie bekannt sind. Vergl. auch oben S. 54.

Ergebung, sieh den Artikel Willen.

Ergötzung, sieh den Artikel Freude.

Erlöser, sieh den Artikel Jesus.

Artikel LIV.

Erziehung.

1. Vorbemerkung.

Vieles von dem, was hier zur Abhandlung kommen sollte, haben wir schon bei dem Artikel „Eltern" besprochen. Nichts desto weniger glaubten wir den Artikel Erziehung dennoch eigens vorbringen zu müssen, weil sich Manches, was er in sich faßt, dort nicht bequem einreihen ließ. Aber kürzer können wir uns hier mit Zurückweisung auf den fraglichen Gegenstand fassen.

2. Stellen aus der heil. Schrift.

a) Beschaffenheit. Wenn du Söhne hast, so unterrichte sie und zähme sie von Jugend auf. Eccli. 7, 15. — Wer die Ruthe spart, haßt seinen Sohn. Sprüchw. 13, 24. — Züchtige deinen Sohn, so wirst du seinetwegen ruhig sein können, und er wird dir Freude machen. Sprüchw. 29, 17. — Väter, reizt euere Kinder nicht zum Zorne, sondern erzieht sie in der Lehre und Zucht des Herrn. Eph. 6, 4.

b) Nothwendigkeit. Ein Sohn, den man seinem Willen überläßt, betrübt seine Mutter. Sprüchw. 19, 15. — Wer für die Seinigen nicht Sorge trägt, hat den Glauben verleugnet, und ist ärger als ein Heide. 1. Timoth. 5, 8. Ein Pferd, das nicht gezähmt worden, ist schwer zu bändigen, und ein Sohn, der nicht gezogen wird, geht schlimme Wege. Eccli. 30, 8. — Ein Sohn, der nicht gezogen wird, gereicht dem Vater zur Schande, und eine solche Tochter ist ihm zum Schaden. Eccli. 22, 3.

c) Nutzen. Wer seinen Sohn erzieht, wird seinetwegen gelobt werden, und unter den Hausgenossen sich seiner rühmen.

Eccli. 30, 2. — Die Ruthe und die Zucht ertheilen Weisheit. Sprüch. 29, 15. — Die Thorheit ist fest gebunden an des Knaben Herz, aber die Zuchtruthe treibt sie davon. Sprüchw. 22, 15.

3. Väterstellen.

a) Beschaffenheit. Die Jugend hält man mehr durch Furcht, als mit Vernunftgründen vom Laster ab. Der heil. Ambrosius. — Eltern, lehret euere Kinder durch eueren Wandel das Böse meiden. Euseb. v. Emiss. — Die Eltern sollen sich erinnern, daß auch sie Kinder waren, und von ihren Eltern nicht unbillig mißhandelt werden wollten. Der heil. Ambrosius. — Die Erziehung besteht in zwei Dingen, in der Zucht und in der Unterweisung: das Erstere wird durch Furcht, das Andere durch Liebe erreicht. Der heil. Augustin. —

b) Nothwendgkeit. Die heiligste Pflicht eines Hausvaters ist, väterliche Sorge für die Seinigen zu tragen, er soll sie belehren, ermahnen und zurechtweisen. Der heil. Augustin. — Ein Vater, der die Erziehung seines Kindes vernachlässiget, ist der Mörder desselben, und um so strafbarer, weil er seine Seele tödtet. Der heil. Chrysostomus. — Die Jugend ist dem Wachse gleich, für Eindrücke einer jeden Art empfänglich: man muß daher trachten, ihr gleich Anfangs die beßten beizubringen. Der heil. Basilius. —

c) Nutzen. Willst du reiche Kinder hinterlassen? Gib ihnen eine gute Erziehung, und du hast ihnen den größten Reichthum gegeben. Der heil. Chrysostomus. — Durch eine gute Erziehung wird die Jugend am Körper und Geiste gebildet. Der hl. Bernard.

d) Viele Kinder werden nur böse, weil sie keine rechte Erziehung genießen. — Die Unverschämtheit der Jugend, sagt der heil. Ambrosius, ist eine Folge der vernachlässigten Erziehung.

e) Die Eltern müssen für die Fehler der Kinder einstehen, wenn sie es an der Erziehung gebrechen ließen. — Alle Verbrechen der Kinder wird man einst den Eltern auf Rechnung schreiben, wenn sie es versäumten, ihre Kinder zu erziehen. Origenes.

4. Geschichtliche Beispiele.

Der so eifrige Bischof und Cardinal, **Karl von Borromäus**, kannte nichts Wichtigers, als allen Pfarrern und Seelsorgsgeistlichen einzuschärfen, daß sie mit unermüdetem Fleiße die Eltern zur guten Erziehung ihrer Kinder aufmuntern.

Susanna, die Gemahlin des Joachim, wandelte stets gottesfürchtig; denn die Eltern haben ihre Tochter ganz nach dem Gesetze des Herrn erzogen.

Heli war ein Priester Gottes; er hatte zwei Söhne, Ophni und Phinees, die ganz ausarteten. Wenn die Leute nach Silo kamen, um dem Herrn ihre Opfer darzubringen, nahmen sie das Beßte mit Gewalt hinweg und verübten andere Schandthaten vor der Thüre des Heiligthums. Heli hätte den Unfug derselben leicht selbst bemerken können; allein er hatte kein Auge für seine Söhne. Nachdem ihm Andere auf die Greuel, welche sie verübten, aufmerksam gemacht hatten, gab er ihnen bloß eine kurze Ermahnung, und ließ es dabei bewenden; an ernste Mittel, seine Söhne zu bessern, dachte Heli nicht. Darüber erzürnte Gott, und ließ ihm melden, welche Strafe über ihn und seine Kinder hereinbrechen werde. In einem Kriege, der zwischen den Israeliten und den Philistern ausbrach, wurden die erstern gänzlich geschlagen, die beiden Söhne des Heli kamen um, selbst das Heiligthum des Herrn, die Bundeslade, gerieth in die Hände der Feinde. Als man dem alten Heli die Nachricht von all diesen Unfällen brachte, und er eben in seinem Stuhl saß, wurde er mit solchem Schrecken erfüllt, daß er rücklings zur Erde fiel und des Todes war. So strafte Gott den Heli wegen seiner unzeitigen Nachsicht gegen die Frevel seiner Söhne.

Solon gab ein Gesetz, daß jene Eltern in ihrem Alter von ihren Kindern keine Unterstützung annehmen durften, welche ihren Kindern in der Jugend keine gute Erziehung gegeben hatten.

Der König David erzog seinen Sohn Salomon mit der größten Sorgfalt, und gab ihm, als er in seiner letzten Krankheit alle Großen und Vornehmen des Reiches hatte zusammenrufen lassen, und in ihrer Gegenwart denselben zum Thronfolger erklärte, noch folgende schöne Ermahnung: „Und du, mein Sohn Salomon!

erkenne den Gott deines Vaters und diene ihm von ganzem Herzen und mit williger Seele; denn Jehova durchforschet alle Herzen und weiß alle Gedanken. Wenn du ihn suchest, so wird er sich von dir finden lassen. Wenn du ihn aber verlassen würdest, so wird er dich auf ewig verwerfen.

Vom Tobias lesen wir, daß er seinen Sohn von Kindheit an Gott fürchten und von jeder Sünde sich hüten lehrte. Und welch' schöne Lehren gab er ihm, da er sich dem Tode nahe glaubte! „Höre, mein Sohn! sprach er, die Worte meines Mundes und senke sie wie einen Grundstein in dein Herz: Ehre deine Mutter, so lange sie lebt, und vergiß nie, was sie deinetwegen ausgestanden hat. — Dein ganzes Leben hindurch habe Gott im Herzen, und hüte dich, je in eine Sünde zu willigen und die Gebote deines Herrn außer Acht zu lassen."

Dem Kaiser Theodosius, dem Großen, und seiner frommen Gemahlin Flaccilla lag die Erziehung ihrer Söhne so sehr am Herzen, daß er, als er in seinem ganzen griechischen Reiche keinen dazu vollkommen geeigneten Mann zu finden wußte, an den Kaiser des Abendlandes schrieb, und durch diesen von dem römischen Papste einen Erzieher für seine Kinder sich erbat, der ihm auch den heil. Arsenius, einen Mann von edler Geburt und großen Kenntnissen, zuschickte. — Der Vater sorgte auch, daß seine Kinder ihrem Lehrer den gebührenden Respekt erwiesen, und als er eines Tages, da er in's Lehrzimmer gekommen war, um sich von dem Fleiße seiner Kinder zu überzeugen, bemerkte, daß Arsenius vor den Prinzen stand, während diese saßen, so rügte er dieses ernstlich, und von nun an mußten die Prinzen immer stehend den Unterricht anhören, während der Lehrer saß.

5. Bilder und Gleichnisse.

Das menschliche Herz gleicht einem Felde. Wie dieses, wenn es nicht bearbeitet und guter Saamen darauf gesäet wird, nur Unkraut trägt, so wird auch in einem Herzen, das durch die Erziehung nicht bearbeitet und mit gutem Saamen bebaut wird, nur Unkraut wachsen.

Wie der Baum immer nur Früchte von der Gattung trägt, wozu er ursprünglich die Fähigkeit erhalten hat, so wird in der

Regel auch der Mensch in seinem Leben solche Früchte tragen, zu welchen die Erziehung den Keim in ihm legte.

Wie ein Pferd die rechten Wege nicht zu finden weiß, wenn es nicht vom Reiter darauf gelenkt wird; so wird es auch keinen Menschen geben, der, mag er noch so glückliche Anlagen haben, den Weg der Wahrheit und Tugend wandelt, wenn ihn nicht die Erziehung dazu anhält.

Wie man einer weichen Materie leicht ein Bild eindrücken kann, einer harten aber mit aller Mühe nicht: so muß man die Kinder erziehen, so lange sie noch klein und aller Eindrücke fähig sind; sind sie durch die Jahre gleichsam schon verhärtet, so nehmen sie nichts mehr an.

Wie kein Thier so wild ist, das sich nicht einigermaßen bändigen läßt, so ist kein Mensch so ganz entartet, daß er sich nicht durch die Erziehung in Etwas zurecht richten ließe.

Wie auch der unfruchtbare Baum durch Einpfropfen eines edlen Zweiges fruchtbar wird, so läßt sich ein an sich auch wildes Gemüth durch die Erziehung veredeln.

6. Wie vielfach ist die Erziehung?

Die Erziehung ist eigentlich dreifach; denn sie hat sich mit dem Leibe, dem Verstande und der Seele des Kindes zu befassen. Daher kann man

a) die leibliche,

b) die intellektuelle und

c) die moralische Erziehung unterscheiden.

Die leibliche oder physische Erziehung erstreckt sich auf die Bildung und Entwicklung der Leibeskräfte, auf die Erhaltung und Befestigung der Gesundheit und Entfernung alles dessen, was hier störend einwirken könnte.

Die intellektuelle Erziehung entwickelt den Verstand und unterrichtet das Kind in den gewöhnlichen Künsten des Lebens, oder je nachdem es einem Stande angehört, wenigstens in dem, was die bürgerlichen Verhältnisse erfordern.

Die moralische Erziehung wirkt auf die Seele, flößt dem jugendlichen Gemüthe die Gefühle der Religion ein, leitet es zur Tugend und Gottesfurcht an, und bewahrt es vor Sünde und Laster.

Da wir schon bei dem Artikel Eltern hierüber ausführlicher handelten, halten wir mehr beizufügen nicht nöthig, sondern verweisen hier auf dorthin.

7. Von der Wichtigkeit der Erziehung.

Die gute Erziehung der Kinder ist eines der wichtigsten Geschäfte unter den Menschen, und zwar

a) in Hinblick auf die Eltern,

b) in Hinblick auf die Kinder selbst, und

c) in Hinblick auf die menschliche Gesellschaft.

An gut erzogenen Kindern erleben die Eltern viel Freude; sie sind ihnen ein Trost und eine Stütze im Alter. Solche Eltern können auch ruhig sterben; sie brauchen sich nicht zu fürchten, vor den Richterstuhl Gottes hinzutreten; sie können getrost sagen: Herr, wir haben keines von denen verloren, die du uns gegeben; wir haben sie deine Wege geführt und auf der Bahn der Tugend mit deiner Gnade erhalten. Sei nun auch uns barmherzig dafür. Hingegen schlecht erzogene Kinder machen den Eltern Sorge und Kummer; sie bringen über sie Schande und Spott; sie verbittern ihnen das Leben, und bringen sie oft vor der Zeit unter die Erde. Und wie groß ist nicht erst für solche Eltern die Verantwortung jenseits? Sie müssen für ihre Kinder einstehen, und von ihnen fordert Gott ihre Seelen zurück. Die Eltern, sagt der Kirchenlehrer Origenes, müssen am Gerichtstage Rechenschaft wegen der Sünden ihrer Kinder ablegen, und darum wird nur der ruhig sterben, der seine Kinder gut erzogen hat. Und der heil. Liguori schreibt: Sollen die Eltern auch für sich selbst ein frommes Leben führen, viel beten und gute Werke ausüben, so gehen sie dennoch ewig verloren, wenn sie die Erziehung ihrer Kinder vernachlässigen.

Die Erziehung ist auch in Hinsicht auf die Kinder selbst von unendlicher Wichtigkeit. An gut erzogenen Menschen hat Jedermann Wohlgefallen; man liebt sie und sucht ihren Umgang. Solche finden auch leicht ihr Auskommen hienieden; ihr größtes Glück aber ist ihr Lohn jenseits. Hingegen ungezogene Menschen flieht und verabscheut man; sie finden weder hier, noch jenseits ein Glück. Sie schänden sich durch die abscheulichsten Laster und werden oft ein Gräuel der Menschheit. O wie viele werden nur

deßwegen Verbrecher, weil ihnen keine gute Erziehung gegeben wurde. Oeffnet die Gefängnisse, und fraget, warum dieser ein Mörder, jener ein Straßenräuber und ein dritter in anderer Weise ein Auswurf der Menschheit geworden ist, und ihr werdet erfahren, daß die schlechte Erziehung, die sie von ihren Eltern genossen haben, die nächste Ursache dazu ist. Darum sagt der heil. Chrysostomus: Die Eltern sind durch die schlechte Erziehung die Ursache, daß sich ihre Kinder in so viele Sünden und Verbrechen stürzen. Mit Recht straften deßwegen die Lacedämonier das Verbrechen nicht bloß an den Kindern, die es vollbrachten, sondern auch an den noch lebenden Eltern. O wie unglücklich sind jene Kinder im irdischen Leben, und noch mehr in der Ewigkeit, deren Erziehung vernachlässiget wird!

Von unberechbarem Einfluß ist die Erziehung auch auf das allgemeine Wohl der menschlichen Gesellschaft. Ein wohlerzogener Mensch ist der Segen für die bürgerliche Gesellschaft; er wird ein gewissenhafter Staats- und Kirchendiener, ein braver Hausvater, ein guter Bürger, ein redlicher Handwerker, ein fleißiger Landmann. Hingegen ein in der Erziehung vernachlässigtes Individuum füllt nirgends seinen Platz aus, und ist oft eine wahre Geißel der Menschheit. Warum sind denn so viele Ehen zerrüttet; warum gerathen die ehedem wohlhabendsten Häuser in Armuth; ja ich sage noch mehr: Warum ist so viel Ungehorsam und Aufruhr, so viel Widerspenstigkeit und Gewaltthätigkeit in der Welt? Vorzüglich deßwegen, weil so Viele keine gute Erziehung genießen. Die Eltern fügen daher dem Staate dadurch, daß sie an ihren Kindern die Erziehung versäumen, einen unberechbaren Schaden zu. Man kann die Kinder als eben so viele Steine ansehen, die zur Erbauung eines großen Gebäudes dienen sollen, und welche man daher durch die Erziehung behauen und bearbeiten muß, daß sie den ihnen bestimmten Platz gehörig ausfüllen.

8. Die Erziehung der Kinder hat man von jeher für eines der wichtigsten Geschäfte angesehen.

In keinem Zeitalter hat man die Wichtigkeit des Erziehungsgeschäftes verkannt; selbst die Heiden waren davon überzeugt. Sie wußten es, daß eine verwahrloste Pflanze, welche weder vor dem innern Verderben bewahrt, noch gegen die Anfälle schädlicher Thiere

gesichert wird, niemals zum fruchttragenden Baume emporwachsen könne. Deßwegen war die Jugenderziehung selbst den erleuchteten Heiden eine heilige Sache. Aber weit ergreifender sind die Beispiele, welche in der heil. Schrift verzeichnet sind, und die uns lehren, mit welcher Sorgfalt gute Eltern an der Erziehung ihrer Kinder gearbeitet haben. Hanna, die Mutter Samuels, übergab den Knaben schon in seiner frühesten Jugend dem Hohenpriester mit der dringenden Bitte, für seine Erziehung zu sorgen. Wie sorgfältig hielt nicht der alte Jakob seinen Sohn Joseph an seiner Seite, um ihn in den von seinen Vätern überlieferten Lehren zu unterrichten! Wie besorgt war die Mutter der Machabbäer für ihre Kinder; es war ihr die erste und wichtigste Sorge, sie durch Worte und Beispiele im Glauben ihrer Väter zu stärken. Mit einem männlichen Muthe begleitete sie ihre sieben Kinder zum Kampfplatze, und ermahnte sie, standhaft zu bleiben, und lieber zu sterben, als das Gesetz Gottes zu verleugnen. Wer erinnert sich ferner nicht an das Beispiel des alten Tobias? Mit welcher Sorgfalt und Liebe arbeitete er nicht an der Erziehung seines Sohnes? Wer erinnert sich nicht an die vortrefflichen Lehren, die er ihm schon in seiner frühesten Jugend ertheilte; wie sehr er seinen Eifer verdoppelte, wenn eine Gefahr sich zeigte, und mit welcher Vorsicht er zu Werke ging, als er ihn auf einige Zeit aus seinem Hause entlassen mußte. Aber noch wichtiger muß uns das Beispiel sein, welches uns der Sohn Gottes selbst hinterlassen hat. Was für eine herablassende Liebe hat er immer gegen die Kleinen gezeigt! Wer kennt nicht jene rührende Erzählung bei Markus, wornach er im größten Drang der Geschäfte die Kinder zu sich kommen hieß, sie auf die Arme nahm und segnete? Hütet euch, sagt er ein anderes Mal, daß ihr eines von diesen Kleinen ärgert; denn ihre Engel sehen allzeit das Angesicht meines Vaters im Himmel. Was hätte Jesus noch mehr sagen können, den Eltern und Erziehern das Schicksal der Kinder recht nahe ans Herz zu legen, als daß Gott zu ihrem Schutze eigene Engel aufgestellt habe? Auch die Kirche hat von jeher der Erziehung der Kleinen alle Aufmerksamkeit geschenkt und eigene klösterliche Institute zu diesem Zwecke errichtet. Wer kennt in dieser Hinsicht nicht die Verdienste der Schulbrüder, der Ursulinerinen, Schulschwestern u. s. w.

9. Die gute Erziehung der Kinder ist Christo dem Herrn der angenehmste und den Eltern selbst nützlichste Dienst.

Es ist bekannt, daß der Heiland eine ganz besondere Zuneigung zu den Kindern hat; denn er sieht an ihnen unbefleckte Seelen, die durch das Bad der Wiedergeburt gereinigt worden sind. Diese Unschuld ihrer Seelen gewinnt sein ganzes Herz. Jesus hat auch seine Liebe zu den Kleinen während seines Wandelns auf Erden deutlich an den Tag gelegt. Von allen Seiten kamen Elende, seine Hilfe anzuflehen: Blinde baten um das Gesicht, Lahme um gerade Glieder, Stumme um den Gebrauch der Sprache, Kranke aller Art um die Gesundheit. Mitten unter diesen Schaaren drangen sich auch Mütter herbei; sie wollten dem Herrn ihre Kinder darstellen, und ihn bitten, er möge sie segnen. Die Apostel, welche ihren Meister ohnehin mit Geschäften überladen sahen, würden ungehalten darüber, und wollten die Mütter mit ihren Kindern zurückweisen. Was that aber Jesus? Er sprach mitten in seinen vielen Geschäften: Lasset die Kleinen zu mir kommen; denn ihrer ist das Himmelreich. Dann nahm er die Kinder auf seine Arme und segnete sie. Ist das nicht ein sprechender Beweis, wie theuer unserm Herrn die Kinder sind? O könnten die Eltern in das Herz Jesu hineinschauen, sie würden finden, daß ihre Kinder den ersten Platz darin einnehmen, und daß die gute Erziehung derselben der ihm angenehmste Dienst ist. Sie würden hören, daß er ihnen in gewissem Sinne jene Worte zuruft, welche er einst zu seinem Apostel Petrus gesprochen: Wenn ihr mich liebet, so weidet meine Lämmer, d. h. Eltern, wenn ihr mir angenehme Dienste erweisen wollet, so erziehet euere Kinder für mein Reich; pflanzt ihnen frühzeitig die Grundsätze der Religion ein, lehret sie Gott fürchten, die Sünde meiden und die Tugend üben. O mit welcher Freude sieht der Heiland auf solche Eltern herab, die seine Stimme hören, und die Kinder, welche er ihnen geschenkt hat, gut erziehen! Ein solcher Dienst ist ihm angenehmer als alle Opfer und Gaben, als selbst Gebet und Abtödtung.

Daraus ist zugleich ersichtlich, daß dieses Geschäft für die Eltern selbst von den heilsamsten Folgen ist; die gute Erziehung,

welche sie ihren Kindern geben, verhilft nicht bloß diesen zur Seligkeit, sondern gewinnt auch ihnen das Himmelreich; auch ihre frühern Sünden können sie dadurch einigermaßen gut machen. Daher sprach einstens der heil. Augustin zu einigen Frauen, welche es beseufzten, daß sie nicht wußten, wie sie ihre frühern Sünden gut machten: „Gott hat euch Kinder gegeben, traget Sorge für ihre Erziehung, erhaltet sie in ihrer Unschuld; die Erhaltung ihrer Unschuld wird den Verlust der eurigen einigermaßen ersetzen." Eltern, ihr sollt gleichsam sagen: Verführerische Welt und du, arglistige Hölle! ihr habt uns unsere Unschuld geraubt; dafür werden wir euch aber die Unschuld unserer Kinder entreißen. Die Lesung eines unsittlichen Buches zündete in uns das erste Feuer jener Leidenschaft an, welches wir nachher mit aller Mühe nicht mehr auslöschen konnten: wir werden daher bei unsern Kindern nie solche Schriften dulden. Die Schauspiele, Bälle und mancherlei Gesellschaften haben uns ins Verderben gezogen; wir wollen unsere Kinder sorgfältigst davor bewahren. Wir wurden nachlässig im Gebete, saumselig in Besuchung des Gottesdienstes, gleichgiltig gegen den Empfang der heiligen Sakramente: dadurch verfielen wir immer mehr der Sünde; wir wollen daher mit aller Sorgfalt wachen, daß diese Lauigkeit nie bei unsern Kindern einreiße. Dieß ist eine dem Herrn höchst wohlgefällige Buße, und solche Eltern können einstens mit Zuversicht vor Gott hintreten und sagen: Herr, so viel Sünden wir begangen haben, eben so viele haben wir auch an unsern Kindern verhütet; unsere Seelen haben wir zwar beschmutzt, aber die Seelen unserer Kinder haben wir unbefleckt erhalten; so viel Ehre wir dir also entzogen haben durch unsere Sünden, so viel haben wir dir durch die Frömmigkeit unserer Kinder wieder zurückerstattet.

10. Vernachlässigung der Erziehung ist die Hauptursache, daß so viele Kinder mißrathen.

Wenn ihr bei einem Acker vorübergehet, der, obschon er an und für sich ein gutes Erdreich hat, dennoch voll Unkraut ist, und dabei fraget: Was ist wohl die Ursache, daß hier statt des Unkrautes keine edle Frucht steht? — so wird sich euch von selbst die Antwort aufdringen: Der Besitzer dieses Feldes ist die Ursache hievon; er

ist zu träge, daß er den Acker bearbeitete und gute Frucht aussäete; er überläßt Alles dem Ungefähr. Gerade so verhält es sich auch mit vielen Kindern. Ihr Herz gleicht einem Ackerlande, an und für sich zu Allem empfänglich. Ihr, Eltern! aber möget dieses Feld nicht bearbeiten; ihr bauet keinen guten Saamen hinein; ihr überlasset es sich selbst. Was ist nun natürlicher, als daß das Unkraut in demselben üppig wuchert? O lägen euch euere Kinder nur so viel am Herzen als euere Felder! Es kömmt nicht oft vor, daß ein Landmann seinen Acker dem Zufall überläßt. O wie eifrig bearbeitet er ihn; wie oft pflügt und eggt er ihn; wie fleißig düngt er ihn; wie sorgfältig bebaut er ihn mit gutem Saamen! Wenn er neben offener Straße ist, und so leicht den Fußtritten von Menschen und Thieren ausgesetzt ist, so umzäunt er ihn und schützt ihn gegen Verheerung. Wie viel Schweiß und Arbeit kostet dieß Alles! Und dennoch thut man es, in der Hoffnung auf eine Aernte. Für seine Kinder aber hat man keine Sorgfalt; ihnen widmet man keine Zeit; da ist jede Mühe zu groß; ihr Herz bearbeitet man nicht für das Gute; man streut ihm keinen edlen Saamen ein, man schützt es nicht gegen die Verführungskünste böser Menschen und der Hölle. Und doch wäre hier die reichste Aernte zu hoffen; Früchte ließen sich gewinnen für das ewige Leben. Da gelten die Worte des heil. Chrysostomus: „O welch eine Schande für die Eltern! an einem Felde, das sie ererbt haben, liegt ihnen mehr, als an einem Kinde, das ein Theil von ihnen selbst ist." O würden doch die Eltern jederzeit ihre Pflicht thun, es würde viel weniger ausgeartete Kinder geben; hingegen befördert das Sittenverderbniß bei unserer Jugend nichts mehr als die Vernachlässigung der Erziehung. Daher klaget nicht mehr, Eltern! wenn euch euere Kinder in spätern Jahren das Leben verbittern; ihr selbst seid die Ursache davon; denn dieß wißt ihr: Was der Mensch aussäet, ärntet er auch ein. Was habt ihr aber in das Herz euerer Kinder ausgesäet? Nichts, müßt ihr selbst bekennen. Ihr könnet also auch keine edle Frucht ärnten, keine Freude an ihnen erleben.

11. Von der guten Erziehung hängt das Glück der Kinder ab.

Glücklich, tausendmal glücklich das Kind, das Gott im Schooße einer christlichen Familie geboren werden ließ! Die ersten Worte, die es hört, sind Worte des Lebens und Heiles; seine Augen, kaum dem Tageslichte sich öffnend, sehen nur Beispiele der Tugend; es kennet sich noch nicht, und kennet schon Gott als Herrn und Gebieter der Welt; seine Zunge löst sich, bildet undeutliche Laute, und schon lehrt man sie den Urheber der Natur anrufen; so wie es reden lernt, lernt es auch beten. Denkt euch ein Kind in den Armen einer tugendhaften Mutter; wie oft hat sie ihm unter Thränen, wie Blanka dem heil. Ludwig, gesagt, daß die Sünde das einzige Uebel sei, das beweint zu werden verdient; wie oft hat sie unter tausend Beweisen der zärtlichsten, sorgsamsten Liebe, ihm mit der Mutter der Machabäer wiederholt: Gott allein, mein Kind, ist dein wahrer Vater; seine Hand hat das Gewebe deiner Tage gesponnen, Alles kommt von ihm, Alles geht zu ihm zurück, Alles lebt durch ihn, Alles soll für ihn leben, und wenn es sein muß, für ihn sterben; ich will, mein Kind, daß du gen Himmel schauest 2. B. Machab. 7, 28.

Jetzt wirft die von den Wolken der Kindheit gelöste Vernunft ihre ersten Strahlen von sich. Aufmerksame Eltern kennen den Werth dieser schnell vorübereilenden Augenblicke, die ihnen ein mit der Trunkenheit und dem verführerischen Reiz der Leidenschaften unbekanntes Herz darbieten; dieser kostbaren Augenblicke, wo die Taufgnade noch in ihrer ganzen Reinheit die Seele zur Aufnahme der Tugendsaat zurichtet. Die Eltern beeilen sich, dem Kinde die unendliche Majestät des Urwesens, seine höchste Autorität, seine unbeschränkte Macht, seine unvergängliche Herrschaft über Alles, was hier unten lebt, mit den lebhaftesten Farben zu malen.

Bald führt man es in unsere Kirchen, läßt seine neugierigen Blicke an das Schauspiel unsrer erhabnen Ceremonien sich heften, man enthüllt ihm die geheimnißvolle Bedeutung derselben, man gewöhnt es durch die Rinde und das Aeußere hindurchzudringen, den Gott der Herrlichkeit, der am heiligen Orte wohnt, durch den Schleier, der ihn verhüllt, hindurch zu sehen. Auf diesem Altare,

sprechen die Eltern zu ihrem Kinde, fließt täglich das Blut des Gottes, der dich erlöst hat; im Schatten dieses Tabernakels wird das auf den Calvarienberge dargebrachte Sühnopfer erneuert; ein ewiges Opferlamm stirbt und lebt unaufhörlich wieder auf für deine Sünden. Sieh da den Brunnen, der das heiligende Wasser der Taufe verschließt; da hast du das Gewand der Unschuld empfangen, das Jesus Christus am Tage des Gerichtes von dir wieder fordern wird. Ach, mein liebes Kind, lieber Alles verloren als dieses! Da hast du ihm durch unsern Mund ewige Treue geschworen; die Engel, welche das Heiligthum bewachen, hörten deinen Schwur, sie haben ihn in das Buch des Lebens geschrieben. Du wirst gerichtet werden nach deinem Versprechen. Sieh da die Erde, welche die Asche unsrer Väter umschließt; noch einen Augenblick, und wir werden zu ihnen in die Nacht des Grabes hinabsteigen; sie haben uns die Bahn vorgezeichnet, wir werden nach ihnen in sie eintreten, bald wirst du ihnen folgen. Liebe also die Tugend, folge ihren Lehren; Alles vergeht, die Frömmigkeit allein stirbt nicht.

Bald unterrichtet man es innerhalb der Friedung des väterlichen Hauses in der Religion; es lernt die Grundsätze derselben, ihre Heiligkeit, ihre Gesetze, Verpflichtungen, Verheißungen, Drohungen, Belohnungen; da malt man ihm die Größe Gottes, seine strenge Gerechtigkeit, seine zärtliche, wohlthuende Liebe; dagegen die Unbeständigkeit, das Nichts der menschlichen Dinge, die Gefahren des Reichthums und der Erhöhung, die Eitelkeit der Vergnügungen; dann die reine Freude im Gefolge der Tugend, die Ruhe des Gewissens, die weit über weichliche, unruhige Freuden geht, welche die Sinne berauschen, und grausame, nagende Gewissensbiße verursachen; dann die Gesundheit, Jugend, das Leben, wie es stets auf dem Punkt ist, zu entfliehen, und wie die Ewigkeit mit starken Schritten herannahet.

Wie erst, wenn christliche Eltern mit dem Unterricht eine sorgsame Wachsamkeit verbinden? wenn sie, stets die Augen offen haltend über den Gefahren, die der Tugend drohen, fern von ihnen halten alle Beispiele des Lasters, alle gottlosen Reden, verderbliche Freunde, den Müssiggang, die Weichlichkeit, welche den Leidenschaften Muße gewährten? Wie, wenn die Wachsamkeit der Eltern von

einer kräftigen, Achtung gebietenden Haltung unterstützt wird? Denn die Erfahrung hat es zu allen Zeiten und unter allen Umständen gelehrt, daß nichts so wahr ist, als der Grundsatz: Wer nicht Furcht einzuflößen versteht, wird selten, ja niemals Liebe einflößen. Wie erst, wenn sie den ersten Ausbrüchen der Begierlichkeit zu wehren, ein junges Herz, das anfängt, sich zu verirren, zu seiner Pflicht zurückzuführen verstehen? Wenn ihre Heftigkeit durch Sanftmuth gemäßigt ist; wenn sie zu rechter Zeit, und auf gehörige Weise zu strafen und zu verzeihen, ihr Haus geregelt und liebenswürdig zu machen verstehen; wenn sie eben so zarte Väter als wachsame und sorgfältige Herren sind, — dann öffnet sich das Herz von selbst ihren Unterweisungen.

Denn ich frage euch, wird ein Kind, welches von der Sünde nur hört, daß man sie verabscheuen; von dem Vergnügen, daß man es fürchten; von der Religion, daß man die höchste Achtung für sie haben; von Gott, daß man ihn lieben müsse: wird ein Kind, das von Nichts weiß, als von seiner Religion, von seiner Pflicht, von seinem Gott, sich der Tugend entwehren können? Denket nur, wie gelehrig die Kindheit ist, gleich einer zarten Pflanze, die man biegt, wie man will, gleich einer weichen, feuchten Erde, die alle Formen und Gestalten annimmt, gleich einem Bache, der, nahe der Quelle, leicht seinen Lauf ordnen läßt; denket nur, wie dieses Alter alle seine Ideen, seine Neigungen von denen zu entlehnen scheint, die es umgeben. Wie wird es also den Unterweisungen, die das Beispiel unterstützt, den Worten, welchen die Handlungen zur Seite gehen, der Liebe, welcher die Furcht behilflich ist, widerstehen? Denket nur, wie leicht es ist, Kinder zu verführen, und es sollte unmöglich sein, sie vor Verführung zu bewahren?

Ja, werdet ihr sagen, allerdings ist es in den ersten Jahren leicht, die Kinder zu erziehen und sie in Zaum zu halten. Aber endlich kommt das Alter, welches sie von unsern Gesetzen frei zu machen scheint; der Anstand, die Vernunft gestatten nicht mehr, sie in strengem Zwang zu halten, da gibt es dann so schlüpfrige Tritte, so gefährliche Augenblicke, so unglückliche Verhältnisse, daß sie die Hoffnungen des glücklichsten Naturels und der regelmäßigsten Erziehung vereiteln. Man sieht in der Welt nichts häufiger, als

die Tugenden der Kindheit durch die Fehler des jugendlichen Alters verwischet.

Wie, die regelmäßigste Erziehung reicht nicht hin, die Tugenden der Kindheit gegen die Leidenschaften des jugendlichen Alters zu schützen? Was wird erst herauskommen, wenn diese traurigen Leidenschaften, durch so viele gefährliche Gegenstände gereizt, einen Geist finden, der in Unwissenheit der Religion versunken; ein Herz, das leer von der Furcht und Liebe Gottes ist? Ach, wenn die christlichste Erziehung noch Vieles fürchten läßt, gewährt alsdann eine vernachläßigte noch einige Hoffnung?

Ich weiß es, man kann nach einer rein und keusch zugebrachten Kindheit sein jugendliches Alter den Lüsten ungeordneter Leidenschaften hingeben; aber ich sage auch: Ein Herz, seit langer Zeit an Frömmigkeit gewöhnt, innigst von den großen Wahrheiten der Religion durchdrungen, wird nur erst nach vielen Kämpfen sündigen, und ist sie begangen, wird ihm die Sünde eine Quelle des Ekels und der Bitterkeit, die sie ihm verleiden werden. Gott hat uns Gefühle von Schamhaftigkeit gegeben, die durch die Menge von Uebertretungen nicht leicht aus der Seele verwischet werden, wenn eine christliche Erziehung diese Anlagen entwickelt, diese Tugendsaat zum Keim gebracht hat, so daß es dann Mühe kostet, sich für das Laster zu bestimmen; man ist unschlüssig, man schwankt, man geht vorwärts, man kehret um, man willigt ein, man nimmt seine Einwilligung zurück, man begeht die Sünde nur mit Zittern, nur wie halb, man wirft sich seine Untreue vor, man erröthet über seine Treulosigkeit; wie die befriedigte Leidenschaft ermattet und schweiget, die Lust sich verliert, so erhebt sich die Reue, bildet sich der Schmerz, das Gewissen läßt seine Stimme hören, eine Stimme der Klage, Unglück drohend dem Verbrechen, eine Stimme der Angst und des Schreckens; man weiß nicht, wo und was man ist; man ruft sich die heitern Tage der Kindheit ins Gedächtniß zurück. Ach, ruft man mit dem heiligen Manne Job, wer gibt mir, daß ich bin, wie ich war in den Tagen meiner Jugend? Job 29, 24. Wer gibt mir den süßen und reinen Frieden meiner ersten Jahre wieder? Da war Gott mein und ich sein; er hatte mir keine schändlichen Leidenschaften vorzuwerfen, ich hatte nichts zu fürchten, mein Herz war schuldlos, war

ruhig. Vom Schmerz gedrängt, von den Gewissensbissen fortgezogen, wirft man sich dann dem Diener Jesu Christi zu Füßen, man gesteht ihm seine Schwachheit mehr mit Thränen als Worten; und so wie die Sünde aus der Seele weicht, fühlt man die Ruhe wiederkehren; man fürchtet nichts mehr, als man möchte wieder aufhören zu sein, was man jetzt ist, und wieder werden, was man war.

Tröstet euch also ihr, die ihr, nachdem ihr eurem Kinde eine sorgfältige Erziehung gegeben habt, dasselbe taub gegen eure Stimme, und ungelehrig für eure Ermahnungen sehet. Ihr werdet doch noch einmal das verirrte Schaf zu seiner Heerde zurückkommen sehen; das verlorne Kind wird noch die Kniee seines Vaters mit seinen Thränen benetzen.

12. Nichts straft sich mehr an den Eltern, als die Vernachläßigung der Erziehung ihrer Kinder.

Gott pflegt oft, sagt Tertullian, das vergängliche Glück, das den Gottlosen bezaubert, nicht zu stören; in seinen Augen ist das längste Leben nur ein flüchtiger Augenblick, die Ewigkeit allein kann seinem Zorn genügen, er ist der Gott der Geduld, weil er ist der Gott aller Zeiten. Indeß gibt es Laster, die, weil ungeheuer, die Rache des Himmels beschleunigen. Der Art ist insbesondere das Laster, dessen die Eltern sich schuldig machen, wenn sie die Erziehung ihrer Kinder vernachläßigen; der Zorn des Himmels säumt nicht, auszubrechen, Gott rächet sich. Wie rächet er sich? Ach, meine theuern Eltern, hier wird der Ausspruch des heiligen Geistes sichtbar und buchstäblich erfüllt: Per quae peccat quis, per haec et torquetur; Weish. 12, 17. Was eure Sünde war, wird eure Strafe sein; ihr sündigt in euren Kindern und durch sie, und Gott wird euch an ihnen und durch sie strafen.

Gott wird euch, pflichtvergessene Eltern, in der Person eurer Kinder strafen; besessen wie ihr ward, von der thörichten Liebe, berauscht von der blinden Zärtlichkeit, die, nach der Bemerkung des weisen Mannes, der erstaunten Welt die ersten Scheusale des heidnischen Aberglaubens zeigte, sind eure Kinder die Gottheit geworden, der ihr Gewissen, Heil, Gott selbst, durch wer weiß wie viel Sorgen, immer wiederkehrende Arbeiten zu opfern euch erkühnet;

ach, wer weiß mit wie viel Ungerechtigkeiten und Sünden führet ihr das Gebäude ihrer Größe und ihres Glückes auf; mit welchem Entzücken sehen eure Augen die Anmuth ihrer Kindheit, die Reize ihrer Jugend, den Reichthum ihres Verstandes, den Glanz ihrer Schönheit, ihre Talente für die Welt sich entwickeln? Thoren, ihr verirret euch in leeren Hoffnungen. „Sieh da," sagt der Prophet, „der Gott, der in tiefer Ruhe die Wege der auf der Erde zerstreuten Menschen schauet, er hat von der Höhe des Himmels seine durchdringenden Blicke auf euch geworfen; hat die Stimme seines Zorns hören lassen, er hat gesprochen: Man haue ihn ab bis auf die Wurzeln, den Baum, der seine Aeste und seinen Schatten weithin auszubreiten beginnt; seine zerstreuten Blätter sollen ein Spiel der Winde und der Stürme seyn; es werde ausgerissen der Sprosse, den der strafbare Stamm treibt." Undankbarer Vater, Gott hat dir dies Kind, den Gegenstand so zarter Liebe, gegeben; und du denkest nur darauf, es der Welt zu geben, es in der Welt zu befördern, in der Welt zu versorgen und zu erhöhen; du denkest auf Nichts, als wie du sein Herz mit dem Geiste der Welt, ihren Grundsätzen und Maximen erfüllen könnest. Aber Gott wird seine Wohlthaten und Gaben zurücknehmen durch ein barmherziges Gericht einerseits über diesen Sohn, dessen Tod seiner Ruchlosigkeit zuvorkommt, und sein ewiges Glück in Sicherheit bringt, und durch ein Gericht gerechten Zornes über den ungetreuen, ungläubigen Vater. Sedekias, umgeben von einer zahlreichen Nachkommenschaft, zweifelte nicht, daß sein Geschlecht den Scepter von Juda auf Jahrhunderte führen werde, und sieh! das Haus des Sedekias — der Herr hat es geschworen — wird nichts als eine gräuliche Wüste seyn; der Schooß der Erde öffnet sich, um die Kinder des gottlosen Fürsten bis auf das letzte zu begraben; das feindliche Schwert mäht an einem Tage alle diese Blumen, die kaum hervorsproßten, ab. „Ich hab es bei mir selbst geschworen, spricht der Herr, es soll dieses Haus wüste seyn." Jerem. 22, 5. Unglücklicher Vater, weine am Grabe des geliebten Sohnes, benetze mit deinen Thränen seine kalte Asche, noch besser: Beweine, strafbarer Vater, deine Sünden! Du selbst, nämlich deine Weichlichkeit, Nachgibigkeit, Sorglosigkeit, Eitelkeit, deine unheilige Liebe haben den Faden seiner Lebenstage abgeschnitten; du hättest ihn

der Gnade deines Gottes entzogen; er entzieht ihn deiner falschen Zärtlichkeit; um einen gottesräuberischen Anbeter zu Schanden zu machen, war er gezwungen, den angebeteten Götzen zu Staub zu machen.

Doch was sage ich? Es bedarf nicht deiner Hand, o Gott, zu unsrer Bestrafung; du darfst die Sorge, dich an uns zu rächen, nur uns überlassen; unsere Leidenschaften dienen dir als Blitz und Donnerkeule. Väter, ihr beeilt euch, eure Kinder in die Welt hinauszustossen, ihr überlaßt sie fast von ihrer Geburt an dem Irrsal ihrer Begierden, und die unbedachtsame Jugend verschlingt in langen Zügen das bezaubernde Gift der Wollust. Ach! dies verderbliche Gift vertrocknet oft in einem Augenblicke die Quelle ihres Lebens. Wir sehen berühmte Geschlechter im Beginn ihres Laufes fallen, sehen die ältesten, erhabensten Häuser sich zu ihrem Falle neigen, am Rande ihres Verderbens stehen. Wie viele große Namen werden bald nur mehr in unsern Geschichtsbüchern leben! Ihr Großen, ihr Reichen der Welt, bald werden eure Augen mit Schrecken ob eurer Einsamkeit in euren Pallästen, mitten unter euren Schätzen, nichts als eine entsetzliche Leere erblicken; schnell werden Erben, die man fast nicht kennt, sich euch nähern, um eure Verlassenschaft von euch zu verlangen; ihr werdet die Stimme eurer Ahnen hören, wie sie euch vorwerfen, ihr Grab für immer verschlossen zu haben; ihr werdet allein übrig bleiben, um den Verlust eurer Kinder und eure unselige Gefälligkeit, die sie zu Grunde gerichtet hat, zu beweinen; die ihr gleichwohl noch weniger zu beklagen seid, als so viele Andere, welche Gott nicht mehr an ihren Kindern, sondern durch dieselben als Werkzeuge seiner Rache strafet.

Ferne sei es von mir die Undankbarkeit, ein Laster, das ein Abscheu der Natur, ein Aergerniß der Religion, der Gegenstand aller Verwünschungen, des Fluches des Himmels und der Erde ist, zu entschuldigen. Aber — Eltern höret mich, rufe ich mit dem Propheten, worüber beklaget ihr euch, ist die Undankbarkeit eurer Kinder nicht euer Werk? Wenden sie nicht das wider euch an, was sie von euch gelernt haben? Ich rede nicht von jenen grausamen, barbarischen Eltern, die, indem sie ihre Kinder immerwährend in Schmerz und Thränen versenkt halten, ihnen nur darum das Leben gegeben zu haben scheinen, um sie tausendmal den Tod

wünschen zu lassen; ich rede nicht von jenen stolzen, hochmüthigen, gebieterischen Eltern, die vom Titel eines Vaters nichts als die Autorität fühlen lassen, ohne dessen Zärtlichkeit zu zeigen; ich rede nicht von jenen finstern Eltern, die die unschuldigen Freuden der Jugend nicht gönnen, und sie in der Langweile einer harten Gefangenschaft schmachten lassen; nicht von jenen geizigen Eltern, die nicht zu geben, sondern nur zu verweigern wissen, die durch ihre übertriebene Härte ihre Kinder zu schmählichen Erniedrigungen zwingen, die wie für Unschuld, so für Vermögen und Ehre gefährlich sind. Ich rede nicht von jenen wunderlichen, eigensinnigen Eltern, die, bei einer großen Anzahl von Kindern, eines zum Gegenstande ihrer ausschließlichen Zärtlichkeit machen, so daß die Uebrigen das Opfer einer thörichten Vorliebe werden, eine ungerechte, unheilbringende Parteilichkeit, die nur zu oft das Schauspiel des unglücklichen Joseph nebst der wüthenden Eifersucht der Söhne Israels erneuert; ich rede nicht von jenen unsinnig verschwenderischen und schwelgerischen Eltern, die ihren unglücklichen Kindern kein anderes Erbtheil hinterlassen, als das Beispiel ihrer Vergnügungen, als die Begierden nach derselben prunkenden, lustigen Lebensweise, und die Ohnmacht, sie fortzusetzen; ich rede nicht von jenen Menschen — Väter kann ich sie nicht nennen, — den Tyrannen einer Familie, die sich nur mit Widerwillen unter ihre verhaßte Macht beugt: von ihnen, die das Schicksal ihrer Kinder festsetzen, ohne ihre Neigung zu Rathe zu ziehen, ohne den Wink des Himmels abzuwarten; sie halten diejenigen ihrer Kinder in der Welt zurück, die Gott zur Einsamkeit des Klosters beruft, und zwingen ein anderes zur Verbannung in den Mauern eines Klosters, so daß sie einen gottesräuberischen Arm über einen Isaak erheben, den Gott nicht verlangt, und der sich nicht hingibt. Ist ein solches Leben, von Unglück durchwebt, eine dankenswerthe Wohlthat? und darf man, wenn man nicht liebt, Liebe fordern? Ich rede zu euch, Eltern, die ihr zu lieben wisset, die ihr verdienet, daß man euch liebe. Ihr hattet für eure Kinder nichts als Zärtlichkeit, und findet bei ihnen nur Gleichgültigkeit; eure Hand öffnete sich nur zu Wohlthaten, und ihr Herz hat nur Verachtung für euch und Unfolgsamkeit; und doch scheue ich mich nicht zu sagen: Tu enim docuisti eos adversum te — „du hast sie selbst gelehret dir zum Schaden."

Du solltest, spricht der Herr, mir ihr Herz gegeben haben, ich hätte es dir zu erhalten gewußt; unter meinen Händen würde es für die Stimme des Blutes gelehrig, biegsam unter die Vorschriften der Religion, zart, erkenntlich und ihre Liebe der Lohn der eurigen geworden seyn. Aber ihr habt das Herz eurer Kinder mir entzogen, und so habt ihr ihm das Beispiel der Undankbarkeit und der Empörung gegeben; es hat dasselbe nachgeahmt, es ist so gegen euch gesinnt, wie ihr es gegen mich ward: Tu enim docuisti eos adversum te; ihr habt ihr Herz mir entzogen, und gegeben — wem? Der Welt, der stolzen Welt, die da ermuntert, das Joch der Abhängigkeit abzuschütteln; der treulosen Welt, die es gewöhnt ist, die Wohlthaten zu benützen, und sich derselben gegen den Wohlthäter zu bedienen; der undankbaren Welt, die um Gnaden bittet, aber sie nicht dankbar erkennt. Ihr habt ihr Herz mir entzogen, und gegeben — wem? Der Sinnlichkeit. Wie wollt ihr nun, daß die natürliche Zärtlichkeit der Hitze und dem Ungestüm der Leidenschaften in die Länge widerstehe? Eure Autorität fesselt ihren Stolz; eure Wachsamkeit legt ihren Vergnügungen Zwang an; euere Reichthümer sind ihrem Luxus unentbehrlich geworden: wie sollte euer Leben ihnen nicht lästig und verhaßt seyn? Tu enim docuisti eos adversum te. Klagt also nur über euch selbst. Ein weiser, tugendhafter Sohn ist immer ein folgsamer, dankbarer Sohn. Die Frömmigkeit euerer Kinder würde euer Glück gemacht haben, ihre vernachlässigte Erziehung macht alles Unglück eures Lebens; fürchtet nur, daß sie nicht auch das Unglück eurer Ewigkeit mache.

In der That, welcher Zufluchtsort wird euch, wenn ihr am Verderben eurer Kinder schuld seid, am Tage der Rache dem Fluche Jesu Christi, dem Fluche der Kirche, dem Fluche eurer Kinder entziehen?

Dem Fluche Jesu Christi. Jesus Christus ist weit mehr Vater eurer Kinder, als ihr; er hat sie mit seinem Blute erkauft, sie sind Kinder seiner Schmerzen; kaum sind sie geboren, so bringt ihr sie ihm zur Huldigung dar, auf daß sie wiedergeboren werden zum Leben der Gnade; er empfängt sie aus euren Händen, reinigt sie, nimmt sie an Kindesstatt an, bezeichnet sie mit dem Siegel des neuen Bundes; und sowie sie gewaschen sind von ihrer Unreinigkeit, und bereichert mit den Gaben des Himmels, gibt er euch

dieß kostbare Pfand zurück, diesen Schatz, dieß sein einziges Erbe, diese mit seinem Blute erworbene Seele. Er sagt zu euch, was jene Tochter Pharaos zur Mutter des Moses sagte, als sie das Kind, welches sie so eben vom Ertrinken gerettet hatte, ihr übergeben ließ: „Nimm das Kind, und zieh es für mich auf!“ Exod. 2, 9. Erhaltet mir diese Seele, — sagt Jesus Christus zu den Eltern, ziehet sie für mich auf, lehret sie, wie groß meine Liebe zu ihr ist, wie sehr ich ihre zärtliche Gegenliebe verdiene. An jenem Tage wird er sie von dir, Vater! zurückfordern. Wo ist sie? wird er fragen; was hast du aus ihr gemacht? Gib mir sie so zurück, wie du sie empfangen hast! Wirst du sie, o mein Heiland, erkennen? Sie war ein Tempel des heiligen Geistes, nun ist sie eine Behausung des unreinen Geistes; sie war der Sitz der Aufrichtigkeit und Wahrheit, nun ist sie durch Lüge und Schmeichelei verkehrt, flieht, verabscheut Alles, was ihr nicht schmeichelt, Alles, was ihr Licht geben könnte; sie war bezeichnet mit dem Siegel der Gnade, nun trägt sie das Merkmal, das Gepräge der Sünde; sie war der Gegenstand deiner Liebe, nun stellt man dir nur einen Gegenstand des Zorns und des Unwillens dar. Ha, grausamer, treuloser Vater, Jesus Christus hatte dich gewissermaßen an seiner Eigenschaft als Erlöser Theil nehmen lassen, er wollte, du solltest mit ihm der Heiland deiner Kinder seyn; und — du wolltest lieber der Diener und Gehilfe des Teufels seyn; du wolltest lieber Christi Erlösung zu nichte machen, als vollenden; du hast die Wirksamkeit seines Kreuzes, die Kraft seiner Gnade, die Verdienste seines Leidens zerstöret; gib ihm Rechenschaft von dem Blute deiner Kinder, und vom Blute deines Gottes: „ich will sein Blut von deiner Hand fordern.“ Ezech. 3, 20.

Wie wirst du ferner die Klagen, die Vorwürfe, den Fluch der Kirche aushalten: der Kirche, die du durch die Ausschweifungen deiner Kinder geärgert, durch ihre Sittenlosigkeit entehrt, durch ihre verderblichen Beispiele verderbt und verwüstet hast? O Kirche Jesu Christi, theures, heiliges Sion! Würde der Prophet, der die Ruinen des alten Jerusalems mit seinen Zähren benetzte, Thränen genug finden, um deine Schmach und dein Unglück zu beweinen? Und diese Schmach vermehren gewissenlose Eltern, die es versäumen, ihre Kinder gut zu erziehen. Mit welchen Klagen wird die Braut Jesu Christi einst gegen solche Eltern auftreten!

Endlich, wie werdet ihr die Vorwürfe, die Flüche eurer Kinder aushalten, wenn sie, wie der heil. Cyprian sie redend einführt, sagen werden: Parentes habuimus parricidas — wir hatten Mörder zu Eltern; sie gaben uns das Leben des Leibes nur, um uns das der Seele zu rauben; sie ließen uns in Unwissenheit über unsere Religion; wären wir besser unterrichtet gewesen, würden wir nicht so lasterhaft geworden seyn; ihre feige Nachgibigkeit, ihre weichliche Trägheit ließ unsern Leidenschaften freien Lauf; ihre ärgerlichen Gespräche und Beispiele ermuthigten, gewöhnten uns zur Sünde. Räche uns, Herr, räche uns, räche unser Blut! Offenb. 6, 10. Sie haben dein heiliges Gesetz vergessen, und uns die unselige Vergessenheit desselben eingeflößt; sie haben dich beleidigt, und uns dich beleidigen gelehrt; wenn wir verurtheilt sind, dich für immer zu verlieren, zu schmachten und zu brennen im ewigen Feuer, so ist dieses, wie unsere Laster und unser Unglück, ihr Werk. Käme nun noch das Elend dazu, sie glücklich im Himmel zu sehen, während wir in der Hölle sind: wo wäre deine Gerechtigkeit? Räche unser schändlich entheiligtes, unser niederträchtig an die Hölle verkauftes Blut; wir gehen durch sie zu Grund, so sollen sie auch mit uns zu Grunde gehen; ihre Laster haben uns zu Grund gerichtet; unsere Sünden sollen sie zu Grunde richten. Zweifelt nicht, Gott wird ihr Geschrei erhören, ihr werdet eine ganze Ewigkeit hindurch vergebens die Vernachlässigung des Heiles eurer Kinder auf Erden beweinen.

So beschwöre ich euch denn, ihr Eltern! das fürchterliche Wort: „Ich will ihr Blut von deiner Hand fordern," wohl zu bedenken; ihr werdet für ihre Aufführung so gut, als für eure eigene, verantwortlich seyn; eure Tugend ist an die ihrige geknüpft; ihr werdet nicht in den Himmel kommen, wenn ihr nicht daran gearbeitet habt, daß auch sie darein kommen; vergeblich werdet ihr den Haufen eurer guten Werke, eure heißen Gebete, eure Geduld im Unglück, eure Mäßigung im Glücke, eure Flucht vor der Welt, eure reichlichen Almosen vor den Thron Gottes bringen; das Alles wird bei der Wage nicht den Ausschlag geben. Das sind Dinge, die wohl einen Einsiedler, aber nicht einen Vater retten können. Wenn eure Kinder durch eure Schuld zu Grunde gehen, so wird eure Seele das Opfer für ihre verlorne Seele seyn; ihr werdet

Leben für Leben, Blut für Blut, Seele für Seele, Ewigkeit für Ewigkeit geben: „ich will sein Blut von deiner Hand fordern." Liebt ihr sie, liebt ihr euch selbst, so arbeitet an ihrer Heiligung; machet, daß Gott über sie herrsche, damit ihr mit ihnen in seiner Herrlichkeit herrschen möget. (Auszüge aus einer französisch. Predigt.)

13. Welch ein schweres Geschäft es um die Erziehung ist.

Den Verstand und das Herz der Kinder bilden, ihre Vernunft erweitern und ihre Begierden ordnen, ihnen Kenntniß der Tugend und Geschmack dafür beibringen — welch ein Werk! Welche Talente erfordert es? Zu diesem Geschäfte ist nöthig: Zarte Liebe, um Liebe zu gebären; Festigkeit, um Furcht einzuflößen; Güte, um das Vertrauen zu gewinnen; Ernst, um die Ehrfurcht zu nähren; gebietendes Ansehen, um die Unterwürfigkeit zu erhalten; Willfährigkeit, um die Abhängigkeit liebenswürdig zu machen; Strenge, die nichts Zurückstossendes hat; Gefälligkeit ohne Feigheit; Sanftmuth, die zu strafen und Verweise zu geben versteht; Festigkeit, die zu ertragen und zu verzeihen weiß; Wachsamkeit, der nichts entgeht; Weisheit, die sich anstellt und manchmal thut, als ob sie von Allem nichts wisse; eine unbegränzte Achtsamkeit, um die Neigungen zu erkennen; eine noch größere Achtsamkeit, um seine eigenen Fehler zu verbergen; belehrende Gespräche, überzeugende Beispiele; die Kinder lieben und strafen, sie strafen, ohne sie zu reizen; ihnen Freiheit lassen, und Zügellosigkeit hemmen; allen Charakteren sich anbequemen; sich nach allen Launen richten; fast ebensoviel Arten von Verstand und Handlungsweisen haben, wenigstens annehmen, als man Kinder zu erziehen hat. Denn, wie nicht alle Pflanzen gleiche Pflege fordern, so wird auch bei Kindern, was für die Erziehung des Einen nützlich ist, für die des Andern schädlich und unheilbringend. Oft findet man mitten in einer Familie sehr verschiedene Geister: da ist ein scheuer, furchtsamer Geist, den muß man beruhigen und ermuthigen; ein hitziger, ungestümer, den muß man niederdrücken; ein träger, langsamer, den muß man erwarten; ein glücklicher, lebhafter, feuriger Geist, dem muß man zuvorkommen, ihm den Vorsprung abgewinnen; ein düsterer, verstellter Geist, dessen Vertrauen muß man gewinnen; ein zu offener, zu will-

fähriger, den muß man vorsichtiger machen; ein niederer, kriechender, den muß man erheben, zu Großem aneifern; da ist ein stolzer, hochmüthiger Geist, den man bändigen und unterwürfig machen, ein harter, unempfindlicher, den man erweichen, mürbe machen muß; ein eifersüchtiger, den man stillen und schonen, ein sanfter, den man durch Liebe und Wohlthun leiten; ein störrischer, widerspenstiger Geist, den man durch Furcht zurückhalten, durch Schrecken fesseln muß. Vergeblich hofft ihr mit der Erziehung eurer Kinder zurechtzukommen, wenn ihr euch nicht Kenntniß ihres Charakters zu verschaffen und euch dessen, was sie sind, zu bedienen wißt, um sie zu dem zu machen, was sie seyn sollen; wenn ihr nicht die große Kunst versteht, ihre guten Eigenschaften gegen ihre Fehler anzuwenden, euch nach ihren Neigungen zu fügen und anzupassen, um dieselben zu beherrschen. Wo sind nun die Eltern, die das Alles verstehen, sich beeifern, es zu verstehen und zu lernen?

14. Wie war die Erziehung der ersten Christen beschaffen?

Wenn wir die Erziehung der ersten Christen näher betrachten, so finden wir darin große Einfachheit und eine ganz natürliche Lehrmethode, welche den Schüler zuerst zum Christen und dann zu irgend einem Zweck für das bürgerliche Leben bildete. Die Erzieher selbst waren gewöhnlich nicht besoldet, sondern sie begnügten sich mit dem innerlichen Selbstbewußtseyn, daß sie ihre Pflichten erfüllten, und hielten sich an die Hoffnung des ihnen im Himmel aufbewahrten Lohnes. In Anbetracht dessen wiesen sie eine irdische Vergeltung zurück. Oberaufseher aller Erziehung waren die Bischöfe, ja man darf sagen, die Erziehung lag so ganz in den Händen der Geistlichen. Es war dieß auch ganz natürlich; denn die Erziehung ist ein wesentlicher Theil des priesterlichen Berufes; die Priester sind von Gott selbst zu Lehrern aufgestellt. Die Christen hatten dieser Art der Erziehung sich nicht zu schämen. Wir werden, sagt Tertullian den Heiden, weder in der Wissenschaft, noch in dem Unterrichte von euch erreichet. Was hat denn Thales, jenes Haupt aller Physiker, dem Crösus auf sein Begehren über die Gottheit mittheilen können, nachdem er oftmals neuen Aufschub zum Nachdenken verlangt hatte? Unter den Christen weiß aber jeder Handwerker Gott zu finden

und zu zeigen, und alle Eigenschaften Gottes nachzuweisen, obgleich Plato versichert, daß es nicht leicht sei, den Erbauer des Weltalls zu finden, und wenn man ihn gefunden, gehörig zu beschreiben.

Wie bereits angedeutet, trugen die ersten Christen zuerst dafür Sorge, daß ein Jeder das erlernte, was zuvörderst dem Christen unumgänglich, und dann was den Einzelnen beziehungsweise zu wissen nöthig ist; und hierauf gingen sie auf die nützlichen Kenntnisse über, welche sie, gleich denen, die bloß zur Unterhaltung dienen, in verschiedene Abstufungen theilten. Dieß hatte zur Folge, daß zuerst alle Glieder der Gesellschaft, Hohe und Niedere, Freie und Sklaven das zu ihrem Heile Nothwendige wußten; hiernach aber Einzelne aus den besondern Ständen sich in gewissen Zweigen der Wissenschaft vorzüglich auszeichneten. Wenn es auch nur Wenige gab, die sich zu dem wendeten, was den Verstand ergötzt und die Neugierde reizt, so war dieß wohl ein geringerer Nachtheil zu nennen, als der Zustand, den wir in der heutigen Zeit herbeigeführt sehen; denn heut zu Tage gibt es zwar Viele, die sich in den ergötzlichen Wissenschaften, wozu sich der Mensch seiner Natur nach hingezogen fühlt, auszeichnen; sehr Wenige aber, die in dem glänzen, von welchem der Heiland sagt, daß es allein nothwendig ist, in Tugend und Frömmigkeit. Während ferners heut zu Tage Stolz und Hoffart die Begleiter unserer vielwissenden Aufklärung sind, war in jenen alten Zeiten die Demuth im schönsten Bunde mit der Wissenschaft, und der Gelehrte, wie tief er auch seinen Gegenstand ergründet hatte, sah mit Bescheidenheit auf sich selbst, weil er sich nicht einbildete, Alles zu wissen, sondern vielmehr gerne, wie das Evangelium ihn anwies, seinen Mitmenschen jeden Vorrang vor ihm einräumte.

Welche Menschen aus dieser Schule hervorgingen, und um wie viel besser mit solchen Unterthanen der Staat daran war, das sagen uns Zeitgenossen, namentlich Tertullian. Dieser ruft den Heiden zu: Wohlan denn, lasset euere Gerichtsbücher für uns Zeugniß geben, ihr, die ihr täglich Gericht haltet, um die Eingekerkerten zu verurtheilen und Processe zu schlichten. Gar Viele werden von euch der verschiedensten Verbrechen schuldig erkannt. Aber saget, wer unter ihnen ist ein Meuchelmörder, ein Beutelschneider, ein Lästerer, ein Verführer und zugleich ein Christ?

Oder wenn Christen um ihres Namens willen vorgeführt werden, wer von ihnen ist also beschaffen, wie so viele euerer Angeklagten? Von den Eurigen sind die Kerker stets überfüllt; beständig hallen die Klüfte der Bergwerke wieder von ihren Seufzern; das Fleisch der Eurigen dient den wilden Thieren zur Mästung, die Gladiatorenhäupter halten stets ganze Schaaren euerer Verbrecher um sich gesammelt. Unter allen diesen aber ist kein Christ zu finden, es sei denn eben deßwegen, weil er ein Christ ist. Denn wenn eine andere Schuld dazu kommt, so ist er gewiß kein Christ. Wir also allein sind die Unschuldigen. So spricht Tertullian. O wie weit stehen wir trotz aller Fortschritte hier zurück! Möchte es der Erziehung in unsern Tagen nur einigermaßen gelingen, der Kirche solche Gläubige, dem Staate solche Bürger zu geben, und bald würde Ruhe und Ordnung in unsere aufgeregten, unzufriedenen Herzen zurückkehren.

15. Grundprincipien einer christlichen Erziehung.

Soll die Erziehung gedeihen und ihre Aufgabe lösen, so muß sie sich vorzüglich auf folgende Grundsätze stützen:

I. Die Religion muß die Grundlage aller Erziehung seyn, und diese selbst zugleich gründlich und praktisch beigebracht werden. Wie ein Baum ohne Wurzel nicht gedeiht, so auch die Erziehung nicht ohne Religion. Eben deßwegen bleiben so Viele, ungeachtet aller Mühe, die man sich gibt, unerzogen, weil die Religion unberücksichtiget bleibt. Die Religion muß aber auch gründlich und zugleich praktisch beigebracht werden. Ohne Gründlichkeit bleibt die Religion nur auf der Oberfläche kleben und steigt nie in das Herz hinab: dieß ist ein Saame der auf die Strasse hinfällt, und von den Vorübergehenden zertreten, d. h. von den Leidenschaften bald wieder hinweggenommen wird. Die Gründlichkeit des Unterrichtes besteht aber keineswegs in den heut zu Tage Mode gewordenen breit räsonirenden Katechismen, in denen oft gerade auf das Nothwendigste zu geringes Gewicht gelegt ist. Zu dem Letztern gehört vor allem die Kenntniß vom Geheimnisse der heiligsten Dreifaltigkeit, der Menschwerdung, der heiligen Sakramente u. s. w.; das apostolische Glaubensbekenntniß, das Vater unser, der englische Gruß; die Lehre von den

Todsünden, von den letzten Dingen ꝛc. Es ist hier eine weise Berücksichtigung der Fähigkeiten und sonstigen Verhältnisse der Schüler und eine darnach gewählte Stufung des Unterrichtes sehr nothwendig, und namentlich darf zu den bloß nützlichen Gegenständen nie eher geschritten werden, als bis der Schüler in den nothwendigen wohl bewandert ist. Versäumt man diese Vorsicht, so folgt daraus, was heut zu Tage so häufig vorkömmt: die Jugend wendet sich mit Freuden zu dem, was ihren Verstand kitzelt und ihre Neugierde befriediget, vernachläßigt das Wesentliche, kümmert sich weder um die Glaubensartikel noch um die Vorschriften der Moral, bläht sich auf mit nutzlosen Kenntnissen und hält sich für wohlunterrichtet in der Religion, ohne zu wissen, was eigentlich die Religion von ihr fordert. Daher alsdann der Dünkel, die Anmaßung, die Spötterei, der Ungehorsam, ja die Irreligiosität unserer Jugend. — Der Religionsunterricht, sagten wir, muß auch praktisch seyn; denn die Religion ist die Tugend, vermöge der die Menschen Gott ihren schuldigen Dienst erweisen. Der Religionsunterricht muß daher auch vorzüglich die Art und Weise angeben, wie wir Gott diesen Dienst erweisen können; er muß deßwegen nothwendig praktisch seyn. Der Schüler muß die Religion nicht bloß lernen, sondern sie auch üben, und dabei muß ihm das Beispiel der Lehrer vor Allen als Muster voranleuchten. Ohne diese Praxis kann man den in den Lehren unserer Religion Unterrichteten wohl etwa den Namen von Philosophen oder Gelehrten geben, niemals aber den von Christen. Auf einen Solchen lassen sich im gewissen Sinne die Worte Tertullians anwenden: „Welche Aehnlichkeit findet ihr zwischen einem Philosophen und einem Christen; zwischen einem, der viel Worte macht, und dem, der Thaten verrichtet?"

II. **Der Körper werde an eine Lebensweise gewöhnt, bei welcher er erstarken und sich entwickeln kann; man verzärtle ihn nicht, sondern härte ihn vielmehr ab.** Eine zu weichliche Erziehung macht, daß die Kinder einst nicht das Geringste ertragen können, daß sie einem jeden Ungemach erliegen. Dennoch ist die Weichlichkeit in der Erziehung fast allgemein geworden. Man sieht in dem Hause, wo ein kleines Kind ist, fast nichts als Spielwerkzeug; man redet oft nicht einmal mehr eine menschliche Sprache mit ihm. Auch die Nachbarschaft

und die ganze Verwandtschaft muß mithelfen, dem Kinde schön zu thun; man herzt es und scherzt mit ihm auf alle mögliche Weise; man schoppt ihm allerlei Eßwaaren zu, die es nicht verdauen kann. Es sind um dasselbe fast keine Menschen mehr, sondern eine Schaar Affen, wo man nicht weiß, ob die großen oder die kleinen läppischer sind. Ein solches Kind wird eine Spielpuppe, das nur zu Tändeleien taugt. — Die weichliche Erziehung war nie ein Mittel, starke Leute zu machen, und wenn noch gute Naturen anzutreffen sind, so ist es vorzüglich bei jenen der Fall, die schon von Jugend auf abgehärtet worden sind. Durchgehen wir nur die Geschichte der Völker. Die rauhen Krieger benützten allzeit die Sinnlichkeit ihrer sonst mächtigen Feinde. Dieß waren die Ruinen, auf denen sich neue Reiche aufgerichtet haben. Erst dann sind die alten Monarchien von fremden Waffen überwältiget worden, nachdem sie durch die Verweichlichung und das Wohlleben ihre Kräfte erschöpft hatten. Gehen wir in die Zeughäuser, um leibhafte Anschauungen zu haben. Jene Männer, die einen Zentner Eisen am Leibe trugen und selbst wie von Eisen waren; die Spieße und Schwerter schwangen, welche wir nur mühsam vom Boden aufheben; jene Männer, die solche Nerven hatten, und durch Ungemach nur noch stärker wurden, sind gewiß in der Kindheit nicht wie wir erzogen worden. Sie sind nicht halbe Tage in den Zuckerbackerläden gesessen; sie mußten Hitze und Kälte ertragen, laufen, auf dem Boden liegen 2c. So haben sich die Glieder befestiget, das Eingeweide sich ausgedehnt und den ganzen Bau der schweren Leiber unterstützt. Die Geschichte der alten Welt hat uns ein Volk vor Augen gestellt, bei welchem von früher Kindheit an das Bändigen des Leibes und die Uebung der Glieder als Hauptwerk der Erziehung und Ausbildung des Mannes zum Dienste des Vaterlandes betrachtet und getrieben wurde. Dieß waren die Spartaner. Und hier läßt sich sehen, was eine wohleingerichtete Uebung des Leibes im Gehorsam gegen den Willen der Seele für eine Rückwirkung auch auf die Herrschaft des Geistes habe. Vor Allem hatte die Seele des gymnastisch gebildeten Spartaners, indem sie die Glieder des Leibes zu augenblicklichem Gehorsam gewöhnte, selber gehorchen gelernt; denn es wird bei keinem Volk der Erde der unbedingte Gehorsam gegen die Herrscher und Führer, gegen Gesetz und Sitte

der Väter in höherm Maße gefunden, als bei ihnen. Die Abhärtung hat den Spartanern nicht bloß eine Gewalt über die Bewegung der Glieder, sondern im gewissen Maße auch über die Bewegung der Leidenschaften gegeben. Es zeigte sich diese Selbstbeherrschung als heldenmüthige Selbstverleugnung bei dem wahrhaft Staunen erregenden, bewegungslosen Ertragen leiblicher Schmerzen. Dahin führt unsere weichliche Erziehung sicher nicht.

III. In wissenschaftlicher Beziehung unterrichte man die Kinder vorzüglich in dem, was in ihren einstigen Lebensverhältnissen ihnen von Nutzen seyn wird. — Vielwisserei ist oft mehr schädlich als nützlich; auch ist es nicht gut, wenn Kinder der niedrigsten Stände auf eine Art erzogen werden, wie es bei vornehmern zu geschehen pflegt. Solche Kinder fühlen sich in ihrem spätern Leben meistens unglücklich, weil ihre äußern Verhältnisse der genossenen Erziehung nicht entsprechen. Hierin aber wird sehr häufig gefehlt. Noch nie war die Sucht nach Vielwisserei so groß, als in unsern Tagen. Die Kinder müßen Alles lernen, selbst das, was ihnen oft mehr schädlich als nützlich ist; natürlich bringen sie es in Folge dieser Zerstücklung ihrer Zeit und Kräfte, vorzüglich wenn ihre Anlagen nur mittelmäßig sind, nirgends zu einiger Vollkommenheit; sie wissen von allen Dingen etwas, aber nirgends ein Ganzes; sie haben überall die Oberfläche berührt, sind aber nirgends in die Tiefe gestiegen. Sind aber nicht solche halbgelehrte Menschen die gefährlichsten, sowohl im Staate als in der Kirche? Sie kennen nirgends Gehorsam und Unterwürfigkeit. Weil sie über Alle erhoben und verständiger als Alle zu seyn glauben, wollen sie Niemanden mehr unterworfen seyn. Daher in unsern Tagen so viel Aufruhr und Umsturz der alten Ordnung. Nicht minder ist zu beklagen jene Vornehmthuerei in den mittlern und niedern Ständen. Einfache Bürgersleute lassen ihre Kinder in allen Verfeinerungskünsten des Lebens unterrichten. Söhne, die einstens ein einfaches bürgerliches Gewerbe treiben sollen, haben Chemie und Physik studirt, Mathematik gelernt und Geometrie getrieben. Töchter, die dazu berufen sind, ein mittelmäßiges Hauswesen zu besorgen, wo es neben der Frau kaum eine Magd leidet, sind in Instituten erzogen worden, spielen Clavier und sprechen fremde Sprachen. Was ist die Folge?

Dieses, daß solche Kinder, wenn in das praktische Leben übergegangen, ihr Geschäft und Hauswesen vernachlässigen, über ihren Stand leben und bald zu Grunde gehen.

IV. Die Eltern sollen sich zunächst an der Erziehung ihrer Kinder betheiligen, wo sie aber diese fremden Händen anvertrauen müssen, mit aller Vorsicht zu Werke gehen. — Es ist in unsern Tagen Mode geworden, daß die Eltern sich mit der Erziehung, besonders in vornehmen Ständen, nicht mehr abgeben mögen; so lange die Kinder klein sind, bekommen sie Wärterinen, später Hofmeister und Gouvernanten, Lehrer und Lehrerinen. Dieß ist oft für die Kinder ein großes Uebel. Denn Niemand hat zu den Kleinen jene Liebe, wie die Eltern, und gegen Niemanden sind die Kinder so offen und aufrichtig als gegen ihre Eltern. Um so trauriger ist die Wahl, die man hierbei trifft; denn nur zu oft wählt man Leute ohne Religion und Rechtschaffenheit, die auch die glücklichsten Anlagen verderben durch ihre frechen Reden, ihre vergifteten Grundsätze und ihre schlimmen Beispiele. Mehr hievon unten bei den Mißgriffen in der Erziehung.

V. Die Erziehung darf kein Gegenstand des irdischen Gewinnes seyn, sondern muß Männern anvertraut werden, denen sie der Natur der Sache nach gebührt. — Die Erziehung ist ein zu erhabenes Geschäft, als daß sie mit zeitlichen Gütern würdig belohnt werden könnte. Wer nur um des Geldes willen sich der Erziehung widmet, von dem darf man annehmen, daß er seinen Platz schlecht ausfüllt. Die Erziehung ist ein mühevolles Geschäft; um nie den Muth zu verlieren, sondern stets mit Eifer seinem Berufe zu leben, sind viel höhere Beweggründe nothwendig, als der geringe Gehalt, den man dadurch zur Fristung seines Lebens sich erwirbt, und den man in einem andern Stande viel reichlicher und auch leichter sich verschaffen könnte. Nur wenn der Erzieher das Segensvolle seines Berufes erwägt, und deßwegen diesen Stand wählt, um dem Staate gute Bürger und der Kirche gehorsame Kinder heranzubilden, für sich aber erst jenseits einen Lohn sucht, wird er unverdrossen und mit glücklichem Erfolge arbeiten. Schon um deßwegen sind geistliche Corporationen zur Erziehung vor Allem geeignet, weil hier

das Individuum weder für sich noch seinen Zögling das Irdische will, sondern nur Himmlisches sucht. In der That hat die Erziehung nirgends schöner geblüht, als in den Klöstern. Man soll daher der katholischen Kirche beim Erziehungsgeschäfte wieder jenen Einfluß gestatten, der ihr gebührt. Die Kirche ist ihrer Bestimmung nach eine Erziehungsschule. In ihrem Schooße haben sich die größten Gelehrten, die erfahrendsten Staatsmänner, die ausgezeichnetsten Weltweisen; in ihrem Schooße haben sich alle Völker gebildet. Sogar ihre Feinde nahmen nicht selten von ihr selbst die Waffen, womit sie sie später bekriegten. Wie wollt ihr noch zweifeln, ob sie im Stande ist, euere Kinder zu erziehen? Ihr habt vielmehr Ursache, Bedenken zu tragen, ob diejenigen hinreichende Geschicklichkeit dazu besitzen, denen ihr dieses wichtige Geschäft bisher anvertraut habt. Insbesonders sollen die Bischöfe auf die Erziehung wieder jenen Einfluß ausüben, den ihnen ihre Stellung anweist. Sie haben die Pflicht, die Heerde Jesu Christi zu hüten und über sie zu wachen. Apostelg. 20, 18. Man wende nicht ein, daß diese Wachsamkeit sich nur auf die Erwachsenen beziehe; denn Niemand wird behaupten, daß ein Hirt, der über die ganze Heerde gestellt ist, nur die alten Schafe zu hüten habe, nicht aber die Lämmer, da im Gegentheile die letztern eine weit größere Sorgfalt in Anspruch nehmen. Es liegt auch in der Natur der Sache, daß die Hut der Erwachsenen nur dann von günstigem Erfolg seyn kann, wenn sie in ihrer Jugend eine gute Erziehung erhalten haben.

16. Wann soll man mit der Erziehung anfangen?

Die Erziehung beginnt in gewissem Sinne schon vor der Geburt des Kindes. Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß die Kinder leicht die Gemüthsart der Eltern, besonders der Mutter, erben. Ist die Mutter während der Schwangerschaft gewissen Leidenschaften, wie dem Zorne, dem Neide, der Lüsternheit u. s. w. ergeben, so ist sehr zu befürchten, auch das Kind möge Anlagen zu diesen Leidenschaften mit auf die Welt bringen. Daher sollen sich die Mütter vorzüglich in solchen Umständen recht sehr eines frommen Lebenswandels befleißen, und auch die Väter möglichst darauf hinwirken.

Ist das Kind geboren, so beginnt zunächst die leibliche Er-

ziehung. Diese kann in der ersten Epoche nichts weiter seyn, als Wart und Pflege.

Die geistige Erziehung wird nach Verschiedenheit der Kinder bald eher bald etwas später, nämlich dann zu beginnen seyn, wo die Keime hiezu sich regen.

Nicht früh genug kann die moralische Erziehung begonnen werden, und sehr sind jene Eltern zu tadeln, welche meinen, ihre Kinder zuerst verständig werden lassen zu müssen, ehe sie ihnen die Religion beibringen, unter dem Vorgeben, sie würden ja früher es nicht zu fassen im Stande seyn. Das würde eben so verkehrt seyn, als wenn man einen Acker zuvor mit Unkraut überwachsen ließe, ehe man ihm den guten Samen anvertraut. Die Religion muß fast schon mit der Muttermilch dem Gemüthe eingepflanzt werden: daher kann die religiöse (moralische) Erziehung nicht früh genug beginnen.

17. Welche Tugenden soll die Erziehung den Kindern vor Allem einflößen.

Kindern sollen vor Allem nachstehende Tugenden eingepflanzt werden:

1) **Gehorsam und Nachgibigkeit.** Wer dieß in seiner Jugend nicht gelernt hat, ist in seinem ganzen künftigen Leben unglücklich; denn wir kommen in eine Menge von Verhältnissen, wo wir gehorchen und nachgeben müssen. Denken wir uns einmal einen Menschen, der fünfzehn und mehre Jahre ungehindert seinen Sinnen folgte, der nie einen Widerstand ertragen konnte, dessen Wünsche für Alle, die ihn umgaben, Befehle waren, dem die blinde Liebe seiner Eltern und Lehrer in Allem nachgab. Ein solcher Mensch kömmt nun in die große Welt. Da findet er Alles ganz anders: seine Wünsche werden kaum mehr geachtet, geschweige denn, daß man sich beeifert, sie zu erfüllen; man widersetzt sich vielmehr seinem Begehren. Wie unglücklich wird sich ein Solcher fühlen? Wahrlich, es kann nichts Traurigeres geben, als einen Menschen, der nirgends nachzugeben, und Niemanden sich zu fügen weiß. Dieß ist auch die Ursache, warum es in unsern Tagen so viel Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeiten, und so viel Aufruhr gegen die Fürsten gibt. Wer in der Jugend nicht gehorchen lernt, wird

später weder göttliche noch menschliche Gesetze achten; er wird ein unruhiger Bürger werden. Darum, Eltern! bewahret euere Kinder vor diesem Uebel. Lehret sie frühzeitig gehorchen und nachgeben. Laßt keinen Eigensinn, keine Widerspenstigkeit bei ihnen aufkommen. Laßt euch nichts von ihnen abzwingen, weicht ihrem Ungestüm und ihrem Trotze nicht. Befehlet zwar nichts ohne Ueberlegung; aber wenn ihr einmal Befehle gegeben habt, so bestehet auf genauer Vollziehung derselben, und laßt euch weder durch Widerstand noch durch Schmeicheleien zur Aufhebung derselben bewegen.

2) Liebe zur Wahrheit, zur Redlichkeit und Offenherzigkeit. Wer in seiner Kindheit zur Falschheit, Verstellung und Schmeichelei angeführt wird, und dem diese Laster als Regeln der Klugheit und feinern Lebensart angepriesen werden; der wird fast immer ein schädliches und lästiges Glied der menschlichen Gesellschaft werden. Er wird sich zur List und zum Betruge gewöhnen; er wird in seinem Urtheile höchst veränderlich seyn, und heute loben, was er gestern getadelt hat; er wird das Gegentheil von dem in seinen Handlungen seyn, was er mit Worten versichert hat; er wird ein Mensch ohne Glaube und Treue seyn. Darum, ihr Eltern! flößt euern Kindern Liebe zur Wahrheit und Offenherzigkeit ein. Strafet jede Lüge und Verstellung, die ihr bei ihnen entdeckt. Dringet darauf, daß sie aufrichtig euch Alles entdecken. Bewahret aber euere Kinder auch vor dem entgegengesetzten Fehler, vor Plauderhaftigkeit. Lehret sie in ihren Reden mit Ueberlegung und Bedacht zu Werke gehen. Zeiget ihnen, wie viel Verdrüßlichkeit man dadurch sich und Andern verursacht, wenn man ohne Klugheit Alles herausplaudert, was einem nur immer einfällt. Gewöhnet sie zur Verschwiegenheit hinsichtlich solcher Dinge, welche uns die Pflicht verbietet, bekannt zu machen.

3) Arbeitsamkeit, Ordnung und Fleiß in ihren Geschäften. Die Jugend muß beschäftiget seyn, thut sie nichts Gutes, so wird sie von selbst auf das Böse geführt. Alles aber, was geschieht, soll mit Eifer und Fleiß vollbracht werden, sonst gewöhnt man sich daran, Alles nur halb und unvollkommen zu thun, was der gerade Weg zur Trägheit ist. Die Ordnung endlich ist wie an jedem Menschen, so insbesonders an der Jugend eine der löblichsten und empfehlendsten Eigenschaften; eine gute

Ordnung ist eine halb geschehene Arbeit. Deßwegen, Eltern! prägt euern Kindern diese Tugenden ein, haltet sie zur Arbeitsamkeit und zum Fleiß an. Zeigt ihnen, wie sehr die Ordnung die Arbeit erleichtert, wie sehr sich der anhaltende Fleiß belohnet, und welch ein vortreffliches Mittel die Arbeitsamkeit ist, den Menschen vor Sünden und Thorheiten zu bewahren, und wie süß die Ruhe nach geschehener Arbeit ist. Präget ihr ihnen diese Lehren tief ein, und gehet ihr ihnen auch hier mit gutem Beispiele voraus; werdet ihr sie immer auf eine nützliche Art beschäftigen, sie jede Sache zur rechten Zeit vornehmen und mit Genauigkeit thun lassen: so wird ihnen die Liebe zur Ordnung und Arbeitsamkeit natürlich werden. Die Folge wird seyn, daß sie ihre künftigen Berufspflichten mit Eifer erfüllen, und daher auch vor Mangel und Darben geschützt seyn werden.

4) Demuth, Bescheidenheit und Versöhnlichkeit; — Tugenden, die allen Menschen, insbesonders aber jungen Leuten so wohl anstehen. Nirgends ist der Stolz unerträglicher, als an den Kindern, und nichts ist abscheulicher, als wenn jene sich schon weise zu seyn dünken, die noch kaum zu lernen angefangen haben. Eltern, übet euere Kinder in der Demuth. Entfernet Alles, was die Eitelkeit und Selbstgefälligkeit bei ihnen wecken könnte. Lobet sie nicht zu viel oder gar unzeitig. Erlaubet nicht, daß Andere ihnen große Begriffe von ihrer schönen Gestalt, ihrer vornehmen Geburt, ihren großen Reichthümern beibringen. Zeiget ihnen, wie wenig wahren Werth diese äußerlichen Vorzüge haben, wie leicht man sie verlieren kann, und wie verächtlich sie den Menschen machen, wenn sie mißbraucht werden. Bringet ihnen auch bescheidene Gedanken von ihren erworbenen Geschicklichkeiten und Kenntnissen bei. Zeigt ihnen, wie schwach und unvermögend der Mensch an und für sich ist, und daß er Alles, was er ist und hat, der Gnade Gottes verdankt. Uebet sie insbesonders auch dann in der Demuth, wenn sie sich für beleidigt halten, oder wenn man ihnen nicht jene Achtung erweiset, wozu sie berechtigt zu seyn glauben. Erinnert sie an ihre eigenen Schwachheiten, an die große Nachsicht, die sie selbst von Andern nöthig haben. Macht es ihnen begreiflich, wie leicht man ohne böse Absicht, aus bloßer Unvorsichtigkeit, etwas sagen und thun kann, was dem Andern mißfällt. Haltet

sie bei solchen Gelegenheiten zur Versöhnlichkeit an. Statt ihnen, wie es oft geschieht, zuzurufen: Dieß müßt ihr nicht leiden, es euch nicht gefallen lassen, — saget vielmehr: Ueber solche Kleinigkeiten müßt ihr euch hinwegsetzen, sie sind nicht werth, daß man darauf merkt, oder sich davon beunruhigen läßt. Eben deßwegen laßt euere Kinder nicht lange in Unfrieden miteinander leben, und macht sie aufmerksam, wie bitter ein solches Leben sei, und wie es ganz gegen das heilige Evangelium verstosse.

5) Liebe und Freundlichkeit gegen alle Menschen ohne Unterschied des Standes. Zu diesem Zwecke lehret sie alle Menschen, die Niedrigen wie die Vornehmen, die Armen wie die Reichen als ihre Brüder ansehen. Präget ihnen tief ein, wie vor Gott alle Menschen gleich sind, und nur die Tugend bei ihm einen Vorzug begründet. Gebet auch nicht zu, daß euere Kinder den Dienstboten mit Verachtung, Trotz oder auf eine gebieterische Weise begegnen, und sich als strenge und eigensinnige Herren betragen, da sie doch erst gehorchen lernen müssen. Macht sie aufmerksam, wie nützlich und heilsam die niedern Stände sind, und wie man Leute aus denselben, die ihrer Pflicht nachkommen, vielmehr achten als gering schätzen muß.

6) Mitleiden und Wohlthätigkeit. Eltern, lehret euern Kindern die mannigfaltigen Arten des Mangels und des Elendes kennen, unter welchen so viele Menschen seufzen. Führet sie bisweilen in die Wohnungen der Armen und Kranken. Lasset sie die hungrige Gestalt, das harte Lager und das karge Brod des Dürftigen sehen und seine Seufzer hören. Entfernet sie nicht von solch rührenden Anblicken, aus Besorgniß, ihren verzärtelten Geschmack zu beleidigen oder ihnen schmerzhafte Empfindungen zu verursachen. Freuet euch, wenn euere Kinder dadurch gerührt werden; laßt selbst ihren mitleidigen Thränen freien Lauf, und verberget auch die eurigen nicht. Theilt aber auch die Freude des Wohlthuns mit ihnen; laßt durch ihre Hände dem Armen eine Gabe zufließen; stellt es ihnen als eine besondere Auszeichnung für ihr Wohlverhalten vor, daß ihr dieß oder jenes Werk der christlichen Liebe durch sie verrichten lasset. Gewöhnet sie daran, daß sie sich in ihren Bedürfnissen manchmal etwas einschränken, um dem Armen geben zu können.

7) Selbstverleugnung und Herrschaft über ihre sinnlichen Begierden. Wer in seiner Jugend nicht gelernt hat, sich selbst zu verleugnen und seinen Begierden zu widerstehen, dem wird es später ungemein schwer, wo nicht ganz unmöglich, der Pflicht und Tugend jene Opfer zu bringen, die sie so oft von uns fordern. Gewöhnet daher die Kinder daran, bisweilen einem an sich erlaubten Vergnügen freiwillig zu entsagen oder den Genuß desselben zu unterbrechen, um dadurch die Stärke ihres Geistes und die Herrschaft über sich selbst zu beweisen. Gehet ihnen aber auch hierin mit dem Beispiele voran, und zeigt ihnen, wie man sich beherrschen und überwinden lernet. Dagegen verfehlen sich unter andern jene Eltern, die bei jeder Kleinigkeit sich den Ergüssen ihrer Leidenschaften überlassen. Diese zeigen dadurch, daß sie sich nicht zu beherrschen vermögen; aber auch die Kinder, welche Solches hören und sehen, werden ebenfalls ihren Eltern und Erziehern nachfolgen, und statt ihre Leidenschaften zu beherrschen, sich vielmehr von denselben beherrschen lassen.

8) Geduld und Muth im Leiden. Wer nicht mit Geduld leiden gelernt hat; wer sich von jedem noch so unbedeutenden Unfall zu Boden werfen läßt; wer von einem jeden Schein der Gefahr zurückbebt, der wird es in der Tugend nicht weit bringen. Nur der Geduldige und Beharrliche wird die Schwierigkeiten, die einem auf dem Wege der Pflicht und Rechtschaffenheit entgegenkommen, überwinden. Eltern und Erzieher! haltet also die Kinder frühzeitig auch dazu an. Gewöhnet sie an Abhärtung und muthige Ertragung der Unannehmlichkeiten des Lebens. Saget ihnen, daß das Leben kein Spiel ist, sondern daß der Mensch, vom Weibe geboren, mit vielen Mühseligkeiten erfüllet wird, die er aber geduldig und standhaft ertragen muß, um sich die Krone des ewigen Lebens zu verdienen. Gebet aber auch hier der Lehre durch das eigene Beispiel Kraft und Nachdruck. Traget das Leiden, das euch selbst trifft, mit Geduld. Lasset euere Kinder niemals Klagen gegen die göttlichen Schickungen aus euerm Munde hören, sondern zeiget ihnen, daß ihr euch im Unglück zu beruhigen wißt, und fest im Vertrauen auf Gott stehet.

18. Wovon hängt das Gedeihen der häuslichen Erziehung ab.

Wenn die Erziehung in den Familien gedeihen soll, so müssen

a) beide Ehetheile nebstdem, daß sie die nöthige Kenntniß haben, in der reinen Gottesfurcht überhaupts und in der Liebe gegen die Kinder insbesondere, so wie in unverrückter Treue gegen einander, harmoniren; denn sonst ist die religiöse Erziehung unmöglich. Was die Mutter baut, reißt der Vater wieder ein, und was das Wort nützt, schabet die That.

b) Die Eltern müssen gute Hausgenossen wählen, und die Einflüsse der Bösen von dem Kreise ihrer Kinder abhalten; denn ob das Böse sich durch die Hausgenossen oder die Eltern selbst in die Herzen der Kinder ergießt, das ist im Grunde Eines.

c) Die Kinder sollen in ihren ersten Bildungsjahren selten aus den Augen der Eltern, besonders der Mutter kommen. Daher muß aber auch die Mutter ein lebendiges Muster der Religion und der Berufstreue seyn; denn das Vorbild der Mutter erzieht.

d) Die ältern Kinder müssen den jüngern mit gutem Beispiele vorangehen; das Vorbild jener macht die Erziehung dieser um die Hälfte leichter.

e) Die Eltern, welche einen Erziehungsgehilfen sich geben, müssen in der Wahl desselben mit aller Umsicht zu Werke gehen; dann aber auch, wenn die Wahl getroffen ist, dem Erzieher möglichst zur Seite stehen und mit ihm in Einklang wirken: daher nicht loben, wo dieser tadelt, nicht belohnen, wo dieser straft. (cf. Finks Ehestandsspiegel.)

19. Von den Folgen guter und böser Beispiele in der Erziehung.

Böse Beispiele wirken verderblich auf das in der Erziehung nothwendige Ansehen, veranlassen von Seite der Kinder Nachahmung und hinterlassen bei ihnen bleibende und dauerhafte Eindrücke: wie fürchterlich sind demnach nicht die Folgen böser Beispiele! Man denke sich einen Vater, der einem Wüthenden gleich im Hause herumfährt, durch Unwillen, Härte und Heftigkeit Alles in Furcht und Schrecken setzt, ein unordentliches Leben führt, die

Pflichten seines Standes vernachlässiget, schlechte Gesellschaften aufsucht, seine Zeit unnütz vergeudet, den Verdienst einer ganzen Woche vielleicht in einigen Stunden verprasset, in keine Kirche geht, kein Gebet verrichtet, sondern statt dessen seinen Mund von Fluch- und Schmähworten überströmen läßt; man denke sich eine Mutter, die in lächerlicher Eitelkeit, in einem übertriebenen Aufwande und in auffallendem Glanze ihre Glückseligkeit findet, dadurch aber ihre häusliche Wirthschaft zerrüttet, der sie durch Ungerechtigkeit und Härte gegen Dienstboten und Handwerker wieder einigermaßen aufhelfen will; man denke sich Eltern, die fortwährend in Zwist leben, die bittersten Vorwürfe sich einander geben, die gräulichsten Dinge sich gegenseitig nachsagen: wie können Solche bei ihren Kindern noch ein Ansehen und eine Achtung haben?

Worte und Lehren machen auf das Herz des Kindes nicht den Eindruck, wie Beispiele. Letztere fallen in die Augen, liegen vor der Sinnlichkeit und reizen zur Nachahmung. Kinder haben in ihren frühern Jahren noch gerne eine gute Meinung von dem Verstande und der Einsicht ihrer Eltern, und glauben, daß Alles, was sie an ihnen sehen, gut und schön sei. Würden es meine Eltern wohl thun, denken sie bei sich selbst, wenn es nicht recht wäre? Und jetzt fühlen sie sich um so mehr angetrieben, das zu thun, was sie an den Eltern bemerken. Wenn sie nun an ihren Eltern wenig oder gar nichts Gutes, dagegen viel des Bösen sehen: wie bald werden da in ihren zarten Herzen schlimme Neigungen Wurzel fassen, wie bald die Bilder der Unschuld, die so leicht für die Tugend hätten gewonnen werden können, in böse Gewohnheiten überschlagen!

Dabei ist dieses das Betrübendste, daß diese bösen Beispiele von den Eltern auf die Kinder einen bleibenden und dauerhaften Eindruck machen. Worte und Lehren sind bald vergessen; aber was in der Kindheit den zarten Herzen eingedrückt worden ist, löscht fast nie wieder aus, es bleibt uns gerne bis in das späteste Alter. O welch ein Schrecken für jene Eltern, die ihren Kindern von Jugend auf böse Beispiele geben, und auf diese Weise eine fast unaustilgbare Neigung zu allem Bösen in ihre Herzen pflanzen! Solche Kinder werden von Grund aus verdorben, so daß sie keiner Besserung mehr fähig sind.

Sind die Folgen der bösen Beispiele so traurig, so kann aber auch in der Erziehung nichts größern Segen bringen, als gute Beispiele; sie sind mehr als die halbe Erziehung selbst. Eltern! ihr habt an euern Kindern Alles gewonnen, wenn sie euch fromm, fleißig, mäßig und zufrieden, gerecht und menschenfreundlich sehen. Es kann nicht fehlen, daß ihr dadurch ihnen Achtung und Ehrfurcht gegen euch einflößet. Alle euere Lehren und Ermahnungen werden mit segensvoller Kraft auf ihre Herzen fallen; denn sie werden die Ueberzeugung haben, daß euere Lehren wahr und gut sind, weil ihr sie selbst ausübet. Nun werden sie auch mit unwiderstehlicher Kraft und gleichsam unvermerkt zu euerer Nachahmung hingerissen. Sie werden mit Freuden werden, was ihr seid. — Eltern, die ihren Kindern nicht bloß mit Worten, sondern auch durch das Beispiel das Gute eingepflanzt haben, können getrost seyn, wenn sie dieselben ihrer Aufsicht entlassen und in die gefahrvolle Welt schicken müssen. Sie werden die guten Eindrücke, die sie von ihren Eltern erhalten haben, bewahren; sie werden der Versuchung muthig widerstehen. Wenn es aber selbst dem Verführer gelänge, sie auf die Straße des Verderbens zu bringen: das Andenken an ihre guten Eltern wird sie wieder wecken und mächtig antreiben zum Pfad der Tugend zurückzukehren. Eltern, die durch gute Beispiele wohlthätig auf die Herzen ihrer Kinder wirkten, können auch auf dem Sterbebette ruhig und getröstet seyn: sie nehmen den Segen der Welt und den ihrer Kinder mit ins Grab. Ihre gut erzogenen Kinder werden ihnen Thränen des Dankes nachweinen; ihr Bild wird ihnen immer vor Augen schweben, und der Gedanke, ihren frommen Eltern ähnlich zu werden, sie mächtig zu jeder Tugend anspornen. O welch eine unübersehbare Aernte von Segen und Glückseligkeit können die Eltern durch ihr gutes Beispiel, das sie den Kindern geben, einsammeln!

20. Worauf hat man bei der Erziehung des Jünglings und der Jungfrau speciell zu sehen.

I. Beim Jüngling.

Die Bildung des Jünglings als werdenden Mannes und einstigen Bürgers hat neben herrschender Gottesfurcht, die bei ihm den ersten Rang einnehmen, und neben Beherrschung des Geschlechts-

triebes, die ihm von zartester Jugend an heilig seyn soll, noch drei Charaktere, die ihm als Mann, als jung und als junger Mann unentbehrlich sind. Als werdender Mann soll er zur öffentlichen Wirksamkeit vorgeübt werden. Er lerne daher frühe tragen die Bürde des Lebens, d. h. die Bürde des Entbehrens, des Duldens, der Arbeit, der Strapatze, der Selbstaufopferung. Dieß Alles wird ihn in seinem künftigen Leben treffen. Als jung soll er der ältern, höhern Menschheit mit Respekt begegnen. Demnach pflanze man ihm Ehrfurcht und Gehorsam gegen die Vorgesetzten und Obrigkeiten ein, und mache, daß er jenes evangelische Gesetz beobachte: Erweiset Ehre, wem Ehre gebührt. — Als junger Mann soll er mehr als das weibliche Geschlecht in Kunst und Wissenschaft unterrichtet werden, weil er ohne Kunst und Wissenschaft weder das Maaß der öffentlichen Wirksamkeit auszuführen tüchtig, noch an die Stelle der höhern Menschheit vorzurücken und den Respekt der jüngern Welt einzuärnten würdig wäre.

All dieß wird aber nicht gelingen, ohne daß mit der Religion ein tiefer Grund bei ihm gelegt ist. Daher flöße man ihm von Jugend auf die Gefühle der Gottesfurcht ein. Damit aber der gute Same nicht wieder hinweggenommen werde, so muß man ihn auch von verderbten, gesetzlosen, dem Vergnügen nachhängenden Altersgenossen trennen, und in die Atmosphäre guter Jünglinge bringen, deren Vorbild sein Gesetzbuch, deren bloßer Anblick ein rettender Schutzgeist für ihn seyn kann.

Drei gefährliche Feinde der männlichen Jugend, insbesonders in unsern Tagen sind: Vergnügungssucht, Widerspenstigkeit und Freiheitsschwindel. Die Erziehung hat sehr darauf zu sehen, daß diese wilden Schößlinge sich nicht zeigen, oder wo sie bereits sichtbar werden, wieder abgehauen werden. Eine unschuldige Freude soll die Jugend genießen; aber von Muthwillen und Ausgelassenheit werde sie zurückgehalten. Ein selbstständiges Urtheil soll der Jüngling fassen lernen; aber statt des so beliebigen Räsonirens und Tadelns über Staatsform, Gesetzgebung und bestehende Verhältnisse werde ihm begreiflich gemacht, daß es ihm nicht zustehe, das zu verwerfen, was er noch nicht einmal versteht, und daß ihn Gott zu einem bürgerlichen Gewerbe, nicht aber zu einem Weltverbesserer berufen hat. Auch eine vernünftige Freiheit sollen Alle genießen; aber

öffentliche Anstalten, theils Privateinrichtungen. Im Allgemeinen haben wir dagegen nichts einzuwenden; im Besondern aber müssen wir die Eltern ermahnen, in der Auswahl solcher Institute sehr vorsichtig zu seyn, daß sie ihre Kinder nicht über kurz oder lang statt erzogen, vielmehr ganz verzogen zurückerhalten. Es gibt in größern Städten eine Menge Erziehungsinstitute, sowohl für die männliche als weibliche Jugend, insbesondere für die letztere. Allein gar oft geben sich Solche mit der Erziehung ab, die weder Beruf noch Fähigkeiten dazu haben. Nur zeitliches Interesse ist die Ursache, warum man ein Institut gründet; es soll dieß eine Art von Erwerbsquelle seyn. Ist ohnehin Alles, was nur um des Geldes wegen geschieht, schlecht gethan, so um so mehr bei der Erziehung. In solchen Instituten werden Alle aufgenommen, die sich nur immer melden und zahlen, auch die Schlechtesten und Verdorbensten. Diese stecken auch die übrigen noch Bessern an; sie sind wie faule Aepfel unter guten. Die Folge wird seyn, daß bald Alle mehr oder weniger verdorben sind. In der That lernte ich einmal ein Institut kennen, wo sämmtliche Zöglinge mit dem abscheulichen Laster der Onanie behaftet waren, und es stellte sich heraus, daß ein paar boshafte Knaben allen übrigen diese Sünde einimpften. Häufig fehlt es in solchen Instituten an gehöriger Disciplin. Aus Furcht, die Kinder möchten wegen erhaltener Züchtigung nicht mehr bleiben, sondern ihre Eltern bestimmen, sie in ein anderes Institut zu bringen, in Folge dessen der Institutsinhaber oder die Inhaberin eines solchen im Einkommen benachtheiliget würde, läßt man Alles ohne Strafe und Tadel hingehen; ja man lobt oft da, wo man tadeln, man belohnt, wo man bestrafen soll.

Die Jugend muß unter beständiger Aufsicht stehen, und auch der geschickteste Wächter wird oft getäuscht. Gar oft fehlt es in manchen Privatinstituten an aller Aufsicht. Man läßt die Kinder viele Stunden sich selbst über. Was meint ihr aber wird eine unbewachte Jugend thun? Wenn sie sich nicht scheut, selbst unter den Augen des Aufsehers manches Tadelnswerthe zu thun: wozu wird sie kommen, wenn sie sich selbst überlassen ist?

Auch der Unterricht entspricht in manchen Privatinstituten nicht. Man hascht häufig nur nach dem Schein von Bildung, huldigt der in unserer Zeit so beliebten Vielwisserei, und hat keine

Gründlichkeit; es ist Alles gleichsam nur angeklebt und auf die Oberfläche hingestreut, nichts aber tiefer begründet. Insbesonders die Mädchen werden häufig überbildet. Man bringt ihnen vom Leben eine verkehrte Anschauung bei, schmeichelt ihrer ohnehin angebornen Eitelkeit zu sehr, unterrichtet sie in Gegenständen, die sie nie brauchen können, und versäumt es, ihnen das beizubringen, was sie in ihrem künftigen Berufe nöthig hätten. Manche Erziehungsinstitute sind eine Mitursache, daß es so viele unerfahrne Hausfrauen und unzufriedene Eheleute gibt.

Der Religionsunterricht, ohne welchen keine Erziehung gedeihen kann, ist oft nur der letzte von den Nebengegenständen. Wenn es gut gehet, erhalten die Zöglinge wöchentlich ein paar Stunden Unterricht in der Religion. Natürlich wird ohnehin dazu gewöhnlich ein freisinniger Geistlicher gewählt, damit den Zöglingen keine finstern Grundsätze beigebracht werden; oft ist es auch ein Laie ohne Glauben, und dessen Wandel höchst zweideutig ist, der den Religionslehrer macht.

Wir wollen nicht weiter gehen, und der Mängel so vieler Privatinstitute nicht mehre aufdecken; aber die Eltern warnen wir noch einmal, in der Wahl des Institutes, in welches sie ihre Kinder geben wollen, mit möglichster Umsicht zu Werke zu gehen; denn es steht ihr und ihrer Kinder Wohl dabei auf dem Spiele.

22. Einige der vorzüglichsten Mißgriffe, die heut zu Tage im Geschäfte der Erziehung so häufig gemacht werden.

Vielleicht ist in gewisser Hinsicht nie mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf das Geschäft der Erziehung verwendet worden als in unsern Tagen. Nie scheint man wenigstens unter gewissen Ständen den Aufwand und die Mühe weniger gescheut zu haben, die zur Entwicklung und Ausschmückung des Verstandes und zur Bildung der feinen Sitten der Kinder erfordert werden; nie sind vielleicht auch mancherlei Kenntnisse und Geschicklichkeiten und gefällige Sitten im ersten Alter des Lebens so allgemein gewesen. Aber daß dadurch die Menschen nicht besser und frömmer geworden sind, dieß lehrt der oberflächlichste Blick ins Leben. Man hält also das Erziehungsgeschäft für wichtig, und richtet doch damit nichts

aus. Warum? Man läßt sich von Fehlern dabei verblenden, deren Verderblichkeit oft am Tage liegt.

I. Viele Eltern verbannen mit Verleugnung der edelsten Gefühle der Natur ihre Kinder grausam von sich, und vertrauen sie ungeprüften Händen sorglos zur Erziehung an. Für gutgesinnte Eltern war die Jugenderziehung immer eine so heilige Pflicht, daß sie dieselbe unmittelbar und in eigener Person an ihren Kindern erfüllen wollten; denn sie waren von der Wichtigkeit der Sache so sehr überzeugt, daß sie dieses wichtige Geschäft fremden Händen zu überlassen, sich nicht getrauten; sie waren überzeugt, daß die Wohlfahrt der Kleinen Niemanden so sehr am Herzen liegen könne, als gerade den Eltern; sie waren überzeugt, daß einstens der Richter gerade aus ihren Händen die Seelen der Kinder abfordern werde. Nur im Falle einer offenbaren Unmöglichkeit überließ man seine Kinder fremden Händen, und auch dann geschah es immer mit einer Art von Bangigkeit; man gebrauchte die möglichste Vorsicht in der Wahl jener Personen, welchen man die Erziehung anvertraute, und auch nach der vorsichtigsten und glücklichsten Wahl behielt man immer über die Erziehung das wachsamste Auge. So dachten, so handelten zu allen Zeiten gute Eltern, welchen das Wohl der Kinder am Herzen lag. Habe ich da wohl das Bild unsrer heutigen Eltern gezeichnet? Meine Eltern! lasset mich hier mit gewohnter Freimüthigkeit über eine Sache reden, woran der ganzen Menschheit so äußerst viel gelegen ist, worin aber die Mißbräuche täglich größer werden, die endlich, wenn Gott nicht Hilfe sendet, unser ganzes Geschlecht verderben müssen. Wahrlich, noch in keinem Zeitalter hat man von Seite der Eltern eine solche Unempfindlichkeit, eine solche Gefühllosigkeit gegen die heiligste Pflicht an den Tag gelegt. Kaum ist das schuldlose Geschöpf zur Welt geboren, so eilt schon die unempfindliche Mutter, und dieß nicht bloß in den höhern, sondern sogar in Mittelständen, es eilt die unempfindliche Mutter so viel sie kann, die jammernde Unschuld in fremde Hände zu bringen, um nur recht bald des lästigen Winseln los zu werden. Und nun befindet sich der kostbarste Schatz des Hauses in den Händen einer unerzogenen Magd, welche für die Thränen des Schwachen keine Empfindung hat; in den Händen einer

ungeprüften Verpflegerin, welche oft die schwärzeste Seele besitzt, und die schon mit der ersten Nahrung den Saamen der Ausschweifung und den Keim der wildesten Leidenschaften in das Herz der Kleinen hinüberschüttet. Und die grausame Mutter sieht oft ganze Tage ihren Zögling nicht; sie hat nämlich wichtigere Geschäfte, sie kann sich von den Zerstreuungen, vom Putztische, vom Spiegel, vom Kleiderschrank nicht entfernen. Gott, wie ist es möglich, daß man in einem Zeitalter, in welchem die menschlichen Gefühle so sehr verfeinert seyn sollen, so hart und gefühllos seyn kann, daß man die edelsten Triebe der Natur, die Liebe zu seinen eigenen Kindern in einem solchen Grade niederdrückt; Gefühle, welche selbst die wildesten unter den Thieren niemals verleugnen gegen ihre Jungen! Wenn die Zöglinge diese erste Verbannung von Seite ihrer eigenen Eltern überstanden haben, wenn sie glücklich genug waren, bei dieser ersten Ungerechtigkeit ihre Unschuld, ihre Gesundheit und ihr Leben davon zu bringen, und wenn sie jetzt anfangen, eines wirklichen Unterrichts und einer nähern Erziehung zu bedürfen, dann sucht man, um von den höhern Ständen zu reden, nach Verschiedenheit des Geschlechtes eine Person, welche das Erziehungsgeschäft übernehmen will. Ehemals betrachtete man die Aufnahme eines Erziehers oder einer Erzieherin als die wichtigste Angelegenheit der ganzen Familie, weil man wußte, daß von der glücklichen oder unglücklichen Wahl dieser Personen die künftige Wohlfahrt der Zöglinge abhänge. Man ging mit Vorsicht zu Werke, man untersuchte genau, ob er Religion und Tugend und ob er die nothwendigen Kenntnisse besitze, eine so wichtige Sache auszuführen, und hatte man das Glück, einen solchen Mann auszufinden, dann scheute man keinen Aufwand und nahm ihn als Freund und Wohlthäter in die Familie auf. Aber in unsern Tagen ist man so ängstlich nicht mehr. Bei Dingung eines Stallknechtes sind oft unsere Herrschaften viel vorsichtiger, als bei der Aufnahme eines Erziehers. Religion, Tugend und Rechtschaffenheit, — das sind Dinge, welche man von dem Erzieher am wenigsten verlangt. Der Geist unsers Zeitalters hängt an äußerlichen Dingen, die auf angenehme Art in die Augen fallen; ein guter Gesellschafter, ein Mann von Welt, der Sprachen versteht und sich durch Aeußerlichkeit empfiehlt, — das ist der Mann, welchem man seine

Kinder anvertraut; sein Vermögen würde man einem solchen nicht anvertrauen, aber seine Kinder, ihre Unschuld, ihre unsterblichen Seelen, diese legt man ihm unbedingt und sorgenlos in die Hände. Und diese elenden Menschen, diese verkäuflichen Seelen kennen die Schwächen unserer Zeit; sie verbergen das schwärzeste Herz unter schönen Aeußerlichkeiten und theilen sich so ihren Zöglingen mit. O möchten wir wenigere Beispeile haben, daß es gerade Erzieher und Erzieherinen waren, welche die schuldlose und noch unbefangene Jugend an Geist und Körper zugleich auf eine unheilbare Art zu Grunde gerichtet haben. Sie waren es in so vielen Fällen, welche ihre eigenen Zöglinge mit den Geheimnissen des Lasters bekannt gemacht, welche in ihnen die verderblichsten Neigungen aufgeweckt, und sie auf den Weg eines heillosen Verderbens geführt haben.

II. Ein anderer Fehler in der Erziehung, der in unsern Tagen so allgemein ist, ist die Ueberbildung. Meine Theuern, zu viele Kenntnisse, zu mancherlei Wissen, die Anbauung und die Ausbildung aller Talente und Geschicklichkeiten, die nur immer in dem Menschen verborgen liegen, — dieß Alles, worüber ihr euch so sehr freuet, und worauf ihr so viel Zeit und Kosten verwendet, dieß Alles ist euern Kindern weit mehr schädlich als nützlich, wenn es mit ihrer Lage in der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft, mit ihrer künftigen Bestimmung und ihren Vermögensumständen streitet. Denn was werden in den allermeisten Fällen die Folgen ihrer erhaltenen größern Ausbildung, ihrer mühsam erlangten Kenntnisse und Geschicklichkeiten seyn? Entweder können sie dieselben bei den Einschränkungen ihres Standes schlechterdings nicht gebrauchen, sie werden ihnen zur Last, und sie bedauern die verlorne Zeit und Mühe, oder sie lassen sich von ihrer herrschend gewordenen Neigung dahinreißen und versäumen darüber die wichtigsten Pflichten des häuslichen Lebens. Nicht selten auch macht sie der Mangel an Gelegenheit und Mitteln, ihren Neigungen zu folgen und sich durch ihre Talente auszuzeichnen, unzufrieden, mürrisch und elend. Sie halten sich für beeinträchtiget, für erniedriget, wenn sie sich mit gewöhnlichen Arbeiten abgeben müssen. Sie erfüllen eben deßwegen ihre Pflichten mit Widerwillen, erfüllen sie nur halb und entziehen sich denselben ganz, sobald sie nur können. Und wer kann die Menge und die Größe der Uebel

beschreiben, die sie dadurch sich selbst und so vielen Andern, die mit ihnen verbunden sind, aufbürden? Aber dennoch läßt man oft in den niedersten Ständen seine Kinder in allen Künsten der Weichlichkeit des Zeitgeistes und des verfeinerten Gefühls unterrichten. So ist manche Tochter in allen Romanen zu Hause, aber im Katechismus weiß sie nichts; und mancher Sohn weiß von Romulus und Alexius, von Karl dem Großen und Friedrich dem Schönen zu erzählen, aber in seinem Gewerbe, wovon er sich und die Seinigen nähren soll, ist er ein Stümper und unbehilflich und unerfahren.

III. Ein dritter Fehler bei der Erziehung von Seite der Eltern ist die Vernachlässigung der wichtigsten Angelegenheit des Menschen, nämlich der Religion. Wer die Schwäche der menschlichen Natur betrachtet, besonders wie sie im jüngern Alter ist; wer einige Rücksicht nimmt auf das Zeitalter und auf die Umstände, in welchen wir leben, der ist auch vollkommen überzeugt, daß ein vollständiger und gründlicher Religionsunterricht vorzüglich in unsern Tagen ein wesentlicher Theil und die Hauptsache aller Erziehung ist. Schon im jugendlichen Herzen liegt der Keim der Sünde, und liegen böse Neigungen verborgen; nur zu laut bestätigt es die traurige Erfahrung, was die göttliche Schrift von unsrer Beschaffenheit sagt: Schon von Jugend auf ist der Sinn des Menschen zum Bösen geneigt. Das Feuer liegt also unter der Asche verborgen, es braucht nur einen Wind, so lodert es in die hellsten Flammen auf. Deßwegen gab schon der alte Bund den Eltern die Vorschrift: Hast du Kinder, so unterrichte sie, und beuge sie gleich in ihrer Jugend; denn es ist besser ohne Kinder sterben, als gottlose zurücklassen, und der Apostel sagt: Ihr Väter, erziehet euere Kinder in der Lehre und in der Furcht des Herrn. Aus dieser Ursache war es zu allen Zeiten eine heilige Pflicht für christliche Eltern, bei der Erziehung auf den Unterricht der Religion eine vorzügliche Rücksicht zu nehmen; es war ihre Pflicht, zu sorgen, daß die Kinder zur rechten Zeit mit Gott, mit seinem heiligen Willen und mit den wohlthätigen Mahnungen des Glaubens bekannt gemacht wurden, damit sie dadurch gegen die Ausschweifungen bewahrt, zur Erfüllung ihrer Pflichten ermuntert und zur Ausübung der Tugend angeleitet würden. Und doch waren damals die Gefahren weder so zahlreich, noch so allge-

mein und reizend; man war noch im Stande, seine Kinder dagegen mit einer geringen Vorsicht sicher zu stellen; die Erwachsenen hatten noch einige Achtung gegen das jüngere Alter; man erlaubte sich in Gegenwart der Kleinen nicht so leicht schändliche Reden und ärgerliche Handlungen; man hatte immer noch einige Ehrfurcht gegen Gottes Gesetze. Aber in unsern Tagen hat man alle Bande des Glaubens abgeschüttelt, ungescheut und ohne Schamröthe redet man auch vor der Jugend Alles heraus, was eine schwarze Seele auf die geschändete Zunge legt. Beinahe bis ins Unendliche haben sich die Aergernisse vermehrt, so daß dem rechtschaffenen Vater billig bange wird, wenn er die Unmöglichkeit sieht, die Ohren seiner Kinder gegen die verderblichen Reden, und ihre Augen gegen die bösen Beispiele zuzuschließen. Und was das Traurigste ist, es befindet sich nicht bloß das Herz der Kinder in der größten Gefahr, sondern auch ihr Glaube wird von allen Seiten angegriffen; angegriffen wird er durch die öffentliche Geringschätzung, angegriffen durch den niedrigsten Spott, angegriffen durch die verderblichsten Schriften, welche man so sehr vervielfältiget und unter den betrüglichsten Aufschriften so allgemein verbreitet. Kann es nun in so gefahrvollen Zeiten ein anderes Mittel geben, die wankende Jugend vom Untergange zu retten, als daß die Eltern ihren Fleiß verdoppeln, damit ihre Kinder in der göttlichen Lehre des Glaubens besser und gründlicher als jemals unterrichtet werden? Aber wie verhalten wir uns in diesem Stücke? O möchte ich doch zur Ehre der christlichen Eltern öffentlich sagen können, daß sie bei den steigenden Gefahren ihren Fleiß und ihre zärtliche Sorgfalt verdoppelt haben! Möchte ich doch im Namen der Kinder laut ihren Dank verkündigen können, daß die Eltern mit aller Gewissenhaftigkeit für ihren Unterricht sorgen; daß sie oft ihre Kinder um sich herum versammeln und ihnen mit der tiefeingreifenden Elternstimme die Wahrheiten des Glaubens in die Seele legen, um ihre Unschuld zu retten, und ihre Tugend gegen die Gefahren sicher zu stellen! Aber trauriges Schicksal; wenn ich die Wahrheit nicht verrathen will, so muß ich im Namen der Kinder gegen ihre eigenen Eltern laute Klagen führen, Klagen, welche diese unglücklichen Geschöpfe einstens vor dem Richterstuhle Jesu Christi mit weit größerm Nachdrucke wiederholen werden. Ach, es ist nur zuwahr, daß man in unsern

Tagen in so vielen Familien auf den Religionsunterricht keine Rücksicht nimmt; nur zu wahr ist es, daß man unter der Jugend noch niemals eine so große Unwissenheit in der Religion aus Schuld der Eltern angetroffen hat, als in unsern Tagen. Und wer hätte es jemals gedacht, daß ein Zeitalter kommen werde, in welchem selbst die Eltern den letzten Funken des Glaubens in den Herzen ihrer Kinder ersticken würden? Wir haben es erlebt, dieses unglückliche Zeitalter, wir haben Eltern kennen gelernt, welche ihre Kinder ohne alle Religion erzogen haben; Eltern, welche selbst in der Gegenwart ihrer Kinder den Glauben verspotten, und das als Albernheit verschreien, was das Christenthum Ehrwürdiges hat; Eltern, welche sich sogar die grausame Mühe geben, den wenigen Glauben, welchen der öffentliche Unterricht noch erhalten hatte, aus ihren Herzen zu reißen; welche sich recht sichtbar freuen, wenn sich ihre Kinder recht bald in den Geist des Zeitalters schicken; wenn sie in einer mißverstandenen Aufklärung, d. h. in einem offenbaren Unglauben die schnellsten Fortschritte machen! Aber wie kann es anders kommen bei dem Indifferentismus und der Gleichgiltigkeit, welche die Eltern gegen die Religion an den Tag legen! Wie können Kinder religiös erzogen werden, da es den Eltern selbst nur zu sehr an Religion fehlt; wie können die Kinder im Glauben und in der Furcht Gottes wachsen, da die Eltern selbst ungläubig und gottlos sind? O es werden nur zu oft Ehen geschlossen, von denen der eine Theil ganz ungläubig und der andere irrgläubig ist; es gibt nur zu viele Ehen, wo der Vater nie ein Wort über Religion mit seinen Kindern redet, es sei denn dann, wo er die sogenannten Mißbräuche, das ist nur zu oft das ehrwürdigste Heiligthum unserer heiligen Kirche, tadelt; nur zu viele solche Ehen gibt es, wo die Erziehung der Kinder fast ausschließlich einer irrgläubigen Mutter überlassen ist. Und überhaupts, meine Theuern, verhehlen wir es uns nicht, die meisten Männer zeigen sich in unsern Tagen so kalt und lau in der Religion, daß die äußere Erfüllung der Religionspflichten von Tag zu Tag immer mehr eine Sache der Frauen wird, wobei wieder diejenigen ausgenommen werden müssen, welche dieses heilsame Joch schon abgeworfen haben. Ja, in der That, ich rede aus Erfahrung — Stunden lang kann man oft zur Beicht sitzen, ohne nur Einen Mann zu hören. Und wenn

man das Frauenvolk aus unsern Kirchen entfernte, wie leer würde es in unsern Predigten seyn? So ist denn die Religion nur mehr eine Weibersache; die heiligste Angelegenheit, für welche selbst die vereinten Kräfte Aller nicht hinreichen, der Dienst Gottes, ist dem schwächsten Theile überlassen! Männer, habt ihr etwa kein Bedürfniß nach den Himmel? Männer, seid ihr etwa von der Pflicht, Gott zu dienen, freigesprochen? Gibt es etwa für euch einen eigenen, einen leichtern Weg zur Seligkeit? Männer, habt ihr vielleicht keine Seelen, oder habt ihr diese beim Frauenvolke in die Pflege und Wart gegeben? Oder habt ihr sie vielleicht schon dem Teufel verpfändet? O ich rathe euch, sie bald auszulösen, sonst möchten sie der Hölle als förmliches Eigenthum anheimfallen, und diese gibt das einmal Erworbene nicht mehr heraus. Männer, ich meinete, ihr vor Allem hättet es nothwendig die Beichtstühle zu umlagern; denn mag das andere Geschlecht immerhin mehr Gelegenheit zu Sünden geben, so seid ihr es, welche mehr Sünden vollbringen; — ihr habet es vor Allem nothwendig, Buße zu thun und dem Gebete zu obliegen, um von euern Ungerechtigkeiten und Leidenschaften und Ausschweifungen geheilt zu werden. — Unter solchen Umständen ist also keine religiöse Erziehung möglich. Christliche Kindheit, Jugend unserer Zeit, wie bist du also zu beklagen. Die schrecklichsten Gefahren drohen dir von allen Seiten. Im Innern der Familien oftmals gar kein Eifer für die Ehre Gottes, gar keine äußere Uebung der Religion, und so viele üble Beispiele von Seite derer, die dich in die Welt gesetzt haben; daher auch vielfache Aergernisse, gräuliche Gotteslästerungen, gottlose Reden, Bücher und Schriften, welche die Hölle erfunden hat, verführerische Gesellschaften, eben so verderblich für den Glauben als für die Sitten, — überall stossest du auf Feinde, auf Schlingen, auf Fallstricke! — Aber könnte man hier fragen, was wird denn unter solchen Aussichten aus jener göttlichen Anstalt werden, aus der Kirche, wenn ihr ein solcher Nachwuchs zu Theil wird, und wie es zu geschehen pflegt, die Söhne immer noch ärger als die Väter sind? Es ist allerdings wahr; die Kirche kann nicht untergehen. Der Allmächtige hat ihren unerschütterlichen Bestand bis ans Ende der Welt ausgesprochen, und die schrecklichsten Stürme, welche sie überstanden hat, beweisen, daß der Herr sein Versprechen genau erfüllt,

daß er seine Kirche nicht auf Sand, sondern auf einen Felsen gebaut hat, gegen welche selbst die Hölle nichts vermag; allein sie kann, was mehr als einmal geschehen ist, sie kann eine undankbare Gegend verlassen, um in eine andere zu wandern, die geneigter ist, sie aufzunehmen, und ihre unschätzbare Wohlthat besser zu benützen weiß.

IV. Vielfältig wird bei der Erziehung auch darin gefehlt, daß man es an der nothwendigen Zucht und Strenge gebrechen läßt. Es wird allerdings unter Zucht und Strenge nicht jenes lieblose, unchristliche Verfahren mancher Eltern verstanden, welche fast niemals in Güte reden können, welche sich immer ereifern, immer in Hitze gerathen, immer in Drohungen und grobe Reden ausbrechen und rechts und links um jeder Kleinigkeit willen Schläge austheilen. Dieß ist Rohheit und nicht mehr Zucht, und dieß macht die Kinder nicht besser, sondern verzagt, es flößt ihnen eine düstere Stimmung und knechtische Furcht ein; es macht die Kinder gram auf die Eltern, denen sie heimlich Böses wünschen. Unter Strenge und Zucht wird nicht jenes vernunftlose Verfahren mancher Eltern verstanden, welche nur unter heftigen Aeußerungen des Zornes und im Feuer der Leidenschaft strafen, und ihre Verweise immer unter einem Donner von Fluch und Scheltworten ertheilen. Dieses ist keine Züchtigung, sondern vielmehr eine Rache, welche die Eltern an ihren Kindern ausüben; diese Strafe ist mehr schädlich als nützlich; denn sie raubt den Eltern in den Augen der Kinder die Achtung und Ehrerbietung. Daher sagt der Apostel Paulus: Ihr Väter, reizet euere Kinder nicht zum Zorn, damit sie nicht muthlos werden. Col. 3, 21. Insbesonders ist es etwas Grauenvolles, hören zu müssen, wie die eigenen Eltern gegen ihre Kinder die schrecklichsten Verwünschungen ausstossen. Unsinnige, wenn Gott euere sündhaften Flüche plötzlich in Erfüllung gehen ließe, — wie würdet ihr erschrecken! Nun warum stößt ihr sündhafte Flüche aus, deren Erfüllung doch euch selbst mit Grauen erfüllen würde? Wisset, Gott hört sie oft, und vollführt sie manchmal auf eben so schnelle als fürchterliche Weise. Höret folgende Geschichte. Eine Wittwe hatte zehn Kinder. Einmal wurde sie vom ältesten Sohne schwer gekränkt, ohne daß ihm die übrigen gewehrt hätten. Da fluchte die erzürnte Mutter ihren

Kindern, und wünschte ihnen, daß man sie alle aus dem Lande jage, daß sie in fremden Ländern umherirren und für alle Menschen ein Beispiel des Schreckens seyn sollen. Sogleich ward der Aelteste von einem schaudervollen Beben in allen Gliedern überfallen; die Andern traf nach einander in demselben Jahre noch ein gleiches Schicksal. Sie verließen hierauf das elterliche Haus, gingen in die Fremde, irrten unstätt umher und setzten die Welt in Schrecken durch den Anblick ihrer Person und durch die schmerzliche Geschichte ihres Unglücks. Die Mutter aber gerieth in Verzweiflung, sich so erhört zu sehen, sie erlag unter dem Vorwurf ihres Gewissens, und von Schande erdrückt, erhenkte sie sich. Zwei von ihren Kindern wurden zuletzt wunderbar zu Hyppo geheilt in Beiseyn des heil. Augustin, der diese Begebenheit ausführlich erzählt. Und eine andere Begebenheit dieser Art ereignete sich im vorigen Jahrhundert in der França-comté. Eine Mutter befand sich mit ihrer Tochter am Ufer des Flußes mit einer Arbeit beschäftiget. Plötzlich gerieth die Mutter in Zorn gegen die Tochter, und sagte: Daß du doch vom Donner erschlagen, ersäuft und gerädert werdest! In derselben Stunde noch ward das Mädchen vom Blitz getroffen, in den Fluß geschleudert, und vom Strome fortgeführt, bis es unter den Rädern einer nahe gelegenen Mühle zermalmt wurde. So straft Gott oft die Eltern und Kinder durch Erfüllung solch thörichter Wünsche und sündhafter Flüche. Ja, würden wir immer in die geheimen Wege der Vorsehung hineinsehen, wer weiß es, ob nicht mancher Sohn und manche Tochter deßwegen so ganz elend und unglücklich, und deßwegen so ganz boshaft, verrucht und verworfen ist, weil die Flüche und Verwünschungen in Erfüllung gehen, welche ihre gottlosen Eltern über sie ausgestossen haben. — Dieß Alles ist also nicht jene Strenge und Zucht, welche den Kindern heilsam und für die Eltern Pflicht ist. Diese besteht vielmehr darin, daß die Kinder streng überwacht werden; daß jede Ausgelassenheit gestraft, jede Unordnung gezüchtiget wird, aber dieses Alles immer im Ton der Liebe und der Theilnahme, daher auch mit Sanftmuth und Vernunft. Diese Zucht und Strenge ist nothwendig, und von ihr lesen wir in der heil. Schrift: Wer mit der Ruthe sparsam ist, der haßt seinen Sohn. Sprüchw. 13. Und wiederum: Wer seinen Sohn liebt, der hält ihn stets unter der

Ruthe. Eccl. 30. Und abermals: Wenn du dein Kind mit der Ruthe schlägst, so wirst du seine Seele von der Hölle erretten. Sprüchw. 13. Und gleich darauf: Die Ruthe und die Bestrafung geben Weisheit; das Kind aber, das nach seinem Willen handelt, wird seine Mutter beschämen. Sprüchw. 29. Wie vielfältig wird dagegen von so manchen Eltern durch eine blinde, durch eine sogenannte Affenliebe gesündiget: sie getrauen sich ihr Söhnchen oder ihr Töchterlein kaum ernsthaft anzusehen; sie kennen kein wichtigeres Geschäft als den Eigenwillen und Eigensinn dieser ihrer kleinen Gebieter zu erfüllen, und das ganze Haus mit sich in diesem Geschäfte zu vereinigen; sie glauben an ihren Lieblingen Engel zu haben, und wenn sie auch hie und da etwas gewahr werden, was sie tadeln müssen, so wissen sie es auf einer andern Seite wieder so zu beschönigen, daß das Tadelhafte vor ihren Augen schnell verschwindet. Aber wisset, Eltern, mit dieser unzeitigen Milde und Nachsicht gebt ihr euern Kindern wahre Dolchstiche. Zu seinem größten Unglücke, sagt der heil. Augustin, wird der Sohn die Nachsicht seines Vaters empfinden; denn nachher wird er Gottes gerechte Strenge fühlen.

V. Man läßt es an der nothwendigen Aufsicht fehlen. In den besseren Zeiten der Vorzeit hielten es die christlichen Eltern für eine heilige Regel der Erziehung, die Gefahr der Sünde und der Verführung von ihren Kindern nach Möglichkeit zu entfernen, weil sie deutlich einsahen, daß man in der Jugend weder die nothwendige Kenntniß, noch Kraft besitze, einen härtern Kampf für die Tugend zu bestehen. Dazu hatten sie ja das Wort des Apostels selbst, wenn er sagt: Wer nicht Sorge trägt für die Seinen und seine Hausgenossen, der hat den Glauben verleugnet, und ist ärger als ein Ungläubiger. Deßwegen suchte man sie in einer nothwendigen Einschränkung zu halten, man war sehr vorsichtig in der Wahl der Personen, mit welchen man ihnen einen Umgang erlaubte, weil man mit allem Grunde besorgte, sie möchten manche Dinge sehen und hören, welche für ihr schwaches Alter noch nicht passen; es möchten in ihnen Neigungen erwachen, deren Folgen sie aus Mangel der Einsicht noch nicht beurtheilen, und deren Reizen sie aus Mangel der Kraft noch nicht widerstehen können. Man war überzeugt, daß man sie nicht an jeden Ort ohne Unterschied

hinlassen, daß man ihnen nicht jede Unterhaltung gestatten könne, weil es derselben so manche gibt, welche sogar Erwachsene nicht selten zum Falle bringen. Mit der größten Vorsicht wachte man über die Schriften, welche man der Jugend in die Hände gab. Nur diejenigen, von deren Unschädlichkeit und Güte man vollkommen überzeugt war, theilte man ihnen mit; denn man wußte es zu gut, daß das unerfahrne Alter noch nicht die Einsicht habe, Wahres vom Falschen zu unterscheiden; daß die Jugend so leicht zur Schwärmerei entflammt werde, daß ihre erhitzte Einbildungskraft geschwind mit wollüstigen Bildern angefüllt, und ihr reizbares Herz zu den schädlichsten Gefühlen gestimmt werde, welche man alsdann durch kein Mittel mehr bändigen kann. Man brauchte also die möglichste Vorsicht, zu verhüten, daß nicht etwa in den Jahren der Unbesonnenheit ein Feuer entstehe, welches so schwer zu löschen ist. Und sind etwa diese Maßregeln nicht vollkommen der Vernunft gemäß, sind sie nicht ganz den Umständen angepaßt, in welchen sich die Jugend befindet? Niemand schickt doch einen Soldaten mitten unter die Feinde, ehe man ihn mit guten Waffen zu seiner Vertheidigung ausgerüstet, ehe man ihm ihren Gebrauch gezeigt hat, weil man mit Gewißheit weiß, daß er eine Beute des Todes ist, wenn er ihnen unbewaffnet in die Hände fällt. O hätten doch auch wir diese weisen Grundsätze einer christlichen Erziehung beibehalten, gewiß hätte sich das Sittenverderben unter der Jugend nicht so allgemein ausgebreitet! Allein man will keine Einschränkung machen; denn dieses paßt nicht mehr auf das Zeitalter der Ungebundenheit; frei will man seine Kinder erziehen, wie man auch selbst die Freiheit liebt; bei Zeiten sollen sie sich an die Welt gewöhnen, in welcher sie denn doch einmal leben müssen. Und nach diesen verderblichen Grundsätzen sind es in unsern Tagen die eigenen Eltern, welche die heranwachsende Jugend mitten in alle Gefahren hineinführen. Man erlaubt ihr den freiesten und ungebundesten Umgang, und freut sich noch, wenn die Kinder sich recht zeitlich dahineinzuschicken wissen. Die eigenen Eltern sind es, welche ihren Kindern die schädlichsten Schriften in die Hände geben, damit ihr Geschmack auf Kosten der Tugend und des Glaubens ausgebildet werde. Die Eltern sind es, welche ihre Kinder zu jeder Unterhaltung mitnehmen, wobei selbst Erwachsene zu Grunde gehen,

und das in einem Alter, wo sie noch nichts beurtheilen können, wo sie zur Nachahmung sehr aufgelegt sind, wo sie noch nicht einmal im Stande sind, die Gefahren zu ahnen, von welchen sie schon wirklich verschlungen werden; in einem Alter, wo sie ihre natürliche Neugierde auf Alles aufmerksam macht; wo ihre Neigungen so leicht in die hellsten Flammen gesetzt werden, und wo man sie am wenigsten mehr bändigen kann; in einem Alter, wo die Leidenschaften am gewecktesten sind, wo die Eitelkeit und das unlautere Feuer der fleischlichen Lüste die größte Kraft haben; in einem Alter also, wo man ihnen die Gegenstände entfernen sollte, welche die von sich selbst schon rasenden Laster noch mehr anreizen; in einem Alter, wo man seine Sorge und Vorsicht verdoppeln soll, um sie von der ansteckenden Luft der Welt zu bewahren. Und da soll es nicht brennen, wo man so fleißig Oel ins Feuer schüttet? Und das jugendliche Alter soll nicht verführt werden, wenn man es muthwillig in eine Gefahr wirft, zu deren Abtreibung es weder Einsicht, noch Kraft besitzt? Wie viele Söhne werden oft nur deßwegen Müssiggänger, weil sie von ihren Eltern zu keiner Arbeit angehalten worden; wie viele Söhne werden nur deßwegen in spätern Jahren Säufer und Schwelger, weil sie schon als zarte Kinder von ihrem blinden Vater auf der Bierbank dazu abgerichtet worden; wie viele Söhne und Töchter sterben in der Blüthe ihrer Jugend auf dem Schandbette der Wollust nur deßwegen, weil man sie gleichsam noch auf den Armen in die obscönsten und sittenlosesten Schauspiele getragen hat! Ja Eltern, ihr führet euere noch zarten Kinder oft in eine Welt ein, wo man nur von dem Werthe der hinfälligen Schönheit spricht; in eine Welt, wo man erröthet, christlich zu scheinen und Zeichen der Gottesfurcht von sich zu geben; in eine Welt, gleich jenem Berge, von welchem aus der Satan unserm Herrn die Herrlichkeit der Reiche hat sehen lassen, wo also ein Jeder in die Wette ausleget, was sein Stolz Herrliches haben kann; in eine Welt, wo sich Alles so vereint findet, was die Augen blendet, was die Ohren bezaubert, was die Sinne fesselt. Sehet, Eltern, in diese Welt führet ihr oft euere Kinder. Was David dem Joab befahl: Stellet den Urias im Streite auf die gefährlichste Stelle, und lasset ihn allein, daß er erschlagen werde, und todt bleibe, — dieß scheint auch euch oft befohlen zu

seyn, indem ihr euere Kinder gerade den stärksten Versuchungen aussetzt, sie auf die gefährlichsten Plätze bringet, und sie ganz ihren Neigungen überlasset.

VI. Die Eltern sind oft selbst die Verführer ihrer Kinder. Wir haben so eben den Mißgriff getadelt, daß manche Eltern es an der nothwendigen Aufsicht über ihre Kinder fehlen lassen, und statt daß sie dieselben von verderblichen Plätzen zurückhielten, sie geradezu oft selbst an die Orte der Sünde führen. Aber es ist das Uebel noch tiefer gewurzelt, das elterliche Haus selbst ist oft der Ort, wo die Kinder ihr Verderben finden. Ja, Eltern! leugnet es nicht, ihr selbst seid die Teufel, welche die Seelen euerer Kinder zerreißen, und euer eigenes Haus umwandelt ihr zu einer Hölle für euere Kinder. Alle Eltern sind nämlich verpflichtet, ihren Kindern mit gutem Beispiel vorauszugehen; denn die Jugend ist weit geneigter den Werken als den Worten zu glauben, weil sie wohl weiß, daß es eine viel leichtere Sache ist, einem zu sagen, was er thun soll, als das Gesagte selbst zu vollbringen. Ueberdieß haben die Kinder, wie wir aus Erfahrung wissen, einen ganz besondern Hang zur Nachahmung. Haben sie also vor ihren Augen nur löbliche Handlungen, und geben ihnen die Eltern nur gute Beispiele, so ahmen sie auch nur Gutes nach. Durch den blossen Anblick der guten Beispiele ihrer Eltern schon prägt sich das Gute tief in ihre Herzen, und es wird ihnen gleichsam zur Gewohnheit. Die Ausübung der Tugend verwebt sich frühzeitig in ihre Handlungsart, und sie bleiben in einer glücklichen Unwissenheit des Lasters. Wie viele Eltern gibt es aber, deren Betragen durchaus so beschaffen ist, daß ihre Kinder an demselben wie in einem Spiegel es absehen können, wie sie den Lehren des Christenthums gemäß handeln sollen? Großer Gott, wie oft sind die Häuser der Eltern für die unschuldigen Kinder wahre Schulen des Lasters! Eltern, betrachtet euer Leben, wie ihr gewesen, wie ihr oft noch seid. Ihr habt euere Jugend oft in Gottlosigkeit und Ausschweifungen, in Sünden und Lastern aller Art hingebracht. Dieß wissen euere Kinder, indem sie ja nur zu oft selbst die Frucht und die Folge euerer früheren Ausschweifungen sind. Wollt ihr nun diesen Kindern etwas wehren, etwas verbieten und untersagen, werden sie euch da nicht mit Recht ins Angesicht schlagen und euch mit Hinweisung

auf euere eigene Schande zum Schweigen bringen? Wenn eine Mutter ihrer Tochter wegen sündhafter Bekanntschaft einen Verweis gibt, und die Tochter sagen kann und darf: Mutter, ich habe noch lange hin, bis ich dir gleich komme, — gerechter Himmel, was wird in einem solchen Hause für eine Erziehung möglich seyn? Aber man gibt sich nicht einmal die Mühe, seine Kinder ihrer Fehler wegen zurecht zu weisen, man läßt Mund und That übereinstimmen, um seine Leibesfrucht von Grund der Seele aus zu verderben. Eltern, erforschet euch selbst und gestehet es, ob nicht die Grundsätze, die ihr euern Kindern beibringet, geradezu gegen das Evangelium sind, und darauf zielen, diese heilige Lehre in ihrem Herzen zu ersticken! In dem Evangelium könnet ihr lesen den Ausspruch des Herrn: Wehe euch, die ihr lachet; wehe euch, die ihr getröstet seid; wehe euch, die ihr um des Vergnügens willen lebt! Nun, denkt ihr nicht Tag und Nacht darauf, für euch und die Eurigen neue Ergötzlichkeiten auszusinnen; scheint ihr damit nicht euern Kindern die Lehre geben zu wollen und gebt ihr sie ihnen nicht in der That, daß nur in den nichtigen Freuden, in den Thorheiten und Sinnesgenüssen dieser Welt das höchste Glück der Menschen bestehe? Eltern, im Evangelium höret ihr: Wehe euch Reiche, euch, die ihr Schätze auf Erden sammelt, euch, die ihr nach irdischen Gütern verlanget! Eltern, seid nicht ihr es, die jeden Fleiß anwenden, und kein Mittel unversucht lassen, um euch und die Euern zu bereichern, und somit euere Kinder zu überreden, daß nur die Reichen dieser Erde glücklich seien? Wehe euch, wenn die Menschen euch segnen, lesen wir im Evangelium. Und ihr, Eltern, habt euern Kindern nichts tiefer und nachdrücklicher einzuprägen, als daß sie nach Ehre, Ansehen und Auszeichnung streben. Wehe dem, der sich über seinen Bruder erzürnt, sagt das Evangelium; wehe dem, der ihn verachtet, und ihm einen Schaden zufüget. Und ihr, Eltern, stellt euern Kindern den als feig und furchtsam dar, welcher sich wegen erhaltenen Unbilden nicht rächt, und nennet es Klugheit und Verstandesüberlegenheit, den Nächsten zu überlisten und ihn zu betrügen. Betet für die, welche euch verfolgen, lobet die, welche euch verleumden, thuet denen Gutes, welche euch Böses zufügen, — das ist alle Rache, welche euern Kindern das Evangelium erlaubt. Aber was thut ihr, Eltern? Ihr schüttet in die Herzen

euerer Kinder den Haß hinüber, wovon das euere angefüllt ist; ihr sucht in euerm Geschlechte jene Feindschaften zu verewigen, welche ihr vielleicht schon von euern Vätern ererbt habt. Das Evangelium befiehlt euch strengstens, euere Kinder vor sündhaften Verbindungen zu bewahren. Aber was thut ihr, Eltern? Wenn nur diese vermeintlichen Freunde reich und angesehen sind, mögen sie sonst auch noch so verdorben und lasterhaft seyn, so erachtet ihr es in euerer Blindheit für ein Glück, euere Kinder in solchem Umgange zu sehen. Das Evangelium lehrt euch, daß alle Schönheit der Gestalt und aller Putz und alle äußere Annehmlichkeit vergängliche Eitelkeit sei, und daß die Tugend allein die Zierde einer Seele ausmache. Nun aber, welche Grundsätze prägt ihr, eitle Mütter! den Herzen euerer Töchter ein? Wahrlich, ihr scheint oft nur ihre Mütter zu seyn, um ihnen die ersten Lehrmeisterinen in der schädlichen Wissenschaft zu gefallen abzugeben; ihr seid es, die ihr euere Töchter alle Demuth und Scham und Sittsamkeit zu verletzen und von sich zu werfen, und dagegen durch Hoffart und ärgerlichen Anzug und schamerröthende Blössen, sowie durch Frechheit und Muthwillen keusche Augen zu verletzen unterweiset. So herrscht zwischen dem Evangelium und den Lehren, welche ihr euern Kinder gebet, ein fortwährender Widerspruch. Und wenn ein einziger dieser Grundsätze hinreichend ist, euere Kinder in die Hölle zu stürzen, wie viele Höllen bereitet ihr ihnen denn? Und wie können denn euere Kinder diesen Feuerströmen entgehen, da ihr selbst sie mit Gewalt in dieselben hineinstürzt? Ja, Eltern, ihr treibt es oft noch weiter, ihr machet in Gegenwart euerer Kinder die Tugend zu einem Laster und das Laster zu einer Tugend. Ehre suchen, und nach den einträglichsten Stellen und Aemtern jagen, das nennet ihr Ruhm und Edelmuth; Stolz, Eitelkeit und Hoffart, das nennet ihr Wohlanständigkeit und gefälliges Aeußere; Liebelei und Buhlerei, verbotener Umgang und sündhafte Bekanntschaft, das ist euch Würze des Lebens und Artigkeit; sein Vermögen in Gastereien, Spielen und Ergötzlichkeiten verschwenden, das heißt ihr Liberalität und Großherzigkeit; sich zum Verderben des Nebenmenschen erheben, das nennet ihr Klugheit und Verstand. Und so bedeckt ihr die verhaßten Namen fast jedes Lasters mit dem verehrungswürdigen Schleier einer Tugend. Und als

wahre Lehrmeister des Irrthums verwandelt ihr nicht bloß die Finsterniß in Licht, sondern macht auch das Licht zur Finsterniß. Zarte Scham und eingezogene Sittsamkeit nennt ihr Mangel an Bildung; demüthige Bescheidenheit ist euch Schwachheit und Zaghaftigkeit; Geringschätzung der eitlen Pracht und weise Sparsamkeit nennt ihr Filzigkeit und Gnauserei; die Vergebung der Beleidigungen sehet ihr als Schwäche und die Feindesliebe als eine Feigheit an. Wenn solche Reden euere Kinder täglich, ja stündlich aus euerm Munde hören, was meint ihr, daß es für einen Eindruck auf sie macht; auf sie, deren Gemüth noch weich wie Wachs ist, und in denen alle Spuren zurückbleiben? Und noch nicht bin ich zu Ende, als geschickte Lehrmeister der Ruchlosigkeit lassen es manche Eltern bei der Sprache noch nicht bewenden. Nachdem sie mit lauter Stimme das gut geheißen haben, was das Evangelium verwirft, und das verworfen, was das Evangelium gut heißt, nachdem sie in dem Verstande ihrer Kinder alle wahren Begriffe von dem Guten und Bösen zu Nichte gemacht haben, setzen sie zu den Worten noch das Beispiel hinzu. Und welche Beispiele? Beispiele der Lauigkeit. In Verrichtung der Religionspflicht zeigen sich Vater und Mutter kalt und leichtsinnig, oder sie verachten sie gar; die Kirche ist der Ort, wo sie sich am seltensten einfinden; das Gebet wird fast nie anders als in andachtsloser Zerstreuung verrichtet. Es sind Beispiele strafbarer Nachlässigkeit in Ansehung der Heilsmittel; selten sehen die Kinder ihre Eltern Werke der Barmherzigkeit ausüben, selten sie die heiligen Sakramente empfangen, selten die Pflichten der Religion beobachten. Es sind Beispiele der Gottlosigkeit: Eltern reden in Gegenwart ihrer Kinder verächtlich von Gott und religiösen Dingen. Es sind Beispiele der Hartherzigkeit: denn man ist reich, um zu verschwenden, hat aber gar oft nicht das Geringste oder will es doch nicht haben, um damit die hinwelkenden Kräfte eines armen Lazarus zu unterstützen. Es sind Beispiele der Lieblosigkeit: man tadelt in Bitterkeit und Galle seinen Nebenmenschen, deckt schonungslos seine Fehler auf, zieht seine geheimsten Vergehungen ans Licht, und redet ohne Unterschied und Bescheidenheit von Allem, was man gehört hat, es mag wahr seyn oder nicht, und denkt nicht an die schädlichen Eindrücke, welche dadurch in den zarten Herzen der

Kinder veranlaßt werden. Es sind Beispiele des Zankes und der Zwietracht: es geht im Hause das Geschäft nicht immer nach Wunsch, tausend widrige Zufälle ereignen sich, welche das Feuer der Uneinigkeit anblasen, oft entzündet sich mit vielem Ungestüm die Fackel der Zwietracht, es entstehen heftige Zänkereien, dabei fallen niederträchtige Vorwürfe, unanständige Spötteleien, häßliche Beschimpfungen und ärgerliche Fluchworte, was Alles die Kinder mit anhören müssen. Es sind Beispiele vernachlässigter Pflichterfüllung: der Vater ist oft unfleißig, verschleudert die Zeit, arbeitet nachlässig und verläßt sein Geschäft, um seinem Vergnügen nachzugehen, wodurch er sein Hauswesen zerrüttet, und sein Vermögen und seine Sittlichkeit untergräbt. Die Mutter steht ihrem Hauswesen nicht thätig vor, überall hört und sieht man Spuren einer großen Sorglosigkeit oder eines übertriebenen Hanges nach Kleiderpracht und Aufwand. Alles dieses und noch viel anders wenig Erbauliches sieht das Kind, und es soll nicht durch das böse Beispiel selbst böse werden? Es ist ferner das Beispiel der Unlauterkeit; denn manche Eltern sind so ganz verblendet, daß sie die zarten Ohren ihrer Kinder mit den abscheulichsten Reden anfüllen: hier ist ein Vater, welcher vergißt, daß das Herz seines Kindes ihm schon das begreiflich macht, was sein Verstand noch nicht begreift, er vergißt es, daß die Einbildungskraft seines Kindes sich alles dessen bemächtigt, was seiner natürlichen Neigung zum Bösen günstig ist; hier sage ich, ist ein Vater, welcher diese Wahrheit vergißt, und der daher nicht so behutsam ist, sei es in Worten, sei es in Gebärden, wie er in Gegenwart seines Kindes seyn sollte; und dort ist oft eine Mutter, die nur den Mund öffnen darf, um keusche Ohren zu beleidigen. Es sind Beispiele der Ungeduld: die Eltern sind oft arm, und nun wie vielfach klagen sie vor ihren Kindern über die Wege der Vorsehung; welche Unzufriedenheit und welchen Lebensüberbruß tragen sie öffentlich zur Schau! So lernt das Kind schon in der frühesten Jugend, daß man der Vorsehung nicht vertrauen dürfe, sondern gegen dieselbe murren und klagen, ja fluchen müsse. Sehet da, Eltern, die Menge der bösen Beispiele, welche ihr euern Kindern gebet. Und glaubt ihr etwa, Eltern, daß diese Aergernisse auf euere Kinder keinen nachtheiligen Einfluß ausüben? Glaubet ihr, daß sie ohne Gefahr für

Digitized by Google

ihre Unschuld Zeugen euerer Sünden seyn können? Ihr sagt: Sie sind noch klein und verstehens nicht. Aber wißt ihr denn nicht, daß dasjenige dem Gedächtniß der Menschen auf immer eingegraben bleibt, was man in der Jugend gehört und gesehen hat? Und ist es wohl wahr, daß euere Kinder das Meiste von dem, was in ihrer Gegenwart geredet und gethan wird, nicht verstehen? Wenn dieses wäre, woher wissen sie denn dieses Alles schon so frühzeitig? Was bedeutet ihre Aufmerksamkeit und ihr Vorwitz, wenn Solches gesprochen wird? Was soll das heimliche Flüstern, das verstohlene Lächeln, das schalkhafte Augenwinken der Kinder bei den von Natur aus lebhaften und übermüthigen Kindern, und die Schamröthe bei den noch unschuldigen bedeuten? Eltern, blicket zurück in euere Jugendjahre, und prüfet euch, und ihr werdet finden, daß Alles, was ihr sahet und hörtet, die lebendigsten Eindrücke in euerm Herzen zurückließ, und daß ihr damals die Neigungen zu Lastern und Tugenden empfinget, wie ihr sie noch jetzt in euerm Herzen traget. So gebt ihr also, Eltern, durch böse Beispiele euern Kindern lauter Todesstreiche. Und wie viel solcher Streiche versetzt ihr ihnen? Ihr lehret sie Grundsätze, welche dem Evangelium zuwider sind, erster Todesstreich; ihr stellet ihnen das Böse unter dem Bilde des Guten und das Gute unter dem Bilde des Bösen vor, zweiter Todesstreich; ihr gebt ihnen alle Art böser Beispiele, dritter Todesstreich. Und um euch gänzlich ihres Unterganges zu versichern, versetzt ihr ihnen einen vierten Streich, welchem sie nothwendig unterliegen; einen Streich, von welchem wieder aufzustehen unmöglich ist, und nach welchem man unsinnig seyn müßte, sagt der heil. Chrysostomus, wollte man noch ihre Seligkeit hoffen. Und diesen schrecklichen Streich, welchen manche Eltern ihren Kindern geben, sollte ich ihn euch noch nennen? Ich habe schon davon gesprochen bei der vernachlässigten Aufsicht. Dieser tödtliche Streich besteht darin, daß die Eltern ihre eigenen Kinder als Opfer zur Schlachtbank führen, indem sie dieselben auf Plätze und in Gesellschaften mitnehmen, wo eine Legion Engel kaum hinreichen würde, sie zu beschützen und zu bewahren, daß ihre Seelen keinen Nachtheil erleiden.

Evangelium, sieh den Artikel Christenthum.

Artikel LV.

Ewigkeit (Unsterblichkeit).

1. Was ist die Ewigkeit?

Die menschliche Sprache ist kaum im Stande, davon einen klaren Begriff zu geben. Was man auch darüber sagen mag, nichts reicht hin, von der Ewigkeit ein vollständiges Bild zu entwerfen. Nach allen Betrachtungen über die Ewigkeit kann ich nichts Anders sagen, als daß Ewigkeit so viel sei, als etwas, das kein Ende nimmt, das keinem Wechsel mehr unterworfen ist, und das mit Zahlen nicht abgemessen und mit Worten nicht beschrieben werden kann. Der heil. Augustin nannte die Ewigkeit nur den großen Gedanken. In der That ist dieß ein großer Gedanke, größer, als daß ihn der schwache Mensch fassen könnte.

Die Ewigkeit ist eine unendliche Dauer, die der Mensch nach diesem Leben entweder im Himmel oder in der Hölle zubringen wird. Wenn du dir so viele Millionen Jahre denkest, als Wassertropfen in allen Meeren und Flüssen und Strömen, und Sterne am Himmel, und Sandkörnlein an allen Gestaden, und Sonnenstäubchen in der Luft sind, so hast du im Verhältniß zur Ewigkeit noch nichts. Denke dir hundert tausendmal tausend Millionen Jahre, und vermehre diese Zahl mit eben so viel Millionen von Jahren. Was wird diese ungeheuere Folge der Jahre, wenn sie einmal verflossen sind, von der Ewigkeit mitgenommen haben? Gar nichts; denn all diese Jahre sind gegen die Ewigkeit nicht ein Augenblick. Und dieser Gedanke soll auf den Menschen nicht den tiefsten Eindruck machen? O Ewigkeit, ruft der heil. Augustin aus, wer an dich denket, und dennoch sorgenlos dahin lebt, hat entweder keinen Glauben oder keinen Verstand, oder es mangeln ihm beide.

2. Schriftstellen.

a) Ewigkeit der Frommen.

Gott wird dich umgeben mit dem Gewande der Gerechtigkeit, und deinem Haupte wird er aufsetzen die Zierde der ewigen Ehre. Baruch 5, 2. — Wir wissen, daß, wenn unser irdisches Haus sich auflöset, wir eines bei Gott haben, das nicht von Händen gebaut ist, das ewige Haus nämlich im Himmel. 2. Cor. 5, 1. — Das ist der Wille meines Vaters, der mich gesandt hat, daß ein Jeder, der den Sohn sieht, und an ihn glaubt, das ewige Leben habe. Joh. 6, 40. — Die aber Erleuchtete waren, werden leuchten wie der Glanz des Firmaments, und die Viele in der Gerechtigkeit unterwiesen, wie Sterne immer und ewig. Dan. 12, 3. — Was der Mensch säet, das wird er auch ärnten. Wer in seinem Fleische säet, der wird vom Fleische auch Verderben ärnten; wer aber im Geiste säet, der wird vom Geiste ewiges Leben ärnten. Gal. 6, 8.

b) Ewigkeit der Verdammten.

Weichet von mir, ihr Verfluchten! ins ewige Feuer. Matth. 25, 41. — Er wird Rache nehmen an denen, die Gott nicht kennen, und die nicht gehorchen dem Evangelium unsers Herrn Jesu Christi, welche mit dem ewigen Untergange bestraft werden. 2. Thess. 1, 8 u. 9. — Auch die Engel, welche ihre Würde nicht bewahrten, sondern ihre Wohnung verließen, hat Gott zum großen Gerichtstage mit ewigen Banden in der Finsterniß aufbehalten. Jud. V. 6. —

3. Aussprüche der heil. Väter.

a) Ihre Beschaffenheit.

Die Ewigkeit ist keine Zeit, noch ein Theil der Zeit. Gregor von Naz. — Wenn der Mensch von der Ewigkeit redet, so ist es gerade so viel, als wenn der Blinde von der Farbe spricht. Gregor der Große, l. 27. moral. c. 26. — Was läßt sich mit der Ewigkeit vergleichen? Denke dir zehntausend, hunderttausend, ja selbst noch mehr Jahre: all dieses ist noch endlich, und gestattet mit der Ewigkeit keinen Vergleich. Der heil. Augustin in Ps. 36. — Weniger noch als der Tropfen im Verhältniß zum Weltmeere, ist

die Zeit im Vergleich zur Ewigkeit. St. Chrysostomus. In der Ewigkeit ist Nichts vergangen, gleich als habe es aufgehört zu seyn, und Nichts künftig, gleich als sei es noch nicht, sondern Alles ist gegenwärtig, weil, was ewig ist, auch immer ist. St. Augustin. Enarrat. in Ps. 2. — Was du willst, sagst du von der Ewigkeit. Und du sagst deßhalb, was du willst, weil du immer zu wenig sagst, du magst sagen, was du willst. Aber es ist nothwendig, daß du etwas sagest, damit du doch an etwas denken kannst, was nicht gesagt werden kann. Derselbe Enarrat. in Ps. 60. — \

b) Es ist nützlich an die Ewigkeit zu denken.

Keine Arbeit ist hart, keine Zeit lang, wenn man des Lohnes in der Ewigkeit gedenkt. St. Hieronymus. — Wer an die Ewigkeit denkt, den ekelt die Zeitlichkeit an. St. Bernard. — Es ist besser einige Bitterkeit im Leben, als die ewige Qual jenseits. St. Augustin. — Die Heiligen hielten dieses Leben für Nichts, wenn sie im Lichte des Glaubens auf die Ewigkeit blickten. St. Gregor. — Hier hat sowohl Glück als Unglück ein Ende, und zwar ein sehr schnelles Ende. Dort wird beides den unsterblichen Zeiten gleich seyn, und ist so unendlich von dem gegenwärtigen Glücke oder Unglück verschieden, daß es sich gar nicht aussprechen läßt. St. Chrysostomus. — \

c) Der Mensch soll sich Schätze für die Ewigkeit sammeln.

Siehst du nicht, wie auch in diesem Leben jeder Vorsichtige einen Ort, wo er längere Zeit zu verweilen glaubt, mit großer Mühe und mit Kostenaufwande zu seinem Gebrauche zurecht macht? Wo Jemand nur kurze Zeit seyn will, da sorgt er nur für Geringes; wo er aber längere Zeit zu bleiben gedenkt, da sorgt er für Größeres. Auch wir, denen nun in der Gegenwart, wo die engsten Grenzen uns einschließen, eine kurze Zeit gegeben ist, werden künftig Jahrhunderte haben. Laßt uns deßwegen das ewige Leben mit passenden Schätzen anfüllen, mit passenden das kurze Leben einrichten, damit wir nicht durch verkehrte Vorsicht der kleinen Zeit die größte Sorge, und der größten Zeit die kleinste Sorge widmen. St. Eucherius Paraenes. ad Valer. — Wenn wir Güter suchen, so wollen wir jene lieben, welche wir ohne Ende

haben werden; wenn wir aber Uebel fürchten, so wollen wir jene fürchten, welche von den Bösen ohne Ende erlitten werden. St. Gregor der Große. Alles Zeitliche wird gewissermassen als Saame für die Ewigkeit ausgestreut. St. Bernard.

4. Geschichtliche Ereignisse.

Ein gewisser Weltmann konnte einmal des Nachts nicht schlafen, und warf sich im Bette unruhig von einer Seite zur andern herum. Da kam ihm der Gedanke: Wenn mir hier in diesem Bette, wo ich doch keine Schmerzen leide, die Nacht meiner Schlaflosigkeit wegen schon lange und das Liegen lästig wird; wie lange wird die Zeit jenen werden, die in der Hölle in den ewigen Flammen liegen und die schrecklichsten Qualen leiden? Dieser Gedanke machte solchen Eindruck auf ihn, daß er Tags darauf in den Cisterzienser Orden trat.

Justus Lipsius bereitete sich sein ganzes Leben auf die Ewigkeit vor; dennoch war er voll Furcht und Besorgniß, als die Stunde erschien, wo er in dieselbe eintreten sollte. In seiner Angst rief er daher die Himmelskönigin an, sprechend: O Mutter der Barmherzigkeit, steh deinem Diener bei, und verlaß ihn nicht in dieser Stunde, von welcher das ewige Heil seiner Seele abhängt.

Der heil. Augustin pflegte oft zu beten: O Herr! hier brenne, hier schneide; aber in der Ewigkeit schone meiner!

Als der greise Olympius gefragt wurde, wie ers denn in einer so engen Hölle, bei so brennender Hitze und unter solchem Ungeziefer aushalten könne, gab er zur Antwort: Meine Kinder! dieses dulde ich, damit ich den ewigen Qualen entgehen möchte. Wer diese fürchtet, trägt hienieden alle Schmerzen gar leicht.

Papst Alexander gab sich alle Mühe, einen lasterhaften Soldaten zu bessern; doch umsonst. Da zog er seinen Ring von der Hand, und schenkte ihm denselben mit der Bedingniß, er müsse, so oft er desselben ansichtig werde, der Ewigkeit gedenken. Schon nach wenigen Tagen kam der Soldat zum Papste, fiel ganz zerknirscht bei seinen Füßen nieder, that Buße und wurde ein anderer Mensch.

Da Pater Paul Segneri eines Tages an die Ewigkeit dachte, machte dieser Gedanke einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er

mehre Nächte hindurch nicht schlafen konnte, und von diesem Augenblicke an ein noch viel strengeres Leben führte.

Pater Avila bekehrte eine Frau, die ganz nach der Welt lebte, mit diesen wenigen Worten: Denken Sie immer an die beiden Worte: Immer und nimmer.

Der heil. Augustin nannte die Ewigkeit, wie schon oben bemerkt worden ist, nur gewöhnlich: Den großen Gedanken.

Pater Avila sagt: Wer an die Ewigkeit glaubt und sich dennoch nicht bestrebt, heilig zu leben, verdient, daß man ihn in ein Narrenhaus sperrt.

Die heil. Theresia rief ihren Mitschwestern oft die Worte zu: Meine Töchter, eine Seele, eine Ewigkeit! Wir besitzen nur Eine Seele, wollte sie sagen, und wenn diese verloren ist, so ist Alles für immer dahin.

5. Ein Gleichniß.

Wer hier auf Erden ein Haus beziehen will, in welchem er längere Zeit zu wohnen gedenkt, trägt Sorge, daß es zuvor in einem ordentlichen Zustand kömmt. Ich laß mich gerne etwas kosten, sagt er; denn in diesem Hause muß ich den noch übrigen Theil meines Lebens zubringen. Mit noch viel größerm Eifer sollen wir während der Zeit unsers irdischen Lebens unser Haus in der Ewigkeit einrichten. Denn sind wir einmal dort angelangt, so handelt es sich nicht mehr darum, es in einen bequemern Zustand zu bringen: wie wir es beziehen, so bleibt es für alle Zeit. Durch Tugenden und gute Werke aber richten wir jenes Haus auf das schönste und herrlichste ein.

6. Sprüche und Lebenssätze.

Cicero pflegte zu sagen, dem Weisen erscheine nichts groß in den menschlichen Dingen, wenn er der Ewigkeit gedenkt.

Als Zeuxis einstens gefragt wurde, warum er so lange an seinen Gemälden arbeite, gab er zur Antwort: Ich verwende so viel Zeit darauf, weil ich sie für die Ewigkeit male, d. h. für alle Zeiten. Noch mehr kann der Christ dieß von seinen Werken sagen. Er verrichtet sie für die Ewigkeit, und muß also auch allen Fleiß darauf verwenden.

So oft die heil. Theresia die Uhr schlagen hörte, rief sie aus: Wieder bin ich um eine Stunde der Ewigkeit näher.

Momentaneum, quod delectat; aeternum, quod cruciat.
Augenblicklich ist die Lust, ewig die Pein.

Nulla satis magna securitas, ubi periclitatur aeternitas.

Sehr gefährlich man da spielt,
Wo es das lange Ewig gilt.

Nil leve, quod aeternum est.

7. Es gibt eine zukünftige Ewigkeit oder Unsterblichkeit.

a) Dieser Glaube findet sich bei allen Völkern.

Der Glaube an eine zukünftige Ewigkeit war von jeher so allgemein, daß alle Menschen aller Zeiten und an allen Orten dieser Ueberzeugung lebten. Denn gehet bis zur Erschaffung der Welt zurück, durchwandert die Länder aller Völker, leset die Geschichte der Königreiche und Kaiserthümer, höret, was diejenigen erzählen, welche aus den entferntesten Inseln zurückkommen; so werdet ihr vernehmen, daß die Unsterblichkeit der Seele und die zukünftige Ewigkeit allezeit gewesen ist und noch heut zu Tage von allen Völkern geglaubt wird. Die Erkenntniß eines einzigen Gottes hat in vielen Ländern vertilgt werden können, seine Herrlichkeit, Macht und Unermeßlichkeit haben so zu sagen aus dem Herzen und dem Verstande der Menschen können ausgerottet werden; es können noch heutigen Tages ganze Völker wie ohne Gottesdienst, ohne Religion und fast ohne Gott in der Welt leben; aber sie erwarten insgesammt ein zukünftiges Leben. Der Gedanke von der Unsterblichkeit der Seele konnte nicht aus ihrem Herzen ausgetilgt werden; sie stellen sich insgesammt ein Land vor, welches ihre Seelen nach ihrem Tode bewohnen werden. So ist der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele so alt als die Welt selbst; die Weisesten haben ihn angenommen und die Einfältigsten ihn nie vergessen. Alle Völker haben sich einen beständigen Glauben und eine ununterbrochener Ueberlieferung daraus gemacht, und wenn es Einzelne gegeben hat, welche diese Ueberzeugung aufgegeben haben, so ist

ihre Anzahl so klein und verächtlich, daß ihr Ansehen zu nichts Andern dienen kann, als die Eitelkeit der Ungläubigen unsrer Tage zu beschämen, wodurch ihnen die Ehre einer neuen Entdeckung geraubt wird, indem sie nur das von wenigen Unsinnigen und Vernunftlosen Ersonnene wiederholen und auffrischen.

Nun muß ich aber hier fragen, woher kommt es denn, daß Leute, welche in Ansehung der Gemüthsbeschaffenheit, des Gottesdienstes, des Ortes ihres Aufenthalts, der Denkungsart, ja sogar der äußerlichen Gestalt von einander so verschieden sind, dennoch in diesem Punkte mit einander übereinkommen? Ist es etwa eine abgeredete Sache? Aber wie hatten Menschen, die in allen Ländern und in allen Zeiten jemals gelebt haben, zusammenkommen und sich mit einander besprechen können? Oder ist es Vorurtheil der Erziehung? Aber die Sitten, die Gebräuche und Gewohnheiten, was gewöhnlich eine Frucht der Erziehung ist, sind nicht unter allen Völkern einerlei, ja die Erziehung selbst war nicht überall dieselbe. Nur der Gedanke an Unsterblichkeit wird bei allen angetroffen. Oder ist es ein Betrug und eine Täuschung, welche Weise der Gesammtheit beigebracht haben? Aber wie ist es möglich, muß man dann fragen, daß die ganze Welt sich hätte betrügen lassen? Ein Mensch kann wohl den andern betrügen, aber Niemand ist im Stande die ganze Welt zu betrügen. So liegt also in der Erscheinung, daß die ganze Welt im Glauben an die Unsterblichkeit der Seele einig ist, schon ein großer Beweis für die Wirklichkeit derselben. Euch aber, die ihr glaubet, ihr wäret nichts weiter als eine handvoll Staub, euch muß man zurufen, verlasset die Welt, in welcher ihr euch gemäß euerer Meinung allein befindet; gehet hin und suchet in einer andern Welt Leute von einer Art, die dem unvernünftigen Thiere gleich sind, oder entsetzt euch vielmehr vor euch selbst, daß ihr euch gleichsam allein in der Welt befindet, euch gegen die Natur empöret, euerm eigenen Herzen widersprechet, und mit der gesunden Ansicht von Millionen streitet.*)

---

*) Es ist richtig, daß nicht alle Menschen der heidnischen Völker den Glauben an Unsterblichkeit festhielten; die Nationen im Allgemeinen aber, insbesonders die minder verdorbenen gaben diese Hoffnung nicht auf. Dafür zeugt schon, daß z. B. die Griechen und Römer in der andern Welt ihren

b) Die Offenbarung enthält für den Glauben an eine zukünftige Ewigkeit deutliche Beweise.

Was die Heiden schon durch das natürliche Licht ihrer Vernunft einsahen, davon gibt uns die Offenbarung die vollkommenste Gewißheit. Gott sprach zu Moses aus dem Dornbusche: „Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs." Diese waren aber damals schon gestorben, und hieraus bewies der göttliche Heiland selbst gegen die Sadduzäer die Unsterblichkeit der Seele, indem er beisetzte: Gott ist kein Gott der Todten, sondern der Lebendigen; wenn sich also Gott den Gott Abrahams und Isaaks nennet, so müssen sie auch in der Ewigkeit noch leben. Wieder sagt der göttliche Heiland von Abraham, der schon längst gestorben war: Abraham hat gefrohlocket, daß er meinen Tag sehen möchte; er hat ihn gesehen und sich gefreuet. — Vom Lazarus sagt der Herr, daß er bei seinem Tode in Abrahams Schooß getragen; vom reichen Prasser aber, daß er in der Hölle begraben worden. Den Gottlosen drohet der Heiland mit der ewigen Pein, mit einem Feuer, das nie erlöscht, und mit einem Wurm, der nie erstirbt; den Guten verheißt er ewiges Leben bei seinem Vater im Himmel. Er sagt: In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen, dort will ich auch euch eine bereiten. — Jesus Christus nennt sich die Auferstehung und das Leben, und sagt, daß, wer an ihn glaubt, ewig leben wird. Wiederum sagt er: Fürchtet die nicht, welche nur den Leib tödten, der Seele aber nichts anhaben können, sondern fürchtet vielmehr den, welcher Leib und Seele in die Hölle werfen kann. — Wer will nun leugnen, daß die menschliche Seele auch nach dem Tode noch lebe, da wir hiefür das Wort Gottes selbst haben?

Auch Salomon spricht vom Tode des Menschen also: Der Staub geht wieder zu seiner Erde, wovon er ist, der Geist aber

---

Hades und Tartarus, ihr Elisium und ihren Olymp hatten. Die alten Deutschen ließen ihre in der Schlacht gefallenen Helden in Walhalla's Wohnung Meth aus den Schädeln der Feinde trinken, und sich ergötzen mit den Göttern an der Jagd des wilden Ebers, der täglich erlegt, gegessen und wieder belebt wird. Nach der Vorstellung der Indier gelangen die Seelen nach vollendetem Kreislaufe der Wanderungen zum Zustande des Moksa, d. h. der seligen Anschauung Gottes u. s. w.

kehrt zu Gott zurück, der ihn gegeben hat. Der fromme Diener Gottes Job tröstet sich in seinem Elende mit dem zukünftigen Leben, und sagt: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und am letzten Tage werde ich aus der Erde wieder auferstehen, ich werde mit meiner Haut umgeben werden, und in meinem Fleische werde ich meinen Gott sehen.

Der heil. Stephanus betete im Augenblicke seines Todes: Herr Jesus, nimm meine Seele auf! Der heil. Paulus sagt: Wir wissen, daß wir ein ewiges Haus im Himmel haben, welches nicht mit Händen gemacht ist. Und wieder sagt er: Dieses Verwesliche muß in Unverweslichkeit und dieses Sterbliche in Unsterblichkeit übergehen. Und wenn dieses Verwesliche wird unverweslich und dieses Sterbliche wird unsterblich geworden seyn, dann wird in Erfüllung gehen, was geschrieben steht: Auf ewig ist der Tod besiegt. Eben derselbe Paulus wünscht aufgelöset zu werden um bei seinem Heilande seyn zu können.

Doch ich müßte wohl alle Blätter der heiligen Schrift durchgehen und insbesondere des neuen Testaments, wollte ich alle Stellen ausheben, wo von der Unsterblichkeit der Seele die Rede ist. Ist es möglich, bei einer solchen Wolke von Zeugnissen noch in Unglauben verharren zu können über den wichtigsten und ernsthaftesten Punkt? Weit deutlicher also noch als die Vernunft und auf eine viel vollständigere Art entwickelt uns die Religion Jesu Christi die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Denn der über die Fortdauer jenseits des Grabes und über eine strenge Vergeltung sowohl des Guten als des Bösen nachdenkende Vernunftmensch fragt sich vergebens: Wie werden denn dereinst die Strafen beschaffen seyn, wie lange wird sie der Mensch erdulden müssen? Werden sie ewig dauern oder nach einer Reihe von Jahren aufhören, und wenn es wäre, was würde dann aus dem Menschen werden? Schlagen wir aber die heiligen Bücher auf und fragen wir die Offenbarung, so finden wir über dieses Alles die vollkommenste Aufklärung. Es wird uns gesagt, daß die Frommen sich ewigen Lohnes zu erfreuen haben, die Bösen aber in die ewige Strafe verstossen werden. Und dieses, die Hoffnung, daß es jenseits des Grabes noch ein Leben gebe, war von jeher die süßeste Hoffnung der Gläubigen; dieß gab ihnen Muth, Alles zu leiden

und zu tragen; dieser Glaube machte die heiligen Martyrer unüberwindlich im Leiden, und die Bekenner unermüdet im Ringen nach Vollkommenheit.

c) Die Vortrefflichkeit der menschlichen Seele ist ebenfalls ein Zeugniß für die künftige Ewigkeit.

Daß bei dem zeitlichen Tod nur der Leib zerfällt, die Seele aber in der andern Welt ewig fortlebt, davon ist uns auch dieses ein deutlicher Beweis, weil die Seele nach Gottes Ebenbild erschaffen ist. Alles Uebrige, was unsere Augen erreichen, vom niedrigsten und verachtesten Sandkorn, das in seiner Geringfügigkeit am Ufer des Meeres daliegt, bis zu der Sonne, welche in Majestät am Himmel prangt, hat Gott durch das bloße Wort seiner Allmacht in das Daseyn gerufen. Als es aber an die Schöpfung des Menschen kam, da sprach Gott nicht: Es werde der Mensch. Es handelte sich darum, dem Werke der Schöpfung die Krone aufzusetzen, und in die Krone den herrlichsten Edelstein zu fügen. Deßwegen ging Gott bei der Schöpfung des Menschen gleichsam mit sich selbst zu Rathe. Laßt uns den Menschen schaffen, sprach er, und laßt uns ihn schaffen nach unserm Bilde und Gleichnisse. Und nun bildete Gott mit eigner Hand den Leib des Menschen, und über diesen todten Leib neigte er sich hin und hauchte ihm die Seele ein; er theilte ihm also gleichsam von seinem eigenen Leben mit, er hauchte ihm von seinem eigenen Geiste ein, so daß man mit Recht auf die menschliche Seele die Worte der Schrift anwenden kann: Aus dem Munde des Allerhöchsten ging ich hervor. Und sollte sie nun nicht unsterblich seyn? Die menschliche Seele ist aber auch so sehr das Ebenbild Gottes, daß sie, so zu sagen, mehr oder weniger an den Eigenschaften Gottes Theil nimmt. Betrachten wir die Entdeckungen und die Forschungen des menschlichen Geistes: was Großes schafft er, welche Wunder vollbringt er, in welchen Künsten versucht er sich, bis in welche Tiefe bringt er, und wo findet er seine Grenzen als nur in dem, der ihm das Daseyn gegeben hat — in Gott? Die Erde, welche er mit Prachtgebäuden, mit Erfindungen und Kunstschätzen aller Art erfüllt, ist ihm zu klein; auch in ihre Eingeweide bringt er, und in ihre tiefsten Abgründe steigt er hinab. Und dieß Alles ist ihm noch zu wenig, mit dem kühnsten Adler

steigt er zu den Sternen auf und betrachtet dort die sich umwälzenden Lichtkörper, berechnet die Bahnen der Sterne und gibt ihre Umlaufszeiten an. So ist die menschliche Seele gleichsam alldurchdringend und schrankenlos, ein treues Ebenbild ihres gnädigen Gottes, und wenn sie auch noch im Körper eingeschlossen ist, so ist sie so zu sagen, schon wie entkörpert; denn in Blitzesschnelle durchfliegt sie Millionen Meilen und ist oft, wenn auch der Körper hier, selbst in den entferntesten Räumen. Gottes gnädige Erbarmung läßt die Seelen seiner Freunde und Diener oft im auffallend hohen Maße schon im irdischen Leben auch an andern seiner Eigenschaften Theil nehmen. Versichert uns ja der göttliche Heiland selbst: wir können durch gläubiges Gebet Berge versetzen. Und der heilige Paulus ruft uns zu: Wer ist gegen uns, wenn Gott mit uns ist? Und wieder: Ich kann Alles in dem, der mich stärkt. In der That, was vermochten nicht schon die Heiligen durch Gott? Um nicht in das Alterthum hinaufzugehen, der heilige Vincenz von Paula, ein armer Priester in Frankreich, der sich sein tägliches Brod erbettelte und das einzige Gewand an seinem Leibe fremdem Mitleiden verdankte — wie viele hundert Tausende waren es, die durch seine Hand nur in das durch Krieg und Hunger und Pest verwüstete benachbarte Lothringen flossen? Der heil. Franz Xaver, ein schlichter Ordensmann, hatte er nicht die Kraft, die Gräber aufzuschließen, und die Todten lebendig herauszunehmen? — Siehst du hier, o Mensch, wie sehr Gott deine Seele ehrt, und wie, du sollst dir den Gedanken zu fassen getrauen, daß sie nur für diese Zeitlichkeit bestimmt ist? Eine menschliche Seele hat so großen Werth, daß sie kostbarer ist, als Alles, was die Erde Herrliches bieten kann; so schätzbar ist sie, daß sie fast den Engeln gleich kommt, wie geschrieben steht: Um ein Kleines geringer als die Engel hast du sie gemacht; so hohen Werth hat die menschliche Seele, daß sich der Teufel und die ganze Hölle Tag und Nacht alle erdenkliche Mühe geben, um sie zu verderben und für sich zu gewinnen; so ganz unschätzbar und theuer ist sie in den Augen Gottes, daß es der Allmächtige nicht für zu viel hielt, seinen Sohn auf die Erde zu senden, um sie zu retten und zu erlösen. Und wäre nur ein einziger Mensch auf der Welt gewesen, sagt der heil. Chrysostomus, so würde um des hohen Werthes

Digitized by Google

dieser einzigen Seele willen es Gott nicht verschmäht haben, Fleisch anzunehmen und sein Leben für sie hinzuopfern. Der Himmel kostete Gott nur ein Wort; für unsre Seele aber gab er seinen Sohn hin, und Jesu Christo hat sie Blut und Leben gekostet. Wenn aber die Seele dennoch nur Hinfälligkeit und Vergänglichkeit wäre, wenn sie mit dem Leib stürbe, worin bestände dann ihr hoher Werth? — Die Seele ist ein Geist, und hat als solcher keine Theile; daher ist sie auch keiner Auflösung, keiner Zerstörung und keines Unterganges fähig, und eben deßwegen ist sie unverweslich und unsterblich. Sollte es aber überhaupts nur geschehen können, daß ein so vorzügliches Geschöpf, wie der Mensch ist, bloß entstehe, um eine kurze Zeit zu dauern, dann aber wieder aus der Reihe der Wesen auf ewig zu verschwinden? Sollte seine Vernunft, die wegen der Gebrechlichkeit des Körpers auf dieser Erde immerhin es zu keiner vollkommenen Ausbildung zu bringen im Stande ist, Gott, ihren Schöpfer, niemals vollkommner erkennen als in diesem Leben, da doch der Apostel selbst sagt: Unser Erkennen ist jetzt erst dunkel, und nur wie im Spiegel schauen wir Gott, aber wir werden ihn noch sehen wie er ist. Sollte der Anblick des gestirnten Himmels, des regelmäßigen Laufes der Natur, der Fortpflanzung aller Gewächse, und alle übrigen Dunkelheiten und Geheimnisse uns nicht dereinst aufgehellt und beleuchtet werden? Sollte der Urheber aller dieser Wunder, den unser Herz so sehr näher zu kennen wünscht, um ihn nach Würde verehren und anbeten zu können, sich niemals anders als in seinen Werken, oder wie der Apostel sagt, nur im Spiegel und Gleichnisse zeigen? Man betrachte so viele Millionen Kinder, die kaum auf der Welt erscheinen und schon wieder sterben; so viele Jünglinge, die kaum blühen und schon wieder verwelken; so viele Erwachsene, die kaum die Laufbahn ihrer Thätigkeit betreten haben, und schon dahin sinken: sollen diese Alle nur gelebt haben, um zu verwesen? Sollte in ihrer kurzen Dauer auf der Welt der ganze Zweck ihres Daseyns bestehen? Sollten sie ohne je zum Erkenntniß ihrer Vorzüge und des Schöpfers, dem sie dieselbe zu verdanken haben, zu gelangen, wie ein Funke verlöschen, und wie ein Rauch verfliegen, ohne dereinst wieder aufzuleben? Ueberall in der Welt ist Zusammenhang und

Digitized by Google

Ordnung: bliebe aber beim Menschen nicht gleichsam Manches unvollendet, wenn das Grab ihn ganz und für immer verschlänge? Unter allen Geschöpfen soll wiederum der Mensch am meisten zur Verherrlichung der Allmacht Gottes gereichen; wäre er aber nicht unsterblich, so würde er von allen am wenigsten zu diesem Zwecke dienen.

d) Ohne Glauben an die Ewigkeit gibt es keine Tugend und keine Religion.

Gesetzt das Daseyn des Menschen reiche nicht weiter als bis zum Grabe, und mit der Auflösung seines Körpers höre Alles auf, wie sieht es da mit der Tugend und Sittlichkeit aus? Jeder Mensch wäre dann nur da zu leben, und so lange es ihm gegönnt ist, des Lebens froh zu seyn; sein oberster Zweck wäre nach Allem zu streben, was seinen Sinnen schmeichelt und ihnen Vergnügen bringt, und der wäre seinem Ziele am nächsten gekommen, der am meisten genossen hätte. Wohlan denn, werden die Menschen mit Recht in den Worten reden können, welche die Schrift den Gottlosen in den Mund legt, wohlan denn, laßt uns die Güter, die da sind, genießen, und ohne Verzug, was die Schöpfung anbietet, in der Jugend gebrauchen; Niemand von uns sei ausgeschlossen von ungebundenem Freudengenusse, und überall wollen wir Zeichen der Fröhlichkeit hinterlassen; denn das ist unser Theil, das ist unser Erbe. Da wäre es unmöglich, den Menschen noch durch Gesetze zu binden; denn was würde ihn bewegen können, sie zu beobachten, wenn er keine Ewigkeit zu fürchten hätte? Da würden gar bald die Begriffe von Recht und Unrecht verwischt seyn; gar bald gäbe es nichts Heiliges mehr; gar bald erschiene die Tugend als Verblendung, gar bald würde die Welt von den heftigsten Leidenschaften ganz verwirrt seyn und mit allen Lastern überschwemmt werden.

e) Gott wäre nicht gerecht, wenn es nicht noch ein künftiges Leben gäbe.

Gott ist gerecht, und deßwegen schon muß es noch ein anderes Leben geben, in welchem der Seele genau nach ihren Werken vergolten wird. Denn wo würde sonst der Sünder bestraft, dem es zu oft auf Erden gut gehet? Sollen etwa die einzigen Gewissensbisse, welche der Sünder auf dieser Welt auszustehen hat, die ganze

Bestrafung des Lasters ausmachen? Wahrlich, dann käme Mancher ziemlich ungestraft durch, wenn er auch der größte Sünder ist. Denn saget es selbst, wie Viele gibt es nicht, welche statt in ihren Lastern eine Ursache zur Beschämung zu finden, sich vielmehr eine Ehre und einen Triumph daraus machen! Wie Viele gibt es, die kein Gewissen mehr zu haben scheinen, wenigstens dasselbe durch Sinnesgenüsse und Bosheit betäubt und schlummernd gemacht haben! Was sollte also diesem das böse Gewissen für eine Strafe seyn? Oder sollte hierin die ganze Strafe des Gottlosen bestehen, daß er nicht mehr existirt und zu seyn aufhört? Aber wenn es keine Ewigkeit gäbe, so hätte ja der Gute und Rechtschaffene wieder dasselbe Schicksal mit den Gottlosen. Und was wäre es überhaupt für den Bösewicht für eine Strafe, nicht mehr zu existiren? Er wünscht sich ja selbst diese Vernichtung, stellt sich dieselbe als die süßeste Hoffnung vor, und lebt in dieser angenehmen Erwartung mitten unter seinen Ergötzlichkeiten und Ausschweifungen ruhig fort. Dem Sünder wäre also dadurch nur nach seinem Wunsche geschehen, er hätte erlangt, was er gehofft hat, wenn es keine Ewigkeit gäbe.

8. Wie selig, trostreich und beruhigend der Glaube an die Unsterblichkeit ist.

Wer keinen Glauben an das zukünftige Leben hat, dem ist die ganze Welt ein versiegeltes Buch, und er ist sich selbst das größte Geheimniß. Die Absicht seines Daseyns ist ihm unbegreiflich, und eben so auch der Zweck der übrigen Geschöpfe. Er stellt sich wohl hundert Fragen über den Zweck der Schönheiten, die er in der Natur findet, und die Bestimmung so vieler Kräfte und Vorzüge, die er an sich selbst entdeckt, und weiß sich nirgends eine befriedigende Antwort zu geben. Alle Zweifel aber lösen sich der gläubigen Seele, die eine Unsterblichkeit hofft. Der Anblick der irdischen Schöpfung flößt ihr eine mit Bewunderung des Allerhöchsten begleitete Ruhe ein. Herr, ruft sie mit dem Psalmisten aus, wie groß und anbetungswürdig bist du; wie ordnest du Alles mit bewunderungswürdiger Weisheit! Die Schönheiten dieser Welt lassen mich ahnen, welche Herrlichkeiten du jenseits deinen treuen Dienern bereitest. Und im Hinblick auf das jenseitige Leben erkenne ich,

warum du mich hienieden schon mit so vielen Vorzügen des Leibes und der Seele ausgerüstet und in mein Herz einen unersättlichen Durst nach Glückseligkeit gelegt hast. O wie freue ich mich jetzt schon, in dieses Leben einzutreten, wo ich dich, höchstes Gut, ewig preisen und lieben kann!

Ohne Glaube an ein zukünftiges Leben kömmt man häufig in Versuchung, den Weg der Tugend zu verlassen, und dem Laster sich in die Arme zu werfen; denn was soll eine Tugend, deren Aussichten in dieses kurze Leben eingeschränkt sind, und deren Früchte am Grabe verwelken, für eine Kraft über die Herzen ausüben? Wer wird für ein Gut von so hinfälligem Werthe kämpfen mögen? Was soll überhaupts dem Menschen Muth und Stärke geben, all seine Güter, all seine Vergnügungen, all seine Kräfte, sein Leben selbst der Pflicht oder dem Beßten seiner Brüder aufzuopfern, wenn er mit seinem Leben Alles verliert? Wie selten werden Ehrbegierde oder andere zeitliche Rücksichten die Stelle des Glaubens an die Unsterblichkeit und die Belohnung jenseits des Grabes vertreten können! Ganz anders verhält es sich mit dem Christen, der eine Unsterblichkeit erwartet. Ihm fehlt es niemals an Kraft und Ermunterung zur Tugend, und kein Hinderniß und keine Schwierigkeit ist im Stande ihn von diesem Ringen abzuhalten. Freudig spricht er zu sich selbst: Mag der Pfad, den ich hienieden zu gehen habe, noch so steil und mühsam seyn, unverdrossen will ich ihn bis ans Ende verfolgen; denn er führt zur Seligkeit. Mag der Kampf, den ich zu bestehen habe, noch so hart seyn: standhaft will ich ihn kämpfen; denn ich bin eines herrlichen Preises gewiß. Mag es mich noch so viel kosten, meine Lüste zu besiegen: nie werde ich diesen Sieg zu theuer erkaufen; denn ich arbeite für die Ewigkeit. Die Hoffnung auf das ewige Leben stärkt den Christen gegen alle Versuchungen zum Bösen. Bei dem Gedanken auf die zukünftige Welt verleugnet er gerne alles Irdische, und selbst die größten und schwersten Opfer sind ihm dann leicht und angenehm.

Wie wichtig ist der Glaube an Unsterblichkeit im Leiden! Wie schwer drückt nicht das Unglück jenen, der außer diesem Leben kein anderes weiß? Wo will er Ruhe, wo Trost suchen? Alle seine Trostgründe bestehen in der traurigen Vorstellung, daß er sich sagt:

Digitized by Google

Es ist nun einmal so, und all meine Klagen können mein Schicksal nicht ändern. Werden aber dadurch seine Leiden weniger drückend? Nein, sondern wenn es viel ist, so gelangt er zu einer gewissen, oft nur eingebildeten Unempfindlichkeit. So fühlt der Mensch, der jenseits des Grabes kein Leben mehr hofft, die Last des Unglückes in seiner ganzen Schwere, und hat nichts, sich dieselbe zu erleichtern; denn verliert er seine Schätze oder übrigen Glücksgüter, so sind die Quellen seiner Seligkeit verstopft, und nirgends findet er einen Ersatz dafür. Verliert er seine Freunde, so ist sein Verlust in seiner Vorstellung ewig, und eben daher unersetzlich, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn schwarze Traurigkeit sich seiner Seele bemächtiget, und er oft bis zur Verzweiflung kömmt. Ganz anders der gläubige Christ, den die Hoffnung auf ein jenseitiges Leben beseliget. Er empfindet zwar auch die Trübsale, die über ihn kommen, ja sie pressen ihm oft bittere Thränen aus; er beweint den Verlust seiner Freunde auf das zärtlichste; es schmerzt ihn, wenn ihm ungerechter Weise sein Eigenthum beschädiget, wenn er an seiner Ehre beeinträchtiget wird; es betrübt ihn, wenn ihn Krankheiten oder andere Zufälle hindern, seine Amtspflichten zu erfüllen; es geht ihm nahe, wenn er die Tugend verfolgt, das Laster aber triumphiren sieht. Allein er weiß seine Betrübniß durch die Religion zu mäßigen, und sich im größten Unglück Trost zu verschaffen. Denn wird er seiner Tugend wegen verfolgt, so freuet er sich, mit Christus zu leiden, weil er weiß, daß er einstens mit ihm auch herrschen wird, und daß die Leiden dieser Zeit in gar keinen Vergleich mit den jenseitigen Freunden gesetzt werden können. Verliert er seine irdischen Güter, so tröstet er sich mit der Hoffnung, daß er alles Verlorne jenseits hundertfältig wieder erhält. Wird er ungerechter Weise von Haus und Hof gejagt, so beugt ihn auch dieser Schlag nicht; denn er wartet auf eine Stadt, deren Baumeister Gott selbst ist, er sieht nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare, und sein Wandel ist im Himmel. Entreißt ihm der Tod seine Theuern, so tröstet er sich mit der Hoffnung, sie jenseits wieder zu finden. Auf diese Weise läßt die Hoffnung auf die Unsterblichkeit den Christen nie zu Schanden werden; sie tröstet ihn in allen Trübsalen und erleichtert ihm alle Beschwerden.

Treten wir endlich noch im Geiste an das Sterbebett; nähern wir uns dem Unglücklichen, der jetzt sterben soll, und doch aller Hoffnung eines andern, bessern Lebens beraubt ist. Sehet, wie Furcht und Angst sein Antlitz entstellt, und welch finstere Blicke er auf die Umstehenden wirft! Der Tod erscheint ihm in der fürchterlichsten Gestalt, und er hat nichts, womit er sich gegen diesen Feind waffnen, womit er sich selbst im entscheidensten Augenblick trösten könnte. Er geht dem Grabe und der Verwesung entgegen, und darf nicht hoffen, jemals wieder aus diesem Gefängnisse erlöst zu werden. Der Gedanke an seine Vernichtung erschüttert seine ganze Seele, und erfüllt sie mit unüberwindlichen Schrecken. Alles, was ihm bisher Vergnügen und Freude machte, flieht vor ihm und verläßt ihn auf ewig. Seine Freunde nehmen auf ewig von ihm Abschied; er muß Alles verlassen, und hat keine Hoffnung, es je einmal wieder zu erlangen. Könnt ihr euch einen traurigern Zustand denken, als dieser ist? Ganz anders der Gläubige, der jenseits des Grabes noch ein Leben hofft. Wie ruhig geht er dem Grabe entgegen! Der Tod ist ihm ein Bote des Friedens, der ihm Erlösung und Freiheit ankündiget, und ihn in ein besseres Leben einführt. Warum sollte er diesem Ruf nicht gerne folgen? Warum nicht freudig die Welt mit dem zukünftigen Leben vertauschen? Er verliert ja nichts, sondern gewinnt nur, daß er aus dem Jammerthale in den Ort der Freude übergeht. Darum heitert sich im Anblick des Todes sein Angesicht auf, er eilet mit heiliger Ungeduld an den Ort seiner Bestimmung, indem er seinen betrübten Freunden, die er noch hier zurückläßt, zuruft: Weinet nicht, meine Theuern, über mich; denn ich gehe nur an den Ort voraus, wohin ihr mir bald nachfolget, und wo wir einstens ewig wieder vereint werden.

9. Wenn es kein zukünftiges Leben gibt, so ist der Mensch das größte Räthsel.

Wenn es jenseits des Grabes für uns kein Leben mehr gäbe, so müßte man denken, Gott habe unsere Seele nur deßwegen so ausgezeichnet, um uns desto unglücklicher zu machen. Denn es ist nicht zu leugnen, daß der Mensch seinem Körper nach betrachtet, mehr zu leiden und zu dulden hat, als alle übrigen Geschöpfe.

Denn der Mensch leidet erst zukünftige Uebel schon gegenwärtig durch die Vorstellung; er verdoppelt seinen Schmerz durch Nachdenken, und fühlt ihn bitterer in der Erinnerung; der Mensch allein kennt die tiefen Leiden der Seele, die unendlich schmerzlicher sind, als die des Körpers; er unterliegt den Sorgen, dem verzehrenden Gram und den Schrecken der Verzweiflung; und nicht nur seine, sondern auch die Leiden seiner Lieben muß er tragen; er fürchtet und zittert für sie, er fühlt mit ihnen, er stirbt, so zu sagen, in einem jeden seiner Freunde, welche der Tod ihm entreißt. Und um dieses Elend voll zu machen, lebt in ihm ein heißer Durst nach Glück, der ihn martert, und den er mit einer unüberwindlichen Neigung verfolgt; er fordert dieses Glück von Allem, das ihn umgibt, er verlangt es um jeden Preis, er kann nicht leben ohne Glück, und findet es doch nirgends; denn Alles, was man ihm hienieden gibt, seine Wünsche zu stillen, ist nur Täuschung, und steigert seinen Durst. Er trägt in seinem innersten Wesen das Gefühl eines vollkommenen Glückes, und doch trifft er überall nur vergängliche Freuden: er versucht eine nach der andern, und verwirft sie alle. Nichts Schönes fesselt ihn lange, denn überall findet er Fehler, und keine Schönheit ist gegen das Alter oder den Tod geschützt; die Zerstreuungen der Gesellschaft ermüden ihn durch ihre Nichtigkeit; die Sinnenlust ist zu schimpflich und niedrig, und endet mit Ekel und Ueberdruß; der Reichthum erzeugt mehr Sorgen, als er wahre Freuden schafft; Ehre, Glanz, Titel, Macht — Alles ist nur glänzende Sklaverei, und verschafft selten mehr als Aerger, Langweile und Unmuth; der Ruhm ist nur Schall und Rauch, der das Herz leer läßt; Wissenschaft ist ein Wahn, weil den Gelehrtesten mehr dunkel bleibt, als sie wissen. So wäre also der Mensch nur darum geschaffen, um ihm unvermeidliche Leiden zu geben, und nur verzehrende Wünsche nach einem Glück, das nirgends als in seiner Phantasie lebt, ins Herz zu legen? Es findet sich doch bei allen Geschöpfen ein richtiges Verhältniß zwischen ihren Wünschen, Bedürfnissen und den Mitteln, sie zu befriedigen. Das Thier befriediget, was sein Gelüsten verlangt, und ist dadurch glücklich. Aber der Mensch leidet einen Durst, den nichts auf Erden befriedigen kann; er verzehrt sich im Verlangen nach Leben, nach Seyn, nach dem vollkommenen Schönen, nach

gediegener Wahrheit, nach ungetrübtem Glück, nach dauernder Größe und Ehre. Dieß sind die Bedürfnisse, welche Gott dem Menschen gegeben. Wenn nun nach diesem zeitlichen Leben es nichts mehr gibt, warum wurden ihm diese Wünsche vom Schöpfer ins Herz gelegt, die größer sind, als die Welt, und weiter reichen, als diese Zeitlichkeit? Wenn der Mensch nur für den Tod erschaffen ist, warum fühlt er solchen Abscheu vor der Vernichtung, und hängt so heißhungrig am Leben? Wenn der Mensch nie seines Gottes ansichtig werden soll, warum erkennt er ihn und fühlt er, daß er sein einziges Glück ist? — Wer sieht nicht aus diesem Allen, daß der Mensch ohne Unsterblichkeit jenseits des Grabes das größte Räthsel ist?

10. Die Ewigkeit ist die beßte Aufklärung der menschlichen Schicksale.

Hienieden sind die Schicksale der Menschen oft sehr dunkel und räthselhaft. Wie oft dünkt es uns, als ob dieß oder jenes Ereigniß sich mit der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes durchaus nicht vereinigen ließe! Wie oft scheint uns Alles verworren, und wissen wir durchaus weder Grund noch Absicht eines Vorfalles anzugeben! Da stellt denn unsere Kurzsichtigkeit hunderterlei Fragen. Warum, heißt es, ist das Leben mancher Menschen von der Wiege bis zum Grabe eine fortgesetzte Kette von Kummer und Leiden? Warum läßt Gott den fleißigsten Arbeiter vergeblich seine Kräfte anstrengen? Warum trennt er so plötzlich die angenehmsten Verhältnisse und Verbindungen? Warum erlaubt er es, daß die Gottlosen so oft und so lange ihr Unwesen an den Unschuldigen treiben? Auf all diese und viele andere Fragen können wir häufig nichts Anderes erwidern, als daß wir ausrufen: Wie unerforschlich sind die Gerichte Gottes, wie unbegreiflich seine Wege! Röm. 11, 33. Wie ungleich hat überdieß Gott die irdischen Güter unter die Menschen vertheilt! Jener ist im Schooß des Glückes, der Ehre und des Vergnügens geboren, und dieser lebt von Kindheit auf in Armuth, Niedrigkeit und Verachtung; jener hat außerordentliche Geistesgaben empfangen, und dieser nichts als Schwäche des Verstandes zu seinem Antheil erhalten; jener genießt bei ununterbrochener Gesundheit und blühender Leibesstärke alle Freuden

des Lebens, und dieser liegt Jahre lang voll Schmerzen auf seinem Siechbette. Wie undurchdringlich ist ferner die Dunkelheit in Erwägung der Schicksale, welchen die Frommen und Gottlosen auf Erden unterworfen sind! Denn wie oft ißt der Fromme sein Brod unter Thränen, während der Gottlose im Ueberflusse praßt! Wie oft triumphirt das Laster über die Tugend! Wie oft ist da Glück und Freude, wo Gottvergessenheit wohnt, und da Kummer und Elend, wo die Redlichkeit ihren Sitz hat! In den allermeisten Fällen aber besteht schreiendes Mißverhältniß zwischen der Strafe, welche hienieden der Verbrecher erhält, und dem Lohne, der dem Frommen zu Theil wird.

Alle diese Ungleichheiten schreien nach dem Bestehen einer Ewigkeit; alle diese Dunkelheiten klären sich jenseits des Grabes auf. Denn nach dem weisen Rathschlusse Gottes ist dieses Leben nur eine Vorschule für das Zukünftige, eine Vorbereitung auf den Himmel. Es ist daher der Weisheit Gottes gemäß, alle Schicksale so zu ordnen, daß sie für den Menschen eine Prüfung seien. In dieser Absicht theilt er Glück und Unglück, Reichthum und Armuth, Gesundheit und Krankheit nicht nach blinder Willkühr, sondern mit der größten Weisheit und Gerechtigkeit aus; nur sind wir hienieden nicht immer im Stande, die Ungleichheit, die sich etwa dabei findet, richtig zu beurtheilen. Erst in der Ewigkeit werden wir im Stande seyn, Gottes weise Absichten in Lenkung unserer Schicksale deutlich einzusehen; da wird das, was uns hier unbillig zu seyn scheint, als die größte Gerechtigkeit erscheinen. Dort werden sich uns alle Fragen beantworten, alle Räthsel lösen, alle Dunkelheiten aufklären.

11. Wie thöricht der Ungläubige handelt, wenn er die zukünftige Ewigkeit leugnet.

Man möchte es für überflüssig halten, Leute, welche im Christenthume geboren und aufgezogen worden sind, die Wahrheit der künftigen Ewigkeit darzuthun, und ihnen zu beweisen, daß ihren Staub eine unsterbliche Seele belebt, und daß diese Seele, wenn das irdische Haus, welches sie jetzt bewohnt, zusammenfällt, wiederum zu Gott zurückkehrt, um dort Lohn oder Strafe zu erhalten, je nachdem sie Gutes oder Böses gethan hat; — für überflüssig möchte

man es halten, davon zu reden: allein in Tagen, wo der Unglaube frech das Haupt erhebt, ist es nothwendig, selbst die ausgemachtesten und bestimmtesten Wahrheiten gegen die Angriffe der Ungläubigen zu vertheidigen und zu wahren. Es fehlt nämlich nicht an Solchen, welche da sagen, man weiß nicht, was in jener andern Welt vorgeht, von welcher man uns vorredet. Es ist noch keiner der Verstorbenen zurückgekommen, uns zu unterrichten. Vielleicht ist mit dem Tode Alles gar: wir wollen also die Gegenwart genießen, und die Zukunft, von welcher man ohnehin nichts Gewisses weiß, auf das Gerathewohl ankommen lassen. Solche Reden hört man oft. Aber diesem Ungläubigen, welcher jetzt also spricht, wurde doch als Kind gelehrt, daß es eine vergeltende Ewigkeit, einen Himmel und eine Hölle gebe, und dortmals, weil er noch gottesfürchtig war, glaubte er es auch. Woher kommt es nun, daß jetzt Tugend und Laster als Einbildung, die Hölle als Vorurtheil, das Zukünftige als Hirngespinnst, und die Seele als ein Hauch erscheint, der zugleich mit dem Leben vergeht? Ist er durch vielfältige Untersuchungen, durch reifliche Erwägungen, durch anhaltende Forschungen zu dieser Ansicht gelangt? O das Gegentheil, sondern deßwegen, weil er die Religion nicht mehr als eine ernsthafte Sache hat angesehen; deßwegen, weil er sie in keiner andern Absicht hat untersucht, als daß er sie lästern und ihrer spotten könne; deßwegen, weil er sich wider die Stimme seines Gewissens verstockt und sich den schändlichsten Gelüsten ergeben hat, — deßwegen ist er ungläubig geworden und zum Zweifeln an der Ewigkeit gekommen. Deßwegen also, weil ein solch Elender, um der verdienten Strafe zu entgehen, wünschen muß für sich, daß es keine Ewigkeit gibt, glaubt er auch, daß es in der That keine gebe; deßwegen, weil er durch seine Ausschweifungen und Genüße zum Thiere geworden ist, glaubt er, der Mensch sei in der That ein unvernünftiges Thier, und es bleibe von ihm nach diesem Leben nichts mehr übrig. Wo ist Verrücktheit, wenn nicht hier? Und doch wähnen solche Leute, weise und verständig zu seyn, wie kein Anderer. Und um weiter zu gehen, was hat denn der Gottlose für Gründe, worauf er seinen Glauben oder besser seinen Unglauben von der Richtigkeit der Ewigkeit bauet? Denn, wenn er nicht vollkommen gewiß und versichert ist, daß Alles mit dem Körper stirbt, so kömmt seiner

Raserei wohl nichts gleich. Nun hat er diese Gewißheit? Höret es selbst: Man weiß nicht, sagt er, was in jener andern Welt, von welcher man uns predigt, vorgeht. Der Gerechte stirbt wie der Gottlose, der Mensch wie das Vieh, und Niemand kömmt zurück, der uns sagte, wie es dort drüben zugehet. Diesem Geschwätz fügt er noch einige ungewisse Reden, einige alte, längst schon abgedroschene Zweifel, also unaufhörliche Ungewißheit bei, und für diese seltsamen Dinge, um welcher willen man nicht einmal das Glück eines einzigen Tages auf das Spiel setzen würde, wagt er das Wichtigste und Schrecklichste, die ganze Ewigkeit. Dieß sind also die Gründe, welche der Gottlose dem Glauben der ganzen Welt entgegensetzt; dieß ist die Gewißheit, die in seinem Verstande Alles dasjenige überwiegt, was auf das deutlichste bewiesen und ausgemachte Wahrheit ist. Man weiß nicht, sagt er, was in jener andern Welt vorgeht, und deßwegen gibt es keine. Heißt das nicht eben so viel, als ob Einer sagte: Ich weiß nicht, was die Menschen in Afrika thun, und deßwegen ist es unbewohnt, oder ich weiß nicht, was Alexander der Große in Persien gethan, und deßwegen ist er nie hingekommen. Wo gibt es noch einen Unsinn, wenn nicht hier? Aber um davon zu schweigen, so rufe ich: O ihr Menschen, ein einziger Zweifel ist hinreichend, euch gottlos zu machen, aber alle Beweise der Religion sind nicht vermögend, euch gläubig zu machen! Ihr zweifelt, ob es eine zukünftige Ewigkeit gibt, und lebt schon voraus, als ob es keine gebe. Ihr habt keinen andern Grund, worauf ihr euere Meinung bauet, als euere Ungewißheit, und ihr rücket uns unsere Ueberzeugung davon als eine pöbelhafte Leichtgläubigkeit vor! Aber wo ist hier die Leichtgläubigkeit? Der Gläubige glaubt eine zukünftige Ewigkeit, weil die heilige Schrift davon redet, welche das Wort des heiligen Geistes ist; weil apostolische Männer sie bestätigen, die um der Wahrheit willen ihr Blut vergossen haben; weil die darauf bezüglichen Weissagungen sind erfüllt worden; weil es die Tradition aller Zeiten überliefert; weil es mit weniger Ausnahme Alle zu allen Zeiten an allen Orten geglaubt haben: — der Gottlose aber glaubt keine zukünftige Ewigkeit, weil er dießfalls einigen Zweifel hegt und einigen Verdacht hat. Wo ist da Leichtgläubigkeit? Und dennoch bildet sich der Gottlose ein, er brauche seine Vernunft besser als der

Gläubige. Er sieht uns als leichtgläubige und schwachköpfige Menschen an, sich aber als einen großen Geist, der sich über die gemeinen Vorurtheile erhoben hat, und der Vernunft allein, nicht aber der Meinung des dummen Haufens folget. O Gott, wie schrecklich bist du, wenn du den Sünder seiner Blindheit überlassest!

Aber selbst zugegeben, es wäre das Gewicht beider Meinungen gleich, d. h. es hätte der Ungläubige für seine Ansicht, daß es keine vergeltende Ewigkeit gebe, eben so viele Gründe, als der Gläubige für seine Ueberzeugung von der Wirklichkeit der Ewigkeit, so sollte der Ungläubige sich dennoch auf die Seite des Glaubens neigen, weil dieses eine Meinung ist, die dem Menschen so viel Ehre bringt, und ihn von seinem himmlischen Ursprung und von seiner ewigen Hoffnung unterrichtet, während seine eigene Ansicht die Menschenwürde erniedriget, ihn dem unvernünftigen Thiere gleich macht, ihm weder Zweck, noch Hoffnung, noch Bestimmung gibt, und sein Schicksal auf eine geringe Anzahl schnell verfließender, unruhiger und schmerzhafter Tage einschränkt, die er auf dieser Welt zubringt. Eine erhabene Vernunft würde sich also bei der Gleichheit der Dinge auf beiden Seiten dennoch lieber betrügen lassen, indem sie sich Ehre zuwege brächte, als daß sie sich für eine ihrem Wesen so schimpfliche Partei erklären sollte. Nun aber, was für eine Seele hat der Gottlose, daß er selbst bei einer so großen Ungleichheit der Gründe lieber glaubt, er sei nur für die Erde gemacht, und sich ganz gerne als eine bloße Zusammenfügung von Staub, und als einen Genossen der Rinder und Stiere ansieht? Doch ja, meine Theuern, diese fleischlichen Menschen haben Ursache, die Ehre, welche die Religion ihrer Natur erweiset, auszuschlagen, und zu glauben, ihre Seele bestehe ganz und gar aus Staub, und es sterbe mit dem Leibe Alles. Sinnlichen, unverschämten Menschen, die keinen andern Zaum haben, als ihren viehischen Trieb, keine andere Regel als ihre ausschweifenden Begierden, keine andere Beschäftigung, als die bereits gestillte Begierde durch neue Kunstgriffe wiederum zu erwecken, — solchen Menschen muß es nicht viele Mühe kosten zu glauben, daß sich in ihnen keine Quelle eines geistigen Lebens befinde; daß ihr ganzes Leben in dem Körper bestehe, und da sie die Sitten der unvernünftigen Thiere nachahmen, so muß man es ihnen zu Gute halten, wenn sie sich auch die Natur

derselben beilegen. Aber das sollen sie wissen, die Wüstlinge, es befinden sich noch reine, keusche Seelen auf der Welt. Sie müssen die schändlichen Neigungen ihres Willens nicht der Natur beimessen, und nicht die ganze Menschheit deßwegen heruntersetzen, weil sie sich auf unanständige Weise erniedriget haben.

Ueberdieß handelt der Gottlose, der die Wirklichkeit der zukünftigen Vergeltung verwirft, selbst wider seinen eigenen Nutzen. Denn, was wagt der Gottlose, wenn er glaubt, es gebe eine Ewigkeit; was für traurige Folgen wird seine Leichtgläubigkeit haben selbst im Falle, daß er sich betrügt? Er wird redlich, ehrlich seyn. Er wird liebreich, gerecht, aufrichtig und gottesfürchtig leben, wird ein treuer Gatte, ein gehorsamer Unterthan, ein großmüthiger Freund seyn. Er wird gewisse Leidenschaften mäßigen, die ihn in seinem Leben unglücklich gemacht hätten; er wird sich gewisser Ergötzlichkeiten und Ausschweifungen enthalten, die ihm ein schmerzvolles Alter würden zugezogen, oder seine Glücksumstände in Unordnung gebracht haben. Er wird die Ehre und Hochachtung der Leute genießen. Dieses ist es, was er waget. Denn ist keine ewige Belohnung, was hat er den verloren, wenn er eine erwartete? Er hat einige sinnliche und flüchtige Ergötzlichkeiten verloren, die ihn entweder durch den Ekel, der darauf folget, ermüdet, oder durch die neuen Begierden, welche sie erregen, würden gemartert haben. Er hat das schreckliche Vergnügen verloren, die kurze Zeit über, die er auf der Welt gelebt hat, grausam, wollüstig, ohne Redlichkeit, ohne Sitten, ohne Gewissen und vielleicht mitten unter seinem Volke verachtet und beschimpft zu seyn. Er verliert also nichts, es nützt ihm vielmehr, wenn er die Ewigkeit glaubt, selbst in dem Falle, was aber unmöglich ist, daß es keine gebe. Wenn es aber eine zukünftige Ewigkeit gibt, wie es diese wirklich gibt, — wenn er sich also betrügt, indem er sich weigert, sie zu glauben, — was waget er dann? Den Verlust ewiger Güter, den Besitz deiner Herrlichkeit, o Gott, die ihn ewig glückselig machen sollte, den Himmel setzt er dann aufs Spiel. Und dieß ist nur der Anfang seines Unglücks. Er wird fressendes Feuer, eine Marter ohne Ziel und Maaß, eine schreckliche und grausame Ewigkeit antreffen. Nun vergleicht selbst diese beiden Schicksale mit einander, — was für eine Partei sollte wohl der Gottlose

ergreifen, wenn er auch nicht gläubig, sondern nur vernünftig wäre? Soll er die kurze Dauer einiger Tage oder die ganze Ewigkeit auf das Spiel setzen? Welch ein kluger Mensch würde wohl auch sogar bei einer ganz gleichen Ungewißheit hier noch bei sich anstehen, wozu er sich entschließen soll? Und was für einen Namen sollen wir wohl dem Gottlosen beilegen, welcher, ob er gleich nichts für sich hat, als nichtige Zweifel, und zugleich sieht, daß alles Ansehen, daß die Verjährung, die Vernunft, der Beifall aller Zeiten, ja die ganze Welt auf Seiten des Glaubens sich befinden, dennoch die schreckliche Partei, nichts zu glauben ergreift, ruhig und gelassen stirbt, sein ewiges Schicksal dem blinden Ohngefähr überläßt, und auf eine träge und nachlässige Weise hinter die Wahrheit einer so wichtigen Angelegenheit kommen will? Ja, man geräth in Gefahr zu zweifeln, ob denn dieser, der also denkt und handelt, ein Mensch ist, welcher sich von der Vernunft leiten läßt, oder ob es ein Rasender ist, der weiter keine Hilfe als in seiner Verzweiflung zu suchen weiß.

12. Haben die Israeliten an eine Ewigkeit, d. h. Unsterblichkeit geglaubt oder nicht?

Es fehlt nicht an Solchen, die da sagen, im alten Bunde gab es keinen Glauben an eine Unsterblichkeit der Seele; allein dieses widersteitet schon der Vernunft. Es zeigt sich allenthalben, daß ein Volk ein um so klarers Bewußtseyn von dem Leben jenseits des Grabes hatte, je reiner seine Religionsbegriffe waren. Wie sollte es nun möglich seyn, daß der Israelite trotz seines innigen Verhältnisses zu Gott keinen Glauben an die Ewigkeit und Unsterblichkeit der Seele gehabt haben soll? Sollten Noe und die übrigen Erzväter, mit denen Gott so freundlich umging, nichts von dem zukünftigen Leben gewußt haben? Zu Abraham sprach Gott: „Wandle vor mir, und ich will dein großer Lohn seyn," — und wiederum: „Wie kann ich dem Abraham verbergen, was ich thue?" Abraham war bereit, auf Gottes Befehl seinen Sohn Isaak zu schlachten. Und dieser Abraham sollte keine Gewißheit bezüglich des zukünftigen Lebens gehabt haben? Die Erzväter sahen das Leben auf Erden nur als eine Pilgerschaft an; und sie sollten keine Zukunft gehofft haben? Der sterbende Jakob, der einzeln seine

Söhne segnete, rief aus: „Auf dein Heil, o Herr! will ich hoffen." Gen. 49, 18. Wie hätte er diese Worte in den Mund nehmen können, wenn er kein zukünftiges Leben geglaubt hätte? Joseph war um keinen Preis zu bewegen, in die Verführungen der Gemahlin des Putiphar einzuwilligen; Moses wählte lieber mit dem Volke Gottes mißhandelt zu werden, als die zeitlichen Ergötzungen der Sünde zu haben: und sie sollten keine vergeltende Ewigkeit erwartet haben? David ruft aus: Wie ein Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so verlangt meine Seele nach dir, o Gott! Meine Seele dürstet nach Gott; wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Antlitz schaue? Ps. 41, 1. 2. Und dennoch sollte er den Glauben an die Unsterblichkeit nicht gehabt haben?

Beleuchten wir indeß einige Stellen des alten Bundes näher, welche beweisen, daß die Israeliten die Unsterblichkeit der Seele glaubten.

Von dem Menschen heißt es, daß er nach Gottes Ebenbild geschaffen ist, und daß ihm Gott selbst den Odem einhauchte. Gen. 1 u. 2. Welchen Sinn will man dieser Beschreibung von der Schöpfung des Menschen unterlegen, wenn der lebendige Hauch Gottes, der nur ihm allein vor allen übrigen Geschöpfen eingehaucht wird, nicht auf Unsterblichkeit des Menschen gedeutet werden soll?

Von Henoch heißt es, daß er, weil er mit Gott wandelte, hinweggenommen wurde. Gen. 5, 24. Wenn es jenseits des Grabes kein Leben mehr gäbe, so wäre Henoch für sein frommes Leben statt belohnt vielmehr bestraft worden, weil er früher als Andere aus dem Leben genommen worden.

Dem Abraham wird verheißen, „er werde im Frieden zu seinen Vätern gehen." Gen. 15, 15. Wie konnte er aber zu ihnen gehen, wenn sie jenseits nicht mehr lebten? Dieselbe beweisende Kraft für die Unsterblichkeit der Seele liegt in den Ausdrücken der Schrift: „Laß Aaron sich sammeln zu seinem Geschlecht." 4. Mos. 20, 24. Oder: „Du sollst dich sammeln zu deinem Geschlechte" — 4. Mos. 27, 13., wie Gott zu Moses sprach. Vom Familiengrabe kann hier die Rede nicht seyn; denn Aaron starb auf dem Gebirge Hor an der Gränze der Edomiten, und ward daselbst begraben; Moses aber starb am Berge Nebo, im Lande der Moabiten, wo Gott selbst ihn im Thale begrub.

Hiob kennt nicht nur die Unsterblichkeit der Seele, sondern auch die Auferstehung des Fleisches; denn er sagt: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich dereinst am letzten Tage aus der Erde auferwecken; ich werde wiederum mit meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleische Gott schauen." Job 19.

Als der Prophet Elias den gestorbenen Sohn des Weibes zu Sarepta zum Leben erweckte, sprach er unter Anderm: „Herr, mein Gott, laß die Seele dieses Kindes wieder zu ihm kommen." 3. Kön. 17. Wer kann so reden, ohne zu glauben, daß eine abgeleibte Seele noch jenseits fortlebe?

Allerdings enthält der Prediger einige Stellen, die aus ihrem Zusammenhange gerissen, gegen den Glauben an die Unsterblichkeit zeugen könnten. Allein diese Stellen sind nur Einwürfe, die der Verfasser sich selbst macht, und denen er häufig seinen Glauben entgegensetzt. So sagt er Pred. 11, 9. „Freue dich, Jüngling! in deiner Jugend, und laß dein Herz in den Tagen deiner Jugend fröhlich seyn! Thu, was dein Herz gelüstet und deinen Augen wohlgefällt ꝛc." Gleich darauf aber läßt er folgen: „Und wisse, daß dich Gott für dieß Alles wird vor Gericht führen." — An vielen andern Orten spricht Salomon deutlich seine Ueberzeugung von der Unsterblichkeit aus. So heißt es Pred. 12, 7.: „Der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat." Und Pred. 12, 13 u. 14. heißt es: „Hören wir den Hauptsinn aller Lehre: fürchte Gott und halte seine Gebote, darauf beruht der ganze Mensch. Denn Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, Alles, was verborgen ist, es sei gut oder böse."

Isaias sagt im sieben und fünfzigsten Hauptstücke: „Brich dem Hungrigen dein Brod, führ den dürftigen, hauslos Irrenden in dein Haus; siehst du einen Nackten, so bekleide ihn, und entzieh dich nicht deinem Fleische. Alsdann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröthe, deine Gesundheit wird blühen, und deine Gerechtigkeit wird vor deinem Antlitze einhergehen, und die Herrlichkeit des Herrn wird dich sammeln." Diese letztern Worte sind offenbar ein Zeugniß für die Unsterblichkeit der Seele; denn die Herrlichkeit des Herrn wird dich sammeln, heißt nichts Anders, als: Im Tode wird sie dich aufnehmen.

Ezechiel redet K. 37, V. 1—14. nicht bloß von der Unsterblichkeit der Seele, sondern auch von der Auferstehung der Leiber. Denn er spricht von Todtenbeinen, in welche auf des Herrn Befehl der Odem des Lebens wieder zurückkehrt.

Deutlich ist das Zeugniß des Propheten Daniel: „Viele, so daliegen im Staube der Erde, werden erwachen, einige zum ewigen Leben, andere zur ewigen Schmach und Schande.“ Dan. 12, 2.

Tobias sprach zu seinen Freunden, die ihn in seiner Blindheit seines Vertrauens wegen tadelten: „Saget nicht also, denn wir sind Kinder der Heiligen, und warten auf ein Leben, welches Gott denen geben wird, die im Glauben stark und fest bleiben vor ihm.“

Im Buche der Weisheit lesen wir: „Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand, und keine Qual berührt sie. Den Augen der Unverständigen scheinen sie todt zu seyn, und ihr Ausgang wird für ein Uebel gehalten, ihre Hinfahrt vor uns für ein Verderben; aber sie sind im Frieden. Ob sie auch vor den Augen der Menschen gezüchtiget werden, ist dennoch ihre Hoffnung voll der Unsterblichkeit ꝛc.“ Weisheit K. 3.

Wer wollte nach so vielen und klaren Beweisen noch zweifeln, daß die Israeliten des alten Bundes die Unsterblichkeit der Seele glaubten?

13. Von dem Hause der Ewigkeit.

Der Mensch, sagt die heil. Schrift, gehet in sein Haus, wo er ewig bleibt. Eccl. 12, 5. Wir irren, wenn wir unsre gegenwärtige Wohnung unser Haus nennen. Binnen Kurzem wird das Haus für unsern Leib ein Grab sein, wo er bis zum Tage des Gerichtes weilet. Das Haus unserer Seele wird aber alsdann der Himmel oder die Hölle sein, je nachdem wir eines oder das andere verdient haben, und in dieser Wohnung verbleiben wir in alle Ewigkeit. So lange man hier auf Erden lebt, pflegt man seine Wohnung zu verändern, entweder aus Laune oder weil man dazu gezwungen wird. In der Ewigkeit ändert man aber seinen Wohnsitz nicht mehr. Wo man hinkömmt, da bleibt man immer. Wie der Baum fällt, nach Süden oder Norden, so bleibt er auf dem Boden, wo er gefallen ist, liegen. Eccl. 2, 3. Wer in den Süden, d. h. in den Himmel eingehet, der wird ewig glückselig sein; wer hingegen

in den Norden, nämlich in die Hölle eintritt, wird ewig unglückselig sein.

Wer also in den Himmel kömmt, der wird auf ewig mit Gott vereinigt werden, und in Gesellschaft mit den Heiligen genießt er steten Frieden und vollkommene Seligkeit; denn ein jeder Seliger ist mit Lust und Freude erfüllet und ersättiget. Wer hingegen in der Hölle sein Haus bereitet findet, der wird unter den Verdammten die verzweiflungsvollen Qualen des ewigen Feuers erdulden.

Der heil. Augustin sagt, daß der, welcher an eine Ewigkeit glaubt, und dennoch sich nicht zu Gott bekehrt, den Verstand verloren haben müsse. Ja wahrhaftig, Thoren sind die Menschen, die sich so viele Mühe geben, hier auf Erden, wo sie nur kurze Zeit sich befinden, sich angenehme Wohnungen zu bereiten; dafür aber völlig unbekümmert sind, was ihnen jenseits einstens für ein Haus zur ewigen Bewohnung angewiesen wird. Wehe, ruft der heil. Cäsarius aus, wehe den Sündern, welche in die Ewigkeit eingehen, ohne dieselbe erkannt zu haben; denn sie gehen in dieselbe ein, um sie nie wieder zu verlassen; sie beziehen ein Haus, von welchem kein Herauskommen mehr stattfindet. Denn die Pforte der Ewigkeit ist nur zum Eingang, aber nicht mehr zum Austritt geöffnet.

Wahrhaftig, die Heiligen haben nicht zu viel gethan, die, um ihre Seele zu retten, alles Mögliche thaten; sich in Einöden verkrochen, von Kräutern und Wurzeln sich nährten und die bloße Erde zu ihrer Lagerstätte wählten. Denn keine Sicherheit, sagt der heil. Bernard, genügt, wo es sich um die Ewigkeit handelt.

14. Die Ewigkeit ist uns näher, als wir glauben.

Ein schändlicher Betrug, den viele Menschen mit sich selbst spielen, ist der, daß sie sich immer, ich weiß nicht, welch lange und sichere Dauer ihres Lebens versprechen. Man läugnet zwar weder den Tod, noch die Ewigkeit; aber dieses Ziel wird in den Gedanken immer gar weit hinausgesteckt. Knaben und Jünglinge, Männer und Greise theilen hierin fast gleichen Wahn. Indessen vergeht die Zeit schnell und unvermerkt wie der Strom, der vor unsern Augen vorüberfließt, ohne daß wir seinen Lauf genau bemerken. Mit jedem Tage werden wir älter und reifer für den Tod, und jeder Augenblick ist ein Schritt zum Grabe. Sollten wir darum nicht,

statt von langer und sicherer Lebensdauer zu träumen, die Flüchtigkeit unseres Lebens stets vor Augen haben? Christus, die ewige Wahrheit, sagt ja selbst, der Tag des Herrn komme meist unerwartet und plötzlich wie ein Dieb; Niemand wisse weder den Tag, noch die Stunde. Man bedenke doch, was es um den Menschen ist; wie zerbrechlich sein Wesen, wie hinfällig sein Dasein ist; wie mannigfaltig und ohne Zahl die Gefahren sind, die ihm allenthalben drohen, und so bald und unerwartet seinem Leben ein Ende machen können: wo ist der Mensch, sei er jung oder alt, stark oder schwach, der mir von der gegenwärtigen Stunde sagen kann, daß sie nicht die letzte seines Lebens werden könne? Schauen wir um uns herum, wie Viele sind schon heimgegangen von denen, die mit uns wandelten und lebten! Darunter befanden sich Viele von Ansehen, von hohem Stande. Menschen, ihrer Talente und Kenntnisse wegen geachtet, gesucht wegen ihres großen Vermögens, wichtig und fast unersetzlich in den Diensten, welche sie leisteten und noch ferner hätten leisten sollen. Vergebens, nichts konnte ihre Stunde weiter hinausschieben. Der Machthaber des Lebens rief, und sie sind nicht mehr. Manche scheinen nur geboren zu werden, um zu sterben: so kurz ist die Zeit ihres irdischen Daseyns; denn sie werden aus der Wiege genommen, um in das Grab gelegt zu werden; sie haben von der Geburt bis zum Tode gleichsam nur Einen Schritt. Andere erreichen kaum die Mitte des gewöhnlichen Alters, die Wenigsten die Greisenjahre. Kein Alter, kein Geschlecht bleibt verschont; kein Stand wird umgangen: Einige werden von einer langsamen, Andere von einer ganz kurzen Krankheit aufgerieben; Viele werden durch einen Schlagfluß plötzlich dahingerafft: und wo der Tod seine gewöhnlichen Werkzeuge nicht anwenden konnte, mußte ein plötzliches Unglück seine Stelle versehen. Wer kann daher den Gedanken hegen, die Ewigkeit sei noch weit von ihm entfernt? Thörichter Mensch, nachdem du Solches denkest, kannst du von ihr schon verschlungen seyn.

15. Nähere Charakterisirung der Ewigkeit.

Die Ewigkeit nimmt kein Ende, sie ist unendlich. Alles Irdische schwindet dahin, wie die Frühlingsblume, die heute blühet und morgen in den Ofen geworfen wird. Betrachte so manche

Paläste und Gebäude. Sie scheinen für die Ewigkeit errichtet zu seyn. Aber im Lauf der Zeiten werden sie zusammenstürzen und ihr Daseyn wird in Vergessenheit kommen. Fürsten und Könige haben auf Erden geherrscht, welche durch Macht, Reichthum und Ansehen die Bewunderung ihrer Zeitgenossen sich erworben haben. Sie sind aber vorübergegangen wie zur Sommerszeit der Schatten einer Wolke über die Saatfelder hinzieht, und mit ihnen sank ihre Macht und ihr Glanz in das Grab der Vergessenheit. Betrachte die ganze Welt, das Firmament des Himmels mit den unzähligen Gestirnen, und die Erde mit Allem, was sich auf ihr befindet: nichts davon wird ewig dauern; denn auch Himmel und Erde werden vergehen, spricht der Heiland. Nur was ewig ist, ist auch ohne Ende. Sind wir einmal eingegangen in das Haus der Ewigkeit, so ist kein Ende und kein Aufhören mehr. Ohne Aufhören dauert fort die Freude der Seligen im Himmel; ohne Aufhören dauert die Qual der Verdammten in der Hölle. Jene gleicht einem Tage, dem keine Nacht mehr folgt; diese aber einer Nacht, auf welche kein Tag mehr kommt.

Die Ewigkeit ist dem Wechsel der Zeit nicht mehr unterworfen. In diesem zeitlichen Leben ist ein beständiger Wechsel. Nichts bleibt in demselben Stande. Job 14, 2. Ein Jahr folgt dem andern; Jahreszeiten kommen auf Jahreszeiten; die Tage wechseln mit den Nächten; der Jugend folgt das Alter. Wir zählen die Jahre, die wir bereits auf Erden verlebt haben; wir sehen, daß mit uns eine Veränderung vorgegangen ist, und daß wir in vieler Rücksicht nicht mehr sind, was wir in der Jugend waren. Anders ist es in der Ewigkeit. Dort hat Alles Bestand; dort gibt es keinen Wechsel, keine Veränderung mehr. Dort zählt man nicht mehr nach Jahren und Tagen; denn es ist dort eine immerwährende Gegenwart, ohne Vergangenheit und Zukunft, ohne Gestern und Morgen, ohne Abnahme und Zunahme. Der Mensch, der vorher nicht da gewesen ist, erblickt auf dieser Erde das Tageslicht; er lebt einige Jahre, dann kömmt der Tod und stürzt ihn in das Grab. In der Ewigkeit aber gibt es kein Aendern, kein Altwerden und kein Sterben. Jene, die schon vor Jahrtausenden in die Ewigkeit eingegangen sind, haben immer noch dasselbe Loos, welches ihnen gleich anfangs zugetheilt worden ist. Ihre Seligkeit oder ihre Qual besteht noch

immer; sie nehmen nicht zu an Jahren, und hören nimmer auf zu seyn. Die Seligen genießen eine Freude, welche nicht durch den geringsten Schmerz unterbrochen wird; und die Verdammten leiden eine Qual, die nicht durch die mindeste Freude gelindert wird.

Da in der Ewigkeit kein Wechsel der Zeit mehr stattfindet, so kann sie auch mit Zahlen nicht abgemessen und mit Worten nicht bestimmt werden. Denken wir uns, alle Menschen, die seit Erschaffung der Welt auf Erden gelebt haben, hätten schon in ihrer frühesten Kindheit zu zählen angefangen und fortgezählt bis an's Ende ihres Lebens, und man würde alle diese Zahlen zusammenzählen und jede davon für ein ganzes Jahr annehmen: welch eine ungeheuere Zahl müßte sich daraus ergeben? Und doch wäre diese Zahl, wollte man sie auch millionenmal vergrößern, noch kein Bild von der Ewigkeit. Oder setzen wir einen andern Fall: Ein Verdammter in der Hölle würde alle hundert Jahre nur eine einzige Thräne vergießen können, und diese Thränen würden durch die Allmacht Gottes so lange gesammelt und aufbewahrt, bis damit die ganze Erde überschwemmt werden könnte: wie viele Millionen Jahre müßten nicht vorübergehen? Und doch wäre dieß immer noch nicht die Ewigkeit. Wären auch all diese Millionen Jahre vorüber, die Ewigkeit würde noch um Nichts kürzer geworden seyn. Durch keine Zahl kann man ihre Dauer ausdrücken; sie ist ein fortwährendes Immer; sie gleicht einem Ringe, der keinen Anfang und kein Ende hat; einem Wasserstrom, der in einem Kreise herumfließt, und nie zu fließen aufhört; einem Rade, das ohne Stillstand sich drehet. O Ewigkeit, je länger man dich betrachtet, desto weniger kann man von dir sagen, desto weniger dein Wesen begreifen!

16. Von den Erinnerungszeichen an die Ewigkeit.

Wer eine Reise macht, bleibt gerne auf den Landstraßen stehen, und liest die öffentlich aufgestellten Wegtafeln, um zu erfahren, ob er auf dem rechten Weg sei. Unser ganzes irdisches Leben ist nichts Anders, als ein Weg, den wir zurückzulegen haben, und wovon wir auch täglich einen guten Theil vollenden. Daß wir ja nicht gedankenlos und leichtsinnig auf diesem Wege fortschleudern, sondern wohl denken möchten, wohin er führt, so begegnet uns oft eine

vor allen Augen aufgestellte Tafel mit der Ueberschrift: Dieser Weg führt in die Ewigkeit. Auch zwei Arme hat diese Tafel: der eine weiset rechts, der andere links. Auf dem rechten Arme steht geschrieben: „Dieser Weg führt in die glückselige Ewigkeit.“ — Auf dem linken ist zu lesen: „Dieser Weg geht in die unglückselige Ewigkeit.“ Diese geheimnißvolle Tafel mit ihrer bedeutsamen Aufschrift ist das Kreuz Christi. Ueberall sehen wir es vor unsern Augen: in den Kirchen, in unsern Häusern, auf Gottesäckern, auf den Wegen und Landstraßen. Auch zwei Arme hat es, und weiset also hin in die glückselige und unglückselige Ewigkeit; denn rechts gehet es zum ewigen Leben und links in's ewige Verderben. Der Ewigkeit wegen ist also das Kreuz aufgepflanzt. Und wer kann es ansehen, ohne an sie erinnert zu werden?

Gleichwie das Kreuz uns Allen eine fortwährende Erinnerung an die Ewigkeit ist, so ist es auch das Wort vom Kreuze, welches uns die Ewigkeit ernstlich in das Gedächtniß ruft. Die ganze Lehre des Evangeliums ist ja nichts Anders als eine Hinweisung auf die Ewigkeit. Sie zeigt uns deutlich den Weg zur glückseligen Ewigkeit, und sucht uns von dem Wege zur unglückseligen Ewigkeit zurückzuhalten. Was wir thun sollen, um ewig selig zu werden, was wir meiden müssen, um nicht in's ewige Verderben zu stürzen: dieß ist der Hauptinhalt der Lehre Jesu, welche uns immerdar verkündet wird. Wie ist es möglich, daß wir der Ewigkeit vergessen könnten, da wir so oft daran erinnert werden?

Wären wir aber auch so leichtsinnig, daß wir von der Ewigkeit reden hören könnten, ohne an sie zu denken: mahnt uns nicht unsere eigene Natur alle Tage daran? Bemerken wir es denn nicht, wie unser Körper alle Tage von seiner Jugendkraft etwas verliert und immer mehr die Schwäche des kommenden Alters annimmt? Bemerken wir es nicht, wie nach und nach die Schärfe des Gesichts und des Gehöres abnimmt, wie die Haare sich bleichen und Hände und Füße nach kurzer Arbeit ermatten? Bemerken wir es nicht, wie die Jahre heranrücken, von denen man sagt: Sie gefallen mir nicht — und wie immer näher jene Stunde kömmt, in welcher man uns zurufen wird: Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben? Sehen wir nicht, wie der Tod bald jenen, bald diesen unserer Nachbarn, Freunde und Bekannte von unserer Seite reißt,

bis wir zuletzt allein mehr übrig sind und sagen müssen: Nun sind sie Alle weggestorben, die mit mir aufgewachsen sind; bald wird auch an mich die Reihe kommen, eingehen zu müssen in das große Haus der Ewigkeit. Und bei so vielen und nachdrücklichen Erinnerungen sollen wir nicht täglich, ja stündlich an die Ewigkeit denken?

17. Auf den Gerechten wartet in der Ewigkeit unaussprechliche Freude, auf den Sünder namenlose Qual.

Ja, eine Ewigkeit der Freude wartet auf den Gerechten; eine Ewigkeit der Qual auf den Sünder. Die Gerechten, sagt Jesus selbst, werden eingehen zum ewigen Leben. Matth. 25, 46. O süßer Trost für Alle, die jetzt nach der Gerechtigkeit Hunger und Durst haben, sie werden gesättiget werden mit einer Freude, welche niemals ein Ende nimmt, und nie durch den geringsten Schmerz gemindert wird. Wiederum sagt der göttliche Erlöser: Ein Jeder, der verläßt Haus oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater oder Mutter, oder Weib oder Kinder, oder Acker um meines Namens willen, der wird Hundertfältiges wieder bekommen und das ewige Leben besitzen. Dieses heißt nichts Anders, als daß der, welcher um seinen Glauben, seine Tugend und Unschuld zu bewahren, Allem entsagt, was ihm daran hinderlich ist, einen Lohn wird einärnten, dessen Seligkeit niemals mehr ein Ende nimmt. Auch der heil. Apostel Paulus verkündiget uns diese Wahrheit. Wir wissen, schreibt er, daß wir, wenn das irdische Gebäude unserer jetzigen Hülle, das ist unsers Leibes, aufgelöset wird, dann ein Gebäude von Gott erhalten, eine Wohnung, die nicht von Menschenhänden gemacht ist, sondern welche ewig dauert im Himmel. 2. Corinth. 5, 1. Die irdische Hülle des Leibes, welche jetzt die Seele bewohnt, wird mit der Zeit zerfallen, wird wieder zu Staub und Asche werden; allein für dieses vergängliche, hinfällige Haus wird uns Gott eine andere Wohnung anweisen, welche ewig dauert im Himmel. In der Betrachtung dieser künftigen ewigen Seligkeit ganz entzückt, ruft der heil. Augustin aus: O selige Wonne, die Heiligen sehen, bei den Heiligen wohnen und selbst ein Heiliger seyn, Gott anschauen und Gott besitzen die ganze Ewigkeit!

Wenn es nun aber eine Ewigkeit für die Gerechten gibt, so

besteht eine solche auch für die Sünder. Dieses sagt Jesus Christus oftmals mit so deutlichen Worten, daß Niemand, der nicht ganz ungläubig, verblendet und verstockt ist, daran zweifeln kann. Bei Gelegenheit, wo der Erlöser vom Gerichte spricht, sagt er auch: Die Gottlosen werden eingehen zur ewigen Strafe, die Gerechten aber in das ewige Leben. Matth. 25, 46. Wie man hier unter dem ewigen Leben die himmlischen Freuden verstehen muß, welche niemals sich enden, so ist die ewige Strafe gleichfalls nichts Anders, als eine Qual, die immer fort dauert. Ein andersmal redet Jesus vom Aergerniß, und fügt bei: Es ist dir besser, daß du verstümmelt und lahm zum Leben eingehest, als daß du mit zwei Händen und zwei Füßen in das ewige Feuer geworfen werdest. Matth. 18, 8. Es ist also da die Rede von einem ewigen Feuer, und damit ja Niemand daran zweifle, daß dieses Feuer ewig, ohne Aufhören brenne, so erklärt Jesus selbst dieses Wort „ewiges Feuer" und sagt Marc. Kap. 9. dreimal: „Es ist ein unauslöschliches Feuer, ein Feuer, das nicht erlöscht." Ein unauslöschliches Feuer ist aber, wie ein jeder gesunder Menschenverstand einsehen muß, eine Qual, die kein Ende nimmt. Um die unglückselige Ewigkeit zu bezeichnen, braucht unser Heiland bei der nämlichen Gelegenheit noch einen andern Ausdruck, er nennt sie einen Wurm, der nicht stirbt. Die heil. Väter verstehen unter diesem Wurme die nagenden Gewissensbisse, von denen die Verdammten gequält werden. Wenn nun dieser Wurm niemals stirbt, d. h. wenn die Verdammten von den Gewissensbissen, wie von einem nagenden Wurme, niemals verschont werden, so geht daraus deutlich hervor, daß ihre Leiden ohne Wechsel und Ende seyn werden. O welch eine erschreckliche Wahrheit! Was sind doch alle, selbst die größten Leiden dieser Zeit im Vergleich mit den Leiden der Ewigkeit!

18. Dieses Leben ist nur ein Weg zur Ewigkeit.

Diese Erde ist nicht unser Vaterland, sie ist für uns nur ein Ort des Ueberganges. Daran erinnert uns der Apostel, wenn er sagt: Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern suchen das Zukünftige. Hebr. 13, 14. So lange der Mensch auf der Wanderschaft ist, gehet er bei verschiedenen schönen Gegenständen vorüber; aber nichts von Allem, was sein Auge sieht, gehört sein;

er läßt Alles zurück, und gehet seine Wege weiter. So ist es in unserem Leben bezüglich der Ewigkeit. Wir sind Wanderer. Alles um uns her gehört nicht uns; wir gehen an Allem nur vorüber und werden es über kurz oder lang verlassen. Selbst das Haus, in welchem du wohnest, ist nicht dein; es ist nur eine Herberge, aus welcher du bald wieder ausziehen mußt, und vielleicht zu einer Zeit, wo du es am wenigsten erwartest.

Ein Wanderer würde wohl thöricht seyn, wenn er, da er eben eine Gegend durchreiset, die ihm gefällt, sein ganzes Vermögen darauf verwendete, sich hier ein Landgut oder ein Haus zu kaufen, welches er doch in wenigen Tagen wieder verlassen müßte. Noch thörichter bist du, wenn du dir in dieser Welt große Schätze sammelst, herrliche Paläste bauest oder sonstige, ausgedehnte Besitzthümer erwirbst. Du gehst bei all diesen Dingen nur vorüber, und ehe du sie noch recht beschauet hast, mußt du sie schon wieder verlassen.

Ein Wanderer, der Eile hat, bleibt bei den Dingen, die er unter Wegs sieht, nicht lange stehen; er würde sonst nicht mehr zur rechten Zeit an seinem Ziele angelangen. Er eilt vor den Schönheiten der Natur und der Kunst schnell vorüber, und es bleibt ihm kaum ein rechtes Bild davon im Geiste zurück. Auf gleiche Weise soll der Pilger in's ewige Vaterland es machen. Er soll bei den Dingen, die er auf seinem Wege bemerkt, nicht lange stehen bleiben; er soll gleichgiltig seyn gegen die Welt und ihre verführerischen Reize und an ihnen nur blind vorübergehen. Er hat ja Eile; denn die Zeit, welche ihm zur Wanderschaft gegeben worden, ist kurz, der Weg aber lang. Von dieser ihm verliehenen Zeit hat er vielleicht schon einen großen Theil verloren, indem er sich müssig an den Weg hinsetzte, d. h. nichts zur Erlangung des Himmelreiches that, oder indem er gar, statt dem ewigen Leben sich zu nähern, vielmehr von demselben sich entfernte, dadurch daß er statt der Tugenden, die er hätte ausüben sollen, sich vielmehr dem Laster hingab. Du hast vielleicht nur noch eine kurze Zeit zur Wanderschaft, und bist von der Heimath noch so weit entfernt! Und dennoch beflügelst du deine Schritte nicht? Ja im Gegentheil, du bleibst bei jeder Gelegenheit stehen, und machst selbst noch Schritte rückwärts. Wie willst du zur rechten Zeit am Ziele ankommen?

Der Wanderer nimmt auf seine Reise nur das Nothwendigste mit sich; denn er weiß, daß viel Gepäck nur sein Fortkommen erschweren würde. Wo aber der Weg recht steil und mühevoll wird, legt er selbst von dem nothwendigen Gepäcke noch Einiges hinweg, um sich das Fortkommen zu erleichtern. Der Weg zum ewigen Leben ist mühevoll. Wie willst du auf demselben fortkommen, wenn du dich so schwer mit irdischen Dingen beladest? Wirf Alles hinweg, was du nicht brauchest, damit du deine Wanderschaft erleichterst.

So lange der Mensch lebt, ist er immer auf dem Weg zur Ewigkeit, und jeder Schritt, den er macht, führt ihn derselben näher; denn mit jedem Schritt kömmt er näher zum Grabe. Dabei ist Alles in's Ungewisse gesetzt: er weiß nicht wann, wo oder wie seine Reise endet. Ein jeder Schritt kann sein letzter sein, an jedem Orte kann seine Wanderschaft sich enden. Ein neuer Grund, der den Menschen bewegen muß, unverrückt seinem Ziele entgegen zu gehen, und was er heute noch zurücklegen kann, nicht auf morgen zu verschieben, weil er nicht weiß, ob er morgen nicht schon vom Wege hinweggenommen und beim Thor der Ewigkeit eingegangen ist./

19. Wie kurz im Verhältniß zur Ewigkeit alles Irdische ist.

Die Ewigkeit ist ein unermeßliches Weltmeer ohne Grund; sie gleicht einem Irrgarten ohne Ausweg; sie ist ein Zustand, in welchem es nichts Vergangenes und nichts Zukünftiges gibt; sie ist eine immerwährende Dauer des Daseyns. Nun wie kurz, hinfällig und nichtig erscheint alles Irdische dagegen! wahrlich, es ist nur ein Traum, ein Nichts gegen die Ewigkeit. Was gibt es Dauerhaftes auf Erden? Durchaus gar Nichts. Alles reißt die Zeit mit sich fort. Es schwindet das Leben der Menschen; es zerfallen ihre Werke, es endet ihr Glücksstand. Vom menschlichen Leben heißt es im 89. Psalm: Die Zeit unserer Jahre ist siebenzig, und wenn es hoch kömmt, achtzig; aber was ist das gegen die Ewigkeit? Nicht so viel als ein Sonnenstäubchen gegen die Welt, nicht so viel als ein Tropfen Wasser gegen das Weltmeer. In jener feierlichen Stunde, wo der göttliche Heiland mit seinen Jüngern von seinem nahen Leiden sprach, sagte er unter Anderm auch: „Noch eine kleine Weile, und

ihr werdet mich nicht mehr sehen; denn ich gehe zum Vater!“ Nach dem heil. Augustin verstand der Heiland unter dem Ausdrucke: „Eine kleine Weile“ zunächst die Zeit vom letzten Abendmahle bis zu seiner Auferstehung, und dann auch die Zeit von seiner Himmelfahrt bis zum jüngsten Tage, als dem Tage seiner Wiederkunft. Wir wissen, daß der Zwischenraum zwischen der Himmelfahrt Jesu und dem jüngsten Tage viele Jahrhunderte, ja vielleicht einige Jahrtausende betragen wird. Da nun der Heiland diesen langen Zeitraum dennoch nur eine kleine Weile nennt, so mögen wir daraus abnehmen, wie gering die menschliche Lebenszeit in Anschlag zu bringen sei, und wie wahr der Prophet redet, wenn er sagt: Vor dir, o Herr! sind tausend Jahre wie der gestrige Tag. Die Kürze des menschlichen Lebens wird auch in andern Stellen der heil. Schrift scharf bezeichnet. Was ist das Leben, fragt der heil. Apostel Jakobus, und er antwortet: Ein Rauch, der sich eine Zeit lang sehen läßt, und dann verschwindet. Rufe, erscholl es einst in den Ohren des Propheten Isaias. Und was, o Herr! erwiderte der betroffene Prophet. Der Herr antwortete ihm: Alles Fleisch ist Gras, und all seine Herrlichkeit eine Wiesenblume; der Geist des Herrn weht sie an, und sie verdorrt und fällt ab. Des Menschen Tage, heißt es ferners im Buche Job, sind beschränkt, er lebt eine kurze Zeit, wie eine Blume geht er auf, und wird zertreten und flieht wie ein Schatten. Mein Wesen, flehet David, ist wie ein Nichts, vor dir, o Herr! Lauter Eitelkeit ist ein jeder Mensch, und wie ein Schattenbild wandelt er vorüber. Wohl liefert uns die heil. Geschichte auch Beispiele von ungewöhnlich langer Lebensdauer. Unser Stammvater Adam lebte 930, Seth 912, Enos 905, Kainan 910, Jared 962, Methusalem 969 Jahre. Aber stünden diese Erzväter vom Grabe auf, und sageten sie ihre Meinung über ihre ungeheuere Lebensdauer: gewiß sie würden mit Job sprechen: Unsere Tage waren schneller als ein Laufen. Wo sind die Jahre, welche wir bereits gelebt haben, hingekommen? Nicht wahr, sie sind vorüber, wie ein Traum; sie sind dahin geschwunden wie ein Schiff, das auf dem Wasser vorbeifährt; wie ein Vogel, der durch die Luft fliegt. Wahrlich, Wiege und Grab grenzen aneinander und wenige Pulsschläge nur sind der Zwischenraum. Darum kann dieses kurze Leben nicht in Vergleich kommen mit der Ewigkeit./

Wie die Menschen und ihr Leben, so sind auch kurz und hinfällig ihre Werke. Die Weltgeschichte ist im Grunde nichts Anders, als eine nach der Zeitfolge geordnete Erzählung dessen, was einst war, und nun nicht mehr ist, oder wenn man will, eine Anschauung der Trümmer der Vorwelt. Mächtige Eroberer haben Reiche und Staaten gegründet, und sie sind wieder verschwunden — nur mehr die Namen nennt die Geschichte. Wunder der Baukunst an Größe, Pracht und Ausführung hat die Erde schon gesehen; aber Erdbeben, Feuer oder Menschenhände haben ihnen ein Ende gemacht. Die Spuren des babylonischen Thurmes sind verschwunden; die hängenden Gärten einer Semiramis sind von ihren Pfeilern herabgeworfen; die Mauern von Babylon, auf denen zwei Wägen neben einander fahren konnten, sind eingestürzt; die merkwürdigsten Tempel der Welt sind ein Raub der Flammen geworden. Wie berühmt war einst Jerusalem, die Königin der Städte des heil. Landes, der Sitz der Gottheit! Aber nicht Ein Stein davon blieb auf dem andern. Selbst der salomonische Tempel, dieser Stolz der jüdischen Nation, dieses kostbare und prächtige Denkmal der Baukunst, dessen Dauer bis zum Ende der Welt berechnet war, zerfiel in Ruinen. Um die Kunst- und Geistesprodukte der Vorwelt der Nachkommenschaft zu überliefern, hat man Bibliotheken und Archive angelegt und Sammlungen veranstaltet; aber die Raubgier, die Unwissenheit und blinde Wuth der Eroberer hat sie vielfältig vernichtet. Es gab Zeichner und Maler, Dichter, Künstler und Bildhauer, und ihre Werke schienen unsterblich zu seyn; aber die steinernen Statuen verwitterten, das Erz verzehrte der Rost, das Holz faulte, und Papier und Leinwand vermorschte. So schwinden auch die Werke des Menschen, und können daher ebenfalls nicht mit der Ewigkeit verglichen werden./

Was den Glücksstand der Menschen betrifft, ich meine Ehre, Ansehen, körperliche Stärke, Reichthum, Macht, Genüsse, kurz Alles, was das Glück der Natur und die Welt dem Menschen zutheilen, so können wir nicht leicht ein besseres Urtheil vernehmen, als das des Königs Salomon. Ihm selbst war dieß Alles in Fülle zu Theil geworden. Wie mächtig glänzte sein Haus! Alle benachbarten Könige waren ihm zinsbar, oder rechneten es sich zur Ehre an, seine Verbündeten zu seyn. Der Ruf von seiner Weisheit erscholl bis

in fremde Länder. Das Gewicht des Geldes, das er in einem Jahre bekam, war 666 Talente. Seine Schilde waren von gediegenem Golde, sein Thron war von Elfenbein und mit Gold überzogen. Sechs Stufen führten hinauf. Zwölf Löwen standen zu beiden Seiten auf den sechs Stufen. Alles Geräthe im Hause Salomon's war von Gold. Das Silber war für Nichts geachtet. Ungeheuer war die Zahl seiner Diener, prächtig sein Palast, glänzend sein Hofstaat. Und dennoch, wie äußert sich Salomon im vollen, langen Genusse all dieser Herrlichkeit? Er nennt Alles Eitelkeit. O Eitelkeit der Eitelkeiten, so ruft er aus, Alles ist Eitelkeit! In Wahrheit, nichts ist eitler, kürzer und unbeständiger als das irdische Glück. Wo ist jetzt der Reichthum des Crösus, die Pracht des Ahasverus, die Stärke Samsons, die Schönheit Absalons? Ist nicht Alles verwelkt wie die Kürbisblätter des Jonas? Wo sind die ehemaligen Weltbezwinger, deren Ruhm die Erde erfüllte? Oder um mich der Worte des Propheten zu bedienen: Wo sind die Fürsten der Heiden, die auch über die Thiere der Erde herrschten; die Silber und Gold sammelten, worauf die Menschen ihr Vertrauen setzen? Vertilgt sind sie worden, in das Grab sind sie hinabgesunken. Nichts ist hienieden bleibend. Vom heidnischen Perserkönig wird berichtet, daß er beim Anblick seiner Herrlichkeit geweint habe. Und was entlockte ihm die Thränen? Die Hinfälligkeit seines Glanzes. Er hatte nämlich eine Höhe erstiegen, von wo aus er sein ganzes, mächtiges Kriegsheer überschauen konnte; als er die glänzenden Reihen der Krieger vor sich sah, wurde er tief bewegt und seufzte: Ach, von all diesen wird in fünfzig Jahren nicht Einer mehr übrig seyn! Ja, Nichts ist hienieden bleibend. Es vergehen die Freuden, es vergehen die Scherze, die Pracht, die Belohnungen, es schwinden die Einkünfte, es erkalten die wärmsten Freundschaften; es werden endlich die Geisteskräfte stumpf; es wankt die Gesundheit, und auf die muntere Jugend folgt ein freudenleeres Alter, auf dieses ein baldiger Tod. Haben wir nicht selbst Beweise genug von der Kürze und Hinfälligkeit des Erdenglückes erlebt? O wie Viele stürzen oft in einem einzigen Tage von der höchsten Höhe in das tiefste Elend herab!

Alles ist demnach hienieden kurz und unbeständig und in Betracht zur Ewigkeit ein Nichts. Nur sie allein, die Ewigkeit,

stehet groß und endlos da. Bei ihrer Betrachtung erliegt der Verstand des Menschen, und jede Beredsamkeit verstummt. Millionen Jahre hinzu, Millionen Jahre hinweg, — sie ist immer dieselbe: nicht kürzer und nicht länger. O Ewigkeit, wie schwer ist das Gewicht deiner Abgründe, wer kann dich denken, ohne zu zittern? Wer will bei dem Gedanken an die Ewigkeit noch um das Irdische sich bekümmern? O laßt Thoren diesen Tand, der so schnell verflieget, ihr aber trachtet nach den Gütern der Ewigkeit, die Niemand mehr aus euern Händen reißt! (Betrachtungen über die Ewigkeit 2c.)

20. Welchen Nutzen soll die Betrachtung der Kürze und Nichtigkeit des Irdischen in Bezug auf die Ewigkeit bei uns hervorbringen?

Wenn wir in Erwägung der Ewigkeit die Hinfälligkeit und Kürze aller irdischen Dinge recht lebhaft erkannt haben, so soll dieser Gedanke machen:

a) Daß wir das Irdische in seinem Werthe nicht überschätzen. Das Irdische ist uns nahe, das Ewige aber scheinbar weit von uns entfernt. Daher geschieht es fast immer, daß man das Irdische zu hoch schätzt, und das Ewige beinahe gar nicht in Anschlag bringt. Allein, wie es falsch wäre, wenn man über das Irdische als solches geradezu den Stab brechen wollte, da wir als Menschen in Mitte desselben und von demselben leben müssen, so ist es irrig, wenn man es einzig und allein als Zweck des Daseyns betrachtet und darüber das Höhere, die Ewigkeit außer Acht läßt. Der Mensch, sagt der heil. Augustin, ist zwischen dem Zeitlichen und der Ewigkeit gleichsam in die Mitte gestellt. Gleichwie nun, wenn du im Handel und Wandel dem Golde das Silber, dem Silber das Blei oder Kupfer vorziehen würdest, alle Menschen dir zurufen müßten: „Unsinniger, was thust du?" — eben so kann man zu dir sagen, wenn du das Zeitliche dem Ewigen bevorzugst. So thöricht handelte die unglückliche Elisabeth, Königin von England, die sagte: Gott gebe mir vierzig Jahre zur Regierung, so verzichte ich ihm auf seinen Himmel. Und wirklich sie regierte vierzig Jahre. Ob sie aber wohl auch jetzt noch derselben Ansicht seyn wird? Ganz anders dachte Thomas Morus.

Als dieser von Heinrich VIII., König von England, zum Tode verurtheilt wurde, und seine Gemahlin Louise zu ihm ging, um ihn zu bereden, daß er sich des Königs Willen füge, sprach er zu ihr: Louise, du siehst, daß ich schon alt bin; sage mir, wie viele Jahre könnte ich etwa noch leben? Du könntest wohl noch zwanzig Jahre leben, antwortete sie. O du thörichte Handelsfrau, erwiderte alsdann Thomas, wegen noch zwanzig Lebensjahren willst du, daß ich eine glückliche Ewigkeit verliere und zu einer qualvollen mich verdamme? Möchten auch wir so weise seyn, und die Ordnung der Dinge nicht verkehren. Wenn der heil. Aloysius von weltlich gesinnten Kameraden zum Spielen oder andern eitlen Vergnügungen gereizt wurde, antwortete er: Was ist das gegen die ewigen Freuden? Sprechen auch wir so und vergessen wir dabei nicht des Spruches des heil. Chrysostomus: „Kurz ist die Freude, ewig das Leid."/

b) In Betracht der Ewigkeit sollen wir unsern irdischen Sinn, d. h. unsere oft zu große Liebe und Anhänglichkeit an das Irdische aufgeben. Hienieden haben wir keine bleibende Stätte, sondern sind nur Pilger, die vorübergehen. An Nichts sollen wir daher in der Welt unser Herz hängen. Treffend schreibt der heil. Paulus: Die, welche Weiber haben, sollten sich betragen, als hätten sie keine; die Weinenden, als hätten sie keine Ursache zum Weinen; die Fröhlichen, als hätten sie keine Freude; die, welche einkaufen, als kämen sie nie zum Besitze; denn setzt er hinzu: Das scheinbare Wesen dieser Welt vergehet. 1. Corinth. 29, 30. 31. Und im zweiten Briefe an die Corinther schreibt er: Sehet nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare; denn das Sichtbare ist zeitlich, das Unsichtbare aber ewig. Um uns von der zu großen Liebe und Anhänglichkeit an das Zeitliche zu warnen, führt uns das Buch der Weisheit sogar die Seufzer der Verdammten in der Hölle an, womit sie ihre Thorheit beweinen, indem es dort heißt: Wir Thoren, so haben wir also geirrt! Was half uns der Stolz, was nützte uns des Reichthums Prahlerei? Alles dieß ging vorüber wie ein Schatten. Möchte doch Niemand einstens auf ähnliche Weise seine Anhänglichkeit an das Irdische bereuen müssen! /

c) Das häufige Denken an die Ewigkeit bewirkt,

daß wir von irdischen Dingen einen rechten Gebrauch machen. Es wird nicht verlangt, daß man irdische Dinge geradezu verachten und verwerfen soll. Nein, das Irdische, obwohl es seiner Dauer nach kurz und seinem Gehalt nach unbedeutend ist gegen die Ewigkeit, hat und behält als Mittel und Preis der Ewigkeit immerhin einen Werth, folglich sollen wir davon einen guten Gebrauch machen. Und in dieser Hinsicht verdient vorzügliche Beachtung das menschliche Leben. Davon kann man mit Recht sagen: O Augenblick, von dem eine Ewigkeit abhängt! Wie kurz ist das Leben an sich! Aber ist es nicht der Preis der Ewigkeit? Ursache genug, es gut zu benützen. Mein Sohn, heißt es im Buche Ecclesiastikus, bewahre die Zeit. Und Christus ermahnt: Wirket, so lange es Tag ist, ehe die Nacht hereinbricht. Einen gleich guten Gebrauch wie von der Zeit sollen wir auch von den irdischen Gütern machen. Statt unser Herz daran zu hängen oder sie zur Sünde zu mißbrauchen, soll man sich damit Stufen zum Himmel bauen, wie Christus ermahnet: Machet euch Freunde vom ungerechten Mammon. Bedenken wir, daß wir nichts in die Welt hereingebracht haben, und auch nichts daraus mitnehmen. Wenn auch das irdische Glück äußerlich glänzend und einladend erscheint, gewährt es dennoch keine dauernde Glückseligkeit; es ist vielmehr ein ungetreuer Freund, der uns eher verläßt, als wir es meinen.

Denke demnach ein Jeder recht oft der Ewigkeit, so wird er bald eine andere Ansicht von der Zeitlichkeit haben. Er wird sein Herz nicht mehr an das Irdische hängen, sondern mit allen Kräften nach unvergänglichen Gütern trachten./

21. Der Gedanke an die Ewigkeit ist eine Schutzwehr gegen die Sünde.

An die Ewigkeit zu denken ist sehr nützlich; denn dieser Gedanke bewahrt uns vor der Sünde. Der heilige Geist selbst sagt: Gedenke in all deinen Werken an deine letzten Dinge, so wirst du in Ewigkeit nicht sündigen. Die letzten Dinge aber sind der Tod, welcher das Ende der Zeit und der Anfang der Ewigkeit ist; das Gericht, welches über den Zustand der ganzen Ewigkeit entscheidet; die Hölle, welche eine unglückselige Ewigkeit ist; und der Himmel,

welcher eine glückselige Ewigkeit bedeutet. Sehet ihr nicht, daß in all diesen vier letzten Dingen des Menschen die Ewigkeit hervortritt, und daß gerade sie es ist, welche diese letzten Dinge für den Sünder so fürchterlich macht und dadurch von der Sünde ihn zurückschreckt? Was daher der heilige Geist von den vier letzten Dingen des Menschen sagt, das laßt sich auch von der Ewigkeit behaupten, welche die vier letzten Dinge gleichsam in sich verschlingt. Denke daher in all deinen Werken an die Ewigkeit, und du wirst nimmermehr sündigen. Bemerket, daß der heilige Geist nicht sagt: „Denke einmal" — sondern: „Denke in all deinen Werken," und dadurch wird uns die öftere, ja die bis an das Ende des Lebens fortgesetzte Betrachtung der Ewigkeit empfohlen, und einer solchen Betrachtung ist die Verheißung gegeben: Du wirst in Ewigkeit nicht sündigen./

Erwägen wir ferner die Beschaffenheit der Ewigkeit selbst, die uns erwartet, so werden wir einen neuen Grund finden, uns von dem Nutzen der öftern Betrachtung derselben zu überzeugen. Wir wissen es und fühlen die Wahrheit davon nur zu sehr in uns selbst, daß der Mensch seit dem Sündenfalle unserer ersten Stammeltern mehr zum Bösen als zum Guten geneigt ist; die sinnlichen Freuden und Vergnügungen machen auf ihn einen stärkern Eindruck als die Schönheit der Tugend und das süße Gefühl, das er nach der Vollbringung einer edlen Handlung in sich empfindet. Um also zwischen Sünde und Tugend so zu sagen das Gleichgewicht wieder herzustellen, und den Menschen von der Sünde zurückzuschrecken, hat Gott für eine einzige schwere Sünde eine unglückselige Ewigkeit bestimmt. Allein was thut die menschliche Bosheit, um diese göttliche Anordnung größtentheils wieder zu vereiteln? Der Mensch wendet seine Aufmerksamkeit von der Betrachtung der ewigen Strafe hinweg; er flieht selbst den fernsten Gedanken an die Ewigkeit, um in seinem Taumel sündhafter Freuden und Genüsse ungestört dahin leben zu können. Daher kommt es, daß selbst die so fürchterlichen, ewigen Strafen den Menschen von der Sünde nicht zurückzuhalten vermögen. Sollen sie aber ihre Kraft auf unsern Willen und unser Herz äußern, sollen sie uns vom Bösen zurückhalten, so müssen wir gerade das Gegentheil thun, nämlich unsere Gedanken auf diese zwar bittern, aber heilsamen

Wahrheiten richten, und sie stets vor den Augen unsers Geistes haben, dann werden sie den Eindruck der sinnlichen Freuden in uns schwächen, wir werden den Versuchungen widerstehen und so vor der Sünde uns bewahren. Eine traurige Bestätigung des Gesagten haben wir an dem Sündenfalle der ersten Menschen. Gott hatte ihnen verboten, von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen im Paradies zu essen, und um seinem Verbote Nachdruck zu geben, hatte er die Drohung hinzugefügt, daß sie, an welchem Tage sie davon essen würden, des Todes sterben sollten. Als aber der neidische Satan unter der Gestalt einer Schlange die Eva zur Uebertretung dieses göttlichen Gebotes verleiten wollte: wie hat er es angefangen? Er suchte ihr den Gedanken an die angedrohte Strafe aus dem Sinn zu reden. Keineswegs, sagte er, werdet ihr des Todes sterben, im Gegentheile, es werden euch die Augen aufgehen, und ihr werdet seyn wie Gott. Gen. 3. Eva traute dem Betrüger und schlug sich den Gedanken an die angedrohte Strafe aus dem Sinn, und da bekam die sinnliche Lust das Uebergewicht. Das Weib, sagt die heilige Schrift, sah, daß der Baum gut war zum Essen, und schön für die Augen, und lieblich anzusehen und nahm von der Frucht u. s. w. Was den ersten Menschen begegnet ist, dasselbe und noch Schlimmeres begegnet täglich so vielen Christen, weil sie den Gedanken an die Ewigkeit aus ihrem Herzen verbannen. Ist es nicht wahr, daß der Mensch, ehe er die erste Sünde begehet, einen heftigen, innern Kampf in sich verspürt? Es ist nämlich die Erinnerung an die ewigen Strafen noch nicht aus seiner Seele geschwunden, und diese Erinnerung erreget in ihm eine gewisse Angst, macht ihn unschlüssig und sucht ihn von der Sünde zurückzuhalten; endlich aber wird der Gedanke an die Ewigkeit unterdrückt und die Sünde begangen. Allein wiederum regt sich jener lästige Gedanke, der ihm keine Ruhe, keinen Frieden gestattet, um ihn wenigstens von fernern Sünden zurückzuziehen. Aber was geschieht gewöhnlich? Um sich von dieser ungestümen, innern Unruhe zu befreien, trachtet der Sünder sich zu zerstreuen, d. h. den Gedanken an die Ewigkeit aus seiner Seele gänzlich zu vertreiben, dagegen sein Herz irdischen, sinnlichen Freuden und Vergnügungen hinzugeben. Und nun findet die Sünde keinen Widerstand mehr, er trinkt sie wie Wasser, bis ein großes

Unglück oder eine tödtliche Krankheit den Gedanken an die Ewigkeit wieder anregt, und ihn aus seinem Sündenschlafe, wiewohl größtentheils zu spät, aufschreckt. O wie viel besser hätte er gethan, die Ermahnung des heiligen Geistes früher zu befolgen: „In all deinen Werken denke an deine letzten Dinge, und du wirst in Ewigkeit nicht sündigen." Folge ein Jeder dieser Mahnung. Bist du daher zum Stolze, zur Eitelkeit versucht wegen deiner geistigen oder körperlichen Vorzüge, so denke an die Ewigkeit und sage zu dir selbst: Was wird es mit mir dort in der Ewigkeit seyn? Vielleicht werde ich unter die Zahl derjenigen gehören, die von Gott ewig verworfen sind. Was werden mir da alle jene Vorzüge helfen, auf die ich mir jetzt so viel einbilde, und die vielleicht gerade es sind, die mich ewig unglücklich machen? Entsteht in dir ein unreiner Gedanke, eine unlautere Lust; geschwind ruf die Ewigkeit in dein Gedächtniß, und frage dich: Will ich mich denn der Gefahr aussetzen, ewig in dem höllischen Feuer zu brennen? Bietet sich dir Gelegenheit dar, auf eine ungerechte Weise einen zeitlichen Gewinn zu machen; so denke abermals an die Ewigkeit und erinnere dich an die Worte der ewigen Wahrheit: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet? Matth. 16, 26. Bist du zur Unmäßkeit im Trunke geneigt, und hast du eben Gelegenheit, dich dieser hinzugeben, so denke wieder an die Ewigkeit und frage dich, ob du in einem solchen unter das Thier erniedrigten Zustande es wagen würdest, in die Ewigkeit hinüberzutreten. Wirst du von der Ungeduld hingerissen, steigt dir schon das Blut in das Gesicht, will der Zorn schon in Fluch- und Scheltworte ausbrechen; halt ein, denk an die Ewigkeit und stelle dir jene Unglücklichen vor, welche dort unter ewigen Qualen ihren Gott lästern und verfluchen, und frage dich, ob du einstens in ihrer Gesellschaft seyn willst. In all diesen und den übrigen Fällen, wo die Sünde dir mächtig zusetzt, wirst du durch den Gedanken an die Ewigkeit ihrer leicht Meister werden./

22. Die häufige Betrachtung der Ewigkeit bewahrt nicht bloß vor der Sünde, sondern treibt auch mächtig zum Guten an.

/Hier auf Erden ist die Zeit der Aussaat, dort in der Ewigkeit die der Aernte. Je mehr wir aussäen, desto mehr werden wir ärnten, und was werden wir ärnten? Ewige Kronen und Freuden. Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört, in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben. 1. Corinth. 2, 9. O wer ist so unempfindlich, daß er durch diesen Gedanken nicht zur Liebe und Sehnsucht nach der ewigen Glückseligkeit entflammt, und dadurch zur Ausübung des Guten mächtig angeeifert werde? Dieser Gedanke an die ewige Glückseligkeit war es, der die Heiligen in Ausübung guter Werke so unermüdet, in Verrichtung der strengsten Bußwerke so beharrlich, in Erduldung der größten Martern so beharrlich gemacht hat. Ich bitte dich, mein Kind, sagte die heldenmüthige Mutter der Machabäer, nachdem sie schon sechs ihrer Söhne unter den schrecklichsten Martern hat sterben sehen, zu ihrem noch übrigen Söhnlein, ich bitte dich, sieh an den Himmel, so wirst du dich vor diesem Henker nicht fürchten. 2. Machab. 7, 28. Blicken auch wir zum Himmel auf, wenn es uns hart geht; erinnern wir uns an die ewige Glückseligkeit, wenn die Ausübung des Guten einigen Kampf kostet. Wie sauer läßt es sich der Mensch werden, um sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen? Welche Sorgfalt wendet er nicht an, um die verlorne Gesundheit wieder zu erhalten? Welchen Gefahren unterzieht sich nicht der Krieger, um Ruhm und Auszeichnung sich zu verdienen? Welche Beschwerden ertragen die Weltmenschen nicht, um Reichthümer zu sammeln? Und wir wollten im Hinblick auf die Ewigkeit nicht wenigstens eben so viel thun? Wahrlich, die Kinder dieser Welt sind in ihrer Art klüger als die Kinder des Lichtes. Luc. 16, 8. Keine andere Ursache hat unsere Trägheit im Guten, als weil wir für das Ewige so gleichgiltig sind; und wir sind so gleichgiltig, weil wir dasselbe nicht oft und ernstlich genug erwägen und betrachten. Darum richtet euere Blicke ja recht oft auf die Ewigkeit, damit ihr nicht bloß euch vor der Sünde bewahret, sondern auch fruchtbar an guten Werken seid, und täglich

wachset an Tugend und Gerechtigkeit. (Sieh Betrachtungen über die Ewigkeit. Regensburg 1837.)/

Ja, der Glaube an die Ewigkeit ist vor Allem geeignet, uns in der Tugend zu bestärken und in Ausübung unserer Pflichten eifriger, muthiger und ausdauernder zu machen. Sehen wir nicht allenthalben Menschen, die sich sorgfältig hüten, mehr zu thun, als sie schlechterdings müssen, die wohl auch gar nichts thun, wenn sie schon haben, was sie zur Befriedigung ihrer thierischen Lüste gebrauchen? Wie eifrig ist dagegen der, welcher an seine ewige Fortdauer glaubt? Wie sollte er auch träge seyn können, da er jetzt den Grund zu dem legt, was er künftig seyn wird, und wohl weiß, daß nur der thätige Knecht, der mit den anvertrauten Pfunden gewuchert hat, in seines Herrn Freude eingehen konnte? Auch muthiger macht ihn dieses Bewußtseyn. Wer Alles mit seinem Leben zu verlieren glaubt, tritt überall schüchtern zurück, sobald er etwas wagen soll; er verletzt seine Pflicht, sobald die Erfüllung derselben mit einem Opfer verbunden ist. Hingegen der, welcher eine Unsterblichkeit hofft, läßt sich von Nichts in seinem Berufe zurückschrecken. Würde er sich nicht in seinen eigenen Augen herabwürdigen, wenn er im Besitze einer überirdischen Natur Hindernisse und Gefahren scheuen würde, die bloß dem vergänglichen Theile seines Wesens drohen? Hat er etwas dabei zu verlieren, wenn die Uebel, denen er entgegen gehet, seinen zeitlichen Untergang herbeiführen? Ist die höhere, unsichtbare Ordnung, zu der er eigentlich gehört, nicht unerreichbar für sie? Nur der Glaube an eine ewige Fortdauer gibt jene männliche Fassung, jene himmlische Ruhe, die sich bei ihrer Wirksamkeit durch keine Gefahr und Schwierigkeit abschrecken läßt; nur er ist die Quelle jenes Heldenmuthes, mit welchem die Apostel ausgingen und an allen Orten predigten, ohne auf die Verfolgungen zu achten, welche von allen Seiten gegen sie losbrachen. Wer ferners nur die Spanne Zeit vor sich hat, die unser Leben auf Erden dauert, der wird bald müde, wenn er sich anstrengen soll; er braucht seine Zeit, sich zu ergötzen: daher eilt er, Beschäftigungen von sich abzuwälzen, die durch ihre beschwerliche Beschaffenheit einen allzugroßen Theil seines Lebens ausfüllen würden. Betrachtet dagegen den, welchen der Glaube an die ewige Fortdauer beseelt. In Vergleichung mit

seinem künftigen unermeßlichen Daseyn ist das Leben auf Erden ein unbedeutender Punkt, ein vorübergehender Augenblick. Wird ihm also irgend eine Beschwerlichkeit zu langwierig scheinen? Nein, alle Unannehmlichkeiten, alle Leiden und Trübsale auf Erden sind ihm nur ein kurzer Traum. Er blickt in allen Widerwärtigkeiten, bei allen Verfolgungen und allem Unrechte, das er zu erleiden hat, freudig auf, und tröstet sich mit der Hoffnung, daß Alles bald vorüber seyn wird, und dann seine Krone um so herrlicher ist, je geduldiger er ausharrt. So ist der Glaube an die Unsterblichkeit ein mächtiger Hebel jede Tugend zu fördern./

Falschheit, sieh Lüge.

Artikel LVI.

Fasten.

1. Begriff und Eintheilung der Fasten.

Unter Fasten (jejunium) versteht man die entweder von der Kirche, oder von dem Fastenden freiwillig sich auferlegte, außerordentliche Enthaltung von gewissen sinnlichen Genüssen, insbesonders von Nahrungsmitteln, während einer gewissen Zeit, was von jeher als ein besonderes Tugend- und Bußmittel anerkannt worden ist.

Das Fasten ist:

a) Entweder ein totales oder partielles: ersteres besteht in der Enthaltung von jeder Speise und allem Trank, ohne Rücksicht auf deren Beschaffenheit während einer bestimmten Zeit; letzteres aber in der Enthaltung von einer gewissen Speise, nämlich des Fleisches. Man nennt jenes eigentlich Fasten (jejunium); dieses aber Abstinenz halten (abstinentia).

b) Es wird entweder vermöge einer bestehenden Verbindlichkeit (jejunium necessarium), oder ohne eine solche freiwillig unternommen (jejunium voluntarium).

c) Es ist ein allgemeines (generale), wenn es in der ganzen Kirche üblich ist; oder ein besonderes (speciale) wenn die Verbindlichkeit zu seiner Beobachtung entweder in örtlicher Beziehung oder in Hinsicht auf die Personen einer Einschränkung unterliegt.

d) Es ist ein öffentliches (publicum), dessen Gebot auf öffentlicher Autorität oder ein Privatfasten, dessen Beobachtung auf blossem Privatwillen beruht.

e) Man kann auch noch von einem eigentlichen oder natürlichen, und uneigentlichen oder moralischen Fasten reden: jenes ist die Enthaltung von Speisen; unter diesem versteht man die Enthaltung von Sünden.

2. Stellen und Beispiele der heil. Schrift.

Alle Israeliten und das ganze Volk ging in das Haus Gottes hinauf; sie weinten, saßen daselbst vor Jehova, fasteten bis auf den Abend, und brachten Jehova Brand- und Dankopfer. Richt. 20, 26.

Sie versammelten sich zu Mizpa, fasteten an jenem Tage, und bekannten, daß sie sich an Jehova versündiget hätten. 1. Kön. 7, 6.

Ich (ruft David) verhüllte mich ins Trauerkleid, that mir durch Fasten wehe und betete mit zum Busen geneigtem Haupte. Ps. 34, 12. 13.

Wir fasteten und baten unsern Gott um seinen Schutz, und wurden von ihm erhört. 1. Esdra. 8, 21. 23.

Sara, die Tochter Raguels, ging auf das Oberzimmer ihres Hauses, blieb drei Tage und drei Nächte ohne Speise und Trank, verharrte im Gebete und flehte weinend zu Gott, daß er sie vom Spotte befreien möchte. Tob. 3, 10—13.

Die Israeliten thaten, was ihnen Eliachim, der Priester des Herrn, befohlen hatte. Das ganze Volk rief inständigst zum Herrn, Männer und Weiber demüthigten sich durch Fasten und Beten. Eliachim, der Hohepriester des Herrn, ging bei allen Israeliten herum, ermahnte sie und sprach: Wisset, daß der Herr euer Gebet erhören wird, wenn ihr im Fasten und Gebet vor ihm verharret. Judith 4, 7. 8. 11. 12.

Esther ließ dem Mardochäus sagen: Versammle alle zu Susan befindlichen Juden, und fastet für mich, ohne zu essen und zu

trinken, drei Tage lang, Tag und Nacht; auch ich will mit meinen Mädchen so fasten und alsdann zum Könige gehen. Esth. 4, 15. 16.

Stellet ein heiliges Fasten an, berufet die Gemeinde zusammen, versammelt die Aeltesten und alle Einwohner des Landes in das Haus euers Gottes und rufet zum Herrn. Joel 1, 14.

Im alten Bunde hatten die Juden überhaupts mehre Fasttage. Diese Tage brachten sie hin, ohne etwas zu essen, bis zum Abende. Die öffentlichen Fasten wurden bei ihnen durch den Schall der Trompeten angekündiget. Alles Volk versammelte sich zu Jerusalem im Tempel, in andern Orten an öffentlichen Plätzen. Man las Stücke aus dem Gesetze, und die ehrwürdigsten Greise ermahnten das Volk, seine Sünden zu bereuen und Buße zu thun. An solchen Tagen durfte keine Lustbarkeit stattfinden; man blieb schweigend im Sack und in der Asche. Die Füße waren bloß, so auch das Haupt; das Gesicht aber bedeckte man; manchmal hüllte man sich auch noch in einen Mantel, um das Licht nicht zu sehen.

Johannes, der Vorläufer Jesu Christi, hatte eine Kleidung von Kameelhaaren und einen ledernen Gürtel um seine Lenden; er lebte von Heuschrecken und Waldhonig. Matth. 3, 4.

Anna war eine Wittwe von 84 Jahren, entfernte sich nie vom Tempel und diente Gott unter Fasten und Beten Tag und Nacht. Luc. 2, 37.

Als Schüler des Johannes einstens Jesum fragten: Warum fasten deine Jünger nicht, da wir und die Pharisäer so häufig fasten? — so antwortete der Herr: Die Freunde des Bräutigams fasten nicht, so lange er bei ihnen ist; es kommen aber Tage, wo er sie verläßt, und dann werden sie fasten. Matth. 9, 14. 15.; Marc. 2, 18—20. Luc. 5, 33—35.

Entzieht euch einander nicht, es sei denn mit beiderseitiger Einwilligung auf einige Zeit, um dem Fasten und Beten zu obliegen. 1. Corinth. 7, 5.

Wenn ihr fastet, so seid nicht traurig wie die Heuchler; denn sie entstellen ihre Angesichter, damit die Menschen sehen, daß sie fasten. Wahrlich sage ich euch, sie haben ihren Lohn schon empfangen. Du aber, wenn du fastest, salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, damit es die Menschen nicht merken, daß du fastest, sondern nur dein Vater es sieht, der im Verborgenen ist; und

dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten. Matth. 6, 16—19.

Sie ordneten ihnen mit Gebet und Fasten Aelteste in allen Gemeinden und empfahlen sie dem Herrn. Apostelg. 14, 22.

Ich habe in Mühseligkeit und Elend, in vielfältigem Nachtwachen, in Hunger und Durst, in vielem Fasten, in Kälte und Blöße geeifert. 2. Corinth. 11, 27.

3) Väterstellen.

a) Das Fasten ist ein Mittel gegen die Sünde.

Im Fasten vertrocknet der Schmutz der Laster, die Geilheit erschlafft, die bösen Begierden ermatten, die Wollüste fliehen, die Glut des brennenden Aetna erlischt. St. Cypr.

Faste, weil du gesündiget hast; faste, damit du nicht mehr sündigest. Der heil. Chrysostomus.

b) Sich der Sünde zu enthalten, ist selbst schon eine Art von Fasten.

Es ist ein großes und allgemeines Fasten, sich der Ungerechtigkeiten und Wollüste der Welt zu enthalten: dieses ist ein vollkommenes Fasten. Wir feiern daher in dieser Welt gleichsam das Quadragesimalfasten, wenn wir gut leben, wenn wir uns von den Ungerechtigkeiten und Wollüsten enthalten. St. August.

c) Die vierzigtägige Fasten soll der Christ nach dem Beispiel seines Erlösers halten.

Wenn du ein Christ seyn willst, so mußt du thun, was Christus gethan hat. Er, der keine Sünde hatte, hat vierzig Tage gefastet, und du, der du sündigest, willst nicht vierzig Tage fasten? Er, sage ich, hatte keine Sünde, und hat für unsere Sünden gefastet. Was für ein Christ bist du also nach dem Zeugnisse deines eigenen Gewissens, wenn du während jener Zeit, wo Christus für dich gehungert hat, mehr als einmal des Tages dich sättigest? Der heil. Ambrosius.

Moses und Elias hungerten vierzig Tage lang und sind durch den Umgang mit Gott gesättiget worden. Und der Herr selbst fastete so viel Tage in der Wüste, damit er uns die feierlichen Tage der Fasten hinterließe. Der Herr selbst, der wahre Jonas, gesendet, der Welt zu predigen, fastete vierzig Tage, und die Erb-

schaft des Fastens uns hinterlassend, bereitete er unsere Seelen zur Speise seines Leibes vor. St. Hieronymus.

d) Die vierzigtägige Fasten gründet sich in der Hauptsache auf apostolische Institution.

Wir fasten zur angemessenen Zeit eine vierzigtägige Fasten gemäß der Tradition, die uns von den Aposteln hinterlassen worden ist. St. Hieron. ep. 54.

Das, was einem Christen geziemt, allzeit zu thun, laßt uns jetzt mit größerer Sorgfalt und Andacht erfüllen, damit die apostolische Verordnung der vierzigtägigen Fasten beobachtet werde. St. Leo de quadrag. serm.

e) Das Fasten ist überhaupts schon ein uraltes Gebot.

Das Fasten ist keine neue Erfindung, sondern es ist ein köstliches Gut, das unsere Vorfahrer längst bewahrt und uns übergeben haben. Halte das Alterthum des Fastens in Ehren; denn es ist so alt, als der erste Mensch. Man muß fasten, damit man in das Paradies zurückkehre, woraus uns der Fraß vertrieben hat. Der Mensch, welcher sich mit Wenigem begnügt, ist den Engeln ähnlich, deren Amt es ist, Alle, die in der Kirche fasten, in ein Verzeichniß zu bringen. Der heil. Basilius.

f) Großer Nutzen des Fastens.

Das Fasten erzeugt Propheten, macht die Eltern stärker, gibt Weisheit den Gesetzgebern. Es ist eine gute Wache für die Seele, ein sicherer Tischgenosse für den Leib, eine Waffenrüstung und Uebung für heldenmüthige Kämpfer. Es vertreibt die Versuchungen, es salbt zur Gottseligkeit; es ist ein vertrauter Gefährte des wachen Sinnes und der Baumeister der Nüchternheit. In Kriegen macht es tapfer, im Frieden lehrt es die Ruhe. Der heil. Basilius.

Für die Strenge der Fasten wird man durch den Frieden und die Ruhe der Seele entschädiget. Der heil. Ambrosius.

Das Fasten ist die Beruhigung unserer Seelen, die Zierde der Greise, der Zuchtmeister und Erzieher der Jugend, der Lehrer der Enthaltsamen, das Diadem und der Schmuck eines jeden Alters und Geschlechtes. Chrys. hom. 2. in Gen.

g) Zweck der Fasten.

Gleichwie auf die vierzig Fasttage, die der Auferstehung des Herrn vorangehen und die Trauer dieses Lebens andeuten, unmit-

telbar die festlichen Tage des dankbaren Freudenjubels folgen; so wird nach der Auferstehung auf die Tage der Leiden und Schmerzen dieses Lebens jener Tag der ewigen Seligkeit für den ganzen Leib des Herrn, d. h. für die ganze heilige Kirche folgen. So lange aber dieses Leben währt, ist uns Enthaltsamkeit geboten, damit wir in Arbeit und heißem Kampfe durch das Leben wallend, von der Bürde des Leibes beschwert, und uns sehnend nach der himmlischen Hütte, die uns nach dem Verfalle der irdischen aufbewahrt ist, die Triebe nach den Lüsten des zeitlichen Lebens mäßigen und zum Behufe des geistigen beschränken. Selbst die Zahl vierzig ist hier bedeutsam, indem Moses, Elias und auch der Herr selbst gerade so viele Tage gefastet haben. Dieses Fastengebot stammt also aus dem Gesetze, aus den Propheten und aus dem Evangelium, dem selbst Gesetz und Propheten Zeugniß geben. Deßhalb ist auch auf jenem Berge und in Mitte zwischen Moses und Elias der Erlöser verklärt worden. Damit wir, im Hinblick auf die zukünftige Verklärung, den natürlichen Hunger nach der Lust der Welt, die den Menschen gefangen nimmt und Gottes vergessen macht, desto kräftiger durch die Enthaltsamkeit, welche Fasten heißt, bezähmen. St. August. Ennar. in Ps. 110.

h) Wie man fasten soll.

Das heißt würdig fasten, wenn man sich zugleich von jeder Sünde enthält, und Thränengebet, geistliche Lesung und Zerknirschung des Herzens mit der Enthaltsamkeit von Speise und Trank verbindet. An den Fasttagen soll man sich auch vom Schlafe, von Reden und von erlaubten Vergnügungen einen Abbruch thun. Der heil. Ordensstifter Benedikt.

i) Man muß das Fasten mit Werken der Nächstenliebe verbinden.

Weil durch das bloße Fasten nicht das Heil unserer Seele erreicht wird, so müssen wir unser Fasten durch Liebeswerke gegen die Armen erst recht wirksam und vollkommen machen. Schenken wir also der Armuth, was wir unsern Vergnügungen entziehen. Es werde die Enthaltsamkeit des Fastenden eine Erquickung für den Armen. Seien wir bei unserm Fasten bedacht auf die Vertheidigung und den Schutz der Wittwen, auf den Vortheil der Waisen, auf die Tröstung der Leidenden, auf die Eintracht der

Entzweiten. Lasset uns den Fremdling beherbergen, dem Unterdrückten beistehen, den Nackten bekleiden, die Kranken pflegen. Papst Leo.

Berechne die Auslagen für die Speisen, die du gewöhnlich an den übrigen Tagen zu essen pflegest, und lege diese Auslage, die du für jeden Tag machen müßtest, bei Seite, womit du dann die Wittwen, Waisen und Armen sättigest. So erfüllst du das wahre Fasten, und das Gebet desjenigen, der von dir gesättiget wird, bringt für dich zu den Wolken hinan. Dein Opfer wird Gott angenehm seyn, und er wird dein Fasten dir zu gut schreiben. Hermas lib. 3. past.

Was du dem Leibe entziehst, das theile dem Hungrigen mit. Gregor Nyss. Orat. I. de paupert.

Erfülle die Pflichten der Barmherzigkeit, so wirst du dein Fasten geheiliget haben. August. serm. 172.

Fasten ohne Almosen ist eine Lampe ohne Oel. Caesar. in admon.

k) Man muß zum Fasten auch Gebet und fromme Uebungen fügen.

Sehet, wie schön Fasten und Beten sich gegenseitig unterstützen! Das Gebet schafft Kräfte zu fasten, und das Fasten erwirbt die Gnade zu beten; das Fasten kräftiget das Gebet, und das Gebet heiliget das Fasten. St. Bern. serm. 4. de jejun.

l) Das Fasten ist ein Tugendmittel.

Stets war das Fasten eine Nahrung für die Tugend. Aus der Enthaltsamkeit entsprießen keusche Gedanken, vernünftige Entschließungen, heilsame Rathschläge, und durch freiwillige Abtödtungen stirbt das Fleisch den Lüsten ab, und der Geist wird neu für die Tugend belebt. Papst Leo.

m) Das Fasten hat eine sündentilgende Kraft.

Fastet, weil ihr gesündiget habt! Durch das Fasten werdet ihr euere gegen Gott begangene Sünden austilgen. Basilius homil. de jejun.

Das Fasten ist gut und heilsam, indem wir durch dasselbe von den ewigen Strafen befreit werden; denn es ist nicht nur eine Reinigung von den Sünden, sondern auch eine Austilgung derselben; es erlangt nicht nur Vergebung, sondern verdient auch Gnade. Der heil. Bernard.

n) Das Fasten ist vorzüglich ein Mittel, die Keuschheit zu erhalten.

Der Hunger ist ein Freund der Jungfrauschaft und ein Feind der Lust; die Sättigung aber richtet die Keuschheit zu Grunde und ernährt den Muthwillen des Fleisches. Ambros. serm. de quadrag.

o) Das Fasten treibt Teufel aus.

Der heil. Augustin sagt bezüglich der Worte Jesu, die er zu seinen Jüngern sprach, als sie ihn fragten, warum sie den Teufel nicht austreiben konnten, jener Worte nämlich: „Diese Art Teufel wird nicht ausgetrieben als durch Fasten und Beten," — dazu bemerkt der genannte Kirchenvater: „Sehet, liebe Brüder, welch eine große Kraft das Fasten hat; mehr richtet es aus, als selbst die Apostel vermochten." Serm. 65. de temp.

p) Es heißt nicht fasten, sich von Fleischspeisen enthalten, in andern Dingen aber unmäßig leben.

Was wird es euch helfen, kein Fleisch zu genießen, wenn ihr die ausgesuchtesten und seltensten Früchte mit dem beßten Brode esset? Man muß, so zu sagen, die Gärten foltern, um euch das Ausgesuchteste darzubieten, gleich als sei ein gemeines und gewöhnliches Brod nicht hinreichend für einen Christen, der fastet. Dieß heißt nicht auf dem schmalen Wege des Himmels wandeln. Hieronymus ep. ad Nepot.

Ich ermahne alle Gläubige, daß sie sich hüten, in der Quadragesimalzeit statt des Thierfleisches, welches ihnen zu essen untersagt ist, weit kostbarere Speisen zu begehren; denn dieses hieße nicht seine Lust bezähmen, sondern nur die Speisen wechseln, und durch diesen Wechsel dieselbe desto mehr befriedigen. August. serm. 4. in Quadrag.

q) Warum man sich gerade der Fleischspeisen enthält.

Glaube ja nicht, daß die Diener Gottes sich darum das Fleisch versagen, weil sie es für unrein halten, sondern sie enthalten sich von der kräftigeren Nahrung, um den Körper in Zucht und Unterwürfigkeit zu nehmen. Der heil. Augustin.

r) Das körperliche Fasten hilft nichts, wenn es nicht mit Bezähmung der Leidenschaften verbunden ist.

Unser Fasten besteht nicht in Mäßigung der Speisen allein, und es wird ohne Frucht dem Leibe die Nahrung entzogen, wenn

nicht zugleich das Herz vom Bösen abgewendet wird. Leo serm. 18. de jejun.

Welchen Vortheil gewinnt wohl jener, der fastet, wenn nicht der Zornmüthige sanft, der Neidische freundlich wird; wenn der Geizige von seiner Leidenschaft nicht abläßt, und die Armen durch Almosen nicht unterstützt; wenn der Wollüstling nicht keusch wird, der Ehrgeizige die eitle Ehre nicht aufgibt? Der hl. Chrysost.

Vorzüglich von Sünden sollen wir uns enthalten, damit unser Fasten nicht wie das der Juden von Gott verworfen werde. St. August. tract. 7. in Joan.

Die vorzüglichste Absicht des Fastens ist die Bezähmung der Begierlichkeit des Fleisches. Der heil. Thomas von Aquin.

Du issest kein Fleisch, aber deinen Bruder zehrst du auf durch ungerechte Verfolgungen; du enthältst dich vom Weine, aber von der Verleumdung nicht. Du wartest bis zum Abende, ohne eine Speise zu dir zu nehmen, aber den ganzen Tag über läufst du mit lieblosen Processen bei allen Richterstühlen herum. Was hilft dir ein solches Fasten? Basil. orat. I. de jejun.

Die sich des Essens, aber nicht der Sünde enthalten, ahmen den Teufel nach, der auch keine Speise, wohl aber die Sünde hat. Isidor von Sevilla.

s) Das Gebot zu Fasten war erst nöthig zu geben, nachdem die Christen lauer zu werden anfingen.

Als die Menge der Gläubigen von jener apostolischen Andacht abfallend, täglich mehr den irdischen Gütern anhing und diese nicht mehr zum gemeinschäftlichen Gebrauch der Gläubigen nach den Vorschriften der Apostel vertheilte, sondern auf ihren besondern Aufwand bedacht, nicht zu erhalten, sondern auch zu vermehren strebte, da gefiel es allen Priestern, daß sie die an weltliche Sorgen gefesselten und, so zu sagen, der Enthaltsamkeit und Selbstzüchtigung fast ganz unkundigen Menschen zu dem heiligen Werke durch kanonisches Gebot der Fasten zurückriefen und durch die Nothwendigkeit gleichsam zu gesetzlichen Zehnten *) antrieben. Cassian.

*) Weil die damals gerade 36 Tage umfassende Quadragesimalfastenzeit ungefähr den zehnten Theil des Jahres ausmachte, somit bildlich ein Zehent des Jahres genannt werden konnte.

4. Geschichtliche Beispiele.

Den Cardinal Hosius hatten höchst beschwerliche Reisen auf das Krankenlager geworfen; nichts desto weniger fuhr er fort, wenn gerade Fastenzeit war, mit gewohnter Strenge zu fasten. Aerzte, Cardinäle und Bischöfe baten ihn, er solle doch auf seine Gesundheit Rücksicht nehmen. Aber Hosius entgegnete: Gott hat gesagt: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest“ — so will denn auch ich meinem himmlischen Vater und meiner Mutter, der katholischen Kirche, zur Ehre fasten, und glaube dadurch eher mein Leben zu erhalten, als wenn ich ein der katholischen Kirche widerspenstiger Sohn bin.

Die heil. Paula Romana übte sich fortwährend in dem strengsten Fasten. Wenn man sie ermahnte, in ihren Abtödtungen doch etwas nachzulassen, gab sie zur Antwort: Die Freuden, womit ich früher meinen Leib ergötzte, müssen mit gleichen Leiden, und das Scherzen und Lachen meiner Jugend muß mit Weinen gut gemacht werden.

Antonius fastete nach dem Zeugnisse des heil. Athanasius so strenge, daß er oft drei Tage hinter einander nichts gegessen und nichts getrunken, und am vierten Tage erst ein Stücklein Brod zu sich genommen.

Der heil. Karl Borromäus, Cardinal der römischen Kirche, hat sich das ganze Leben hindurch von Fleisch, Fischen, Eiern und Wein enthalten.

Der heil. Aloysius, der an Unschuld mehr einem Engel als einem Menschen glich, hat sich täglich seine Nahrung nach Unzen zugemessen, um ja seinem Körper nie mehr zu geben, als was ihm zum Leben unumgänglich nothwendig war.

Ein junger Geistlicher besuchte einstens nach der Erzählung des Rufinus einen alten Ordensmann und erzählte ihm, wie er gar so sehr von fleischlichen Begierden geplagt werde. Der Ordensmann sprach zu ihm, daß er selbst nie von dergleichen geplagt werde. Als ihn der junge Priester um das Mittel fragte, dessen er sich dazu bediene, antwortete der Alte: Ich stille mir nie den Hunger und Durst bis zur Sättigung, und dadurch geschieht es, daß mich nie eine fleischliche Lust plagt; denn ich bringe das Fleisch durch Abtödtungen unter die Herrschaft des Geistes.

Der heil. Nilus hatte nur ein einziges Mal in seiner Jugend gesündiget. Damit er sich nun dagegen in Zukunft verwahrte und dem bösen Feinde die Pforten verriegelte, hat er sich das ganze Leben lang ein strenges Fasten aufgelegt, nichts als Kräuter und Baumfrüchte genossen, bloß Wasser getrunken, zur Nacht auf hartem Lager geschlafen, und ist doch dabei 95 Jahre alt geworden.

Zur Zeit des heil. Augustin, wie dieser Kirchenvater selbst berichtet, gab es viele eifrige Christen, die das strengste Fasten beobachteten; nicht bloß kräftige Männer, sondern auch schwächliche Jünglinge, abgelebte Greise und zarte Jungfrauen enthielten sich oft drei Tage hindurch und noch länger aller Speise und jeden Getränkes.

Der Geschichtschreiber Nicephorus berichtet: Zur Zeit des Kaisers Justinian herrschte zu Constantinopel die größte Hungersnoth, so daß kaum mehr Brod zu haben war. Da nun aber auch die vierzigtägige Fasten angebrochen, ließ Justinian allenthalben die Fleischbuden, die sonst um diese Zeit geschlossen waren, öffnen und bekannt machen, daß dieses Mal wegen der großen Noth in der Fastenzeit Allen erlaubt sei, Fleisch zu essen. Aber was thaten die Christen? O glückliche Zeiten! In der so großen Stadt fand sich, ungeachtet der herrschenden Noth, nicht ein einziger Christ, welcher von der angebotenen Freiheit Gebrauch gemacht hätte. Das ganze Volk lief vielmehr zum Kaiser und beschwor ihn, die Verordnung zurückzunehmen; denn lieber wollten sie Hungers sterben, als von den alten Gesetzen der Kirche abweichen.

Der König Antiochus Epiphanes wollte um jeden Preis die Juden zur Uebertretung ihrer Gebote verleiten und gebot ihnen unter Todesstrafe den Genuß des Schweinfleisches, das ihnen Gott verboten hatte. Unter Andern wollten aber der Greis Eleazar und die sieben machabäischen Brüder lieber den peinlichsten Tod sterben, als gegen das Gesetz Gottes handeln. Eleazar sagte beim Anblick der Folter, auf welcher er starb: „Wenn ich auch jetzt von den Peinigern befreit würde, so könnte ich doch der Strafe des allmächtigen Gottes nicht entgehen.“ So sprach auch der Erste der sieben machabäischen Brüder zu Antiochus: „Wir wollen lieber sterben, als das verbotene Fleisch essen.“ Auf Befehl des Königs wurden ihm hierauf die Zunge herausgeschnitten,

die Haut über den Kopf herunter gezogen, die Finger und Zehen abgeschnitten, und er selbst wurde so verstümmelt in eine glühende Pfanne geworfen und lebendig gebraten. Die Mutter und die Brüder mußten zuschauen. Da sie sich dadurch nicht abschrecken ließen, sondern vielmehr ihren unter der Marter sterbenden Bruder zur Standhaftigkeit ermahnten, ergriffen die Schergen den Zweiten, und fragten ihn, nachdem sie ihm Haut und Haare vom Kopfe gestreift hatten, ob er lieber das ihm vorgelegte Fleisch essen oder auch an allen Gliedern seines Leibes gepeinigt werden wolle. Er entschloß sich schnell zum Letztern, und starb unter denselben Qualen wie sein Bruder. Diesem Beispiele folgten auch die Uebrigen. Der Jüngste, welcher noch ein Kind war, und den die Mutter in Mitte der umherliegenden Gliedmassen ihrer Kinder flehend zur Beharrlichkeit ermahnt hatte, sprach zum Könige: Ich will, wie meine Brüder, um der väterlichen Gesetze willen Leib und Leben opfern; sie sind bereits in dem von Gott verheißenen ewigem Leben. Endlich wurde auch die Mutter grausam gefoltert und hingerichtet. Werden diese Blutzeugen nicht einstens die Uebertreter des Kirchengebotes, an gewissen Tagen kein Fleisch zu essen, richten und verdammen?

Der heil. Makarius, der Jüngere, nahm sieben Jahre hindurch nie eine warme Speise zu sich. Drei nachfolgende Jahre aß er des Tages nicht mehr, als vier bis fünf Unzen in Wasser eingetauchtes Brod. Eines Tages schickte man ihm eine Weintraube zu. Obgleich er eine Begierde darnach hatte, so verläugnete er sich doch, und sandte sie einem andern kranken Einsiedler, damit er sich damit erquicke. Um über den Schlaf Meister zu werden, brachte er ganze zwanzig Tage und Nächte unter freiem Himmel zu, wo er den brennenden Sonnenstrahlen und dem heftigen nächtlichen Froste ausgesetzt war. Die ganze Fastenzeit genoß er nichts Anders als etwas Kohl, und dies nur am Sonntage. Vierzig Tage lang blieb er immer aufrecht stehen, ohne sich nur eine Minute niederzulegen, und betete und arbeitete in dieser Stellung ununterbrochen fort.

Der heil. Simon Stylites hatte 37 Jahre bis zu seinem Tode keine andere Wohnung, als eine hohe Säule, wo er ohne Unterlaß theils den brennenden Sonnenstrahlen Syriens, theils der

durchdringenden Kälte der feuchten Nächte, dem Regen und den Winden ausgesetzt war. Um den Hals trug er eine eiserne Kette; seine Kleidung bestand aus Thierhäuten. Nur jeden siebenten Tag nahm er Nahrung, nämlich etwas Linsen, und schlief, da er wegen Mangel an Raum sich nicht legen konnte, in einer vorwärts gebeugten, gekrümmten Stellung ein paar Stunden.

Der heil. Petrus von Alkantara, der Reformator des Ordens des heil. Franziskus, pflegte gewöhnlich nur alle drei Tage einmal zu essen, und in geistlichen Betrachtungen brachte er oft ganze acht Tage zu, ohne etwas zu sich zu nehmen. Er ging immer barfuß und bedeckte nie sein Haupt, so heftig auch der Regen oder so brennend immer die Sonne war. Ueber einem schrecklichen Bußkleide aus überzinnten Eisenblättchen trug er nur ein sehr enges Oberkleid oder vielmehr einen Sack aus grobem Tuche mit einem Mantel aus eben diesem Stoffe. Seine Zelle, einem Grabe ähnlich, hatte nur 4 ½ Schuh in der Länge, dergestalt, daß er sich nicht schlafen legen konnte. Er stand immer oder kniete. Die wenige Zeit, die er dem Schlafe schenkte, saß er und lehnte sein Haupt auf ein Stück Holz, das an der Mauer befestigt war. Auf solche Weise brachte er 40 Jahre zu, ohne daß er jemals länger schlief als anderthalb Stunden. In seinem Alter war er so ausgezehrt und mager, daß seine Haut der Rinde eines dürren Baumes glich.

5. Bilder und Gleichnisse.

Was leicht ist, steigt ohne Mühe empor; so erhebt sich auch der Geist des Menschen leicht zu Gott, wenn der Leib durch das Fasten bezähmt wird, und das schwere Gewicht seiner Sinnlichkeit abgelegt hat.

Wie das Feuer erlöscht, wenn man ihm brennbaren Stoff entzieht, so erstirbt die böse Begierlichkeit, wenn man den Leib durch Fasten abtödtet.

Wie viel du durch Fasten den Leib schwächest, so viel stärkest du die Seele.

Wie der Kranke Diät halten muß, um wieder zu gesunden, so mußt du dir auch Abbruch thun im Genusse sinnlicher Vergnügungen, um der Seele nach gesund werden zu können.

6. Von der Pflicht zu fasten.

Der katholische Christ ist schuldig zu fasten. Dazu verpflichten ihn:

I. Das Wort Gottes.

Die heil. Schrift ist voll von Befehlen und Aufmunterungen zum Fasten. Blicken wir zunächst auf die Bücher des alten Bundes, so finden wir allenthalben zahlreiche Beispiele und Einladungen zum Fasten. Wir lesen in den Büchern der Machabbäer, daß die Israeliten, als sie zum Streite sich rüsteten, härene Bußkleider anzogen, fasteten und ihre Häupter mit Asche bestreuten. 1. Machab. 3, 47. Ebenso finden wir, daß sämmtliche Einwohner von Bethulien zur Zeit, wo sie von Holofernes hart bedrängt wurden, zum Gebet und Fasten ihre Zuflucht nahmen. Und steigen wir noch weiter in der Geschichte des israelitischen Volkes hinauf, so begegnet uns überall das Fasten. In den Tagen der Trauer über Sauls unglücklichen Tod fastete das Volk eine ganze Woche lang. Und wer, dem die Psalmen Davids, seines Nachfolgers auf dem Throne, bekannt sind, weiß nicht, daß David unzählige Mal seiner Fasten erwähnt? Aus dem ersten Buche der Könige im siebenten Hauptstücke ersehen wir, wie die Israeliten in schweren Drangsalen zum Gebete und Fasten ihre Zuflucht nahmen. Auch zu Moses Zeit wurde das Fasten schon geübt; ja dieser Gesetzgeber muß es bereits vorgefunden haben, da er von Fastengelübden spricht und dieselben ordnet. Num. 30, 14. Er ordnet auch auf Befehl Gottes einen alljährlich zu begehenden großen Fast- und Bußtag an. Lev. 23. Ja das Fasten ist eigentlich so alt, als die Welt selbst. Das erste Gesetz, welches Gott den Menschen gab, war ein Gesetz der Enthaltsamkeit, ein Fastengebot; denn zu Adam sprach er schon: Iß von allen Bäumen im Garten; aber vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen darfst du nicht essen. Gen. 2. 16, 17. Gott sah voraus, bemerken die heil. Väter, daß sich der Mensch im Zustand seiner Unschuld nicht hätte halten können; darum gab er ihm das Gesetz der Selbstverläugnung. Dieses sollte ihm eine Schutzwehr gegen die teuflischen Anfechtungen seyn. In späteren Zeiten ermahnen die Propheten das Volk Israel nicht bloß zum Fasten,

sondern bezeichnen auch die Art und Weise, wie es beschaffen sein soll. Durch den Propheten Joel ruft Gott: Bekehrt euch zu mir durch Fasten, Weinen und Seufzen. Joel. 2, 12. Isaias aber sagt: „Sieh ihr fastet in Haber und Zank, und schlaget gottlos mit Fäusten und fordert Alle, die euch schuldig sind. Ist das ein Fasten, wie ich erwählt habe, daß der Mensch den Tag hindurch seiner Seele wehe thue, das Haupt sinken lasse und sich auf den Sack und die Asche lege? Willst du, daß man dieß ein Fasten nenne und einen Tag, der dem Herrn angenehm seyn soll? Ist nicht vielmehr das Fasten, welches ich erwählt habe: Löse auf die Bande deiner Bosheit; nimm hinweg die drückende Bürde und laß die Bedrängten frei ausgehen. Brich dem Hungrigen dein Brod, und führe die Armen und Obdachlosen in dein Haus; wenn du einen Nackten siehst, so kleide ihn und verachte dein Fleisch nicht, dann wird deine Gerechtigkeit hervorbrechen wie ein Licht, und deine Gesundheit wird eilends aufgehen, die Gerechtigkeit wird vor deinem Angesichte einhergehen, und die Herrlichkeit des Herrn wird dich sammeln. Alsdann wirst du rufen und der Herr wird dich erhören; du wirst schreien, und er wird sagen: Sieh, hier bin ich!" — Wer hat ferner nicht vom Fasten der Esther, der Judith, des Daniel, der drei Jünglinge im Feuerofen und Anderer gehört? Wer weiß nicht, daß der greise Eleazar und die machabbäischen Brüder lieber sterben, als eine im Gesetze verbotene Speise essen wollten?

Jesus Christus, der gekommen war, nicht das Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen, schaffte das Fasten keineswegs ab, sondern führte es vielmehr zur Vollkommenheit. Er selbst beobachtete, ehe er sein öffentliches Lehramt antrat, ein vierzigtägiges Fasten. Nachdem der Heiland auf diese Weise das Fasten durch sein Beispiel geprediget hatte, lehrte er auch mit Worten, wie man fasten soll; denn er sagt: Wenn ihr fastet, so sollt ihr euch nicht traurig stellen wie die Heuchler; denn sie verstellen ihr Angesicht, damit sie den Menschen als fastend erscheinen. Wahrlich ich sage euch, diese haben ihren Lohn schon empfangen. Du aber, wenn du fastest, salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, damit du vor den Menschen nicht also erscheinest, als ob du fastetest, sondern vor deinem Vater, der im Verborgenen ist, und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten. Matth. 6, 16. Es gibt

also hier der Heiland die Art und Weise an, wie man fasten soll; von einer Aufhebung der Fasten aber ist keine Rede. Daß auch die Apostel fasteten, bezeugt unter Anderm Apostelgesch. 13, 2 und 14, 22. rc.

II. Das Ansehen der Kirche.

Die katholische Kirche hat nach dem Beispiele Christi und der Apostel ihren Gläubigen immer das Fasten empfohlen. Daher lautet ihr drittes Gebot: Du sollst die vierzigtägige Fasten, die vier Quatember, auch andere gebotene Fasttage beobachten, und am Freitag und Samstage von Fleischessen dich enthalten. Hiemit verordnet sie nichts Neues; denn die ältesten Kirchenlehrer prägen den Gläubigen das Fasten ein. Besonders ließen es sich Basilius, Ambrosius, Epiphanius und Andere angelegen seyn, zum Fasten zu ermuntern. Um nicht schon Gesagtes, wiederholen zu müssen, verweisen wir auf die oben angeführten Väterstellen. Wie streng man in den alten Zeiten auf das Fasten hielt, beweist unter Anderm der achtundsechszigste der sogenannten apostolischen Kanonen. Dort wird nämlich den Geistlichen das Fasten unter der Strafe der Absetzung, und den Laien unter Androhung der Exkommunikation eingeschärft. Man übte auch in den ersten Zeiten der Kirche das strengste Fasten, so daß die Christen von den Ungläubigen oft an Nichts mehr als an ihren durch Entsagung verfallenen Gesichtern, an ihren Abtödtungen und Selbstverleugnungen erkannt wurden. Um im Fasten sich desto strenger zu üben, haben viele edle Jünglinge und zarte Jungfrauen in Wüsteneien sich begeben, dort ein ganzes Menschenalter unter wilden Thieren gewohnt, auf der harten Erde geschlafen, und nichts Anders genoßen, als Wurzel und Kräuter der Wälder.

Die Kirche verlangt noch heutigen Tages von ihren Kindern zu bestimmten Zeiten das Fasten. Namentlich empfiehlt der Kirchenrath von Trient den Bischöfen die Aufrechthaltung der in Betreff des Fastens erlassenen kirchlichen Verordnungen und die Sorge für deren stete Befolgung von Seite der Gläubigen. Sess. XXV. Decret. de delectu ciborum, jejuniis etc.

III. Beispiele von Nichtchristen.

Das Fasten wurde selbst schon von den Heiden als heilsam anerkannt und geübt. Wir wissen aus der heil. Schrift, daß die Niniviten auf die Predigt des Jonas das strengste Fasten anordneten, und sich dadurch Gott wieder gnädig machten.

Der Arzt Galenus fastete einen jeden zehnten Tag. That dieser es zunächst zum Beßten seiner Gesundheit, so hatten Andere vorzüglich ethische Gründe hiezu. Unter diese gehört Sokrates, der nie aß oder trank, außer es zwang ihn der Hunger oder Durst dazu. Von Pythagoras ist nicht minder bekannt, wie sehr er auf Entsagung der sinnlichen Genüße drang. Er selbst aß nur zweimal des Tages, und auch da immer mit Abtödtung, nämlich des Morgens ein wenig Brod, und des Abends ein mäßiges Gericht. Er gestattete sich keinen andern Trank als Wasser, und verbot im Allgemeinen die Fleischspeisen.

Fast alle Religionsstifter schreiben im höhern oder geringern Grade Fasten und Abtödten ihren Anhängern vor, und oft viel strengere Selbstverleugnungen als das Christenthum befiehlt. Wer staunt nicht über die großen Opfer der Abtödtung, welchen sich die indischen Priester unterziehen? Wer weiß nicht, welche strenge Fasten Muhamet seinen Anhängern auflegt? Bei den Griechen und Römern aber fand fast kein hohes Fest, keine Befragung der Orakel, keine Einweihung in die Mysterien der Götter statt, ohne daß Priester und Volk sich durch Fasten dazu vorbereitet hätten. Was der Heide kann, soll doch der Christ als keine Unmöglichkeit bezeichnen.

IV. Der große Nutzen, den das Fasten bringt.

Durch das Fasten baut man sich gleichsam eine Stiege, auf der man zum Himmel aufsteigt. Denn eine jede Sünde geschieht, indem das Fleisch mächtig über den Geist wird; durch das Fasten wird aber das unbändige Fleisch wieder gezähmt und in seine Unterwürfigkeit zurückgebracht. Wenn du auf einem wilden Roß ohne Zügel reitest, so bist du der Gefahr ausgesetzt, von ihm durch Sumpf und Moräste geschleift zu werden. Ist ihm aber der Zügel angelegt, so leitet man es nach Belieben. Das Fasten ist ein geistiger Zügel, mit welchem die Seele den Leib lenkt. Wehe dir, wenn

du diesen Zaum nicht festhältst; das Fleisch wird über dich mächtig werden und den Reiter abwerfen. Darum sagt der heil. Nilus: Der durch Fasten gebändigte Leib gleicht einem gut gezähmten Pferde. Und der heil. Augustin: Das Pferd, auf welchem ich reite, ist mein Fleisch. Ich will den Weg in das himmlische Jerusalem wandeln; aber mein Roß bäumt sich oft auf dieser Straße, es will Seitenwege einschlagen. Soll ich also diesem unbändigen Fleische nicht durch Fasten gewaltige Zügel anlegen? — Das Fasten ist wie ein feuriger Schild gegen die Angriffe des Teufels; es macht die Streiter Jesu Christi unüberwindlich. Dafür haben wir auch das Beispiel unsers göttlichen Erlösers. Jesus hätte nicht nöthig gehabt, sich durch Fasten auf die teuflische Versuchung vorzubereiten, er würde auch ohne diese Uebung gesiegt haben; aber er that es, um uns zu lehren, wie wir uns auf den Kampf mit dem Satan vorzubereiten haben. Wenn ein Feldherr Soldaten angeworben hat, so führt er sie nicht sogleich gegen den Feind, sondern läßt sie zuvor in verschiedenen Kampfspielen Uebungen anstellen. Eine solche geistige Vorübung ist für die Christen das Fasten. Dadurch wird er abgehärtet und zum Kampfe vorbereitet. Der Teufel hat es nicht gewagt, Jesum anzugreifen, so lange er fastete. Wir dürfen glauben, daß der böse Feind vom Anfange an den Herrn in der Wüste beobachtete und gleichsam auf ihn lauerte; aber so lange er fastete, getraute er sich nicht, ihm zu nahen. Darum heißt es in der heil. Schrift: Als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Dieses heißt nach der Auslegung des heil. Chrysostomus: Der Herr ließ es dem Teufel gleichsam wissen, daß er jetzt zu fasten aufhöre und nach Speise verlange. Und jetzt erst machte der Teufel seine Angriffe, und merkwürdig genug, den ersten sogleich auf Brechung der Fasten; denn er sagte nicht: Wenn du Gottes Sohn bist, so mache aus den Steinen Menschen oder Engel. Ungeachtet dieß ein viel größeres Werk der Allmacht Gottes gewesen, und der Teufel um so mehr Ursache gehabt hätte, es zu fordern, weil es in der heil. Schrift selbst von Gott heißt, er könne sich aus Steinen Kinder Abrahams schaffen, so stund er doch davon ab und sprach nur: Mache diesen Stein zu Brod. Denn der böse Feind dachte in seiner Arglist, wäre einmal Brod in der Wüste da, so würde er Jesum, den er hungrig wußte, auch leicht zum

Essen vermögen. Hätte er aber einmal gegessen, so wäre das Fasten gebrochen, und er könnte ihn dann leichter in seine Gewalt bringen. Sieh doch, wie der Teufel das Fasten scheuet! Mit Recht nennt es daher ein Kirchenvater einen Wall und eine Mauer gegen den Satan; ja ich möchte sagen, es ist eine uneinnehmbare Festung. Dieß kannst du auch an dem Beispiele der Judith sehen. Ehe diese israelitische Heldin hinging, den Feind ihres Vaterlandes, den Kriegsobersten Holofernes, zu tödten, übte sie strenges Fasten. Dadurch wurde sie so muthig, kräftig und unerschrocken, daß sie ins feindliche Lager zu gehen und in seinem eigenen Zelte dem Holofernes das Haupt abzuschlagen wagte, und als die That ruchbar wurde, ergriff das ganze Kriegsherr in der Verwirrung schleunigst die Flucht. Unter der Judith wird geistiger Weise eine jede fromme Seele verstanden; Holofernes aber ist ein Bild des Satans. Durch Fasten wirst du so kräftig, daß du ihm den Kopf abschlägst, d. h. den Sieg über ihn erlangst und seinen ganzen Anhang in die Flucht jagst. Was kann ich dir also noch für ein kräftigeres Mittel nennen, um dich unüberwindlich im Krieg gegen den Teufel zu machen, als das Fasten?

Nach Diesem ist es nicht begreiflich, wie den im Glauben von uns getrennten Brüdern das Fasten der katholischen Kirche anstößig seyn kann. Aber freilich gehören diese gewöhnlich der rationalistischen Richtung an; der altgläubige Protestant ist gegen das Fasten nicht aufgebracht. Er erkennt vielmehr in demselben ein heilsames Tugendmittel. So drückt der zürcherische Theolog Lavater sein Bedauern aus, daß das Fasten unter seinen Glaubensgenossen fast in Vergessenheit gerathen sei. Daß der ursprüngliche Protestantismus nicht grundsätzlich gegen das Fasten war, bezeugt auch die helvetische Confession. In dieser heißt es im 19. Kapitel: Die Kirche Christi befiehlt uns gar heftig das christliche Fasten; denn das Fasten ist anders nicht, denn der Abbruch und die Mäßigkeit gottseliger Menschen, ferners eine Züchtigung, Hut und Verwahrung unsers Fleisches, damit wir uns vor Gott demüthigen und dem Fleisch seine Anreizung zum Bösen entziehen, auf daß es desto lieber dem Geist gehorsame und willfahre.

7. Das Fasten ist göttlicher Einsetzung.

Es ist unter den Theologen ein Streit, ob das Fasten ein göttliches, oder bloß kirchliches Gebot sei. Allein die Sache ist klar, wenn man gehörig unterscheidet. Das Fasten an und für sich, d. h. das Gebot, sich zeitweise in gewissen, an sich erlaubten Dingen, namentlich in den gewöhnlichen Nahrungsmitteln einen Abbruch zu thun, ist ohne Zweifel göttliches Gebot; dagegen die Fastendisciplin, d. h. der Inbegriff derjenigen Vorschriften und Regeln, durch welche die Art und Weise der Erfüllung jenes göttlichen Fastengebotes näher bestimmt wird, ist von der Kirche angeordnet.

Wenn man will, so war schon das erste Gesetz, welches Gott dem Menschen gab, eine Art von Fastengebot. Die ersten Menschen durften von der Frucht des verbotenen Baumes nicht essen. Was war dieß anders, als ein Gebot zur Enthaltsamkeit, zum Fasten? Daher sagt auch der heil. Augustin: So lange Adam fastete, blieb er im Paradiese.

In der Folge der Zeit hat Gott bei verschiedenen Gelegenheiten von seinem Volke Israel ausdrücklich das Fasten verlangt. Durch Moses werden die Israeliten verpflichtet, am zehnten Tag des siebenten Monats ein allgemeines Fasten zu halten. „Ihr sollt wehe thun euern Seelen;" — d. h. durch Enthaltung von Speis und Trank, von sinnlichen Vergnügungen 2c. Levit. 16, 29. Der Prophet Joel ruft dem Volke zu: „Bekehret euch zum Herrn von euerm ganzen Herzen mit Fasten, Weinen und Seufzen. Joel. 2, 12. cf. Zach. 7, 3, 5. u. s. w. Ueberhaupts liegt es auf offener Hand, daß man im alten Bunde bei verschiedenen Anläßen im Auftrage Gottes fastete, das Fasten selbst demnach als göttliches Gebot erscheint. Jesus Christus hat aber, wie schon oben bemerkt worden ist, das Fasten nicht aufgehoben, sondern es vielmehr bestätiget durch Wort und Beispiel. Denn als er von Johannes-Jüngern befragt wurde, warum seine Jünger nicht fasteten, sagte er nicht: „weil dieses im neuen Bunde abgeschafft sei," — sondern vielmehr gab er zur Antwort: „es würden Tage kommen, wo der Bräutigam von den Jüngern genommen sei, und alsdann würden sie fasten." Auch dadurch bestätigte Jesus das Fasten, indem er gegen die Mißbräuche eiferte,

deren sich die Pharisäer beim Fasten schuldig machten; denn Matth. Kap. 7. sagt der Heiland bezüglich seiner Jünger: „Wenn ihr fastet, so sollt ihr nicht traurig seyn, wie die Heuchler; denn sie entstellen ihre Angesichter, damit die Menschen sehen, daß sie fasten; ... du aber, wenn du fastest, salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, damit es die Menschen nicht merken, daß du fastest, sondern nur dein Vater es sieht u. s. w. Durch sein eigenes Beispiel aber bestätigte Jesus das Fasten, indem er selbst vor seinem öffentlichen Auftreten vierzig Tage und vierzig Nächte fastete.

Auch die heiligen Väter erkennen im Fasten eine göttliche Institution. So sagt der heil. Augustin: „In den evangelischen und apostolischen Schriften und in der ganzen Urkunde, welche das neue Testament genannt wird, sehe ich, wenn ich sie im Geiste durchlese, daß das Fasten vorgeschrieben sei. An welchen Tagen man aber fasten soll und an welchen nicht, dieß finde ich durch kein Gebot des Herrn oder der Apostel bestimmt.“ — Der heil. Ambrosius schreibt: „Wenn Jonathan, weil er das Fastengebot seines Vaters, da es ihm unbekannt war, gebrochen hatte, zum Tode verurtheilet wurde: was verdient der, welcher, es kennend, das von Christus dem Herrn vorgeschriebene Fasten bricht.“

8. Von den verschiedenen Zeiten, zu welchen man fastet.

Schon frühe wurden besondere Zeiten festgesetzt, zu welchen man fastete. Die vorzüglichsten sind:

I. Die vierzigtägige Fasten (Quadragesimalfasten).

Die vierzigtägige Fasten läßt sich zwar nicht als von Christus eingesetzt beweisen; immerhin aber verlieren sich die Spuren ihres Bestehens bis in die apostolischen Zeiten hinauf. Daher sagt Hieronymus, daß wir eine einmalige Quadragesima im Jahre gemäß apostolischer Institution beobachten. Papst Leo aber nennt die Quadragesima eine apostolische Einsetzung und versichert, daß an diesen vierzig Tagen von den heiligen Aposteln durch die Lehre des heil. Geistes die größern Fasten angeordnet worden seien. Serm. IV. u. IX. de Quadrag. Das ist nun freilich nicht so zu nehmen, als hätten die Apostel die Quadragesima in der Art eingesetzt, wie sie heut zu Tage besteht, sondern es soll damit nur gesagt werden,

daß schon zur apostolischen Zeit der Anfang damit gemacht worden sei. Die Dauer der vorösterlichen Fasten war anfangs sehr verschieden. Nach den Zeugnissen des Irenäus und Tertullian hätten die Apostel nach dem Tode Jesu vierzig Stunden gefastet. Sokrates berichtet, daß man zu Rom das vorösterliche Fasten, mit Ausnahme des Sabbats und Sonntags, drei fortlaufende Wochen gehalten; daß die Christen in Illyrien, in Griechenland und zu Alexandrien sechs Wochen gefastet, und daß man zu Constantinopel in der siebenten Woche vor Ostern das Fasten begonnen habe. Es hatte sich häufig die Ansicht geltend gemacht, daß das Quadragesimalfasten eigentlich ein Zehent des Jahres sei, und daher fastete man gerade sechsunddreißig Tage lang vor Ostern. Papst Gregor I. aber, nach Andern erst der etwa hundert Jahre später lebende Gregor II. erließ folgende Verordnung: „Die Quadragesima ist mit der größten Genauigkeit zu halten, damit das Fasten in derselben außer den Sonntagen, welche von der Abstinenz ausgenommen sind, wenn nicht Jemanden Schwäche hindert, durchaus nicht gebrochen werde; denn diese Tage sind der Zehent des Jahres. Es werden also von dem ersten Sonntage der Quadragesima bis zu den Ostern des Herrn sechs Wochen gezählt, welche zweiundvierzig Tage enthalten. Wenn man die sechs Sonntage unter diesen von der Abstinenz ausnimmt, so bleiben nicht mehr in der Abstinenz, als sechsunddreißig Tage. Wenn nun das Jahr aus dreihundertfünfundsechzig Tagen besteht, und wir uns sechsunddreißig Tage betrüben, so geben wir Gott gleichsam den Zehent des Jahres. Damit aber die heilige Zahl von vierzig Tagen ergänzt werde, die unser Erlöser durch sein heiliges Fasten weihte, so werden vier Tage von der vorhergehenden Woche genommen, d. h. der Mittwoch, welcher Caput jejunii genannt wird, und der folgende Donnerstag, der Freitag und der Samstag; denn wenn diese vier Tage den frühern sechsunddreißig nicht beigefügt werden, so haben wir (nach dem Beispiele Christi) keine vierzig Tage in der Abstinenz.“ Man sieht leicht, daß dieses das vierzigtägige Fasten ist, wie es noch heut zu Tage in der Kirche üblich ist, und das am Aschermittwoch beginnt und mit dem Charsamstage endet.

Während der Quadragesima sind alle Tage Fasttage, mit Ausnahme der Sonntage. Von jeher hat man das Fasten an Sonn-

tagen verboten; denn der Sonntag ist das Fest der Auferstehung des Herrn: für ihn geziemt sich nur Freude, durch die mit dem Fasten verbundene Betrübniß würde er nur verunehrt. Daher sagt Tertullian; „Die dominica jejunium nefas ducimus de corona milit. c. 3.“ Die vierte Synode von Carthago erklärt den, der am Sonntage absichtlich fasten würde, für nichtkatholisch. Ja selbst mit dem Anathem belegt die Kirche jene, die aus Verachtung am Sonntage fasten würden. „Si quis tanquam hoc continentiae convenire judicans, die dominico jejunaverit, in ejusdem diei contemtum, anathema sit. Can. 7. D. XXX. Diese Strenge der Kirche erklärt sich aus dem Umstande, weil man in dem absichtlichen Fasten am Sonntage ein Bekenntniß der Ketzerei der Gnostiker und Manichäer erkannte, die bekanntlich unter andern Irrthümern auch die Auferstehung des Herrn leugneten, für die also der Sonntag keine Bedeutung hatte.

Man hat in früheren Zeiten auch am Donnerstage sich des Fastens enthalten. Dieß aus dem Grunde, weil am Donnerstage Christus das heil. Altarssakrament eingesetzt hat. Papst Melchiades hatte im Jahre 314 eigens verordnet: „weder an den Sonntagen noch an den Donnerstagen dürfe man fasten, damit zwischen dem Fasten der Christen und der Heiden, der wahrhaft Gläubigen und der Ungläubigen und Ketzer ein wahrer Unterschied bestehe.“ Um nun dennoch die volle Zahl der Tage zu fasten, hat man es um einige Tage früher, nämlich schon mit Seragesima begonnen.

Auch am Samstage fastete die griechische Kirche nicht, mit Ausnahme des Samstags in der Charwoche. Der Sabbat war den Griechen, weil an ihn die Erinnerung an die Schöpfung gebunden ist, gewissermassen heilig. Den Charsamstag aber fasteten sie. Denn, sagt ein gewisser Autor, so lange der Schöpfer unter der Erde ist, überwiegt die um ihn unternommene Trauer die Freude über die Schöpfung, weil der Schöpfer seinen Geschöpfen nach Natur und Würde vorgeht. — Auch mochten einige Ketzer, namentlich die Marcioniten, die den Sabbat, weil er zur Ehre des Gottes des alten Testaments begangen wurde, den sie für den Urheber alles Bösen hielten, mit Betrübniß und Fasten zubrachten, Veranlassung geben, daß man das Fasten am Samstage untersagte.

Diese Tage, an welchen man nicht fastete, mitten unter Fast-

tagen, bildeten angenehme Ruhepunkte oder Stationen, wo man sich zur Uebernahme neuer Mühseligkeiten stärkte. Schön sagt in dieser Beziehung der heil. Chrysostomus: „Gleichwie an öffentlichen Strassen Ruhestätten und Herbergen sind, wo die ermüdeten Wanderer Luft schöpfen und ausruhen, damit sie nachher um so frischer ihre Reise vollenden; und gleichwie an dem Meere Ufer sind und Häfen, damit die Seefahrer aus dem Sturme dahin ihre Zuflucht nehmen und warten, bis der Winde Ungestüm sich beruhigt hat: so hat auch uns, die wir in dieser Quadragesima den Lauf des Fastens unternommen haben, der Herr zwei Wochentage der Ruhe, gleichwie Ruhestätten und Herbergen und Ufer und Häfen gewährt, damit dem Körper ein wenig die Mühen des Fastens nachgelassen werden, die Fastenden den Geist erquicken und nach dem Ablaufe jener beiden Tage die wohlunternommene Wanderschaft munter fortsetzen."

Noch fügen wir bei: zur Einführung des vorösterlichen Fastens mußten mehrere Gründe bestimmen. Ostern ist gleichsam der Glanzpunkt des ganzen christlichen Jahres. Um dieses hohe Fest würdig zu begehen, ist eine Vorbereitung und Erneuerung des Geistes natürlich. Man wollte durch das Fasten mit Jesus sich kreuzigen, um am Osterfeste mit ihm verherrlicht auferstehen zu können. Dieß war die Zeit, wo ein Jeder zum Tisch des Herrn eilte. Um sich zum Empfange dieses heiligen Geheimnisses desto würdiger vorzubereiten, war man von selbst zu Abtödtungen und zum Fasten angewiesen. Darum, sagt der heil. Chrysostomus, sind die Fasten und Quadragesima und an so vielen Tagen die Versammlungen, Predigten, Gebete und Lehren angeordnet, damit wir, nachdem wir durch diese Bemühungen die Laster abgestreift haben, mit geistiger Sicherheit jenes unblutigen Opfers theilhaftig gemacht werden. Nicht minder waren die Katechumenen, welche um Ostern die Taufe erhielten, und so auch die Büßer, welche um diese Zeit die Wiederaussöhnung mit der Kirche erlangten, zur vorhergehenden Fasten verbunden. Alle diese Gründe wirkten zusammen, um ein vorösterliches Fasten einzuführen.

Wir verweisen hier noch auf Bd. III. S. 557. u. flg.

II. Das Adventfasten.

Was die Quadragesimalzeit für Ostern, das ist der Advent für das heil. Weihnachtsfest. Es ist daher natürlich, daß auch im Advent ein besonders Fasten verordnet war. Die Gläubigen sollten ja ihr Herz zerknirschen, und sich würdig auf die Ankunft des Herrn vorbereiten. Dazu aber ist das Fasten ein heilsames Mittel. Wir finden schon frühzeitig hieher gehörende Verordnungen. Die Synode von Makon im Jahre 582 befiehlt, daß vom Feste des heil. Martinus bis zum Geburtstage des Herrn dreimal in der Woche gefastet werde, nämlich Montags, Mittwochs und Freitags. Im Bisthum Tours wurde der Advent wie die Fastenzeit gehalten, wie das zweite Concil von Tours vom Jahre 570 bezeugt. Papst Nikolaus I., Leo IV. und Bischof Ratherius von Verona nennen den Advent geradezu eine Zeit, in der die Gläubigen zu fasten haben. Hie und da wurde der Advent auch die Quadragesima vor Weihnachten genannt. Die Fasttage, die wir jetzt noch im Advent haben, sind also im grauesten Alterthume begründet. Sie ermahnen uns, die böse Begierlichkeit zu bezähmen, auf daß sich unser Geist desto ungehinderter und freier zu Gott aufschwinge, und wir uns so desto würdiger zur Ankunft des Heilandes vorbereiten. Tödtet in euch, ruft uns der heil. Paulus in diesen Tagen zu, durch den Geist die Werke des Fleisches, auf daß ihr lebet. Röm. 8, 13.

Cf. Bd. III. S. 541 u. flg.

III. Das Quatemberfasten.

Dieses hatte auch den Namen Fronfasten von dem altdeutschen Worte „Fron," welches „Herr" oder „heilig" heißt, und also ein dem Herrn geheiligtes Fasten bedeutet. Man nannte es auch Weihfasten, weil in dieser Zeit die heiligen Weihen ertheilt wurden.

Seinem Ursprunge nach ist dieses Fasten eine uralt hergebrachte Gewohnheit der römischen Kirche, die durch fortwährende Observanz sich ein gesetzliches Ansehen erworben hat.

Umständlicher ist von diesem Fasten bereits gehandelt. Bd. III. S. 610—614.

IV. Das Vigilienfasten.

Um sich desto würdiger auf einen Festtag vorzubereiten, so hatte dieser seine Vigilie, d. h. Vorfeier. Die Christen begaben

sich nämlich schon an den Vorabenden der größern Feste in die Kirchen und brachten die ganze Nacht mit Fasten, Gebet und Psalmengesang hin. Später hat die Kirche statt der nächtlichen Vigilien ein Fasten für die Vorfeste des Herrn und einiger Heiliger angeordnet. Ein solches Vigilfasten fand schon frühzeitig statt.

1) Am Vorabende vor Weihnachten. Schon der heil. Augustin redet davon, daß an diesem Tage zu fasten sei. Papst Nikolaus I. aber sagt, daß am Vorabende vor Weihnachten das Fasten gesetzlich geboten sei.

2) Am Vorabende vor dem Feste der Erscheinung des Herrn. Diese Vigilie kennt schon der heil. Chrysostomus. Ehemals wurde an diesem Tage gefastet, und noch die im Jahre 1022 zu Seligenstadt gehaltene Synode verpflichtet dazu. Später aber wurde das Gebot, an diesem Tage zu fasten, aufgehoben.

3) Am Vorabend vor dem Osterfeste. Daß an diesem Tage gefastet wurde, bedarf keines Beweises, da er noch in die Quadragesimalfasten fällt. Selbst die Griechen, die an andern Samstagen nicht fasteten, thaten es am Charsamstage.

4) Am Vorabende vor Pfingsten. Daß für Pfingsten kein langes vorbereitendes Fasten, wie für Weihnachten und Ostern vorgeschrieben war, rührt daher, weil die ganze Zeit zwischen Ostern und Pfingsten für eine ununterbrochene Freudenperiode gilt. Es wurde nur ein Vigilienfasten angeordnet. In den Sakramentarien der Päpste Leo, Galasius und Gregorius ist dessen schon erwähnt. Auch schreibt der heil. Bonifazius vor, daß der Vorabend des heil. Pfingstfestes eben so mit Fasten gehalten werde, wie die Ostervigil.

5) Am Vorabend des heil. Johannes des Täufers. Diesem Feste ging in der Urzeit ein vierzigtägiges Fasten vor, welches daher die Quadragesima des heil. Johannes Baptista genannt worden ist. Noch die Synode von Seligenstadt im Jahre 1022 verordnet, daß alle Christen vierzehn Tage vor dem Feste des heil. Johannes sich des Blutes und Fleisches enthalten sollen. Später wurde es auf das Fasten am Vorabende eingeschränkt.

6) Am Vorabende von Mariä Himmelfahrt. Weil dieses Fest das vorzüglichste der heil. Jungfrau ist, indem keines

wie dieses uns die Herrlichkeit, die Größe und den Triumph der Mutter Gottes vor Augen stellt, so wird dasselbe auch seit den ältesten Zeiten mit größerer Feierlichkeit, und auch mit einer Vigilfasten begangen. Das Sakramentar Gregors I., ferners Papst Nikolaus I. in seinem Schreiben an die Bulgaren, und endlich die im eilften Jahrhundert zu Seligenstadt gehaltene Synode reden davon als von einer bekannten Sache.

7) Am Vorabende vor Allerheiligen. Dieses Fest, welches dem Andenken aller verklärten Brüder im Himmel geweiht ist, gilt als ein fast höheres Fest; daher hat es auch seine Vigil und sein Fasten. Schon in einem Schreiben Alkuins an den Bischof Arno von Salzburg gegen das Jahr 799 wird gesagt, daß dem Feste Allerheiligen ein dreitägiges Fasten vorhergehe. In andern alten Urkunden, und namentlich durch die Kirchenversammlung von Seligenstadt vom Jahre 1022 wird ebenfalls der Vigilienfasten von Allerheiligen gedacht.

8) An den Vorabenden vor Apostelfesten. Daß die Kirche zur Ehre der Apostel, der vertrautesten Freunde Jesu, besondere Festtage einsetzte, ist natürlich. Früher feierte man aller Apostel Andenken zugleich, nämlich in der Oktav des Festes der Apostel Petrus und Paulus; nachher ist aber einem jeden ein besonderer Festtag bestimmt worden, und heut zu Tage sind sie fast auf alle zwölf Monate des Jahres vertheilt. Mehre derselben haben auch ein Vigilienfasten. Dahin gehört namentlich das Fest der heil. Apostel Petrus und Paulus. Da es das Hauptfest der Apostel ist, so wurde es natürlich auch mit einer Vigilie und Vorfasten belegt. Schon der heil. Ambrosius kennt diese Vigilie. Ein Vigilienfasten hatte früher auch das Fest des heil. Andreas, wie denn überhaupts dieß derjenige Apostel war, welchen man nach dem heil. Petrus und Paulus am meisten in der Kirche ehrte. Die übrigen Apostel hatten zwar eine Vigil, aber gewöhnlich kein Fasten.

V. Das Fasten am Freitage und Samstage.

Schon im graueſten Alterthume haben die Gläubigen einzelne Tage in der Woche dem Andenken an das Leiden Jesu gewidmet, und sich an denselben dem Fasten und heiliger Betrachtung hingegeben. Der heil. Epiphanius leitet diesen Gebrauch von den Apo-

steln her und bezeugt, daß er in der ganzen katholischen Kirche üblich war. Als geeignete Tage hiezu wählte man vorzüglich den Mittwoch und den Freitag; den Mittwoch, weil an diesem Tage im Rathe der Hohenpriester der Tod Jesu beschlossen worden, und den Freitag, weil an demselben der Heiland wirklich gestorben. Die ersten Christen kannten aber ein doppeltes Fasten: entweder kamen sie kirchlich zusammen und fasteten bis zur Beendigung des Gottesdienstes, das ist bis Nachmittags drei Uhr; dieß nannten sie Stationsfasten (stationes), und galt gleichsam nur für ein Halbfasten; oder sie fasteten bis zum Abend, und dieß waren die strengen Fasten, die eigentlichen jejunia.

In der abendländischen Kirche wählte man statt des Mittwochs den Samstag. Aber insbesonders der Freitag wurde von jeher als strenger Fasttag gehalten. Mehre alte Concilien schärfen es mit Nachdruck ein, am Freitag zu fasten. Auch Nikolaus I. stellt es den Bulgaren frei, am Mittwoch zu fasten; verlangt aber, daß sie am Freitage des Fleisches sich enthalten, und außerdem sich Abbruch thun. Daß übrigens auch am Samstag zu fasten sehr frühe schon üblich war, bestätigen vielfältige Zeugnisse. So sagt Papst Innocenz I., der 417 gestorben: Am Freitage fasten wir wegen des Leidens des Herrn; den Samstag dürfen wir aber auch nicht übergehen, weil er der Zwischentag ist zwischen Trauer und Freude; denn es ist bekannt, daß die Apostel an diesen zwei Tagen in Trauer waren, und sich aus Furcht vor den Juden verborgen hielten. Diese von den Aposteln selbst beobachtete Fastenordnung sollen wir alle Wochen halten, weil man stets das Andenken jenes Begräbnißtages feiern muß, so wie das Andenken des Sonntages wegen der Auferstehung. — Auch der heil. Hieronymus rechnet das samstägige Fasten in der römischen Kirche unter die Ueberlieferungen, die man so beibehalten müsse, wie man sie von den Vorfahren erhalten; er sagt auch, daß auch die spanischen Kirchen am Samstage fasten. Uebrigens ward nichts desto weniger auch in der abendländischen Kirche hie und da der Mittwoch als Fasttag gewählt, und namentlich war in der deutschen Kirche die Disciplin hierin bis zu Ende des neunten Jahrhunderts verschieden, indem man bald an Mittwoch und Freitag, bald auch am Samstage fastete. Wir haben schon den Grund angegeben, warum der Mittwoch und Freitag zu

Fasttagen gewählt worden sind: wir sollen an diesen Tagen für unsere Sünden Buße thun und unsere Begierlichkeit beherrschen, indem wir unserer Sinnlichkeit Abbruch thun und das Leiden und Sterben unseres Heilandes uns zu Gemüthe führen. Dasselbe gilt auch von dem samstäglichen Fasten. Dieser Tag soll aber auch zugleich als Vorbereitung zu einer würdigen Sonntagfeier dienen, und erscheint daher auch als eine Art von Vigil.

Insbesonders das Freitagfasten hat in mehrfacher Beziehung einen tiefen Grund. Es wurde dieser Tag von der Kirche nicht bloß deßwegen zum Fasttage gewählt, um uns an den Tod Jesu Christi zu erinnern, sondern auch um uns noch tiefer zurückzuführen, und den Fall unserer ersten Stammeltern uns vor Augen zu stellen; denn nach den heiligen Vätern haben Adam und Eva an einem Freitage von der Frucht des verbotenen Baumes gegessen. Billig ist es also, daß wir an diesem Tage uns abtödten, und auch den Genuß an sich erlaubter Speisen uns versagen, weil an demselben durch den Genuß der verbotenen Frucht Alle in Adam gesündiget haben. Außerdem hängt Jesus Christus am Freitage am Kreuze in der größten Entbehrung, so daß ihm selbst ein Trunk Wasser fehlte, seinen brennenden Durst zu löschen. Billig ist es, daß auch wir an diesem Tage unser Fleisch durch Abtödtung und Selbstverleugnung kreuzigen.

9. Von dem, was das Fasten auflegt. (Nach dem heil. Liguori.)

Das Fasten legt drei Verbindlichkeiten auf.

I. Sich vom Fleischessen zu enthalten. Dazu sind alle Katholiken an Fasttagen verpflichtet, auch Kinder, die zum Gebrauche der Vernunft gekommen sind. Wahnsinnige, und nach der allgemeinen Meinung Kinder unter sieben Jahren sind dazu nicht verbunden. Es sind aber an Fasttagen alle Fleischarten verboten, mit Ausnahme der Fische, Frösche, Schnecken, Austern und einiger andern im Wasser lebenden Thiere. Auch Speck und Fett ist verboten; denn Fett ist wirkliches Fleisch. Dabei entsteht die Frage, ob Milch und Eierspeisen zu genießen erlaubt sind. Hier kömmt es auf die örtliche Gewohnheit an; man darf sie nämlich da genießen, wo sie nicht ausdrücklich durch den

Gebrauch verboten sind. Hingegen ist es jenen, die von der Abstinenz des Fleisches dispensirt sind, nicht erlaubt, zugleich auch Fische an den Fasttagen zu genießen. Benedikt XIV. hat dieß ausdrücklich verboten.

II. Nur Eine Mahlzeit zu halten. Man war früher der Meinung, als ob die, welche von der Abstinenz des Fleischessens dispensirt sind, nicht verbunden wären, täglich nur Eine Mahlzeit zu halten; aber Benedikt XIV. erklärt sich dagegen und befiehlt, daß auch die Dispensirten am Abende mit einer mäßigen Erfrischung sich begnügen sollen. Indeß erlaubt derselbe Papst, kranken und schwächlichen Personen am Tage öfters zu essen. Auch darf man die Mahlzeit um einer gegründeten Ursache willen unterbrechen, aber nicht auf gar zu lange Zeit, z. B. um eine Stunde. Wenn Jemand die nothwendige Nahrung nicht zu sich genommen hat, so daß man das Fasten ohne große Beschwerde nicht aushalten könnte, so darf man nochmals essen; denn die Kirche will die Verpflichtung nicht auflegen, den Tag ohne die nothwendige Nahrung zuzubringen. Das Mittagsessen kann übrigens zwei Stunden währen.

III. Sich an die Stunde der Mahlzeit zu binden, und außer der Zeit nichts zu genießen. Die Stunde der Mahlzeit hielt man früher erst am Abende, später Nachmittags, nun ist sie längst auf den Mittag verlegt. Außer der Mahlzeit soll man eigentlich nichts genießen; doch ist es nicht verboten, Arzneimittel zu nehmen. Nach dem heil. Liguori sind auch alle Getränke erlaubt, die man nicht als Speisen zu nehmen pflegt, als: Kaffee, Kräutersaft, Limonade, Gefrornes, wofern der Zucker nur in geringer Quantität mit vielem Wasser vermischt ist u. s. w. Indeß muß man im Genuße dergleichen Dinge sehr mäßig seyn. Am Abende ist es erlaubt, eine kleine Collation zu sich zu nehmen; die Theologen sagen in der Quantität von acht Unzen, was sie aber nicht auf alle Speisen ausgedehnt wissen wollen. Der heil. Liguori erklärt bezüglich der Qualität der Speisen für erlaubt: Früchte, Gemüse, Brod, Confekt, Fische rc.

10. Die Kirche hat eine weise Absicht, wenn sie gerade den Genuß der Fleischspeisen an gewissen Tagen verbietet.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Fleisch eine mehr rohe, sinnliche Nahrung ist. Daher finden wir auch, daß ein Volk um so wilder ist, je mehr es seine Nahrung einzig und allein vom Fleische nimmt. Wir wissen, daß die wildesten Völker sogar rohes Fleisch, selbst Menschenfleisch genießen. Auch bei den Thieren findet sich dieselbe Erscheinung: die, welche einzig und allein vom Fleische sich nähren, sind wilder und grausamer, als die, welche vom Pflanzenreiche ihre Nahrung nehmen. Man pflegt daher jene auch Raubthiere zu nennen. Nun dürfen wir uns nicht wundern, daß der Mensch im Zustande der Unschuld kein Fleisch genoßen. Damals nährte er sich aus dem Pflanzenreiche; denn Gott sprach: „Ich habe euch gegeben alles Kraut, das sich besaamet auf Erden, und alle Bäume, die in sich selbst Saamen haben nach ihrer Art, daß sie euch zur Speise seien.“ Erst nach der Sünde, eigentlich nach der Sündfluth wurde dem Menschen Fleisch zu essen erlaubt; denn jetzt lautet das Wort des Herrn, das er später zu Noah sprach: „Furcht und Schrecken vor euch sei über alle Thiere der Erde, über alle Vögel des Himmels, sammt Allem, was sich reget auf Erden, alle Fische des Meeres, in euere Hand sind sie gegeben, und Alles, was sich reget und lebet, sei euch zur Speise, wie das grüne Kraut gebe ich euch Alles.“ Gen. 9, 2. 3. Die Pflanzennahrung ist mehr eine Speise der Unschuld; das Fleisch aber mehr eine der Verwilderung, und nicht bloß in physischer, sondern auch in moralischer Hinsicht. Daher finden wir auch, daß diejenigen, welche besonderer Vollkommenheit sich befließen, mehr oder weniger sich des Fleisches enthielten. Es gibt Mönchsorden, die sich des Genusses alles Fleisches enthalten, wie die Carthäuser, Carmeliten. Die Stifter dieser religiösen Genossenschaften haben hierin nicht aus Laune gehandelt, sondern ließen sich von dem ganz richtigen Grundsatze leiten: das Fleisch ist schon an und für sich mehr eine Nahrung der Sinnlichkeit, daher für Solche nicht geeignet, die der Sinnlichkeit völlig ersterben, und nur im Geiste leben sollen. Selbst Heiden sahen dieses schon ein. Daher haben einige der größ-

ten Weltweisen unter ihnen nicht bloß Mäßigkeit überhaupts den Ihrigen zur Pflicht gemacht, sondern oft auch den Genuß der Fleischspeisen verboten. Dieß that namentlich Pythagoras, der bekanntlich seinen Schülern nur Gemüse zu essen erlaubte. Indem also die Kirche ihren Kindern an gewissen Tagen den Genuß der Fleischspeisen verbietet, will sie uns nicht bloß an jenen glückseligen Unschuldszustand erinnern, wo der Mensch noch im Paradiese lebte, und weil selbst noch unschuldig, auch unschuldige Nahrungsmittel, wie die Erde sie ihm bot, genoß, sondern zugleich uns auch mächtig antreiben, selbst wieder in diesen glücklichen Zustand, wo der Geist über das Fleisch herrscht, zurückzukehren. Indem wir uns jener Speise enthalten, durch welche die Sinnlichkeit vorzüglich genährt wird, sollen wir zugleich alles Thierische, das in der Sinnlichkeit seinen Sitz hat, und beim Menschen die Leidenschaften sind, von uns entfernen. Wer sieht hier nicht den tiefen Grund, welchen die Abstinenz von Fleischspeisen hat? Und welche Dreistigkeit verräth es nicht zu sagen: Es ist einerlei, was ich esse, Fleisch oder Fastenspeisen?

11. Wie strenge die ersten Christen gefastet haben.

Unser heutiges Fasten ist kaum mehr ein Schatten von jenen strengen Abtödtungen, welche die ersten Christen übten. Man fastete in der Urzeit gewöhnlich den ganzen Tag, entweder bis drei Uhr Nachmittags, oder auch bis zu Sonnenuntergang. Ersteres nannten sie Stationsfasten (Halbfasten), und letzteres war das eigentlich strenge Fasten (jejunium). Diesen Unterschied hebt Tertullian deutlich hervor, wenn er im 14. Hauptstück vom Fasten sagt: „Warum widmen wir den Mittwoch und Freitag den Stationen, und den Charfreitag dem Fasten?“ In der vierzigtägigen Fasten dauerte das Jejunium gewöhnlich bis Abends. Epiphanius berichtet sogar, daß einige Mönche in den Einöden während dieser Zeit die ganze Woche hindurch bis zum Hahnengesange des folgenden Sonntags nichts assen. (Expos. fidei n. 22.) Auch an Solchen fehlt es nicht, die nach dem Beispiele des Herrn während der ganzen vierzigtägigen Fasten vom Genuße der Nahrungsmittel sich enthielten. Es ist überhaupts unglaublich, wie weit es manche Heilige hierin brachten. Der Abt Elpidius pflegte fünfundzwanzig Jahre lang nur am Samstage und Sonntage zu essen. Der heil. Makarius aß in

den vierzigtägigen Fasten nur am Sonntage immer einige rohe Kohlblätter.

Solche Beispiele sind freilich nicht für Jedermann nachzuahmen; aber auch im Allgemeinen wurde das Fasten sehr strenge gehalten. Man aß gewöhnlich wie oben angedeutet worden, bis zum Abende nichts, und auch dann höchst einfach und mäßig. Nach Tertullian bestand das Mahl der Christen an Fasttagen in schlechter Kost, besonders in gedörrten Speisen; man genoß oft nur trockenes Brod und trank Wasser dazu. Am meisten enthielt man sich von kräftigen Nahrungsmitteln und stärkenden Getränken, namentlich des Fleisches und des Weines. Daher sagt der heil. Augustin, daß die Gläubigen seiner Zeit, um ihr Fleisch zu bändigen, sich in der Fasten des Fleisches und gewisser Erdfrüchte enthalten. Und Theophilus von Alexandrien schreibt in einem seiner Osterbriefe: „Diejenigen, welche die Vorschrift des Gesetzes befolgen, kennen keinen Wein beim Fasten, sie verschmähen den Genuß des Fleisches.“

Auch in späterer Zeit hielt man noch strenges Fasten. Noch im zwölften Jahrhundert fastete man bis zum Abende. Im dreizehnten Jahrhundert ging man von der Schärfe dieses Gebotes ab, und verlegte die tägliche Mahlzeit vom Abend auf drei Uhr Nachmittags, und im vierzehnten Jahrhundert auf den Mittag selbst. Daher kam es, daß auch der nachmittägige Gottesdienst, die Vesper, auf den Vormittag transferirt wurde.

Heut zu Tage ist an den eigentlichen Fasttagen nur eine einmalige Sättigung und am Abende eine mäßige Collation erlaubt. Woher der Name Collation stammt, haben wir bei einer andern Gelegenheit erklärt. Cf. B. III. S. 563.

Hinsichtlich der Auswahl der Speisen herrschte anfänglich große Verschiedenheit. Die Einen enthielten sich alles Fleisches; die Andern nur des Fleisches von vierfüßigen Thieren, und aßen Geflügel und Fische; wieder Andere begnügten sich mit Käse, Butter und Eier; noch Andere aßen bloß Baumfrüchte und Brod. Es kam hiebei sehr viel auf das Land an, in welchem man lebte. Die Synode von Laodicea gebot, die Fasten hindurch nur dürre Früchte zu essen. Gregor der Große gibt dem heil. Augustin, Erzbischof von Kanterbury, für die neubekehrten Christen Englands das zu halten als Vorschrift, was in der Kirche allgemein beobachtet wird. Wir

enthalten uns, schreibt er ihm, vom Fleische, und von Allem, was vom Fleische kömmt, als der Milch, des Käses, der Eier. Die im Jahre 895 zu Tribur gehaltene Synode verbot Fleisch, Fett und Milch und was von Milch zubereitet ist, dann auch Fische, Eier, Wein und Bier. Die Abstinenz von Milchspeisen, Butter und Eiern dauerte bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, in welcher Zeit der römische Stuhl Milderungen eintreten ließ. So gestattete Clemens VI. im Jahre 1344 den Erzdiözesen Trier und Köln, die Quadragesima ausgenommen, an allen übrigen Fasttagen des Jahres Milchspeisen und Eier. Dieselbe Bewilligung erfolgte 1485 für die Landschaft Meissen. Papst Callirt III. gestattete den Kantonen Lucern, Schwyz, Zug und allen benachbarten Orten, die des Olivenöls entbehren, den Genuß des Butters und der Milch. Später ward durch die sogenannten Quinquenalien jedem Bischofe die Befugniß eingeräumt, nach Maßgabe der Bedürfnisse in der Fastenzeit eine Milderung in der Speisewahl für seine Diöcese eintreten zu lassen. Denn die Noth, schreibt Papst Innocenz III., muß dem Gesetze weichen, und wenn ein Kranker Fleisch begehrt, soll man es ihm auch in der Fasten reichen. — Ehedem waren die schwer Arbeitenden vom Fasten nicht ausgenommen; aber sie waren ihrer Arbeiten von Seite der Herrschaften enthoben, auf daß sie ohne Widerrede dem Fasten obliegen konnten.

12. Wie wenig man die Fasten im Geiste der Kirche hält.

Die Kirche befiehlt, daß wir in der heil. Fastenzeit unsern angewohnten Zerstreuungen entsagen, daß wir unsere Vergnügungen beschränken, um in ruhiger Einsamkeit über uns selbst nachzudenken, und dadurch zur Erkenntniß unsers Seelenzustandes zu kommen. Aber wie kommen wir der Vorschrift der Kirche nach? Welche Unterhaltung wird in diesen Bußtagen weniger genoßen als in der übrigen Zeit des Jahres? Sind die öffentlichen Belustigungsorte weniger angefüllt als sonst, oder findet man sie nicht fast noch zahlreicher besetzt? Welche Familie macht es sich noch zum Gesetze, an diesen Tagen eine stille und ernste Ruhe in ihrem Hause zu erhalten? Gibt man sich nicht sogar Mühe, die häuslichen Zerstreuungen zu vervielfältigen, damit man ja diese unangenehmen Tage desto

leichter und angenehmer hinüberbringt? O laßt uns die traurige Wahrheit, die wir nun einmal nicht mehr leugnen können, eingestehen: Wir scheuen in unsern Tagen nichts so sehr, als die stille Zurückgezogenheit; wir fürchten nichts so sehr, als einen Blick auf uns selbst; wir wenden Alles an, daß eine Zerstreuung auf die andere folgt, nur damit wir nie zur Besonnenheit kommen, nie uns selbst bekannt werden und unsere Thorheiten einsehen. Darum haben wir in unsern Tagen den Unterschied zwischen der Fasten und der übrigen Zeit des Jahres so gut als aufgehoben. Gegen den Geist und das ausdrückliche Gebot der Kirche vermehren wir sogar unsere Zerstreuungen, damit wir ja die traurigen Gedanken, welche etwa die Zeitumstände in uns wecken möchten, recht schnell aus unserm Gedächtnisse hinausbringen.

Die Kirche will in der Fastenzeit durch einen öftern und nachdrücklichern Unterricht, und durch lebendige Vorstellung der Leiden und des Todes Jesu uns zu einer wahren Reue über unsere Sünden bewegen. Allein wie Viele gibt es, die während dieser Tage des Heiles gegen das Wort Gottes eben so gleichgiltig sind als zu der übrigen Zeit des Jahres! Sie fliehen die Tempel, und das in denselben verkündete göttliche Wort, um nicht in den unparteiischen Spiegel schauen zu müssen, in welchem sie ihre häßliche Gestalt erblicken würden. Selbst während dieser Zeit tragen sie den Charakter ihrer Verwerfung auf offener Stirn herum; denn wer aus Gott ist, sagt Jesus Christus, der höret Gottes Wort. Solche hören es aber nicht, weil sie nicht aus Gott sind. Aber selbst diejenigen, welche noch den bessern Theil des christlichen Volkes ausmachen, welche für das göttliche Wort noch eine Achtung haben, machen sie es, wie unsere Vorfahren im Glauben, daß sie mit einem heiligen Ernste aus der Kirche in ihre Häuser zurückkehrten, über den erhaltenen Unterricht nachdächten, und an sich und den Ihrigen zur Ausführung brächten? Statt dessen eilt man aus dem Gottesdienste mit der größten Sehnsucht zu seinen Zerstreuungen zurück, damit sie die wohlthätigen Eindrücke, die etwa der Geist Gottes rege gemacht hat, ja recht geschwind wieder verdrängen. Statt in einem heiligen Buche zu lesen, greift man selbst in diesen Tagen zu andern Schriften, die auf eine angenehme Art Kopf und Herz zugleich verderben.

Die Kirche befiehlt endlich, während der heil. Fastenzeit im

Gebrauch der Nahrungsmittel größere Mäßigkeit als sonst zu beobachten, damit wir unsere Begierden beherrschen lernen und das unbändige Fleisch dem Gesetze des Geistes wieder unterwerfen. Aber wie weit sind wir hierin in unsern Tagen gekommen? Kaum darf man es mehr wagen über diesen Gegenstand öffentlich zu reden, will man sich nicht dem Gespötte aussetzen. Das Fastengebot ist in unserm Zeitalter selbst für Christen ein Aergerniß geworden, wie es einst das Kreuz Jesu für Juden und Heiden war. Freilich hat es immer Menschen gegeben, die aus Weichlichkeit dieses Gebot übertreten haben. Aber es geschah in den vorigen Zeiten mehr aus Schwachheit; man that es mit Furcht, that es im Verborgenen und fühlte sein Unrecht. Aber in unsern Tagen erhebt man allgemein und öffentlich eine freche Stirne; Hohn spricht man mit lauter Stimme den Geboten der Kirche; man hält es für einen Triumph, wenn man mit einer offenbaren Unverschämtheit alle Anordnungen der Kirche mit Füßen tritt. Mit einer stolzen Verachtung frägt man noch: Was denn Gott an unserer Nahrung liege; ob er denn nicht Alles zum Genuße erschaffen habe. O des entsetzlichen Zeitalters, wo es so weit gekommen ist, daß man die Gebote Gottes und der Kirche nicht nur nicht hält, sondern sogar noch einen Ruhm darein setzt, sie übertreten zu haben!

13. Das Fastengebot ist heut zu Tage nicht mehr schwer.

Es hat eine Zeit gegeben, wo das Fastengebot eine schwere Last war, und man nicht ohne Grund sich durch die Härte desselben im Uebertretungsfalle hätte entschuldigen können. Denn man durfte den ganzen Tag hindurch nichts genießen, und mußte selbst nach eingetretener Dämmerung sich mit einem ganz einfachen und mäßigen Male begnügen. So strenge fastete man noch zur Zeit des heil. Bernard in allen Ständen. Darum sagt dieser Kirchenlehrer bezüglich der vierzigtägigen Fasten: Von nun an werden mit uns bis auf den Abend fasten alle Könige und Fürsten sammt dem Volke, den Edeln und Unedeln, Reichen und Armen ohne Unterschied. Damals, wo das Fastengebot wirklich noch streng war, klagte man nicht über Härte desselben. Aber heut zu Tage bringt man diesen Grund vor. Aber ist denn in unserer Zeit das Fastengebot wirklich so schwer? Es gebietet nur an gewissen Tagen sich

der Fleischspeisen zu enthalten, und zu andern Zeiten sich mit einer einmaligen Sättigung zu begnügen. Ist diese Vorschrift wirklich so unerfüllbar? Gedenket unserer Stammeltern. Gott setzte sie in das Paradies. Von allen Früchten durften sie essen; nur nicht von der Frucht des Baumes in Mitte des Gartens. War dieß ein hartes Gebot? Ihr Alle saget: „Es ist ganz leicht," — und könnet nicht begreifen, wie man diese leichte Vorschrift übertreten konnte. Nun gerade so verhält es sich auch mit dem Fastengebote. Gott hat uns in die Welt gesetzt. Welch ein Ueberfluß von Pflanzen und Gewächsen, Früchten und Nahrungsmitteln gibt es nicht in derselben! Von Allem dürfen wir essen; nur das Fleisch ist uns an gewissen Tagen verboten. Wenn wir nun Alles verschmähen, und gerade nach der verbotenen Speise verlangen: sind wir nicht eigensinnige, ungenügsame und widerspenstige Menschen? Nun merket aber auch dieses: Je leichter das kirchliche Fastengebot ist, desto schwerer ist die Sünde, wenn man es dennoch übertritt. Saget demnach nicht mehr, es handle sich hier nur um eine Kleinigkeit; nein, euer Ungehorsam nimmt die Gestalt einer großen Sünde an; denn wenn ihr nicht einmal in Kleinigkeiten gehorchet, wie werdet ihr es in größern Dingen?

14. Die vornehmeren Stände dürfen sich vom Fastengebote nicht ausnehmen.

In den ersten Zeiten des Christenthums bestund unter den verschiedenen Ständen, wie in den übrigen religiösen Uebungen, so auch hinsichtlich des Fastens kein Unterschied. Vornehme und Niedrige unterzogen sich mit gleichem Eifer dieser heilsamen Disciplin. Noch der heil. Bernard konnte dieß von seiner Zeit rühmen, und bei Beginn der vierzigtägigen Fasten sagen, daß jetzt Alle, auch Könige und Fürsten dem Fasten sich unterziehen. Ganz anders in unsern Tagen. Jetzt meint man oft in seinem vornehmen Stande gleichsam einen Freibrief vom Fasten zu besitzen. Aber welche Verkehrtheit! Wenn die Kirche je hierin einen Unterschied machen würde und Vorrechte zu ertheilen hätte, so würde sie gewiß nur solche Personen berücksichtigen müssen, die wegen Mangel und harter Arbeit fast ohnehin immer in der Fasten, d. h. in der Zeit der Entbehrung und der Abtödtung sich befinden. Wie könnte sie

aber die Vornehmen und Reichen, die immer im Ueberflusse schwelgen, und von einem Vergnügen zum andern eilen; die vor Genüssen fast nie zu sich selbst kommen; wie könnte sie solchen in der Fastenzeit eine Erleichterung gewähren? Oder haben die Vornehmen und Reichen vielleicht deßwegen größere Freiheit im Fasten, weil sie weniger sündigen? O gerade oft das Gegentheil; denn man kann es sich nicht verhehlen, daß die Lauigkeit in religiösen Uebungen und die Leidenschaften in ihrer Verfeinerung oft den höhern Ständen noch vielmehr als den niedern anhängen. Welche Verkehrtheit also nicht, die Vornehmen, welche die Buße gar häufig noch nöthiger haben, als die gemeinen Leute, und um welcher willen die Kirche beinahe noch mehr als der Uebrigen wegen das Fasten angeordnet hat, entziehen sich so oft demselben, während die Niedrigen im Volke, wie der Handwerksmann, der Taglöhner u. s. w., die ihr Brod im Schweiße ihres Angesichtes essen und deren beßte und herrlichste Tage für die Reichen und Vornehmen Tage der Strenge und des Mangels seyn würden, dieses Gesetz beobachten und selbst von dem Wenigen, das sie in ihren beschränkten Verhältnissen genießen können, sich noch etwas entziehen!

15. Gründe, die vom Fasten freisprechen.

Nach dem heil. Liguori sprechen vier Gründe vom Fasten frei:

I. Die Dispens. Es gibt Fälle, in welchen Jemand von den kirchlichen Obern vom Fasten freigesprochen, dispensirt werden kann. Diese Dispens ertheilt der Papst für die ganze Kirche; der Bischof für einige seiner Diözesanen, aber nicht für die ganze Diözese, in diesem Falle wäre eine päpstliche Dispens nöthig.

II. Die physische oder moralische Unmöglichkeit. Wegen physischer Unmöglichkeit sind vom Fasten entbunden: Die Kranken, die in Genesung Begriffenen, die schwangern oder säugenden Frauen; die Armen, die für eine Mahlzeit nicht hinreichende Speise haben, die also nicht auf einmal so viel haben, als ihnen zum Unterhalt nöthig ist. Wegen moralischer Unmöglichkeit ist ein Jeder entschuldiget, der nicht fasten kann ohne großes Ungemach. Darum sind insgemein vom Fasten entbunden: Die Soldaten, mögen sie im Felde oder in der Garnison seyn; junge Leute, die ihr einundzwanzigstes Lebensjahr noch nicht erreicht haben, auch sechszigjährige Personen.

III. Harte Arbeit. Dahin gehört die Arbeit der Ackersleute, der Maurer, Zimmerleute, Töpfer, Taglöhner und Anderer; der Kaufleute, die den größern Theil des Tages herumgehen; der Fuhrleute; derjenigen, die eine Fußreise von wenigstens fünf Stunden machen, aber nicht derer, die zu Wagen reisen, außer die Reise dauert mehre Tage, und das Fasten könnte ohne große Beschwerde nicht gehalten werden. Handwerker sind auch für den Tag vom Fasten entbunden, wo sie nicht arbeiten, wenn sie in Folge des Fastens so geschwächt würden, daß sie am folgenden Tage nicht arbeiten könnten. Nicht entbunden vom Fasten sind: Die Barbiere, Schneider, Schreiber u. s. w. Wenn Jemand, der nicht Handwerker von Profession ist, deßwegen eine schwere Arbeit unternimmt, um des Fastens enthoben zu werden, so begeht er eine Sünde.

IV. Werke der Frömmigkeit. Müßte nämlich Jemand ein Werk der Frömmigkeit verrichten, das besser wäre als Fasten, und könnte er es nicht aufschieben, z. B. er hätte den Kranken mit großer Anstrengung auszuwarten, so dürfte er das Fasten brechen, um sich zur Ausübung jener bessern Werke nicht untauglich zu machen.

16. Von der Fastendispens.

Die Kirche, eine gute Mutter, ist nicht bloß für die Seele, sondern selbst für das leibliche Wohl ihrer Kinder besorgt. Daher läßt sie in gewissen Fällen eine Dispens von dem kirchlichen Fasten eintreten, d. h. sie erlaubt aus wichtigen Ursachen einzelnen Personen den Genuß der Fleischspeisen auch an solchen Tagen, an welchen er im Allgemeinen verboten ist. Die Kirche dispensirt also nicht im eigentlichen Fasten, sondern nur im Abstinenzgebote. Diejenigen aber, die sich eine solche Dispens durch falsche Gründe erschleichen, sind nicht dispensirt; für sie besteht das Fastengebot noch in seiner ganzen Ausdehnung. Sie sind also, indem sie es nicht halten, nicht bloß Uebertreter desselben, sondern fügen ihrem Ungehorsame noch eine neue Sünde hinzu, die der Heuchelei und des Betruges. Die Kirche ist nicht so verblendet, daß sie dergleichen Unordnungen nicht merken sollte. Sie sieht mit Schmerzen, wie die Unterwürfigkeit dieser treulosen Kinder unter ihre

Verordnungen fast nur darin besteht, daß sie sich ihre Uebertretungen gleichsam genehmigen lassen. Wenn nun die Kirche dessenungeachtet Nachsicht übt und eine Dispense ertheilt, von der sie voraussieht, daß sie erschlichen ist, so geschieht es nur deßwegen, um Solche nicht zu offenen Empörern zu machen, sondern sie wenigstens durch die äußern Bande des Gehorsams und der Ehrerbietung mit sich noch vereint zu erhalten. Die Kirche ist eine mitleidige Mutter, welche aus zwei Uebeln das kleinere wählt. Aber wehe euch, die ihr euere Mutter dazu verleitet! Das Uebel muß verzweifelt seyn, wenn man dem Kranken erlaubt, zu leben, wie er will. Gedenket der Israeliten, die, weil ihnen das Manna nicht mehr gut genug war, durch ihr Murren von Moses sich Fleisch erpreßten. Aber kaum hatten sie dieses Fleisch, das ihnen ihrer Herzens Härte wegen zugestanden worden, gekostet, so verfielen sie in zahlreichen Opfern dem Tode. Daß euch im geistigen Sinne nicht dasselbe begegne, daß ihr nicht der Seele nach sterbet!

Aber ich gehe noch weiter und sage, daß euere Ursachen zur Erlangung der Dispense gegründet waren, ihr aber dessenungeachtet durch die Art und Weise, wie ihr euch der erhaltenen Dispens bedienet, in den Augen Gottes Uebertreter des für euch aufgehobenen Gesetzes werdet. Denn zugegeben, daß ihr aus rechtlichen Gründen von der Enthaltung gewisser Speisen dispensirt seid, so bleibt euch dennoch die Pflicht, die Fastenzeit zur Buße und zur Ausübung guter Werke, die da vorzüglich im Gebete, Almosengeben u. s. w. bestehen, zu verwenden. Papst Benedikt XIV. verordnete auch in einem an die gesammte Kirche 1741 erlassenen Dekret, daß alle jene, welchen wegen eines wirklichen Bedürfnisses die Erlaubniß zugestanden worden ist, Fleisch oder andere an den Fasttagen verbotene Speisen zu essen, dieser Erlaubniß im Verborgenen sich bedienen sollen; daß ferners jene, denen Fleischspeisen erlaubt worden sind, sich enthalten von jeglicher Art Fische; daß an denselben Tagen nie Fische und Fleisch zugleich aufgetragen werde, und endlich daß jedes Freudenmahl gänzlich unterbleibe. Nun frage ich, wie Viele von denen, die sich der Dispense erfreuen, dieser Vorschrift nachkommen? Seufzet ihr insgeheim über die Schwachheit euers Fleisches und über die Unmöglichkeit, in welche sie euch versetzt, dem Gebote der Kirche Genüge zu leisten? Gleichet ihr der

Königin Esther, die nur gezwungener Weise und mit innerm Abscheu an den königlichen Gastmählern Theil nahm? Saget ihr wie sie: Herr, du weißt, daß ich es thun muß, und daß ich an dem königlichen Tische keine Freude habe. Esth. 3, 11. Seid ihr, wie ehemals Urias, gesinnt, der da ausrief: Wie, Israel und Juda bleiben in Zelten, und ich sollte in mein Haus gehen, daß ich esse und trinke? 2. Sam. 11, 11. Ja, dieß soll euere Gesinnung nach erlangter Dispens seyn. Ihr sollet es beklagen, daß ihr, während Alles sich abtödtet und fastet, euch der Schwäche euers Fleisches wegen diesen heiligen Uebungen nicht unterziehen könnet; ihr sollt es mit Beschämung fühlen, daß man euch vom allgemeinen Gesetze ausnehmen muß. Ihr sollt jenen Soldaten gleichen, die zur Zeit, während welcher der Kampf entbrannt ist, darüber sich betrüben, daß eine Krankheit oder ein anders Uebel sie hindert, an demselben Theil zu nehmen. Hättet ihr diese Gesinnungen, dann würde die Kirche euch behandeln, wie ehemals Judas der Machabbäer diejenigen Israeliten, denen es große Betrübniß war, daß sie ihrer Schwächlichkeit wegen nicht im Stande waren, sich am Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind mit ihren übrigen Brüdern zu betheiligen. Er ließ auch sie an der Ehre des Sieges und an der gemachten Beute Theil nehmen. 2. Machab. 8, 28. Aber ihr freuet euch, daß ihr Ursache habet, euch dem allgemeinen Gesetze zu entziehen. Und darum nehmet ihr, statt daß ihr mit denen, welche es beobachten, das Verdienst der Erfüllung theilen würdet, vielmehr an der Sünde der Uebertreter Theil. — Ferners ersetzt ihr wohl durch andere Werke das Fasten, welches ihr nicht beobachten könnet? Betet ihr jetzt wohl mehr als zu einer andern Zeit? Seid ihr liebreicher gegen die Armen? Enthaltet ihr euch gewisser Ergötzlichkeiten, deren Genuß an und für sich keine Sünde wäre? Denn glaubet es nur, daß auf eine andere Art Ersatz geleistet werden muß. Im Gesetze forderte man von denen, die kein Lamm zum Opfer bringen konnten, ein paar Tauben. So will auch Gott statt des Fastens auf eine andere Art entschädiget seyn. Ihr müßt daher euer Fleisch kreuzigen, indem ihr ihm verschiedenerlei Bequemlichkeiten abschneidet; ihr müßt euch diese heilige Zeit vom Umgang mit der Welt zurückziehen, in die Einsamkeit euers Herzens euch begeben, in den Tempeln euch häufiger einfinden und

andere Gott wohlgefällige Werke fleißig üben. Dazu werden weder viel Kräfte, noch eine besondere Gesundheit erfordert. Endlich sehet ihr bei dem Gebrauche der verbotenen Speisen weiter auf Nichts als auf die bloße Nothwendigkeit? Verwerfet ihr diejenigen, die nur den Gaumen kitzeln? Sind euere Mahlzeiten nach dem Geiste der Bußzeit eingerichtet, und zeugen sie von Abtödtung? O wie wenig von all diesem wird man gewahr! Im Gegentheile, man schwelgt und genießt, und sucht Alles auf, was die Lust verlangt, wie zu jeder andern Zeit im Jahre. Bei einem solchen Leben ist die erlangte Dispens nur eine Verhöhnung des Kirchengebotes, und statt, daß sie euch von der Verbindlichkeit, es zu halten befreiet, macht sie euch vielmehr doppelt sündhaft, zu Uebertretern und zu Betrügern.

17. In den Zeiten des Glaubens machte man von einer freiwillig gewährten Dispens nur ungern Gebrauch.

Die Geschichte lehrt, daß man ehedem mit der gewissenshaftesten Strenge das Fasten beobachtete; ungerne ging man davon ab, und selbst eine freiwillig angebotene Dispens schlug man oft aus. Im Jahre 546 mangelten Korn, Wein und Oel zu Konstantinopel, und das Volk befand sich in der äußersten Noth. Da der Kaiser Justinian, obwohl ein sehr eifriger Beobachter des Fastens, den Geist der Kirche kannte, so stand er nicht an, in der ersten Woche der Fasten die Fleischhäuser öffnen und auf allen Märkten Fleisch feil bieten zu lassen. Das Volk aber wollte lieber den äußersten Hunger leiden, als von dieser Nachsicht Gebrauch machen; Niemand wollte Fleisch kaufen, Niemand es essen.

Diese fromme Unterwerfung hat sich die Jahrhunderte hindurch erhalten. Einer der Thürme der Cathedrale zu Rouen hat bis zu diesem Tage den Namen Butterthurm erhalten, weil er auf Kosten frommer Beiträge der Bewohner als Vergeltung für die Erlaubniß erbaut worden war, während der Fasten Butter essen zu dürfen, eine Erlaubniß, welche der Erzbischof vom Papst Innocenz VIII. 1489 für seine Diözese erhielt. Bourges und einige andere Städte haben gleichfalls prächtige Thürme desselben Ursprungs. Gestehen wir, daß die Kirche keinen schlechten Gebrauch von der aus der Dispens einiger Punkte ihrer Disziplin geflossenen Summen machte.

Zur Ehre der Diözese Nevers müssen wir folgende Thatsache anführen. Im vorigen Jahrhundert bestimmte der Mangel an Lebensmittel den Bischof von Nevers, mit Namen Tinseau, den Gebrauch des Fleisches während der Fasten zu gestatten. Niemand wollte diese Erlaubniß benützen, es fanden selbst bescheidene Einwürfe und Klagen statt. Um alle Bedenken zu heben, gab der heil. Franz von Sales zu Nivernais ein großes Mahl bei sich, das aus Fleischspeisen bestand. Das Beispiel des heiligen Bischofs allein konnte die Gewissen beruhigen und unsere frommen Ahnen zu dem Entschluß bringen, von der Erlaubniß Gebrauch zu machen. Wie haben sich doch die Zeiten geändert!

Es besteht noch ein Gebrauch in Frankreich, welcher von der Treue Zeugniß gibt, mit welcher man ehemals sich der Strenge des Fastens unterwarf. Dieser Gebrauch, wer sollte es glauben? ist der, den fetten Ochsen herumzuführen. Sonst beobachtete Jedermann gewissenhaft die Enthaltsamkeit während der vierzigtägigen Fasten. Ein einziger Metzger jeder Stadt hatte die Erlaubniß, Fleisch für die Kranken zu verkaufen. Dieß Vorrecht ward dem eingeräumt, welcher nach dem Urtheile der dazu ernannten Sachkundigen das schönste Stück Vieh zeigte. Nach gegebenem Urtheile führte der Metzger gleichsam als öffentliche Bekanntmachung den Ochsen gekrönt in den Straßen der Stadt herum. Daher der noch bestehende Gebrauch, obwohl die Meisten weder Ursprung noch Sinn davon kennen.

18. Nichtigkeit der gewöhnlichen Einwendungen gegen das von der katholischen Kirche vorgeschriebene Fasten.

Man sucht sich unter verschiedenerlei nichtigen Einwendungen von der Pflicht des Fastens loszumachen. Die gewöhnlichsten dieser Scheingründe sind:

a) Es ist geschrieben, daß nichts, was zum Munde eingeht, den Menschen verunreiniget, sondern was aus dem Munde ausgeht, dieß verunreiniget ihn. Matth. 15, 11.

Allerdings verunreinigen die Fleischspeisen den Menschen nicht; denn sonst müßte die Kirche dieselben auch an den übrigen Wochentagen verbieten. Aber die Kirche legt ihren Kindern die Pflicht

auf, an gewissen Tagen der Fleischspeisen sich zu enthalten, und diese sind schuldig, die Gebote der Kirche zu erfüllen. Wer die Kirche nicht hört, sagt Jesus Christus, den halte für einen Heiden und Publikan. Wer nun an den verbotenen Tagen Fleischspeisen genießt, wird ungehorsam gegen die Kirche, und dadurch zugleich auch gegen Gott; denn wer euch verachtet, sagt Jesus zu seinen Jüngern, der verachtet mich: dieser Ungehorsam ist also die Sünde. So bestund auch die Sünde unserer ersten Stammeltern eigentlich nicht in der Frucht, die sie aßen, sondern ebenfalls in dem Ungehorsame, dessen sie sich durch den Genuß der verbotenen Frucht schuldig machten.

b) Das Fasten ist nur ein Kirchengebot; es liegt nicht viel daran, wenn man es nicht hält.

Wehe solchen Verächtern des Ansehens der heiligen Kirche! Dieß sind Worte von Unsinnigen, die nicht wissen, was sie sagen. Fällt eine Verachtung, welche man der Tochter anthut, nicht auch auf den Vater zurück? So verhält es sich auch bei der Kirche. Wer die Kirche verachtet, der verachtet Gott selbst. Dieß ist deutlich ausgesprochen Luk. 10, 16. und Matth. 18, 17. Daher sagt auch der heil. Augustin: „Wer die Kirche nicht zur Mutter haben will, der wird Gott auch nicht zum Vater haben.“ Und er setzt noch die Mahnung bei: „Nehmet euch in Acht, Geliebteste! haltet euch alle einmüthig an die Mutter, welche die Kirche ist.“

c) Das Fasten ist nur eine Nebensache; die Hauptsache bleibt ein sittliches Leben und treue Pflichterfüllung.

Allerdings ist ein sittliches Leben und treue Pflichterfüllung die Hauptsache des Christenthums, ohne welche uns auch das strengste Fasten nichts nützt. Allein ist denn diese Hauptsache so leicht und schnell in Ordnung zu bringen, da sie so große und unaufhörliche Opfer der Selbstverleugnung verlangt? Und wie wird der, welcher im Leichten und Geringen nicht treu ist, im Größern und Schwerern die Treue bewahren? Wer wird solchen Schönrednern es glauben, daß sie die heftigern Triebe der Eigenliebe und des Stolzes, der Unlauterkeit und Rachsucht bekämpfen werden, da sie den Muth nicht besitzen, das geringe Opfer der Enthaltsamkeit zu bringen,

welches ihnen das Fastengebot auflegt? Wer an ein Ziel kommen will, der muß doch auch den Weg dahin einschlagen. Das Fasten und die Abtödtung ist aber gerade ein wirksames Mittel zur Ueberwindung und Bezähmung seiner Sinnlichkeit. Daher wird auch ein Jeder gerne Gebrauch davon machen, dem es im Ernste um seine sittliche Besserung zu thun ist.

d) Die Fleischspeisen sind viel wohlfeiler als die Fastenspeisen, und dieser Unterschied ist in einer Haushaltung wohl zu beachten.

Sparsamkeit ist wohl eine schöne Tugend, und wollte Gott sie würde bei dem großen Aufwande, welchen die stets mehr um sich greifende Genuß- und Modesucht in Anspruch nimmt, fleißiger zu Rathe gezogen! Es würde dann der Wohlstand mancher Familie besser bestellt seyn, als er es wirklich ist. Hier aber, wo es sich um den Gehorsam gegen unsere Mutter, die Kirche, handelt, sind derlei Ersparungsgrundsätze wahrhaft übel angebracht. Ueberdieß sind, zumal in unsern Tagen, die Fastenspeisen nicht einmal theuerer als die Fleischspeisen. Denken wir doch an unsere frommen Voreltern vor vierzig oder fünfzig Jahren zurück! Obwohl sie in Folge des damals noch viel strengeren Fastengebotes die ganze vierzigtägige Fastenzeit hindurch, sowie an allen Freitagen und Samstagen vom Fleischessen sich enthielten, so fragten sie doch nicht, welche Speisen theuerer oder welche wohlfeiler seien; sie fragten nur nach dem Gebote der Kirche und erfüllten es mit gewissenhafter Treue. Und sind sie etwa durch dieses strengere Fasten ärmer geworden? Oder sind wir, die wir durch die Milde und Nachsicht der Kirchenvorsteher fast um mehr als achtzig Abstinenztage weniger zu beobachten haben, reicher als unsere Väter geworden? Endlich selbst für den Fall, daß die noch wenigen Fasttage in unserm Haushalt eine kleine Mehrausgabe verursachen sollen, so ist ja dieß nur ein ganz geringes Opfer unsers Gehorsams gegen die Kirche; und wer immer ein christliches Herz besitzt, wird und muß glauben, daß der Segen des Himmelreiches genug ist, um dieses dem Kirchengebote im Namen Gottes dargebrachte Opfer wieder hundertfach zu ersetzen.

e) Die Fastenspeisen sind meiner Gesundheit nachtheilig.

Du für dein Wohl so besorgte, ängstliche Seele! ich frage

dich vor Allem, was ist die Ursache, daß dein Körper so schwächlich ist? Gerade dieser Umstand, daß du dir von jeher alle Genüsse erlaubt, und dir niemals den geringsten Abbruch gethan hast. Und hiefür willst du eine Begünstigung und eine Aufhebung eines allgemein verbindlichen Gesetzes? Gerade für dich ist das Fastengebot vor Allem nöthig. Die, welche entweder aus Noth oder andern Ursachen sich fortwährend Abbruch thun, bedürfen eigentlich keines Fastengebotes; sie leben ja ohnehin fortwährend in der Abtödtung. Du aber, der du dich das ganze Jahr im Ueberflusse mästest, hast dieses Gebot nöthig, damit du dir wenigstens gezwungener Weise an gewissen Tagen Manches entziehest, was du dir freiwillig nicht versagen willst. — Du sagst, es schade deiner Gesundheit, zu fasten. Aber ist denn deine schwächliche Gesundheit je eine Ursache, von einem Vergnügen zurückzubleiben? Du bist stark und gesund genug, bei allen Lustbarkeiten dich einzufinden, und im Genusse ganze Nächte durchwachen zu können; aber wenn es sich darum handelt, deinem Gotte zu Liebe etwas zu thun, bist du schwach und krank. Du bist unermüdet auf dem Wege der Bosheit, aber schwach und krank im Dienste Gottes. Und glaub es mir, jene Genüsse und Schwelgereien, in denen du häufig so unersättlich bist, schaden der Gesundheit vielmehr, als das strengste Fasten. Wie Viele haben sich wohl durch Fasten und Abtödtungen das Leben verkürzt? Aber derer, die durch Unmäßigkeit sich tödteten, sind unzählige Opfer. Aber auch gesetzt, daß das Fasten deinen Körper schwächt; ist es nicht billig, daß man das schmerzhafte Siegel des Kreuzes auf ein Fleisch drückt, welches so oftmals mit dem schändlichen Merkmale der unvernünftigen Thiere ist bezeichnet worden? Verdient wohl ein sündiger Leib, daß er so sehr geschont werde? Du klagst über seine Schwäche? Aber du empfindest bei andern Gelegenheiten, wo es sich darum handelt, den sinnlichen Trieben zu widerstehen, nur zu sehr seine Stärke, und seufzest selbst gar oft, wie schwer es ist, den Stachel des Fleisches zu überwältigen. Sollst du also nicht jede Gelegenheit eifrig benützen, wo es dir möglich ist, deinen unbändigsten Feind, dein Fleisch, zu bezähmen? Gerade dieß ist auch die Absicht der Kirche bei ihrem Fastengebot. Deßwegen legt sie es dir auf, daß dein Fleisch geschwächt werde. Wie willst du also dasselbe als einen Grund, dich vom

Fasten frei zu machen, vorgeben, um dessen willen es dir aufgelegt wird?

19. Der Grund des Fastengebotes liegt in uns selbst, in unserer, durch die Sünde verdorbenen Natur.

Es wollen Viele selbst unter den Christen nicht einsehen, wozu das Fasten nöthig sei. Und doch dürften sie nur die Augen öffnen, und in sich selbst hineinschauen. Ja, in uns selbst, in unserer, durch die Sünde verdorbenen Natur liegt ein Hauptgrund des Fastens.

Das Leben des Menschen auf Erden, sagt der heil. Geist, ist ein Kriegsdienst. Job 7, 1. Den Hauptfeind haben wir in uns selbst verborgen. Die Schrift nennt ihn die böse Begierlichkeit. Davon sagt der heil. Jakobus: Ein Jeder wird versucht, indem er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird. Diese böse Begierlichkeit zeigt sich nach der Beschreibung des Evangelisten Johannes in der Welt in dreifacher Gestalt: in der Begierlichkeit des Fleisches, das ist in der Genußsucht; in der Begierlichkeit der Augen, das ist in der Habsucht; in der Hoffart des Lebens, das ist in der Ehr- und Ruhmsucht. Dazu kömmt noch die Anfechtung und Versuchung des Widersachers, des Satans, dieses Feindes unsers Heiles, der umhergeht wie ein brüllender Löwe, und zu verschlingen sucht, was er erreichen kann. 1. Petr. 5, 8. Das sind die Feinde unsers Heiles, gegen die wir mit aller Anstrengung kämpfen müssen.

Wenn nun das menschliche Leben auf Erden ein Kriegsdienst wider die Feinde unsers Heiles ist, so läßt sich leicht einsehen, daß der Weg unsers irdischen Lebens nicht immer ein ebener Rosenweg seyn könne, auf welchem wir angenehm dahin wandeln, und in allen Genüßen uns gütlich thun dürfen, sondern daß es vielmehr ein Leben der Beschwerden und Mühseligkeiten seyn müße. Und so hat es auch der Herr bezeichnet; denn er sagt: Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Matth 16, 24. Wer also Christo nachfolgen und zu ihm gelangen will, muß den thierischen Menschen, der sich bloß von sinnlichen Eindrücken und Begierden beherrschen läßt, ablegen, das Widrige dieses Lebens um Christi willen tragen und

nur das wollen und thun, was Christus durch Wort und Beispiel gelehrt hat. Und an einem andern Orte sagt der Heiland: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewaltthätigen reißen es an sich." Matth. 11, 12.

Um nun den Gläubigen den harten Kampf wider die mancherlei Versuchungen zu erleichtern, um ihnen den Sieg über die Feinde des Heiles unter der mächtigen Gnade Gottes zu verschaffen, kömmt die Kirche ihnen durch ihr ernstes Fastengebot zu Hilfe. Denn die Kirche hat durch ihr Fasten keine andere Absicht, als zu bewirken, daß die Christen, um mit dem Apostel zu reden, ihr Fleisch sammt den Lastern und Lüsten kreuzigen. Gal. 5, 24. Sie sollen der sinnlichen Lust allen möglichen Abbruch thun lernen, und so die böse Begierlichkeit allmählig auszurotten streben; sie sollen sich üben in der Selbstverleugnung, in der Beherrschung ihrer selbst, in der Bezähmung der sinnlichen Begierden und Leidenschaften, im Widerstreit gegen die Versuchungen, damit so durch gewissenhafte Beobachtung der heilsamen Fasten die Gebrechen der Seele sich heilen, und diese zur Vollbringung gottseliger Werke gestärkt werde. Dieß ist die Absicht der Kirche bei ihrem Fastengebote. Daher heißt es auch in den Kirchengebeten: „Allmächtiger Gott, wir bitten dich, laß es in Gnade geschehen, daß dein Volk, welches durch Enthaltsamkeit von Speisen den Leib abtödtet, durch Enthaltsamkeit von Sünden und durch Vollbringung guter Werke sein Fasten vollkommen mache."

Da nun die Menschen, was wir oben in den Worten des heil. Johannes sagten, an einer dreifachen Krankheit leiden, so hat die Kirche durch die Einrichtung der Fasten eine dreifache Arznei als Heilmittel bereitet. Die Menschen leiden nämlich an der Genußsucht. Dagegen schreibt die Kirche als Arznei die Enthaltsamkeit vor, indem sie an gewissen Tagen Abbruch in der Nahrung, Enthaltung von gewissen Lieblingsspeisen, von rauschenden Vergnügungen und sinnlichen Ergötzlichkeiten gebietet. Dieß ist auch in dem Kirchengebete ausgedrückt: „Verleihe, wir bitten dich, o Herr! unserm Fasten einen heilsamen Erfolg, auf daß die übernommene Züchtigung des Fleisches auf die Gesundheit unserer Seele befördend einwirke."

Die Menschen leiden ferners an der Habsucht. Dagegen ver-

ordnet die Kirche die Genügsamkeit, indem sie die Gläubigen auffordert, daß sie die Tage der heil. Fastenzeit zur Ausübung der Werke christlicher Liebe verwenden, um der Sklaverei des Mammons entrissen zu werden. Dahin lauten die Worte: „Sieh, o Herr! gnädig auf die Andacht deines Volkes herab, damit wir, die wir durch Enthaltsamkeit die Lüste des Fleisches schwächen, durch die Frucht guter Werke am Geiste stark werden."

Die Menschen leiden endlich an der Ehrsucht. Dagegen reicht die Kirche als Arznei die Demuth; denn die Fasten ist eine Zeit der Verdemüthigung. Alles weiset darauf: die Kirche ist ihres gewöhnlichen Schmuckes entkleidet, der Priester erscheint häufig in blauer Farbe am Altare; es ertönen keine feierlichen Lieder, meistens nur Trauergesänge werden gehört. So wirkt Alles zusammen, unsern Sinn zu zerknirschen, und uns die Gefühle der Demuth und der Buße einzuflößen.

20. Alles im Menschen soll fasten.

Es ist nicht genug, daß der Gaumen und Magen allein mit Hunger und Enthaltsamkeit gequält werden, sondern der ganze Mensch soll fasten. Darum sagt der heil. Bernard: Da alle Glieder deines Leibes wider Gott sich versündigten: warum sollen sie nicht auch alle zum Fasten verurtheilt werden? Laß also fasten dein Auge, welches so oft ein offenes Thor war, bei welchem die Sünde Eingang fand. Laß fasten deine Hände, deine Füße, deine Zunge, alle deine Glieder. Ja, laß fasten alle Glieder durch Abbruch und Enthaltung von dem, was ihnen angenehm ist. Oft haben sich deine Augen versündiget durch unreine Blicke; laß sie fasten, indem du sie in Zaum hältst und sie auch von Gegenständen abwendest, die zu schauen an und für sich keine Sünde wäre. Oft haben sich deine Ohren versündiget, indem sie verleumderische Reden wohlgefällig anhörten. Laß sie fasten und verstopfe sie vor allem eitlen, nutzlosen Geschwätze. Oft hat sich deine Zunge viel versündiget durch Lügen und Verleumdungen, durch Fluchen und Schelten, durch unzeitiges Tadeln und Richten, durch unflätige, ärgerliche Reden; laß sie fasten, indem du ihr nicht mehr zu reden erlaubest, als was nothwendig ist. Oft haben sich deine Hände und Füsse versündiget, jene durch unanständige Betastungen, diese durch muth-

willige Sprünge oder durch Herumgehen an solchen Orten und in solchen Gesellschaften, wo deine Seele in Gefahr gerathen ist, zu sündigen; laß sie fasten, d. h. still und eingezogen in der Einsamkeit des Hauses bleiben. Es hat sich dein Leib verfehlt durch ärgerlichen Anzug und übertriebenen Putz: laß ihn fasten, indem du ihm den übertriebenen Schmuck entziehest und in einfacher Kleidung einhergehen lässest. Dein Leib hat sich versündiget durch Trägheit und übermäßigen Schlaf im weichen Bette; laß ihn fasten, indem du ihn zur Arbeit anstrengst, und nur die nöthigste Ruhe ihm gestattest. Fasten muß aber auch die Seele, indem sie sich von Lastern enthält. Denn was nützt es, wenn man den Leib von Speisen leert, dabei aber die Seele mit Lastern anfüllt? Was nützt es, wenn dein Angesicht vom Fasten bleich wird, dabei aber deine Seele von Fraß, Neid und Feindseligkeit anschwillt? Was nützt es, wenn du dich vom Wein oder Bier enthältst, dabei aber von Zorn und Eifersucht trunken wirst? Was nützt es dir, kein Fleisch zu essen, das vom Schöpfer zur Speise gegeben ist, wenn du durch Feindschaft und Verleumdung gleichsam das Fleisch deines Bruders zernagst? Darum kommet der Mahnung des heil. Bernard nach, der Allen zuruft: Laßt uns so in Speisen Abbruch thun, daß wir vielmehr von Lastern fasten und der Sünden uns enthalten!

21. Man muß beim Fasten vorzüglich der Sünden sich enthalten, und von bereits begangenen sich zu reinigen suchen.

Wenn du fastest, sagt Jesus Christus, so wasche dein Angesicht. Darunter hat man eigentlich nicht das Angesicht seines Leibes zu verstehen; denn es kommt vor Gott wenig darauf an, ob dieses rein oder schmutzig sei, sondern das Antlitz der Seele. Seine Seele waschen, heißt aber sich von Sünden reinigen. Unter dem Gesichte, sagt ein Kirchenlehrer, welches du bei deinem Fasten waschen mußt, wird dein Gewissen verstanden. Ja, wasche dein Antlitz, fährt er fort, indem du den Schandflecken des Geizes, den Schmutz der Lüge, den Unrath des Zornes und der Feindschaft von deiner Seele hinwegnimmst. Nicht gemeines Wasser darfst du dazu nehmen, sondern prophetisches. In jenem Wasser bade dich, von welchem Isaias sagt: Waschet euch, werdet rein, nehmet die

Bosheit hinweg von euern Seelen. Js. 1, 16. Weißt du, wo dieses Heilbad hervorquillt? Aus dem Felsen, welcher Christus ist; und der Beichtstuhl ist das geheimnißvolle Badhaus, wo dieses heilsame Wasser sich sammelt, und dir als Reinigungsbad bereitet wird. Der Priester ist der Badmeister: gehe zu ihm hin, zeig ihm deinen Schmutz, er wird das prophetische Wasser auf dich gießen, er wird dich rein waschen im Blute Jesu Christi, und dich abtrocknen mit dem Tuche deiner Reue und Betrübniß über das Begangene. Und wenn dir dieses Bad zu warm ist, so kühle es etwas ab, indem du einige Thränen des Schmerzes über deine Sünden hineingießest. Hast du mich recht verstanden? Ich fasse mich deutlicher. Wenn du mit Verdienst fasten willst, so schaffe zuvor deine Sünden hinweg durch eine reumüthige Beicht, daß es dir nicht gehe, wie dem Volke Israel, welches also klagend zum Herrn sprach: Warum haben wir gefastet und sind nicht angeschaut worden? Js. 58, 3. Gott der Herr aber gab zur Antwort: Am Tage euers Fastens zeigt sich euer Wille. Ebendas. Dieser Wille aber war böse; darum setzt Gott hinzu: Zu Streit und Haber fastet ihr und schlaget gottlos zu mit der Faust, d. h. ihr thut euere alten Sünden nicht bloß nicht hinweg, ihr füget vielmehr neue hinzu. Nicht so, mein Christ! Du sollst dein Fasten mit Reue, Beicht und Genugthuung verbinden. Denn was nützt es, schreibt der heil. Hieronymus, seinen Leib durch Fasten kasteien, wenn die Seele im Stolze sich erhebt? Was nützt es, des Weines sich enthalten, aber mit Zorn und Feindschaft sich berauschen? Nur das ist ein wahres Fasten, wenn die Seele der Sünden sich enthält.

22. Man muß mit Fasten Almosengeben verbinden.

Wenn du fastest, sagt Jesus, so salbe dein Haupt. Diese Rede sollst du nicht buchstäblich nehmen, sondern geistig auffassen. Was hättest du denn für ein Verdienst, wenn du dein Haupt salben würdest? Nicht jenes Haupt ist hier gemeint, welches auf deinem Leibe ruhet. Im geistigen Sinne ist hier Jesus Christus gemeint. Wir sind Alle in Christus Ein Leib, bestehen aus verschiedenen Gliedern; das Haupt davon ist Er selbst, der Eingeborne des Vaters. Das Haupt salben, heißt dem Herrn jene Dienste erweisen, die

ihm Magdalena that; sie salbte ihm im Hause jenes Pharisäers, wo er bei Tische war, die Füsse. Und dieses nahm der Heiland wohlgefällig auf. Du fragst mich, wie du Jesum salben könntest. Ich antworte dir: Wenn du ihm wohlthuest; denn im heißen Palästina war das Baden und Salben eine große Wohlthat für den Leib. Freilich fragst du mich wiederum: Aber wie will ich denn meinem Heilande eine Wohlthat erweisen, da er nicht mehr auf Erden wandelt, sondern im Himmel zur Rechten des Vaters sitzet? Du bist ein Neuling in Israel, ein Fremdling im Reiche Gottes, wenn du dir hierin nicht zu rathen weißt. Sagt denn Jesus nicht: Was ihr Einem der Mindesten aus euern Brüdern gethan, das habt ihr mir gethan? Sieh, das Haupt salben, heißt Almosen geben, und damit muß dein Fasten begleitet seyn; denn ohne Almosen ist dein Fasten eine Lampe ohne Oel. Das Fasten, sagt der heilige Augustin, tödtet zwar dich ab; allein es erquickt keinen Andern; fruchtbringend werden deine Leiden seyn, wenn du zugleich einem Andern ein Labsal bereitest. Ich rede in einem Gleichnisse. Es ist noch nicht genug, einen Acker zu pflügen, und das Unkraut auszurotten; will man zu seiner Zeit darauf ärnten, so ist es nothwendig, auch einen Saamen auszustreuen. Durch das Fasten bearbeitest du das Feld deines Leibes und rottest das Unkraut der Sünde aus; soll aber dieser Acker Früchte tragen, so mußt du auch anbauen, Saamen ausstreuen. Dieß geschieht durch das Almosen. Daher nennt es der Apostel auch einen Saamen. Das Almosen macht dein Fasten erst wahrhaft Gott wohlgefällig. Was die Seele für den Leib, das ist das Almosen für das Fasten. Wenn die Seele ausgefahren ist, liegt der Körper todt und regungslos da; er wird eine Beute der Würmer. Auch das Fasten ist ohne Almosen gleichsam todt, es steigt nicht zum Himmel empor, sondern wird vom Wurme des Geizes zernagt. Darum nennt der heil. Chrysostomus die Barmherzigkeit die Seele des Fastens. Beraube dich also nicht selbst des Verdienstes, begleite dein Fasten mit Almosen; was du dir durch Fasten entziehest, damit komme deinem Nächsten zu Hilfe, sonst möchte es scheinen, du fastest nicht aus Bußfertigkeit, sondern aus Habsucht; nicht für Gott, sondern für dich.

23. Warum Jesus Christus sagt, man soll beim Fasten nicht traurig seyn, sondern sein Angesicht waschen, und das Haupt salben?

Jesus Christus sagt: „Wenn ihr fastet, so sollet ihr nicht traurig seyn, wie die Heuchler, die ihr Angesicht verstellen, um von den Menschen gesehen zu werden.“ Dieß heißt nichts Anders, als du sollst dich deines Fastens wegen nicht rühmen; sollst es nicht thun, um von den Menschen gesehen und gelobt zu werden. Du sollst dein Fasten geheim halten, und darum verbietet dir der Herr Alles, was es verrathen könnte. Du sollst deine Werke wie sonst verrichten, du sollst dein Aeußeres nicht vernachlässigen, und weder durch schmutzigen Anzug, noch durch Entstellung deines Gesichtes dein Fasten den Menschen zeigen; sonst laufst du Gefahr, dein Verdienst zu verlieren. Alles, was aus zeitlichen Rücksichten geschieht, verliert bei Gott seinen Werth, insbesonders ist die Eitelkeit und das Streben nach Menschenlob wie ein gefräßiger Wurm, der alle unsere Verdienste zernagt. Wehe dir, wenn du fastest, um gelobt zu werden; dieß heißt die Arznei sich in Gift verwandeln; so sündigest du selbst durch jene Werke, welche deine Sünden zerstören sollen, so opferst du selbst durch deine Abtödtungen deinen Leib dem Teufel. Wehe einem Solchen, was wird ihn noch retten, wenn selbst die Arznei nur dazu dient, seine Krankheit zu vermehren! Wehe ihm, der selbst die Tugend zum Laster macht! Daß wir unser Fasten nicht öffentlich zeigen sollen, lehrt uns auch das Beispiel unsers göttlichen Erlösers. Als er vierzig Tage und vierzig Nächte fastete, that er es nicht zu Jerusalem oder in einer andern Stadt, sondern er ging in die Wüste, in einen menschenleeren und abgelegenen Ort, damit ihn Niemand sah, Niemand bewunderte. Gehe auch du, wie bei allen deinen guten Werken, so bei deinem Fasten in die Wüste, in die Verborgenheit deines Herzens; faste im Geheimen, und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten. Seid nicht traurig, sagt Jesus, wenn ihr fastet. Leider versetzt uns das Fasten oft in eine traurige Stimmung des Gemüthes; man fürchtet sich vor dem Herannahen der Fasten, und man wünscht sich Glück, wenn die Zeit vorüber ist. Thörichte Menschen, ruft der heil. Ambrosius, warum macht euch die Ueber-

nahme der Fasten traurig? Wir wollen ja durch solche Uebungen über das Fleisch und den Satan siegen: schickt sich aber der Schmerz und die Betrübniß zum Siege? Der Teufel soll sich vor diesen Tagen fürchten, weil es die Zeit ist, wo ihm so viele Seelen durch die Gnade Gottes entrissen werden; die Gläubigen aber sollen frohlocken, weil es Tage des Heiles sind. Darum sagt auch der Herr: „Wenn du fastest, so salbe dein Haupt, und wasche dein Angesicht," d. h. halte Alles ferne von dir, was auf Betrübniß deuten könnte, und zeige dich vielmehr freudig und heiter. Nicht aus Zwang, sondern mit Freudigkeit sollst du fasten. Einen freudigen Geber liebt Gott. 2. Korinth. 9, 7. Der heil. Bernard sagt: Mancher fastet widerwillig und ungerne; dieser muß sein Haupt salben d. h. sein Herz in Freude jauchzen lassen; denn das Oel ist ein Zeichen der Freude. Der heil. Johannes Klimakus aber schreibt: Wenn wir fasten, sollen wir seyn, als befänden wir uns bei den fröhlichsten Gastmählern. In der That sitzt die Seele am Tisch eines himmlischen Mahles, während der Leib sich kasteiet; sie wird gesättiget mit englischem Manna, mit der Gnade ihres Gottes. Ich will hiemit keineswegs behaupten, daß jede Traurigkeit beim Fasten verboten sei; nein, es gibt auch eine heilige Traurigkeit, welche Jesus Christus selig preist, und die ein Schmerz über die begangene Sünde ist. Eine solche Traurigkeit verlangt Gott; denn er sagt: Zerreißet euere Herzen; bekehret euch mit Fasten und Weinen zu mir. Aber wir thun häufig das Gegentheil, statt der Herzen zerreißen wir unsere Kleider, was Gott ausdrücklich verbietet. Um mich deutlicher zu erklären: nicht innerlich sind wir über unsere Sünden betrübt, sondern äußerlich heucheln wir eine gewisse Traurigkeit, um der Buße überhoben zu seyn.

24. Durch die Fastenanstalt will die Kirche ihre Kinder zur Erkenntniß ihrer Sünden bringen.

Die Erkenntniß seiner eigenen Verirrungen ist der erste Schritt aller Besserung; denn wie läßt dem Kranken sich helfen, wenn sein Uebel nicht erkannt wird? Nun sind aber gerade die äußern Gegenstände, die sinnlichen Reize und Vergnügungen es, welche uns zu den meisten Sünden verleiten, von derem Genusse betäubt, wir alle Schranken überschreiten und Gottes und seines Gesetzes vergessen.

Um uns aus unserer Betäubung zu wecken und zur Besonnenheit zu bringen, befiehlt uns daher die Kirche, die Tage der Fastenzeit in heiliger Stille zuzubringen, den zerstreuenden Lustbarkeiten zu entsagen und über die Angelegenheit unserer Seele nachzudenken. Und wie bald würden die Sünder, die in ihrer Betäubung dem ewigen Verderben entgegengehen, zur Erkenntniß ihres Zustandes kommen, wenn sie dem Willen der Kirche nachkämen, und wenigstens in dieser heiligen Zeit ihren Zerstreuungen entsagten, in sich selbst zurückgingen und mit ihrem Seelenheile sich beschäftigten!

Damit aber die Gläubigen nicht bloß sich kennen lernen, sondern daß auch ein wahrer Bußgeist in ihnen erwache, so befiehlt die Kirche ferners, daß ihre Diener in diesen Tagen mit Nachdruck ihre Stimme erschallen lassen, und ihnen einige der wichtigsten Wahrheiten, die besonders geeignet sind, den Geist der Buße zu wecken, und darunter vor Allem das bittere Leiden unsers Herrn und Heilandes, vor Augen stellen. Und was ist geeigneter, mehr mit Reue über die begangenen Sünden zu erfüllen, als eine lebendige Erinnerung an die schweren Leiden und den schmerzlichen Tod unsers göttlichen Erlösers? Wem muß beim Anblick so vieler und großer Leiden nicht bange werden wegen seiner eigenen Verbrechen, wenn er fremde Sünden an dem Sohne Gottes so schrecklich bestraft sieht? Wer muß dabei nicht der Worte eingedenk seyn, die Christus selbst einstens gesprochen: Wenn dieß am grünen Holze geschieht, wie wird man mit dem dürren verfahren?

Es ist aber auch bekannt, daß unsere Sünden gewöhnlich aus unsern unordentlichen Neigungen entstehen. Soll es daher mit der Besserung Ernst seyn, so müssen diese Neigungen bezähmt und in Ordnung gebracht werden. Zu diesem Zwecke schreibt auch die Kirche den Gläubigen das Fasten vor. Dadurch entziehen wir dem unbändigen Fleisch die Nahrung; dadurch lassen wir es einigermassen empfinden, was die Sünde verdiene, die wir ihm zu Gefallen begangen haben. Dadurch beugen wir es unter die Befehle des Glaubens und der Vernunft; dadurch gewöhnen wir uns an, unsern wilden Begierden etwas zu versagen und unsern bösen Neigungen Widerstand zu leisten.

O, würden wir die von der Kirche vorgeschriebene Fastenzeit nach ihrem Geiste gebrauchen, gar bald würden wir die Herrschaft

über unsere Neigungen erlangen, gar bald würden wir aufhören, elende Sklaven derselben zu seyn; wir würden ein gebessertes, ein tugendhaftes Leben führen.

25. Das Fasten ist ein vorzügliches Bußmittel.

Eines der vorzüglichsten Bußmittel ist das Fasten. Gott selbst bezeichnet es als solches; denn er sagt durch seinen Propheten: Bekehret euch zu mir von euerm ganzen Herzen mit Fasten, Weinen und Seufzen Joel. 2. Dieses Mittels bediente man sich auch immer, wenn man Buße thun wollte. So that Achab, von dem es heißt: Er legte ein härenes Gewand an über sein Fleisch, und fastete und schlief in einem Sacke, und ging umher mit gesenktem Haupte. 3. König. 21. David sagt von sich: Meine Knie sind schwach geworden vom Fasten. Psal. 108. Von den Israeliten aber heißt es, nachdem sie auf die Ermahnungen des Propheten Jeremias von ihren gottlosen Wegen zurückgekehrt waren: Sie verkündigten vor dem Angesichte des Herrn ein Fasten vor allem Volke zu Jerusalem und der ganzen Gemeinde, die aus den Städten Juda gegen Jerusalem zusammengekommen war. Jerem. 37. Auch der heil. Apostel Paulus bekennt von sich: In Hunger, Durst und mit vielem Fasten habe ich mein Fleisch gezüchtiget 2. Cor. 11.

Es ist ganz natürlich, daß Fasten und Abtödtungen ein vorzügliches Bußmittel sind; denn durch den Genuß einer verbotenen Frucht sind wir Sünder geworden: der entgegesetzte Weg, also die Enthaltsamkeit von an sich erlaubten Speisen, hilft uns die Makel wieder abwaschen und das begangene Unrecht gut machen.

Auch ist das Fasten unter den übrigen Bußwerken das für einen jeden Stand bequemste; denn ein Jeder hat dieses Mittel in der Hand; es kostet ihm nichts. Auch der Aermste kann fasten, ja er muß es sogar oft aus Mangel. Wenn er es nun mit voller Ergebung thut, so kann er so recht aus der Noth eine Tugend machen, d. h. wenn er gleichwohl zum Fasten gezwungen ist, weil ihm die Lebensmittel fehlen, so kann ihm dieses gezwungene Hungerleiden verdienstlich werden, wenn er sich dabei in den Willen Gottes ergibt, und seinen Mangel Gott zur Abbüßung seiner Sünden aufopfert. Dasselbe gilt auch von den kränklichen und schwächlichen Personen. Sie müssen sich wegen ärztlicher Vorschrift von gar

mancherlei Dingen enthalten. Haben sie aber dabei eine auf Gott gerichtete Meinung, so kann auch ihnen das, was sie sich aus Gesundheitsrücksichten versagen müssen, bei Gott als verdienstliche Fasten angerechnet werden.

26. Das Fasten ist ein Verwahrungsmittel gegen die Sünde.

Es gibt Arzneien, welche nicht bloß den Körper von Krankheiten heilen, sondern ihn auch davon bewahren. Ein solches Arzneimittel ist das Fasten für die Seele: es ist nicht bloß ein Bußmittel, sondern schützt auch vor der Sünde. Daher fasten nicht bloß die Sünder, sondern auch die Frommen, und die Letztern deßwegen, um vor der Sünde bewahrt zu bleiben. Der Mensch besteht nämlich, seitdem er gefallen ist, aus zwei einander sehr entgegengesetzten Kräften: aus einer vernünftigen Seele und einem unordentlichen Fleische. Die Seele soll die Herrin seyn, und über das Fleisch herrschen; das unbändige Fleisch aber sucht dieses Verhältniß zu verkehren; es will die Seele zur Magd machen, und sich selbst die Herrschaft anmassen. Das Fasten ist nun ein Bundesgenosse der Seele; es hilft ihr das Fleisch bändigen. Ich möchte es einen Zaum oder Zügel nennen. Wer auf einem Pferde reitet, und ist es auch noch so zahm, bedient sich des Zügels. Dieser ist ihm ein Mittel, nicht bloß ein bereits scheugewordenes Pferd aufzuhalten, sondern es auch in Ordnung zu erhalten, und dahin zu lenken, wohin er will. So verhält es sich auch mit dem Fasten: die Seele bändigt durch dasselbe das Fleisch und macht, daß es ihr willig folgt. Nicht minder gebraucht der Reiter Sporen, und je mehr er sie dem Rosse einsetzt, desto schneller läuft es. Auch das Fasten ist ein geistiger Sporn; je mehr man damit das Fleisch verwundet, desto schneller kömmt die Seele zur Vollkommenheit. Daher sagt der heil. Augustin: „Adam war, so lange er fastete und das Gebot befolgte, im Paradiese, da er aber aß, wurde er aus demselben vertrieben. Immer sei das Fleisch unserer Seele unterworfen, wie die Magd der Herrin dienet." Hieronymus aber schreibt: „Das Fasten vertreibt alle Trägheit und verleiht Tugend und Gnade." Wir fügen noch ein Zeugniß des heil. Cyprian bei: „Das Fasten bändiget allen Aufruhr des Fleisches,

bricht die Tyrannei der Kehle und ziert den Menschen. Es verschließt die unmäßigen Regungen in ein Grab, zertheilt und bindet die umherschweifenden Gelüste, und lehrt, wenn es mit Demuth verbunden ist, die Diener Gottes das Weltliche verachten.

27. Das Fasten erhebt die Seele zu Gott und bringt sie ihm näher.

Je mehr man sich den Genüssen hingibt, desto mehr Kräfte führt man der Sinnlichkeit zu, desto üppiger wird das Fleisch und desto schwächer der Geist. Durch das Fasten hingegen wird die durch das mächtig gewordene Fleisch gebundene Seele wieder entfesselt, so daß ihr das Aufsteigen zu Gott möglich wird. Diese Wahrheit sahen selbst erleuchtete Heiden ein. So sagt Plutarch: „Durch einen dicken, übersättigten und mit Nahrung beschwerten Körper wird die Reinheit der Seele so sehr getrübt und das Licht derselben so sehr verdunkelt und geschwächt, daß sie alle Kraft verliert, über zarte Gegenstände scharf und richtig zu denken.“ Wenn es daher sprichwörtlich geworden ist, daß ein zu üppig genährtes Fleisch den Geist schon an gewöhnlichen wissenschaftlichen Bestrebungen hinderlich ist (plenus venter non studet libenter): so darf man noch um so mehr sagen, daß Ueppigkeit und schwelgerisches Leben ein Hinderniß ist, daß die Seele zu Gott aufsteige. Daher sehen wir auch, daß all diejenigen, welche dem Gebete und heiligen Betrachtungen sich widmeten, oder überhaupts sich zu Gott erheben und seines besondern Beistandes sich versichern wollten, zum Fasten ihre Zuflucht nahmen. So wissen wir, daß Daniel Erhörung fand, nachdem er gefastet und vor dem Angesichte Gottes sich kasteit hatte. Dan. 10, 12. Moses reinigte sich durch ein vierzigtägiges Fasten, ehe er die Tafeln des Gesetzes empfing. Deut. 9. 9, 18. Johannes der Täufer forderte in seinen Predigten die Juden zum Fasten auf, um sich dadurch zum Empfange des Messias würdig vorzubereiten. Christus selbst trat durch ein vierzigtägiges Fasten sein Lehramt und sein Erlösungswerk an, und die Apostel fasteten bei einer jeden wichtigen Angelegenheit. Apostelg. 13, 2, 3—14, 22. rc.

Daß das Fasten die Seele in die Vereinigung mit Gott bringt, drücken auch die kirchlichen Gebete aus. So heißt es in der Prä-

fation während der Fastenzeit: „Qui corporali jejunio vitia comprimis, mentem elevas, virtutem largiris et praemia.“ Dahin lauten auch die Zeugnisse der heil. Väter. „Das Fasten“ sagt der heil. Ambrosius, „ist das Leben der Engel; es ist eine Stiege, auf welcher man zu Gott gelangt.“ Bemerken wir, schreibt der heil. Augustin, welch ein Unterschied zwischen Fasten und Sättigung sei: weil Moses fastete, sah er den Herrn; weil das Volk aß und trank, machte es sich Götzenbilder. Das Fasten, sagt Isidor, ist eine heilige Sache, ein himmlisches Werk, das Thor zum Reiche Gottes; wer es heilig begeht, wird mit Gott verbunden.

28. Das Fasten hat eine Sünden tilgende Kraft.

Daß man durch das Fasten sich die Gottheit gnädig mache und sich die Verzeihung anbahne, davon hatten selbst die blinden Heiden schon eine Ahnung. Denn nach dem Berichte des Livius wurden der Ceres zur Versöhnung des Zornes der Götter öffentliche Fasten angeordnet. Lib. XXXVI. cap. 37.

Die Juden erkannten vollkommen, wie viel das Fasten zur Erlangung der Verzeihung beitrage. Daher waren ihre Bußtage immer auch Fasttage. Ja, wer am großen Versöhnungsfeste nicht fastete, der soll nach Gottes Befehl von seinem Volke ausgerottet werden. Lev. 23, 29. Als der König Assuerus den Befehl hatte gegeben, alle Juden im Lande an einem Tage zu erwürgen, ließ Esther, welche das Volk retten wollte, durch Mardochäus alle Juden, die zu Susa waren, versammeln, und sie fasteten und beteten, um sich Gott gnädig zu machen, und den Willen des Königs durch Esthers Fürbitte umzustimmen. Esth. 4, 5. Bei einer andern Gelegenheit, wo die Israeliten von den Fremdlingen sich absonderten, und ihre Sünden und die Missethaten ihrer Väter bekannten, kamen sie zusammen, um zu fasten. 2. Esdr. 9, 1. Auch Esdras fastete, als er trauerte wegen der Uebertretung derjenigen, die aus der Gefangenschaft gekommen waren.

Wie sehr man überzeugt war, daß man durch das Fasten leichter Verzeihung seiner Sünden erlange, zeigt das Beispiel der Niniviten. Als Jonas ihnen im Auftrage Gottes Buße geprediget hatte, da riefen sie ein allgemeines Fasten aus, und wir wissen, daß sie gerettet worden sind. Jon. III. 5.

Auch im neuen Bunde wird das Fasten als ein Bußmittel empfohlen, und wir sehen es von Allen geübt, die Verzeihung ihrer Sünden erlangen wollten.

Die Sünden tilgende Kraft des Fastens erkennen auch die heiligen Väter. Das Fasten, sagt Ambrosius, ist der Tod der Schuld, die Zerstörung der Vergehen, das Mittel des Heiles, die Wurzel der Gnade, die Reinigung der Seele, das Opfer der Versöhnung. — Basilius schreibt: „Das Fasten löscht die Sünden aus.“ Der heil. Athanasius sagt vom Fasten, daß es die Seele vom Tod befreie. Der heil. Bernard sagt: „Gut und heilsam ist das Fasten, wodurch wir uns von den ewigen Strafen erlösen. Und das Fasten ist nicht nur allein eine Vergebung der Sünden, sondern auch eine Ausrottung der Laster; es verschafft nicht allein Verzeihung, sondern es verdient auch die Gnade; es vernichtet nicht allein die begangenen Sünden, sondern es vertreibt auch die zukünftigen, die wir begehen könnten.“

29. Das Fasten ist auch der Gesundheit des Leibes höchst zuträglich.

Wie die Mäßigkeit und Nüchternheit die besten Stützen der Gesundheit sind, so sind die Enthaltsamkeit und das Fasten oft das sicherste Mittel sie wieder herzustellen: die Erfahrung unterstützt diese Bemerkung. Durch beständiges Fasten bewahrten so viele alte Väter der Wüste eine kräftige und dauernde Gesundheit über die gewöhnliche Grenze des menschlichen Daseyns hinaus, und lebten länger als ein Jahrhundert in den heißen Ländern, wo die Dauer des Lebens allgemein kürzer ist, als in gemäßigten Klimaten.

Der heilige Paulus, der erste Eremit, lebte hundertunddreizehn Jahre; der heilige Antonius hundertundfünf; der heilige Arsenius hundertundzwanzig; der heil. Johannes, der Schweigende, hundertundvier; der heilige Abt Theodosius hundertundfünf; die zwei heiligen Makarius, der heilige Paphnutius, der heilige Sabas und der heilige Johannes von Aegypten fast ein Jahrhundert.

Die medizinische Wissenschaft erklärt diese erstaunlichen Thatsachen. Sie behauptet, daß die Mässigkeit die Mutter der Gesundheit ist; daß sie allen Krankheiten vorbeugt, welche die Wirkung eines verdorbenen Magens sind; daß sie die äußern Zufälle min-

der gefährlich macht; daß sie die unheilbaren Uebel erleichtert und mildert; daß sie die Leidenschaften beruhigt und die Sinne in voller Thätigkeit erhält; daß sie die Kraft des Geistes und die Lebhaftigkeit des Gedächtnisses unterhält; endlich daß sie der Grund der Tugend ist, wie Cassianus bemerkt. Alle Heiligen, welche sich zur evangelischen Vollkommenheit erhoben, haben mit dieser Tugend begonnen. Wer diese Tugend übt, hat selten den Arzt nöthig; sie bewahrt vor allen Krankheiten, welche von Völlerei kommen; sie liefert das einfachste und sicherste Mittel, die Natur unabhängig zu machen, und ihr ihre Thätigkeit zu geben. Gewöhnlich bringt eine Diät von zwei Tagen die Wirkung eines Purgirmittels mit weniger Unannehmlichkeit und Unsicherheit hervor. Viele Mönche haben in ihren Klöstern ein nüchternes und regelmäßiges Leben geführt, und ohne Arzt, ohne Arznei ein sehr hohes Greisenalter erreicht, indem sie, wenn sie sich unwohl fühlten, gewöhnlich zwei oder drei Tage Diät hielten; dieß reichte in der Regel hin, die Ordnung wieder herzustellen.

So bezeugen die aufgeklärteste Wissenschaft und die Erfahrung aller Zeiten, daß das Fasten das beste Mittel gegen die meisten Krankheiten, der sicherste Wächter der Gesundheit und das einfachste und leichteste Mittel ist, das Leben zu verlängern.

Man begreift ohne Mühe, daß das katholische Fasten besonders die heilsamsten Wirkungen hervorbringen muß, wenn man auf die Zeit aufmerksam macht, in die es gesetzt ist. Es ist vorzüglich der Frühling. Nun aber ist der Frühling die günstigste Jahreszeit, die Unordnungen der Gesundheit wieder gut zu machen, welche durch die erhitzenden Arbeiten des Sommers oder durch die Unmässigkeiten im Winter verursacht worden sind. Die Säfte sind alsdann in Bewegung; Alles, was vegetirt, unterliegt einer Art von Gährung. Die frischen Kräuter liefern heilsamere Säfte als zu jeder andern Zeit; und das beste Mittel, oder das erste Präservativ gegen die meisten Krankheiten ist ohne Widerrede die Enthaltsamkeit und eine Auswahl von vegetabilischen Nahrungsstoffen.

Wer nur über die tiefe Weisheit und die mütterliche Sorgfalt der katholischen Kirche nachdenkt, wird gerne zugeben, daß die Sorge für unsere zeitliche Gesundheit als ein zweiter Beweggrund die Anordnung der Fasten hervorgerufen hat. Die Kirche selbst

gibt uns dieß durch die Collekte zu verstehen, worin sie Gott um die Gnade bittet, das Fasten als eine Anordnung für die Gesundheit unsrer Seelen und unsrer Leiber gewissenhaft zu beobachten. Immer weise und immer gut, hat die Braut des Gottmenschen in diesem Punkte der Disciplin ihre Vorschriften je nach Alter und Klima gemildert. Heut zu Tage, wo die Leibesbeschaffenheiten schwächer zu seyn scheinen, zeigt sie sich voll Nachsicht und gewährt unserer Schwachheit Milderungen, für die wir ihr billig Rechenschaft ablegen, indem wir uns dankbar für ihre Güte und den leichten Beraubungen, die sie vorschreibt, getreu erweisen.

Sieh auch den Artikel: Abtödtung.

Artikel LVII.

Fastnacht.

1. Begriff.

Die Fastnacht ist die unmittelbar der Fasten vorhergehende Zeit, insbesonders die drei letzten Tage vor derselben werden als Fastnacht bezeichnet. Aehnliche Ausschweifungen sollen zuerst bei den Aegyptiern entstanden seyn, von da wären sie an die Griechen, dann an die Römer übergegangen, und das heidnische Rom theilte sie dem ganzen Erdkreis mit. Der Name Fastnacht rührt daher, weil ehedem nur am Abende vor dem Aschermittwoch besondere Lustbarkeiten stattfanden, während sie jetzt auf volle drei Tage und Nächte, ja auf die ganze Zeit vom heil. Dreikönigsfeste bis zu Anfang der Fasten ausgedehnt sind. Den ersten Tag, d. h. den Sonntag vor dem Aschermittwoch, bezeichnet man als Herrenfastnacht (früher auch als Pfaffenfastnacht), weil ehedem dieß der letzte Tag war, an welchem die Priester Fleisch essen durften.

2. Stellen der heil. Schrift.

Das Volk setzte sich, um zu essen und zu trinken, und stand auf, um zu spielen. Exod. 32, 6.

Sehet zu, Brüder, wie ihr vorsichtig wandelt, nicht wie Thoren, sondern wie Weise, welche die Zeit benützen; denn die Tage sind böse. Ephes. 5, 15.

Laßt uns ablegen die Werke der Finsterniß und anziehen die Waffen des Lichtes. Wie am Tage wollen wir ehrbar wandeln: nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Schlafkammern und Unzucht. Röm. 13, 12 u. 13.

Ziehet nicht das Joch mit den Ungläubigen; denn welche Gemeinschaft hat Christus mit Belial? 2. Corinth. 6.

Sie sind ohne Kenntniß vor Wein und irren vor Trunkenheit; sie sind ersoffen im Wein, irren in der Trunkenheit, und wissen um kein Recht. Js. 28.

3. Aussprüche der heil. Väter.

Man gelangt durch Betrug nicht zur Gerechtigkeit, noch durch Ausschweifung zur Nüchternheit, noch durch die Bosheit zur Tugend. Trunkenheit und Unmäßigkeit führen zur Ausschweifung; der Weg zum Fasten aber ist Genügsamkeit. St. Basil.

Wo Musik und Tanz ist, da ist Finsterniß für die Männer, Verderben für die Weiber, Traurigkeit für die Engel, aber Freude für die Teufel. St. Ephrem.

Wie magst du, o Christ! an den Schauspielen des Teufels dich betheiligen? Du hast in der Taufe dem Teufel abgeschworen; wenn Du an seinen Schauspielen Gefallen findest, kehrst du in seine Genossenschaft zurück. Salv.

Die Heiden jauchzen in diesen Tagen unter Liebes- und Freudengesänge, ihr aber sollt euch ergötzen an der Predigt des göttlichen Wortes; jene laufen den Schauspielen zu, ihr aber sollet den Kirchen zueilen; jene trinken sich voll, ihr aber seid mäßig und fastet. St. Augustin.

Sieh die verfänglichen Netze, welche der Teufel zu dieser Zeit um uns herum ausspannt! Sieh die Abgründe, in welche er so viele Menschen blindlings stürzt! Sieh die ungeheuere Menge von Seelen, die ihm als Beute zufallen! Der heil. Karl Borromäus.

4. Geschichtliches.

Die heil. Katharina von Siena ergab sich insbesonders während der Fastnachtszeit dem Gebet, um dadurch Gott für die Beleidigungen der Weltkinder einige Genugthuung zu leisten.

Die heil. Magdalena von Pazzis stand während der Fastnachtszeit oft des Nachts vom Bett auf, ging in die Kirche, und bat Gott für das Heil jener verblendeten Menschen, die sich in diesen Tagen den wilden Fastnachtslustbarkeiten hingaben.

Der heil. Gertrud erschien in der Fastnachtszeit Christus, der Herr, öfters voll Wunden und Blut. Auf die Frage, woher dieses komme, erhielt sie zur Antwort, daß die Weltkinder in diesen Tagen ihm jene Wunden verursachen.

Kaiser Ferdinand II. hatte einen Hofnarren, mit Namen Jonas. Dieser erschien immer zur Zeit der kaiserlichen Tafel, um mit seinem Witz die Gäste zu unterhalten; aber gerade in den Fastnachtstagen fehlte er einmal. Nach langem Suchen fand man ihn endlich in der St. Stephanskirche. Als Jonas zum Kaiser geführt und um die Ursache seiner ungewohnten Abwesenheit gefragt wurde, gab er zur Antwort: Das ganze Jahr hindurch ist Gott mit der Audienz beschäftiget, welche er den großen Herren und dem gemeinen Volke zu geben hat, da dürfen wir arme Narren uns kaum blicken lassen. In den Tagen der Fastnacht aber, wo Andere zu Narren werden, wollen wir weise seyn, und vor Gott, unserm höchsten Herrn, stehen und ihm dienen.

Vor nicht gar langer Zeit begrub man an einem gewissen Orte, wie es häufig Gebrauch ist, die Fastnacht. Der, welcher die zu begrabende Fastnacht darstellte, ahmte die Mienen und Gebärden eines Sterbenden mit so großer Natürlichkeit nach, daß alle Anwesenden darüber staunten. Aber der Scherz nahm ein trauriges Ende. Denn zu nicht geringem Schrecken zeigte sich, daß der, welcher die zu begrabende Fastnacht darstellte, wirklich gestorben war. So strafte Gott den frevelhaften Scherz.

Als einmal ein türkischer Gesandter wieder aus den christlichen Ländern nach Constantinopel zurückkehrte und gefragt wurde, was er bei den Christen Auffallendes gefunden hätte, gab er zur Antwort: Nichts sei ihm mehr aufgefallen, als daß die Christen

zur Zeit ihrer Fastnacht drei Tage hindurch wahnsinnig seien, am vierten Tage aber durch Auflegen von Asche den Verstand wieder erhielten.

5. Gleichnisse.

Wie gute Kinder, wenn sie sehen, daß ihre Geschwisterte den Vater erzürnt haben, sich vor Allem hüten, wodurch sie seinen Unwillen noch vermehren würden: so nehmen sich auch gute Christen, die sehen, daß Gott durch die Frevel der Fastnachtszeit allen Grund hat, sich zu erzürnen, vor neuen Beleidigungen in Acht, und bemühen sich vielmehr, durch gute Werke ihn zu erfreuen.

Wie man den treuen Freund nie besser erkennt, als wenn man im Unglücke ist, so können auch die Christen ihre Anhänglichkeit an Jesus nie besser zeigen, als wenn sie zur Fastnachtszeit, wo ihn Alles zu verlassen scheint, dennoch bei ihm ausharren.

Es wäre gewiß schändliche Verrätherei, wenn ein Soldat dem Feinde, gegen welchen er morgen kämpfen muß, heute die Waffen überliefern würde. Eben so schmachvoll ist es für einen Christen, wenn er an der Schwelle der heiligen Fastenzeit sich in einen Strom von Vergnügungen und Lustbarkeiten untertaucht.

6. Die Fastnachtslustbarkeiten stammen aus dem Heidenthume.

Schon der Name verräth den Ursprung dieser Lustbarkeiten; denn sie heißen auch Bachanalien, Bachusfeste.

Bachus wurde bei den alten Heiden als der Gott des Weines verehrt; man glaubte, dem Bachus habe man den Wein zu verdanken, und deßwegen führte zuerst Griechenland zu Ehren dieses Gottes die Bachanalien oder Bachusfeste ein. Das Heidenthum feierte diese Feste auf eine Art, daß es der Menschheit zur Schande gereichte, und es fast unglaublich ist, wie man sich so weit verirren konnte. Ich will den Vorhang nicht weiter aufziehen, und die schändlichen Ausschweifungen und widernatürlichen Laster nicht näher darlegen, welcher man sich bei dieser Gelegenheit schuldig machte. Nur erwähnt sei es, daß man bis zur höchsten Unmäßigkeit dem Trunk sich ergab, und gleichsam wetteiferte, wer es dem Andern zuvor thun könnte. Man sah den als den größern

Verehrer des Bachus an, der den Andern im Trinken übertroffen hatte. Daß ein solch unmäßiger Genuß auch zu andern Ausschweifungen führen mußte, liegt am Tage. Um seinen Leidenschaften desto freier fröhnen und alle Laster desto ungescheuter begehen zu können, bediente man sich der Masken und nahm oft durch Vermummung die abenteuerlichsten Gestalten an.

Dieß ist der Ursprung der Fastnachtslustbarkeiten; vom Heidenthume haben sie sich in das Christenthum herübergepflanzt.

Trauere, Religion Christi! Es ist dir zwar gelungen, das Heidenthum von dem Erdboden zu verdrängen, die Tempel falscher Götter zu zerstören, ihre Altäre umzustossen und ihre Bildnisse hinwegzunehmen; aber ihre Feste und Ausschweifungen bestehen noch theilweise. Die Fastnacht ist ein Beweis davon; denn in ihr lebt das Andenken an den Bachus noch fort; durch sie hat dieser heidnische Gott mitten unter den Christen noch Anhänger und Verehrer. — O Brüder! wenn noch ein christliches Herz in euch schlägt, so bedenket doch, wie sich euere Religion mit den Festtagen eines heidnischen Abgottes verträgt; wie es möglich ist, ein Christ zu seyn, und wie ein Heide auszuschweifen!

7. Die Fastnachtslustbarkeiten sind ein Hohn auf das Christenthum.

Die Fastnachtstage werden unmittelbar vor Beginn der heiligen Fastenzeit gehalten, sie sind gleichsam der Vorabend der Fasten. Ist es nun billig, daß Christen unmittelbar vor ihrer Buß- und Fastenzeit allen möglichen Ausschweifungen, Genüßen und Schwelgereien sich hingeben? Am nächsten Mittwoche werden wir mit Asche bestreut; die Bilder des Todes, das Andenken an unsere Hinfälligkeit und Vergänglichkeit soll zum lebendigen Bewußtseyn in uns gebracht werden. Und wir stumpfen durch unmäßigen Genuß im Voraus unsern Geist ab, daß es ihm gar nicht möglich ist, diese Gedanken zu fassen. Wir stehen an der Schwelle der Bußzeit; wir sollen Gott Genüge leisten durch Abtödtungen und Selbstverleugnungen für unsere Sünden und Missethaten, und statt dessen vermehren wir das Maaß derselben noch unmittelbar vor Beginn dieser heiligen Zeit. Heißt das nicht Gott verhöhnen und mit seinen Anordnungen freches Spiel treiben?

Am Fastnachtssonntage selbst beginnt die Kirche ihre Gläubigen auf die Feier des Leidens und Sterbens Jesu Christi vorzubereiten. Es wird uns im Evangelium gesagt, daß Jesus sich aufmachte nach Jerusalem zu gehen, um dort zu leiden und zu sterben. Wie räumen sich zu diesem ernsten Momente die unwürdigen Vermummungen, Schwelgereien und Ueppigkeiten, die in diesen Tagen so allgemein sind? Sieh, der Herr macht sich auf, um zu dulden, daß ihm seine Augen verhüllt werden, und daß man ihm ins Angesicht schlage: sind vielleicht unsere Masken und Vermummungen eine Feier der Verhüllungen, die der Herr um unsertwillen erduldet hat? Sieh, der Herr erhebt sich heute, um wie ein Lamm, das seinen Mund nicht öffnet, zur Schlachtbank geführt zu werden. Ist vielleicht das Geschrei der Rasenden und Betrunkenen unsere Feier des Andenkens hieran? Sieh, der Herr geht hin voll Ernstes, den blutigen Tod und das Heil der Menschheit im Auge. Soll etwa unser Leichtsinn und unsere Ausgelassenheit die Feier dieses Hingangs seyn? Wie vereiniget sich das, was wir heute thun, mit dem, was uns die Kirche vor Augen stellt? Sind die wilden Fastnachtsfreuden nicht eine wahre Verhöhnung der Kirche und ihrer Geheimnisse? In diesen Tagen ist häufig auch Christus im allerheiligsten Altarssakrament zur Anbetung ausgesetzt. Die aber, welche an den wilden Fastnachtsfreuden sich betheiligen, erweisen dem Heilande nicht nur keine Anbetung, sondern thun vielmehr, was an ihnen liegt, um ihn zu schmähen und zu verspotten.

8. In den Fastnachtstagen darf man sich noch weniger eine Sünde erlauben als zur andern Zeit.

Ein wahrer Freund wird seine Treue und Liebe nie besser zeigen, als wenn sein Geliebter in Nöthen ist, und des Trostes am meisten bedarf. Darum sagt der heilige Geist: Hast du einen Freund, so prüfe ihn in der Noth, und schenk ihm dein Vertrauen nicht zu schnell; denn Mancher ist nur so lange Freund, als es ihm an der Zeit zu seyn scheint; aber am Tage der Trübsal bleibt er nicht. Eccli. 6, 7 und 8. Wenn es nun wahr ist, daß, wie der Apostel sagt, ein Jeder, der in eine schwere Sünde fällt, Christum auf's Neue kreuziget, so ist gewiß die Fastnachtszeit diejenige, zur welcher der Heiland das Meiste zu leiden hat, und wirklich leiden

würde, wenn er dessen in seiner Herrlichkeit noch fähig wäre. In diesen Tagen leidet der Erlöser nicht bloß von den Ungläubigen, sondern auch von den Kindern der Kirche die größte Schmach; selbst diejenigen, welche oft das ganze Jahr hindurch von gröbern Sünden sich ziemlich enthalten, lassen sich in diesen Tagen unter dem Vorwande eines Vergnügens vom Pfad der Tugend ablenken. Jesus wird fast allgemein verhöhnt, den Heiden überliefert und gekreuziget. Kinder Gottes! könnt ihr dieses ohne schmerzliches Mitleiden ansehen? Könnet ihr dieß ohne Gefühl an euerm himmlischen Freunde dulden? Ja, könnet ihr so weit gehen, und selbst mit der Rotte euch verbinden, die euerm Erlöser Solches anthut? Werden dadurch seine Schmerzen nicht auf die höchste Spitze getrieben? Auch du, mein Sohn Brutus! seufzte der sterbende Julius Cäsar, da er unter den Uebrigen, die ihm tödtliche Streiche beibrachten, auch seinen ehemaligen Freund erblickte — auch du bist unter meinen Mördern? Ebenso kann der göttliche Heiland in den Fastnachtstagen vielen Christen zurufen. Auch ihr, meine Kinder! kann er ausrufen, seid unter denen, die mein Leiden und Sterben erneuern! Eben deßwegen aber, weil die Beleidigungen Gottes in diesen Tagen so allgemein sind, sollen die, welchen die Ehre ihres Gottes am Herzen liegt, um so weniger an Lustbarkeiten sich betheiligen, aus welchen all jene Sünden entspringen; weil der Brand so allgemein ist, soll man nicht neues Holz in das Feuer werfen, sondern vielmehr dasselbe zu löschen suchen; statt Gott ebenfalls zu beleidigen, soll man vielmehr seinen Zorn zu versöhnen suchen. Daher hat die Kirche in den drei letzten Fastnachtstagen das vierzigstündige Gebet angeordnet und vollkommenen Ablaß verliehen, damit durch eine öffentliche Andacht, durch viele Beichten und Kommunionen, durch häufiges Besuchen und Anbeten des ausgesetzten hochwürdigen Gutes jene Schmach und Beleidigungen wieder einigermassen gesühnt werden, welche die Kinder der Welt in diesen Tagen Gott zufügen. Darum müssen sich die Frommen in diesen schlimmen Tagen zusammenthun, und ihre Tugenden und guten Werke den Ausschweifungen der Welt entgegensetzen. Wie Mathathias einstens sprach: Wenn schon alle Völker dem Könige Antiochus gehorchen, und ein Jeglicher abfällt vom Gottesdienste seiner Väter; so wollen doch ich und meine

Söhne und meine Brüder dem Gesetze unserer Väter gehorchen 1. Machab. 2, 19.; — also müssen die frommen Christen auch in dieser Zeit sprechen: Wenn auch alle Völker in diesen Fastnachtstagen dem Teufel und dem muthwilligen Fleische sich hingeben, so wollen doch wir, die wir Jesu anhängen, dieser Ausschweifungen uns enthalten, und um so eingezogener leben, je größer die Ruchlosigkeit der Weltkinder ist.

9. Wie ungeziemend es vorzüglich für einen katholischen Christen ist, sich an den wilden Fastnachtsfreuden zu betheiligen.

Wir sind katholische Christen; als solchen ist es uns nicht erlaubt, an den Werken des blinden Heidenthums Theil zu nehmen. Wir sind katholische Christen; als solche haben wir dem Teufel und der Welt sammt ihren Reizen abgeschworen. Wir sind katholische Christen; als solche haben wir die Pflicht, Christum anzuziehen und sein Leben nach Möglichkeit an unserm Wandel darzustellen. Nun betrachtet die Fastnachtslustbarkeiten, und saget, ob der, welcher an denselben sich betheiliget, nicht allen diesen Pflichten zuwiderhandelt. Denn mit vermummten Gesichtern unter Schreien und Jauchzen in allen Gassen herumschwärmen; ganze Nächte mit Tanzen und Springen, mit schamlosen Scherzen, mit unmäßigen Genüssen und Schwelgereien hinbringen; die jungfräuliche Zucht mit Worten und Werken verletzen: sind diese Dinge und noch mancherlei andere Ausschweifungen, deren man sich schuldig macht, Lustbarkeiten für einen Nachfolger Christi? Was ist denn dann heidnisch? Ja die Heiden und Ungläubigen trieben bei ihren ausgelassenen Festlichkeiten kaum größern Muthwillen und Unfug, als die Christen in ihren Fastnachtstagen. Statt daß man also Jesu nachahmte, stellt man durch die Theilnahme an den Carnevals-Belustigungen das Leben der Heiden dar. Kann es etwas Schmachvolleres geben, als den Namen eines Christen haben, und wie ein Heide leben? Die Heiden haben ihre Bachanalien eigentlich zur Ehre des Teufels gefeiert; denn der ganze Götzendienst war Teufelsdienst. Der Christ, der sich an den wilden Fastnachtsfreuden betheiliget, thut dasselbe. Er bricht den Bund mit Christus, und tritt zur Lehre des Teufels über. Diesem Höllengeiste dienet und

huldiget er. O welch eine Schmach, welch ein Treubruch! In der Taufe habt ihr dem Satan und seinen Werken abgeschworen, und durch die Theilnahme an den Fastnachtslustbarkeiten bekennt ihr euch wieder als Diener desselben. Schämt euch doch euers Meineides! Oder wenn ihr durchaus der Hölle angehören wollet, so nennet euch nicht mehr Christen; denn die, welche die Werke der Finsterniß thun, haben mit dem Lichtreiche keine Gemeinschaft.

10. Wer an den wilden Ausschweifungen der Fastnachtstage Theil nimmt, erneuert Jesu Christo seine Leiden.

Diejenigen, sagt Origenes, welche ihre Unschuld preisgeben, ihren Leidenschaften fröhnen und den Ergötzlichkeiten dieser Welt unmäßig nachjagen, sind es, die ihren Gott verkaufen. Kann man von den Christen, die sich in den Tagen der Fastnachtszeit fast der Tugend schämen, und allen Arten von Ausschweifungen sich hingeben, nicht das nämliche sagen? Verkauft man nicht seine durch Jesu Christi Blut erlöste Seele um einer schnöden Lust willen an den Satan? Dadurch macht ihr euch des Verbrechens theilhaftig, welches Judas begangen; ihr verkauft Christum, euern Erlöser, und ihr verkauft ihn nicht bloß an die Juden, sondern an die Hölle liefert ihr ihn aus. Jener Treulose erhielt wenigstens für seine Missethat dreißig Silberlinge; euch aber wird nur der Genuß einer schnöden Lust zu Theil. Judas verkaufte seinen Herrn und Meister, da er selbst bereit war, für die Erlösung der Welt zu sterben; ihr aber verrathet ihn, da er bereits in seine Herrlichkeit eingegangen ist. Ihr macht zugleich euern Herrn und Heiland zum Gespötte unter den Ungläubigen; denn in diesen Tagen geschieht es, daß auch Solche, die noch einige Religion haben und in den Augen der Welt für tugendhaft gelten, sich von der Sinnlichkeit hinreißen lassen und an den allgemeinen Aergernissen theilnehmen: sie genüßen und schwelgen; sie tanzen und springen, lärmen und poltern, und treiben allen Unfug wie die Uebrigen, welche ihrem Gotte längst entsagt haben. Darüber erlustigen sich die Ungläubigen; es freut sie, daß Gott allgemein verlassen ist, und daß auch seine ehemaligen Diener ihm den Rücken kehren.

Die Juden und Heiden wußten, daß Jesus Christus sich für einen König ausgegeben hatte. Um nun mit seiner königlichen Würde ihr Gespött zu treiben, so rießen sie ihm seine Kleider herab, zogen ihm ein altes, zerrissenes Purpurgewand an, gaben ihm ein Rohr in die Hand, drückten ihm eine Dornenkrone auf das Haupt, setzten ihn auf einen Stuhl, und begrüßten ihn, nachdem sie ihm noch die Augen verbunden hatten, spottweise als König. Gerade so verfahrt ihr Christen durch die Theilnahme an den wilden Fastnachtslustbarkeiten mit euerm Herrn und Erlöser; denn Alles, was ihr an euch selbst vornehmet, fällt, da ihr als Kinder der Kirche Glieder Christi seid, auf den Heiland selbst zurück. Ihr aber entstellt in diesen Tagen das Ebenbild Gottes, welches ihr selbst seid; ihr entwürdiget in dieser Zeit den menschlichen Leib, welchen Gott so sehr geehrt, daß er ihn mit eigener Hand gebildet, und Jesus Christus ihn zur Wohnstätte des heiligen Geistes gemacht hat. Ihr gebt euch alle möglichen Gestalten, ihr vermummt euch bis zur Lächerlichkeit, ahmt die Gebärden der Thiere nach; ja macht euch oft geradezu zum Thiere. Und ihr habt fast recht, es zu thun; denn weil ihr lebt wie das unvernünftige Vieh, geziemt es sich, daß ihr auch die Gestalt desselben vorstellet.

Als Jesus seinen Aposteln voraussagte, daß er den Juden werde überliefert und von diesen verspottet, gepeinigt und gekreuziget werden, so begriffen sie von all dem nichts. Woher kam aber ihr Unverstand, da doch der Heiland so deutlich redete? Dieses rührte daher, weil die Jünger nicht begreifen konnten, daß die Juden im Undank und in der Grausamkeit so weit gehen und denjenigen tödten könnten, der ihre Kranken geheilt, ihre Todten erweckt und auf alle Weise ihnen Wohlthaten gespendet hatte. Wenn nun schon die Jünger des Herrn die Grausamkeit der Juden nicht begreifen konnten, so ist mir noch ein um so größeres Räthsel die Grausamkeit der Christen, welche ihren Herrn und Erlöser nach so vielen empfangenen Gnaden und Wohlthaten aufs neue kreuzigen. Und dieses geschieht am meisten an den Fastnachtstagen; die, welche an diesen Lustbarkeiten theilnehmen, werden so recht die Mörder ihres Heilandes. Glaubt nicht, daß ich übertreibe; ich rede nicht aus mir selbst, sondern rede nur nach, was

mir der heil. Paulus vorgesprochen hat. Dieser Apostel sagt, daß Alle, welche nach der Taufe abermals in Sünden fielen, den Sohn Gottes neuerdings kreuzigen würden. Der Sünder macht aus seinem Herzen einen Kalvarienberg, richtet auf demselben das Kreuz empor, an welches er seinen Erlöser schlägt, und dieß wiederholt er so oft, als er in eine neue Todsünde fällt. Aber zu welcher Zeit werden von den Gläubigen mehr Sünden begangen, als in den Fastnachtstagen? Ihr, die ihr an diesen wilden Lustbarkeiten theilnehmet, wißt es, was bei denselben geschieht. Tage und Nächte werden in Schwelgerei zugebracht, die man durch geile Tänze unterbricht und mit Unzucht abwechselt; die Gotteshäuser sind leer; die Arbeit ist verlassen; Alles fröhnt nur seinen Leidenschaften. Was heißt dieß anders, als gefühllos Jesu jene Wunden wieder aufreißen, welche ihm die Henkersknechte geschlagen haben? Was heißt dieß anders, als Jesum neuerdings kreuzigen?

11. Die Fastnachtslustbarkeiten sind unsinnig.

Die Fastnachtslustbarkeiten sind schon deßwegen ein Unsinn, weil sich kein vernünftiger Grund für sie angeben läßt. Nach den Regeln der Vernunft handelt nämlich derjenige unsinnig, der für seine Handlungen keinen vernünftigen Grund angeben kann. Dieß ist nun bei den Fastnachtslustbarkeiten der Fall; denn ich frage: Warum werden sie gehalten? Wodurch werden sie veranlaßt? Welch ein freudiges Ereigniß hat sie ins Leben gerufen? Wenn ein Brautpaar in den Stand der Ehe tritt, sind Festlichkeiten am rechten Orte: sie sind der Ausdruck der Theilnahme am Glücke der Neuvermählten und der Ausdruck der frohen Hoffnung und Segenswünsche, womit Freunde, Verwandte und Nachbarn die angehenden Eheleute liebend in ihren Stand einbegleiten. Eine andere Veranlassung zu Vergnügungen ist der Gedächtnißtag der Kirchweih; auch vaterländische Feste und andere Ereignisse bieten eine vernünftige Gelegenheit zu Freuden. Nun frage ich aber: Welches frohe Ereigniß hat denn die Fastnachtslustbarkeit herbeigeführt? Wer kann also für sie einen vernünftigen Grund angeben? Man dringt heut zu Tage so sehr darauf, für Alles einen vernünftigen Grund anzugeben, und wehe der Kirche, wenn sie für ihre Feste und Feierlichkeiten nicht die unumstößlichsten Gründe

vorbringen könnte. Nun wollen wir aber einmal die Sache umkehren, und die Welt fragen, sie solle uns für ihre Fastnachtslustbarkeiten einen vernünftigen Grund angeben. Aber wie lautet die Antwort? Sie weiß nichts Anders zu sagen, als: Es ist einmal die Fastnacht, und diese muß gefeiert werden. Aber ist hiemit ein vernünftiger Grund angegeben? Das Sinnlose der Fastnacht leuchtet um so mehr ein, wenn man bedenkt, welche Zeit auf diese Tage folgt. Alle Welt weiß, daß die Carnevals Tage den Uebergang zur heiligen Fastenzeit bilden, sie sind gleichsam die Vorbereitung dazu. Und nun, welch ein Unsinn! durch maßloses Schwelgen bereitet man sich zum Fasten vor; durch wildes Geschrei, durch Zotten und Possen zur Stille. Also man muß zuvor ein Wüstling werden, um in der Fasten enthaltsam leben zu können? Das ist nun gerade so viel, als wollte man sagen: Um vernünftig werden zu können, müsse man zuvor dumm seyn, oder wer gesund seyn will, muß zuvor krank werden.

12. Die Fastnachtslustbarkeiten sind zwecklos.

Das Christenthum verbietet seinen Bekennern nicht, sich zu freuen; der Christ darf auch seines Lebens froh werden. Darum hat uns der Vater im Himmel in eine so schöne Welt eingeführt, und uns mit so vielen Dingen umgeben, die zur Freude einladen. Aber die Erholungen, deren wir uns bedienen, müssen erlaubt seyn, und zugleich dahin zielen, daß sie unsern durch Arbeit geschwächten Körper und ermüdeten Geist wieder stärken und auffrischen. Nun frage ich aber, ob die Fastnachtslustbarkeiten diesen Zweck erfüllen. Sind sie erlaubte, sind sie unschuldige Vergnügungen? Eifert nicht vielmehr die Kirche gegen sie? Verbietet sie nicht ihren Kindern die Theilnahme an denselben? Wie könnten die wilden Fastnachtsfreuden überhaupts erlaubte Vergnügungen seyn, da sie nur zur Befriedigung der Leidenschaften dienen, und ein Netz sind, in welchem die Hölle unzählbare Seelen fängt und ins ewige Verderben hinabzieht? Eben so wenig sind sie geeignet, den durch Arbeiten ermüdeten Körper zu stärken, oder den durch Nachdenken abgespannten Geist zu erfrischen. Wie sollten sie das können, da sie gerade das Gegentheil bewirken? Sie ermüden vielmehr, statt daß sie stärken; sie spannen vielmehr ab, statt daß sie

erfrischen; sie sind Leib und Geist zugleich tödtend. Wie Viele holen sich in den Fastnachtstagen durch unmäßige Genüsse und Schwelgereien den Tod! Wie Viele verlieren in diesen Tagen ihre Unschuld und fallen der Hölle als Beute anheim! Sind sie also nicht ganz gegen den Endzweck, zu welchem uns der gütige Schöpfer den Genuß der Freuden gestattete? Wie kann der Christ solche Lustbarkeiten sich erlauben?

13. Traurige Folgen der Fastnachtslustbarkeiten.

Die Fastnachtsfreuden genießt man nicht etwa bloß einige Stunden; die Gewohnheit hat sie auf mehre Tage, ja selbst Wochen ausgedehnt. Manche Menschen werden dadurch in einen Taumel versetzt, der sich über viele Tage erstreckt. Man vergißt darüber seines Berufes; die Arbeiten bleiben unbesorgt liegen; die wichtigsten Geschäfte werden versäumt; die heiligsten Standespflichten der Eitelkeit geopfert; alles Sinnen und Trachten ist vom Fastnachtswirbel verschlungen. Vertieft in Ergötzungen, denkt man nicht mehr an Gott, wird vielmehr ein Verächter des Christenthums und verleugnet selbst seine Religion; man geht nur der Ueppigkeit nach, weiß nichts mehr von Selbstverleugnung und von Abtödtung.

Und welche Verwüstungen richten die wilden Fastnachtsfreuden an Leib und Seele an! Schauet auf jene Jungfrau: heiter wie die Sterne blickten vor Kurzem noch ihre Augen, und ihre Wangen blühten wie Rosen. Betrachtet sie aber nach der Fastnacht: die Rosen sind verwelkt, die Augen erloschen, bleich sind ihre Wangen. Die Ausschweifung hat den Frühling ihres Lebens zerstört, sie auf einmal ins kränkelnde Alter versetzt. An Andern rächt sich die wilde Lust noch grausamer, indem sie sie an das Krankenbett hinwirft und mit heftigen Schmerzen quält. Ja, gar Manche haben ihre Theilnahme an den sinnlosen Fastnachtsfreuden mit dem Leben gebüßt. Und wer kann sich darüber wundern, wenn er das Toben und Schwelgen dieser Tage sieht? Der Fastnacht sind die Stunden des Tages zu wenig; sie nimmt auch die Nacht zu Hilfe, daß ihre Vergnügungen keine Unterbrechung erleiden. Man verbannt mit Gewalt den Schlaf; man hüllt sich in abenteuerliche Gestalten; man ißt und trinkt bis zum Verlust des Verstandes; man tanzt und springt, lärmt und poltert bis zur

völligen Erschöpfung der Kräfte. Sollte dieß Alles nicht den verderblichsten Einfluß auf die Gesundheit ausüben?

Erst welche Gefahren für die Seele! Der Mensch trägt ohnehin den gefährlichsten Zunder der Begierlichkeit mit sich herum, ein Funke, und er brennt; ein Blick, und die Leidenschaften brausen auf; ein Wort, und die Ruhe des Herzens ist dahin; ein Gedanke, und die Phantasie verfolgt ihn, häuft Bilder auf Bilder, und träumt am hellen Tage. Wie sehr muß man hier auf der Hut seyn, um jene wilde Leidenschaft immer gehörig im Zaum zu halten! Und bei den wilden Fastnachtslustbarkeiten soll man sich bezüglich seiner Unschuld in keiner Gefahr befinden? O wie Viele verlieren bei dieser Gelegenheit ihr kostbarstes Kleinod, die Reinigkeit des Herzens! Und wie könnte es auch da Anders seyn, wo das eine Geschlecht sich alle Mühe gibt, durch Putz und Glanz seine ganze Schönheit zu entfalten, und das andere eifert, alle möglichen Gefälligkeiten zu erzeigen; wo die Schamhaftigkeit des Einen von der Nacht geschwächt wird, und die Frechheit des Andern durch die Dunkelheit begünstiget wird; wo man in Gebärden und Reden unbehutsamer wird, weil man auf die Zeit die Schuld schiebt; wo die Freiheit des Einen die des Andern wecket, und Eines dem Andern zum Stein des Anstosses wird?

O bedenket den Schaden, den so Viele durch die Theilnahme an den wilden Fastnachtsfreuden an Leib und Seele erleiden, und wenn ihr noch eine Liebe zu euch selbst habt, und gegen euer eigenes Wohl nicht gleichgiltig seid, so werdet ihr von denselben zurückbleiben.

14. Die genossenen Fastnachtsfreuden lassen nur zu oft ein unruhiges Gewissen zurück.

Zur Zeit der Fastnacht lebt man in Saus und Braus; da ist nichts zu theuer; da wirft man das Geld mit vollen Händen hinaus. So weit treiben Manche den Unsinn, daß sie ihre nothwendigsten und letzten Habseligkeiten verpfänden oder verkaufen, um nur nicht zurückbleiben zu müssen, sondern mit den Uebrigen an den dargebotenen Lustbarkeiten Theil nehmen zu können. Sind nun die Tage der Lust vorüber, da ist es überall leer, nur der Kopf ist gewöhnlich noch voll. Je mehr die Besinnung allmählig

zurückkehrt, desto mehr fängt man an, seine Thorheit und Verschwendung einzusehen. Man leidet Mangel an dem Nothwendigen; man hat keine rechte Lust zur Arbeit. Ueberdieß Alles erwachen bittere Gewissensvorwürfe; man bereut jetzt seinen Unsinn in den vorausgegangenen Tagen.

Es ist aber noch wenig, wenn Einer in der Fastnacht nur sein Geld verliert; Viele büssen noch mehr ein. Sie haben ihre Gesundheit zerstört; durch den unmäßigen Genuß haben sie ein geheimes Gift in ihren Leib aufgenommen, das allmählig die Kräfte desselben zersetzt, und sie einem langsamen, aber sichern Tode entgegenführt. Sie sind nun unfähig, die Pflichten ihres Standes zu erfüllen; wie ein Schatten schleichen sie umher; wie geknickte Blüthen dorren sie ab und sinken in ihren schönsten Jahren in das Grab hinab. O was ist dieß für ein Jammer! Wie sehr bereut man jetzt seine Thorheit! Wie verflucht man die unsinnigen Fastnachtstage! Man wollte noch gerne sterben, wenn man nur nicht das peinigende Gefühl hätte, selbst Ursache an seinem Tode zu seyn.

Noch nicht ist der Verlust erschöpft; es gibt noch etwas Kostbareres, als selbst das Leben, das Viele in der Fastnacht verlieren. Es ist dieses Gut die Unschuld des Herzens. Im Taumel der Lust achtet man nichts; da ist einem nichts heilig. Da denkt man auch nicht an die Folgen, welche ein solch leichtfertiger Schritt nach sich zieht. Aber wenn der Sinnesrausch um ist, und die Tage der Ueberlegung wieder zurückkehren, da schämt man sich vor sich selbst um der Thaten willen, die man sich erlaubte; da schaudert man vor den Folgen, die sie nach sich ziehen; da erwacht die Reue; da fühlt man sich unglücklich; da verflucht man die Fastnacht.

15. In den Fastnachtstagen macht die Hölle die reichste Aernte.

Der Teufel läßt es zu keiner Zeit im Jahre fehlen, den Menschen Schlingen der Versuchung zu legen und sie in sein Garn zu ziehen; in der Fastnachtszeit aber ist gleichsam die ganze Hölle entfesselt, läuft wie rasend in der Welt herum, fällt ohne Unterschied des Geschlechtes und des Standes Alle an und bringt sogar

viele, sonst Jesu treu anhängende Seelen auf ihre Seite. Oder ist es anders? Leben in diesen Tagen nicht Viele, als gäbe es keinen Gott im Himmel, keinen Christus am Kreuze, kein Gesetz im Evangelium? Leben nicht Viele, als ob allen Sünden und Lastern völlige Freiheit gestattet wäre? Wohin man nur immer seine Blicke richtet, sieht man in diesen Tagen nichts als Unordnung und Ausgelassenheit, worüber wir uns entsetzen würden, wenn nicht die alljährliche Wiederholung und der allgemeine Gebrauch ihnen die Neuheit genommen hätte. Was sieht man auf den Strassen? Nichts als lächerliche Possen, maskirte Gesichter und närrisch verkleidete Gestalten, die mit ihrem Geschrei alle Gassen erfüllen; Männer in weiblichen, und Weiber in männlichen Kleidern, die diese Verwechslung nur deßwegen vornehmen, um desto ungescheuter ihren Muthwillen treiben zu können. Und geht man von der Strasse in die Häuser, was trifft man hier? Da legt der Handwerksmann seine Arbeit, der Kaufmann sein Geschäft, der Gelehrte sein Studium, der Hausvater seine häuslichen Sorgen bei Seite, und es werden lauter Feiertage gehalten. Aber wem zu Ehren? Nicht dem Gotte Himmels und der Erde zur Ehre, sondern zum Ruhme jenes Götzen, welchen die Heiden Bachus nannten und durch unmäßige Schwelgerei verehrten. Heidnische Lustbarkeiten, gefährliche Zusammenkünfte, unmäßige Genüsse, unzüchtiger Umgang, — dieß und ähnlicher Unfug scheint in den Fastnachtstagen alles Gesetzwidrige verloren zu haben und völlig erlaubt zu seyn. Alle Ermahnungen und Einreden helfen nichts. „Es ist Fastnacht" — heißt es immer; und mit diesem Rufe stürmt man dahin und erlaubt sich jede Sünde. Christus ruft mit lauter Stimme: Kommet zu mir, und ich will euch erquicken; aber fast Niemand hört darauf, ganze Schaaren folgen der Einladung des Satan, und stellen sich unter seine Fahne.

16. Woher die Gewohnheit stammt, in den Fastnachtstagen das hochwürdige Gut auszusetzen?

Dieser fromme Gebrauch wurde zuerst in Italien gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts durch den heil. Karl Borromäus (V. Synod. Mediol.), den heil. Philipp von Neri, den Cardinal Paleotti von Bologna und andere fromme Männer eingeführt,

und von den Jesuiten in verschiedene Gegenden verbreitet, um dadurch das Christenvolk von den hinreißenden Fastnachtslustbarkeiten abzuhalten. Sie zierten die Kirchen und Altäre, setzten das hochwürdigste Gut aus, und hielten Predigten, Bittgänge und öffentliche Gebete. Und dieses Mittel blieb nicht ohne Frucht. Viele gingen in die Kirche statt unter die berauschte Menge, beteten zu Gott, statt sich noch mehr mit den stürmischen Weltfreunden in's Zeitliche zu versenken; erweckten Reue über ihre begangenen Sünden und Vorsätze, ihr Leben zu bessern, statt leichtfertig in den Tagen der Gottvergessenheit neue Sünden zu begehen, und fanden also hier vor ihrem Gott weit größere und reinere Freuden und Vergnügungen, als bei den gefährlichen Unterhaltungen der Welt. Diese dreitägige Andacht, oder das vierzigstündige Gebet, wie wir es nennen, wurde vorerst durch Benedikt XIV. mit vollkommenen Ablässen für den Kirchenstaat gekräftigt und genährt, welche Begünstigung alsdann sein Nachfahrer Clemens XIII. auf die ganze Kirche ausdehnte. (Breve von 23. Juni 1765.)

Obgleich kirchliche Uebungen dieser Art erst späteren Ursprungs zu seyn scheinen, so glaube man dennoch nicht, daß nicht schon die ersten Christen solche dem Wesen nach kannten. Oder zu was Anderm ermahnt der heil. Augustin die Gläubigen seiner Zeit, wenn er zu ihnen spricht: „Die Heiden geben sich in diesen Tagen Liebesgeschenke, ihr aber sollet Almosen geben in den Tagen der Bosheit; jene jauchzen unter Liebes- und Freudengesängen, ihr aber sollt euch ergötzen an der Predigt des göttlichen Wortes; jene laufen den Schauspielen nach, ihr aber sollt den Kirchen zueilen; jene trinken sich voll, ihr aber seid mäßig und fastet! Und an einem andern Ort ruft er aus: „Seht euern Bischof, der jetzt zu euch spricht. Höret ihn, ich beschwöre euch, wenn er euch warnt und im Namen Jesu euch ermahnt. Fallet nicht mehr zurück in die der Heiligkeit des Christenthums so entgegengesetzten Unordnungen. Gott ist mein Zeuge, daß ich unschuldig bin an euerem ewigen Untergange, wenn ihr euch allzeit in dieselben Laster stürzet. Nun habe ich mich vor ihm dessen entledigt, was ich meinem Amte und eueren Seelen schuldig bin. Werdet ihr es wagen, Jesus Christus euch zu widersetzen, der euch bezüglich seiner Die-

ner sagt: Wer euch höret, hört mich, wer euch verachtet, verachtet mich; und wiederum: Wer die Kirche nicht hört, sei wie ein Heide und öffentlicher Sünder." cf. Liturgia sacra von Marzohl.

Artikel LVIII.

Fegfeuer.

1. Begriff und Namen des Reinigungsortes.

Unter Fegfeuer versteht man jenen Ort in der andern Welt, wo die Seelen für ihre noch nicht genug gebüßten zeitlichen Sündenstrafen leiden, bis sie vollkommen geläutert und der Anschauung Gottes würdig geworden sind.

Diesen Ort nennen wir Fegfeuer, mit welchem Worte weniger ein materielles Feuer, als vielmehr der leidende Zustand jener zu läuternden Seelen angedeutet wird. Man nennt diesen Ort auch Mittelort, insoferne er ein Zustand zwischen Himmel und Hölle ist; ferner Reinigungsort. Der lateinische Ausdruck ist Purgatorium; der griechische καθαρσις.

Die heil. Väter sprechen von diesem Orte in solchen Ausdrücken, daß sie uns die Benennung Fegfeuer fast in den Mund legen. So redet Clemens von Alexandrien von einem „ignis pro animabus peccatricibus;" — Origenes von einem ignis purgatorius; — Cyprian von einem ignis emendans et purgans; — Basilius von einem ignis purificans; — Gregor von Nyssa von einem fornax expurgantis ignis u. s. w.

2. Stellen der heil. Schrift.

Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Abgestorbenen zu beten, daß sie von ihren Sünden befreit werden. 2. Mach. 12, 46.

Wenn Jemandes Werk verbrennt, wird er Schaden leiden; er selbst aber wird gerettet werden, jedoch so wie durch das Feuer. 1. Corinth. 3, 15.

Ich sage dir, du wirst nicht herauskommen, bis du den letzten Heller bezahlt hast. Luk. 12, 58.

Feuer, Schwefel und Sturmwind ist der Antheil ihres Kelches. Js. 30, 33.

3. Väterstellen.

Wenn die Seelen aus dem Reinigungsorte entlassen werden, erhalten sie den Lohn und die Ehren der Vollendeten. Clem. Alex. strom. l. 7. c. 22.

Die göttliche Weisheit hat diesen Weg ausgedacht, daß der Mensch nach abgelegter Schwere (der Sünde) entweder in diesem Leben durch das Streben nach (himmlischer) Weisheit gereiniget, oder nach dem Tode durch den Glutofen des reinigenden Feuers geläutert zu der vorigen Glückseligkeit zurückkehrt. Gregor von Nyssa. Orat. de def.

Hätten sie Gold und Silber und Edelsteine aufgebauet, so wären sie sowohl vor dem einen als vor dem andern Feuer sicher: nicht bloß vor jenem, in welchem die Gottlosen ewig werden bestraft werden, sondern auch vor dem Feuer, welches jene reiniget, die durch Feuer werden gerettet werden. Weil es aber heißt: Er wird gerettet werden, — so denkt man leichtfertig daran, obwohl die Qual schmerzlicher seyn wird, als irgend etwas, das die Menschen in diesem Leben erdulden können. St. Aug. de civit. Dei.

Wenn das Opfer des Altares oder Almosen für die Todten dargebracht wird, so mögen solche Liebesdienste in Beziehung auf jene, deren Leben sehr fromm war, als Akte des Dankes angesehen werden; für die Unvollkommenen als Akte der Sühnung, und wenn sie gleich den Gottlosen keine Hilfe bringen, so können sie doch dem Lebenden einigen Trost gewähren. St. Aug. Enchirid. cap. IX.

Einige leiden nur in diesem Leben zeitliche Strafen, Andere nach dem Tode, Andere schon hier, und auch dort vor jenem so strengen, letzten Gerichte. Aber nicht Alle kommen in die ewigen Strafen; denn Einigen wird das, was sie hier nicht büßen, jenseits nachgelassen. Aug. de civit. Dei lib. 21. c. 13.

Durch die Gebete und Opfer der Kirche und durch Almosen erlangen die Verstorbenen größere Barmherzigkeit Gottes, als ihre Sünden verdienen. August. serm. 172.

Nicht ohne Grund haben die Apostel verordnet, daß der Verstorbenen in dem ehrfurchtgebietenden Geheimnisse gedacht werde, weil sie wohl wußten, daß dieß demselben sehr nützlich seyn würde. Chrys. in cap. I. Phil. hom. 3.

Wie wir jetzt bei der Nachlassung aller Sünden aus dem Wasser und dem (heiligen) Geiste geboren werden, so werden wir dann von einigen leichten Sünden, die uns bei unserm Hinübergang noch anhängen, durch die Taufe des Fegfeuers vor dem letzten Gerichte gereiniget werden. Beda in 3. cap. Luc.

Man muß glauben, daß es für einige leichte Vergehen vor dem Gerichte ein Fegfeuer gebe; denn die Wahrheit sagt: Wer den heiligen Geist lästert, erhält weder in diesem Leben noch im andern Verzeihung. In diesem Ausspruche liegt der Sinn, daß einige Schulden in diesem Leben, andere im zukünftigen erlassen werden können. Gregor lib. 4. Dialog. c. 39.

Das heilige Opfer für die Ruhe der Gläubigen darzubringen oder für sie zu beten, halten wir für eine apostolische Einrichtung, weil es auf dem ganzen Erdkreise also beobachtet wird. Denn dieses hält überall die katholische Kirche fest; würde sie nun nicht glauben, daß den verstorbenen Gläubigen Sünden vergeben werden, so würde sie für ihre Seelen weder ein Almosen geben, noch ein Opfer darbringen. Isidor lib. I. de offic. ecclesiast. cap. 18.

4. Geschichtliche Beispiele.

Die heil. Monika hatte in der Stunde ihres Todes kein wichtigeres Anliegen, als daß sie ihren Sohn, den heil. Augustin, bat, es möge ihrer nach ihrem Tode bei dem heiligen Opfer gedacht werden. Der heil. Augustin erfüllte auch diese Pflicht mit frommen Eifer, und unterließ nicht, für die Seelenruhe seiner abgeschiedenen Mutter zu beten.

Kaiser Lothar, der im Jahre 1137 gestorben, pflegte täglich außer andern heiligen Messen auch eine Seelenmesse lesen zu lassen, und dieser mit erbaulicher Andacht beizuwohnen. Mit innigstem Mitleiden gedachte er da der armen Seelen in den Peinen des Fegfeuers, und empfahl sie um des heiligen Leibes und Blutes Jesu willen der göttlichen Barmherzigkeit.

Der heil. Franziskus Xaverius hatte eine solche Liebe zu den

armen Seelen und einen solchen Eifer, ihnen zu helfen, daß er oft die Städte mit einer Glocke in der Hand durchschritt und die Einwohner zum Gebete für die Verstorbenen ermahnte. In derselben Absicht stellte er zu Malaka einen Mann auf, der täglich mit einer Laterne und einer Glocke allzeit um Mitternacht in der Stadt herumgehen und ausrufen mußte: Betet für die christgläubigen Seelen, die im Fegfeuer leiden!

Die heil. Perpetua, die zu Anfang des dritten Jahrhunderts den Martyrertod erlitt, hatte einen Bruder, mit Namen Dinokrates, gehabt, der, sieben Jahre alt, an einem Krebse im Gesichte gestorben war. Nun geschah es ihr, daß sie auf einmal mitten im Gebete den Dinokrates laut nannte, ohne doch an ihn gedacht zu haben. Dieß hielt sie für einen Wink, für den verstorbenen Bruder beten zu sollen, und sie flehte viel für ihn zu Gott mit Seufzern schwesterlicher Liebe. In nächstfolgender Nacht hatte sie eine Erscheinung. Sie sah den Dinokrates hervorgehen aus einem düstern Orte, wo viele Andere waren. Er schien sehr zu leiden von Hitze und Durst, sah unsauber und bleich aus, und hatte im Gesichte auch noch die Krebswunde, an der er gestorben war. Sie betete für ihn. Es war auch ein großer Zwischenraum, der sie von ihm trennte, und sie konnten nicht zu einander kommen. Neben dem Bruder stand ein großes Wasserbehältniß, dessen Rand ihm aber über den Kopf ging, und er strengte sich vergebens an, um daraus zu trinken. Perpetua fühlte sich bei dem Anblick dieser Hilflosigkeit ihres Bruders schmerzlichst berührt. Da erwachte sie, und glaubte, dieses Traumgesicht habe sie belehren sollen, daß ihr Bruder jenseits noch immer leide. Sie betete daher Tag und Nacht mit Thränen für denselben. Später als sie des Glaubens wegen im Kerker schmachtete, hatte sie wieder eine Erscheinung, in welcher ihr aber der früher so düstere Ort ganz hell erleuchtet vorkam. Ihren Bruder sah sie jetzt sauber und wohlgekleidet, und die Krebswunde war vernarbt. Er stand am Wasserbehälter, dessen Rand aber dießmal so niedrig war, daß er dem Knaben nur an die Mitte des Leibes reichte. Auf dem Rande lag eine Trinkschale, mit der er Wasser schöpfte und sich erquickte; dann ging er heiter davon, um nach Art der Kinder zu spielen. Daraus erkannte Perpetua, daß nun ihr Bruder von seiner Strafe frei geworden.

Im Leben des heiligen Hugo, Abtes von Clugny, redet Surius von einem Erzbischofe von Toulous in Frankreich, Namens Durand, welcher spaßhafte und müßige Reden gerne hörte und selbst führte. Der heilige Hugo, der damals Abt von Clugny war, tadelte ihn deßwegen verschiedene Male, weil jener früher Mönch seines Klosters gewesen war, und fügte hinzu: Wenn du dich nicht besserst, wirst du dafür ein besonderes Fegfeuer zu bestehen haben. Nicht lange darnach verschied der Erzbischof aus dem Leben, und erschien einem gewissen heiligen Mönch Siguinus mit einem sehr aufgedunsenem Munde, und die Lippen waren garstig zersprungen. Unter Thränen bat er ihn, er möchte in seinem Namen zu dem Abte Hugo hingehen und flehen, daß dieser für ihn beten wolle, weil er wegen seiner Späße und müßigen Worte, welche er auch nach der Zurechtweisung nicht hatte aufgeben wollen, im Fegfeuer mit den empfindlichsten Peinen gequält würde. Siguinus zeigte die Sache dem Hugo an, welcher sieben auserwählten Brüdern ein siebentägiges Stillschweigen auferlegte, damit des Mundes Ausschweifung durch des Mundes Gehorsam gereiniget würde. Während die Anderen gehorchten, brach einer von ihnen das Stillschweigen, weßwegen der Erzbischof den genannten Siguinus erschien, und über den Ungehorsam des Bruders klagte, weil er dadurch die Befreiung in die Länge gezogen hätte. Siguinus ging mit dieser Botschaft zum Abte; dieser fand die Sache der Wahrheit gemäß, legte einem Anderen das Stillschweigen von sieben Tagen auf; und nach Verlauf dieser Zeit erschien der Prälat nun zum dritten Male im erzbischöflichen Anzuge und mit heilem Munde und ganz hergestellten Lippen, dankte dem Abte und den Mönchen für die Wohlthat der Befreiung und verschwand.

Franziska, eine Klosterfrau aus dem Carmeliten-Orden, hatte ein so mitleidiges Herz gegen die Verstorbenen, daß sie den Namen einer großen Freundin der Seelen im Fegfeuer bekam, mit welchen sie auch in höchster Vertraulichkeit umzugehen pflegte. Für diese Seelen fastete sie auch die meiste Zeit in Wasser und Brod, geißelte sich oft bis auf's Blut, trug immerdar, Tag und Nacht, ein stechendes Cilicium um ihre Lenden; alle ihre amtlichen Verrichtungen, alle Handarbeiten, alle Gedanken des Herzens, alle

Bitterkeiten des Gemüthes, alle Ermattungen und empfindliche Schmerzen des Leibes, die immerwährenden Verfolgungen des bösen Feindes, alle Ablässe, die sie auf welche Weise nur immer verdienen konnte, waren für die Verstorbenen; mit einem Worte, Franziska beraubte sich selbst der gänzlichen Genugthuung ihrer verdienstlichen Werke, um diese Gefangenen zu erlösen. Der böse Feind, welcher diese Liebe und Barmherzigkeit nicht ertragen konnte, nahm hieraus Veranlassung, sie oft in ihrem Gemüthe zu ängstigen: er stellte ihr vor, daß, indem sie Andern Alles schenkte, sie selbst wegen der eigenen Mängel und Fehler einst lange und schwere Qualen im Fegfeuer werde leiden müssen. Aber alle diese eingegebenen Beängstigungen vermochten nicht, ihre Liebe und Barmherzigkeit im geringsten zu mindern, wie in ihrem Leben zu lesen ist, das P. Joachim von St. Maria beschrieben hat.

5. Gleichnisse.

Wie ein abgebrochener Zweig nicht wieder grünen kann, so können auch die Seelen im Reinigungsorte, weil vom Lande der Lebendigen hinweggenommen, und außer dem Zustande sich Verdienste zu sammeln gesetzt, nichts Verdienstliches für sich mehr thun.

Wie es für ein kindliches Gemüth die größte Strafe ist, wenn es das Antlitz des Vaters nicht mehr sehen darf, sondern von ihm verstoßen wird; so ist es für die Seelen im Fegfeuer die qualvollste Pein, der Anschauung Gottes beraubt zu seyn.

Wie derjenige thöricht handelt, der, wenn ihm Gelegenheit gegeben ist, viele Schulden durch eine Kleinigkeit abzutragen, damit zögert und das Zahlen auf die Zukunft verspart: so handelt derjenige noch viel thörichter, der es in der Zeit versäumt, für seine Sündenstrafen Genugthuung zu leisten, und dieses in das Fegfeuer verschiebt.

Sowie das Feuer das Gold reiniget und die Schlacken verbrennt, so wird auch im Reinigungsorte die Seele geläutert, und der Schmutz der Unvollkommenheit verzehrt.

6. Für das Daseyn des Fegfeuers zeugt die heilige Schrift.

Beweis hiefür:

I. Altes Testament.

Im zweiten Buche der Machabäer wird erzählt, daß der gottesfürchtige Feldherr Judas Machabäus nach erkämpftem Siege zwölftausend Drachmen Silber nach Jerusalem geschickt habe, damit sie zu Opfern für seine in der Schlacht gefallenen Krieger verwendet würden. Der von Gott begeisterte Schriftsteller rühmt diese That des frommen Helden und schließt die Erzählung mit den Worten: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, daß sie von ihren Sünden erlöset werden." 2. Machab. 12, 42—46. — Daraus folgt, daß beide, sowohl der Held Judas, als der fromme Schriftsteller, glaubten, daß es in der andern Welt einen Ort gebe, in welchem man den Abgestorbenen durch Gebet nützen kann. Dieser Ort kann aber weder die Hölle seyn, da den Verdammten das Gebet der Gläubigen nichts hilft, noch der Himmel, weil die Seligen unserer guten Werke nicht mehr bedürfen: demnach muß ein dritter Ort gemeint seyn, den wir Fegfeuer nennen. Judas der Machabäer war auch nicht der Erfinder eines solchen Ortes oder des Gebetes und Opfers für die dort befindlichen Seelen, sondern er richtete sich nur nach der herrschenden Gewohnheit; denn sonst würde man das dazu bestimmte Geld zu Jerusalem ohne Widerspruch nicht angenommen haben, man hätte es als eine Neuerung zurückgewiesen.

Einigermassen Beziehung auf das Bestehen des Fegfeuers haben auch folgende Stellen, ohne ihnen jedoch eine beweisende Kraft beilegen zu wollen. Setze dein Brod und deinen Wein auf das Begräbniß des Gerechten, aber iß und trink nicht davon mit den Sündern. Tob. 4, 18. Hier ist offenbar davon die Rede, bei Gelegenheit des Absterbens eines Mitbruders die Armen zu speisen; eine Sitte, die nur aus dem Glauben hervorgehen konnte, daß der Abgeleibte daraus einen Nutzen ziehe. — cf. 1. König. 31; Is. 9. u. s. w.

Uebrigens haben die Juden, die doch nur das alte Testament annehmen, den Glauben an den Reinigungsort. So muß z. B.

bei ihnen ein Kind für seinen verstorbenen Vater ein ganzes Jahr lang das sogenannte Kadis (ein gewisses Gebet) verrichten. Diesen Glauben hatten aber schon die ältesten Juden: der Geschichtsschreiber Josephus zeugt dafür. Es unterliegt überhaupts keinem Zweifel, daß die Juden in den Zeiten Jesu Christi das Bestehen eines Mittelortes glaubten; und doch tadelte sie der Heiland nie darüber, da er ihnen doch wegen anderer Erfindungen oft die eindringlichsten Strafreden hielt.

II. Neues Testament.

Jesus Christus fand den Glauben an den Reinigungsort bereits vor; er schuf diesen Glauben nicht nur nicht ab, sondern befestigte die Seinen noch mehr darin; denn er sagte: „Wer ein Wort wider den Menschensohn redet, dem wird es vergeben werden; wer aber wider den heiligen Geist redet, dem wird weder in dieser noch in der zukünftigen Welt vergeben werden. Matth. 12, 32. Hier redet Jesus von Sünden, die jenseits noch vergeben werden. Der Ort, wo Solches statt findet, kann aber nicht die Hölle seyn: in dieser wird nichts verziehen, weil es aus ihr auch keine Erlösung gibt; eben so wenig der Himmel, dort bedarf es keiner Verzeihung mehr, weil nichts Unreines in denselben eingeht. Es muß also ein dritter Ort angenommen werden, in welchem diese Verzeihung statt findet. So lauten auch die Erklärungen des heil. Augustin, Gregor des Großen, Bernard, Beda und Anderer. Hieher gehört noch die gleich unten zu erörternde Stelle, wo Christus sagt, daß eine dem Gerichtsdiener übergebene Seele aus dem Schuldthurme nicht kömmt, bis sie den letzten Heller bezahlt hat.

Christus spricht von Abrahams Schooße Luk. 16, 22., in welchem die Seele des Lazarus ruhte. Dieß war doch wohl offenbar ein Zwischenzustand, wie auch der heil. Augustin lehrt, und nicht der Himmel selbst.

„Einen andern Grund kann Niemand legen, als der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. Wenn aber Jemand auf diesen Grund bauet Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln: so wird eines Jeden Werk offenbar werden; denn der Tag des Herrn wird es ans Licht bringen, weil es im Feuer wird offenbar werden; und wie das Werk eines Jeden sei, wird das Feuer erproben.

Wenn Jemandes Werk, welches er darauf gebaut hat, besteht, so wird er Lohn empfangen. Verbrennt aber Jemandes Werk, so wird er Schaden leiden; er selbst aber wird selig werden, jedoch so wie durch Feuer.“ 1. Corinth. 3, 11—15. — Der Grund, von dem hier die Rede ist, ist Christus und seine Lehre, oder der in ihm durch Liebe wirkende, wahre Glaube. Das auf diesem Grunde aufgeführte Gebäude: „Gold, Silber und Edelsteine“ bedeutet das vollkommene Predigen und Ausüben des Evangeliums; Holz, Heu und Stoppeln aber solches Predigen, wie das der korinthischen Lehrer, welche nur darnach strebten, das Volk durch den Schimmer menschlicher Beredsamkeit zu blenden, und Werke, die mit vielen Unvollkommenheiten und geringern Sünden vermischt sind. Der Tag des Herrn nun und seine feurige Probe in dem besondern Gerichte unmittelbar nach dem Tode werden es offenbar machen, von welcher Art eines Jeden Werke gewesen, worüber in diesem Leben nur schwer ein Urtheil gefällt werden kann. Die nun, deren Werke wie Holz, Heu und Stoppeln das Feuer nicht bestehen können, werden Schaden leiden; sie selbst aber, da sie auf den rechten Grund gebauet, indem sie im wahren Glauben und im Stande der Gnade lebten und starben, wenn auch mit einiger Unvollkommenheit, werden selig werden, jedoch so wie durch Feuer, d. h. durch eine schmerzliche Züchtigung. Kurz gesagt: Der Apostel redet hier von einem Zustande in der andern Welt, wo die Seelen durch das Feuer geprüft werden. So erklären auch die heiligen Väter diese Stelle. Der heil. Ambrosius schreibt: Wenn der Apostel sagt: Jedoch so wie durch Feuer, so zeigt er dadurch, daß ein Solcher zwar selig werden solle, zuvor aber die Schmerzen des Feuers leiden müße, damit er durch das Feuer gereiniget, selig, und nicht wie die Ungetreuen im ewigen Feuer auf ewig gequält werde.“ Comment. in I. Corinth. 3. Der heil. Augustin sagt: „Mögest du mich, o Gott! in diesem Leben reinigen und so gestalten, daß ich das züchtigende Feuer derer nicht von Nöthen habe, die sollen selig werden, jedoch so wie durch das Feuer ... Und obschon es heißt, daß der selig werde, so ist doch klar, daß dieses Feuer viel strenger seyn wird, als Alles, was ein Mensch in diesem Leben auszuhalten vermag.“ — Lächerlich ist es, wenn die Protestanten diese Stelle dadurch zu entkräften meinen, daß sie

sagen: das hier erwähnte Feuer bedeute nur zeitliche Trübsal, da auch an vielen andern Stellen des alten Bundes das Feuer statt zeitlicher Trübsale gesetzt ist. Mit dieser Auslegungsweise läßt sich Alles hinwegdisputiren. Namentlich kann man unter dem Schilde dieser Logik die Höllenstrafen leugnen. Man braucht nur so zu schließen: Unter Feuer sind an vielen Orten der heil. Schrift nur Trübsale verstanden; Ewigkeit bedeutet ebenfalls nur so viel als eine gewisse Länge der Zeit: wenn es daher heißt, die unbußfertigen Sünder werden in das ewige Feuer eingehen, so will das so viel sagen, daß sie in dieser Welt oder vielleicht auch jenseits eine gewisse Länge der Zeit Trübsal zu dulden haben.

Der Heiland sagt: Wenn du mit deinem Widersacher zur Obrigkeit gehst, so gib dir auf dem Wege Mühe, von ihm los zu kommen, damit er dich nicht etwa vor den Richter ziehe, und der Richter dich dem Gerichtsdiener übergebe, und der Gerichtsdiener dich in das Gefängniß werfe. Ich sage dir, du wirst von da nicht herauskommen, bis du den letzten Heller bezahlt hast. Luk. 12, 58 u. 59. cf. Matth. 5, 25—27. Hier spricht Jesus Christus, wie es mehre heilige Väter, namentlich Origenes, Hieronymus, Ambrosius u. s. w. verstehen, nicht bloß von einem Orte der ewigen, sondern auch einem solchen der zeitlichen Strafe in der andern Welt, weil er für den Fall, daß die ganze Schuld abgebüßt ist, ein Herauskommen zugibt.

I. Petr. 3, 18. et sq., ist zu lesen: „Weil auch Christus einmal für unsere Sünden gestorben ist, ein Gerechter für Ungerechte, damit er uns vor Gott brächte; er ward zwar getödtet dem Fleische nach, aber lebendig gemacht dem Geiste nach, in welchem er auch zu den Geistern kam, die im Gefängnisse waren, und ihnen predigte, denen, welche einst ungläubig waren, als sie in den Tagen Noe's sich auf Gottes Langmuth verließen, da die Arche gebaut ward u. s. w." Hier redet der Apostel Petrus offenbar von einem dritten Ort in der andern Welt, in welchen Jesus Christus nach seinem Tode der Seele nach gefahren. Daher heißt es auch im apostolischen Glaubensbekenntnisse: „Abgestiegen zur Hölle." Es ist dieser Ort der sogenannte „limbus patrum." Es ist aber hier besonders der Ausdruck: „Die im Gefängnisse waren, — τοῖς ἐν φυλακῇ" ins Auge zu fassen. Verdammte waren wohl

diese Geister nicht, weil Christus sie nachher befreite. Auch ist der Heiland nicht zu den Verdammten abgestiegen; aber auch Heilige waren sie nicht: denn diese läßt die göttliche Gerechtigkeit nicht im Gefängnisse. Es waren also Seelen, die noch etwas zu leiden hatten, was der Ausdruck: „Im Gefängnisse" andeutet. Ist hier nicht deutlich vom Fegfeuer die Rede? Was war überhaupts jener Limbus patrum des alten Bundes anders, als ein Mittelort zwischen Himmel und Hölle? Wenn nun Gott im alten Bunde die Seelen im andern Leben an einem dritten Ort zurückhalten konnte, bis der Erlöser kam, — was hindert es, anzunehmen, daß auch die, welche im neuen Bunde aus dem Leben scheiden, zwar nicht mit der Last der Verdammten, aber doch mit Makeln und Unvollkommenheiten, und daher noch nicht würdig, vor Gott zu erscheinen, in einem dritten Orte, dem Fegfeuer, erst zur Anschauung Gottes im Himmel würdig gemacht werden?

Der rechte Schächer ruft: „Herr, wenn du in dein Reich kommst, so gedenke auch meiner." Luk. 23, 42. In dieser Sprache ist der Glaube an einen zwischen Himmel und Hölle bestehenden Mittelort ausgedrückt; denn der Schächer will nicht sogleich seyn, wo Jesus hinkömmt, in dem Himmel; er bittet nur, der Herr möge ihn im Himmel nicht vergessen, sondern ihn aus dem Orte befreien, in welchem er selbst nach dem Ableben aufgenommen wird. Will man dagegen vorbringen, daß der Schächer am Kreuze in den christlichen Wahrheiten nicht unterrichtet war, und daher seine Aeußerung von keiner beweisenden Kraft sei, so muß man sagen, daß er durch den heiligen Geist mit außerordentlicher Gnade erfüllet war, und deßwegen die Geheimnisse unsers Glaubens vollkommen kennen konnte. Aber auch davon abgesehen und angenommen, daß der Schächer bloß vom jüdischen Standpunkte aus sprach, so beweiset seine Rede wenigstens so viel, daß man damals an einen Mittelort glaubte, und dieser Glaube auch von Christus gutgeheißen worden ist, weil er den Schächer darüber nicht zurecht wies, sondern ihn auf seiner Meinung ließ.

Der heil. Paulus schreibt II. Timoth. 1, 16—18. „Barmherzigkeit beweise der Herr dem Hause des Onesiphorus; denn oft hat er mich erquickt, und sich meiner Bande nicht geschämt; vielmehr suchte er mich, als er nach Rom gekommen war, emsig auf

und fand mich. Der Herr gebe ihm, daß er Erbarmung finde vor dem Herrn an jenem Tage." — Da der Apostel in dieser Stelle von des Onesiphorus Haus schreibt, von dessen Diensten in der vergangenen Zeit spricht; später nicht ihn selber, sondern dessen Familie grüßen läßt, und von ihm sagt: Der Herr lasse ihn Barmherzigkeit am Gerichtstage finden, — so ist es offenbar, daß dieser fromme Mann damals schon gestorben war, und somit der Apostel für den abgelebten Onesiphorus betet, und durch sein Beispiel uns lehrt, daß auch wir für die im Herrn Entschlafenen Gebete verrichten sollen, was aber ohne den Glauben an einen Reinigungsort nicht geschehen kann.

7. Lehre der heiligen Väter bezüglich der Existenz des Fegfeuers.

Die heiligen Väter sprechen sich einstimmig für das Bestehen des Fegfeuers aus. Dafür folgende Zeugnisse:

Wir sagen, daß das Feuer nicht die Leiber, sondern die sündhaften Seelen reinige; wir reden nicht von jenem gefräßigen und Alles verzehrenden Feuer, nicht von jenem schmutzigen und unfreien, sondern von einem verständigen Feuer, das die Seele durchdringt, die durch das Feuer geht. Clemens Alex. strom. l. 7. c. 6.

Die Wittwe betet für den Verstorbenen Gatten und opfert alle Jahre. Tertull. de monog. c. 10.

Wenn wir aus diesem Leben abtreten und Tugenden oder Laster mit uns nehmen, sollen wir da eine Belohnung unserer Tugenden erhalten, und sollen uns dabei jene Uebertretungen vergeben seyn, welche wir wissentlich begangen haben, oder sollen wir für unsere Sünden gestraft werden, ohne die Belohnung unserer Tugenden zu erhalten? Keines von beiden ist wahr; denn wir werden für unsere Sünden leiden, und die Belohnung unserer guten Handlungen erlangen. Denn wenn du auf das Fundament Christi nicht bloß Gold und Silber und Edelsteine, sondern auch Holz, Heu und Stroh gebaut hast, was erwartest du, wenn die Seele vom Leib getrennt wird? Wirst du mit deinem Holze, Heu und Stroh in den Himmel eingehen, um das Reich Gottes zu verunreinigen, oder in Betracht dieser Hindernisse leer bleiben und keinen Lohn für dein Gold und Silber und für deine Edelsteine

bekommen? Weder das Eine noch das Andere wäre gerecht; daher bleibt nur übrig, daß du dem Feuer übergeben wirst, welches den leichten Stoff verzehren wird; denn Gott heißt jene, welche himmlische Dinge fassen können, ein verzehrendes Feuer. Aber dieses Feuer verzehrt nicht die Kreatur, sondern was die Kreatur sich aufgebaut hat, Holz, Heu und Stroh. Es ist offenbar, daß das Feuer zuerst das Holz unserer Uebertretungen zerstört, und uns dann den Lohn unserer guten Werke ertheilt. Origen. homil. XVI. al. XII. in Jerem.

Es ist etwas Anders, in das Gefängniß geschickt seyn, und daraus nicht kommen, bis der letzte Heller bezahlt ist, etwas Anders sogleich mit der Kraft der Tugend und des Glaubens den Lohn empfangen, etwas Anders für die Sünden mit vielem Schmerz gekreuziget und so gereiniget und durch langes Feuer geläutert werden, etwas Anders alle seine Sünden durch Leiden gebüßt haben. Cypr. lib. 4. ep. 2.

Der heil. Basilius sagt zu den Worten des Isaias: „durch den Zorn des Herrn wird das Land verbrannt" — also: „Das Irdische wird eine Nahrung des strafenden Feuers werden, damit die Seele Gnade und Heil erlangen möge. Und das Volk wird seyn wie das Futter des Feuers." Das ist keine Drohung der Vertilgung, sondern es bezeichnet Reinigung nach den Worten des Apostels: Brennt aber Jemandes Werk, so wird er Schaden leiden, er selbst aber wird selig werden, jedoch so wie durch Feuer. Comment. in c. IX. Isai.

Vielleicht werden Jene im andern Leben mit Feuer getauft; dieses ist die letzte Taufe, aber nicht nur schmerzlicher, sondern sie dauert auch länger; sie verzehrt den groben Stoff wie Heu und nimmt hinweg das Geringe eines jeden Lasters. Greg. Naz. Orat. 39.

Wenn Jemand seinen Leib verlassen hat, und der Unterschied zwischen Tugend und Laster erkannt wird, so kann er der Gottheit nicht nahen, bis ein reinigendes Feuer die Flecken ausgelöscht haben wird, womit die Seele behaftet ist. Das nämliche Feuer wird bei Andern das Verderbniß der Materie und die Geneigtheit zum Bösen austilgen. Greg. Nyss. Orat. de defunct.

Wenn Jemandes Werke verbrannt werden, so wird er leiden, er aber wird gerettet werden, obwohl wie durch das Feuer. Er

wird selig werden, sagt der Apostel, weil sein Wesen bleibt, während seine böse Lehre untergehen wird. Daher sagt er: „Jedoch wie durch das Feuer," damit man wisse, daß seine Rettung nicht ohne Mühe geschehe. Er zeigt, daß er allerdings werde gerettet werden, daß er aber die Qual des Feuers ausstehen und so gereiniget werden müsse, daß es ihm aber nicht gehen soll wie dem ungläubigen, boshaften Menschen, der im ewig dauernden Feuer gestraft werden wird. Ambros. Comment. in 1. epist. ad Corinth.

Wie wir glauben, daß die Peinen des Teufels und jener erbosten Menschen, welche in ihrem Herzen sprachen: Es ist kein Gott, — ewig seien, so glauben wir, daß bei jenen Sündern, welche ihren Glauben nicht verleugnet haben, und deren Werke durch Feuer können gebessert und gereiniget werden, der Spruch des Richters durch Gnade gemildert wird. Hieronym. Comment. in cap. 65. Isai.

Es wird bei der Auferstehung der Todten Manche geben, welchen Gnade ertheilt werden wird, nachdem sie jene Peinen, denen die Seelen der Abgestorbenen unterworfen sind, überstanden haben. Sonst wäre von Einigen nicht mit Wahrheit gesagt worden, daß ihre Sünden nicht vergeben werden sollen, weder in dieser Welt, noch in der andern, wenn nicht einige Sünden in der andern Welt nachgelassen würden. Aug. de vivit. Dei.

8. Die Kirche hat auf Concilien deutlich und klar ihren Glauben an einen Reinigungsort ausgesprochen.

Schon das allgemeine Concilium von Carthago empfiehlt das Gebet für die Verstorbenen, und spricht dadurch seinen Glauben an das Bestehen des Reinigungsortes aus.

Das zweite Concilium von Lyon sagt: Die heilige, römische Kirche behauptet und lehrt, daß, wenn wahrhaft bußfertige Seelen in der Liebe sterben, sie, bevor sie für ihre begangenen Fehltritte und Unterlassungen mit würdigen Früchten der Buße Genugthuung geleistet haben, mit den Strafen des Fegfeuers oder des Reinigungsortes nach dem Tode geläutert werden.

Das Florentiner Concilium spricht in den nämlichen Worten, wie die Kirchenversammlung zu Lyon seinen Glauben an das Fegfeuer aus.

Das Concilium von Trient sagt: Wenn Jemand behauptet, daß nach empfangener Gnade der Rechtfertigung einem jeden bußfertigen Sünder die Schuld in der Weise nachgelassen und der Reat der ewigen Strafe ausgetilgt werde, daß kein Reatus einer zeitlichen Strafe mehr zurückbleibt, die entweder in diesem Leben oder im künftigen im Reinigungsorte zu büssen ist, ehe ihm der Zutritt in den Himmel offen stehen könne, so sei er verflucht. Sess. 6. can. 30. — Und Sess. 25. decret. pro purgat. heißt es: „Da die katholische Kirche in Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift und den alten Ueberlieferungen der Väter in frühern Concilien und zuletzt noch in der gegenwärtigen allgemeinen Synode gelehrt hat, daß ein Reinigungsort sei, und daß den darin aufbewahrten Seelen durch die Fürbitten der Gläubigen, hauptsächlich aber durch das Gott wohlgefällige Altarsopfer, Hilfe geleistet werde; so befiehlt der heilige Kirchenrath den Bischöfen, Sorge zu tragen, daß eine unverfälschte Lehre vom Reinigungsorte, wie sie von den heiligen Vätern und Concilien übergeben ist, von den Angehörigen der Kirche geglaubt, gehalten, gelehrt und überall geprediget werde. Schwerere und tiefsinnige Fragen darüber, die weder zur Erbauung etwas beitragen, noch die wahre Frömmigkeit befördern, sollen von dem Volksunterrichte gänzlich ausgeschlossen werden. Deßgleichen sollen sie alles Ungewisse, und was nur einen Schein des Unwahren hat, nicht vortragen lassen. Was aber bloß die Neugierde reizen oder den Aberglauben nähren könnte, wie auch Alles, was das Gepräge häßlicher Gewinnsucht an sich trägt, sollen die Bischöfe als Aergernisse und Störungen der Gläubigen verbieten."

Diesen allgemeinen Concilien ließen sich noch viele Partikularsynoden beifügen, namentlich ein Concilium von Vaison in Frankreich im Jahre 442; von Agde im Jahre 506; von Toledo im Jahre 489; von Chalons im Jahre 813; von Mainz im Jahre 1549; von Bourges im Jahre 1549 u. s. w.

9. Die alten Liturgien zeugen für den Glauben an das Bestehen des Fegfeuers.

Alle alten Liturgien enthalten Gebete für die Verstorbenen, namentlich die Liturgie des Jakobus, Markus, Basilius und Ambrosius; ferners die gothische, mozarabische und griechische Liturgie.

die Gewohnheit für die Verstorbenen zu beten, setzt aber den Glauben an ein Reinigungsort voraus. Damit hängt auch zusammen die Sitte, die Leiber der verstorbenen Gläubigen in der Kirche zu begraben. Daher antwortet Papst Nikolaus I. den Bulgaren auf ihre Frage, ob man die Christen in der Kirche begraben dürfe: „Wenn schwere Sünden es nicht verhindern, nützt es den Todten, wenn sie in den Kirchen begraben werden, weil ihre Verwandten, so oft sie an die heiligen Orte kommen und die Gräber der Ihrigen erblicken, an sie sich erinnern und für sie Gebete darbringen." Auch die Todtenmahle hatten darauf Bezug. Darum heißt es in den apostolischen Constitutionen: „Wenn ihr bei Leichenbegängnissen zur Todtenmahlzeit geladen seid, so esset mit Ordnung und mit Furcht Gottes, damit ihr für die Verstorbenen Gott Gebete darbringen könnet."

10. Was lehret die griechische Kirche vom Fegfeuer?

Wie die lateinische so glaubte auch die griechische Kirche von den ältesten Zeiten an das Bestehen des Fegfeuers, und daß die Gläubigen auf Erden den dort aufbewahrten Seelen durch Gebet und andere gute Werke nützen können. Dieß erhellet aus den Aussprüchen der ältesten Väter der griechischen Kirche, wovon wir schon oben mehre anführten, und die wir hier noch mehr anhäufen wollen.

Clemens Alexandrinus sagt, daß ein Weiser nicht bloß die Lust der Welt flieht, sondern sich auch derjenigen Verstorbenen erbarmt, die noch ihre Strafe leiden. Strom. lib. VII. c. 12.

Origenes verfiel zwar auf die von der Kirche verdammte Lehre einer restitutio daemonum, nichts desto weniger aber finden sich in seinen Schriften klare Zeugnisse für das Bestehen des Fegfeuers.

Eusebius spricht seinen Glauben an eine Hilfe, die den Verstorbenen geleistet werden kann, dadurch aus, daß er Klerus und Laien lobt, weil sie für den verstorbenen Kaiser beteten. De vit. Const. lib. 4. c. 71.

Cyrillus von Jerusalem bedient sich des Vergleiches: Wenn ein König seinen Beleidiger in das Exil geschickt hat, so kann er sich doch wieder bewegen lassen, das Strafedikt aufzuheben, wenn

ihn die Freunde des Verbannten durch ein Geschenk versöhnen. Auf gleiche Weise, bemerkt Cyrillus, können wir durch unsere guten Werke, die wir Gott für die Verstorbenen aufopfern, deren Versöhnung bewirken. Catech. myst. 5.

Ephraem der Syrer bittet inständig seine Freunde, nach seinem Tode ihn im Gebete und beim heiligen Opfer nicht zu vergessen. „Comitamini me in psalmis et orationibus vestris et assidue pro mea pravitate sacrificia et oblationes facere dignemini.“

Basilius sagt, daß jene, bei welchen sich jenseits noch Flecken und Spuren von Sünden finden, zur Reinigung in Gefangenschaft gehalten werden bis zur Befreiung, für welche ein Anderer das Lösegeld stellen muß. Hom. in psalm. 7. Auch redet er von einem *πῦρ καθαρτικόν*, was nichts Anders als Fegfeuer heißt.

Gregor von Nazianz erwähnt noch eine mögliche Rettung, wenn wir auch schon wie ein Baum gefällt sind. Diese Reinigung aber, die durch Feuer, Wurfschaufel oder Schwert geschehen kann, nennt er eine harte und anhaltende Taufe. cf. orat. ad eos, qui vocarunt und orat. 39.

Gregor von Nyssa bemerkt, daß Keiner in die Nähe Gottes kommen kann, ohne die Flecken der Seele durch das Reinigungsfeuer getilgt zu haben. Darum wird auch der größte Theil der Menschen zu jenen gehören, die nach diesem Leben im Feuer der Reinigung die Flecken der Leiblichkeit ablegen und zur ursprünglichen Gestalt zurückkehren. Orat. ad eos, qui lugent. ect.

Epiphanius sagt, daß die Kirche den Gebrauch nach Eingebung des heiligen Geistes und nach der Ueberlieferung der Väter für die Verstorbenen zu beten, nie aufgeben könne, weil den Seelen im Jenseits immer ein großer Vortheil zugehe aus den Gebeten der Lebenden, wenn sie auch nicht sogleich alle Schuld auszulöschen im Stande sind. Haeres. 75. n. 3.

Der heil. Chrysostomus verlangt, man sollte, statt mit Geheul und Monumenten, vielmehr mit Gebet, Almosen und Opfer der Abgestorbenen gedenken, um ihnen die verheißene Seligkeit zu verschaffen. Hom. 21. in Act.

Theodoret erzählt, Theodosius II. habe die Reliquien des heil. Chrysostomus mit großer Feierlichkeit nach Constantinopel bringen lassen, und bei dieser Gelegenheit besonders seine verstorbenen

Eltern der Fürbitte dieses Heiligen empfohlen. Hist. eccl. libr. 5. c. 36.

Isidor von Pelusium sagt, daß die Unbeständigkeit im Glauben wenigstens im Reinigungsorte gebüßt werden muß, aber auch Ursache zur ewigen Verdammniß seyn kann. Lib. I. ep. 350. ad Lampet.

In den Schriften, welche dem Dionysius Areopagita zugeschrieben werden, heißt es, daß der Priester für die Verstorbenen um Nachlaß der Sünden beten soll, welche sie durch menschliche Schwäche begangen haben, damit sie an den Ort der Erleuchtung versetzt werden, wo fern ist alle Trauer und Kümmerniß. Hierarch. eccl. c. 7.

In einer Rede, welche man dem Johannes Damascenus zuschreibt, wird es eine durch eine Menge von Zeugnissen erwiesene Wahrheit genannt, daß Gebete, Almosen und Meßopfer den Verstorbenen nützen, und werden Alle aufgefordert, in ihrem Testamente die Armen zu bedenken, daß Gebete und Meßopfer nicht unterlassen würden. Orat. de iis, qui in fide decesserunt.

Nun schweigen in der Literatur der griechischen Kirche die Zeugnisse bis zu Oecumenius, der im neunten oder zehnten Jahrhundert Bischof zu Trikka in Thessalien war. Er sagt, bezüglich der Stelle I. Cor. 3., daß der, welcher zwar Gold, aber auch Stroh baut, durch Schmerz, wie in einem Durchgange durch das Feuer, zum Heile gelange, nachdem er von den ihm anklebenden Flecken rein ist.

Simeon Metaphrastes, der 976 gestorben, rühmt von Johannes, dem Almosengeber, daß er die Gläubigen sehr fleißig ermuntert habe, für die Verstorbenen Gebet und Opfer zu verrichten.

Theophylaktus, zwischen 1078 u. 1107 Erzbischof von Achris in Bulgarien, schreibt, daß Opfer und Gebete für die Verstorbenen verrichtet werden, damit Gott derjenigen schone, die noch Sünden auf sich haben.

Georgius Pachymeres, der zu Anfang des 14. Jahrhunderts starb und ein heftiger Gegner der lateinischen Kirche war, beweist sehr weitläufig, daß das Gebet der Gläubigen jenen Abgestorbenen nütze, welche nicht der Verdammniß sich schuldig gemacht haben. Dasselbe ist von Nikolaus Cabasilas zu sagen, der um das Jahr

1350 blühte, und ebenfalls als heftiger Gegner der lateinischen Kirche bekannt ist.

Manuel Calekas blühte um das Jahr 1360. Er verbreitet sich am umständlichsten über das Fegfeuer. Ohne geringe Sünden, schreibt er, kann kein Mensch einen Tag leben; denn wir sind ja in Sünden geboren. Doch diese werden uns vergeben, wenn wir beten: „Vergib uns unsere Schuld.“ Dennoch müßen wir auch für diese Genugthuung leisten. So ist es auch mit schweren Sünden und ihren ewigen Strafen, welche zwar ein Mensch am Ende seines Lebens noch durch den Empfang des heiligen Sakramentes der Buße tilgen kann, aber Genugthuung muß er dennoch auch leisten, was durch die von der Kirche auferlegten Bußwerke im Leben geschieht. Aber nach dem Tode kann einem Solchen dadurch geholfen werden, daß die Lebenden solche Bußwerke für ihn verrichten, z. B. Gebete, Almosen, Meßopfer und andere gute Werke. Um Solche zu befreien von ihren Bußen, welche sie jenseits zu bestehen haben, betet die Kirche, aber nicht für die schon Seligen, nicht für die zum Hades Verdammten. Daher muß es noch einen dritten Ort geben, wo die Reinigung vollbracht und Genugthuung geleistet wird, weil Gottes Barmherzigkeit wegen geringerer Fehler und vollkommener Reue über schwere Sünden keinen Menschen ewig verstossen, aber seine Heiligkeit dennoch nichts Unreines bei sich dulden kann. Dieser Ort soll ein Feuer seyn; aber ein anderes als die Gehenna, und weil darin eine Reinigung vor sich geht, so heißt es Fegfeuer, *καθαρτήριον*.

Eine eigene Ansicht von der Sache hat Simon Thessalonicensis, der als Erzbischof von Thessalonich im Jahre 1429 starb. Zuerst eifert er gewaltig gegen die Lateiner, welche mit Origenes eine Reinigung bis zum letzten Tage annehmen. Dann sagt er aber auf einmal, daß denen, welche nur geringe Sünden auf sich hatten und mit Reue starben, durch Gebet, Almosen und Meßopfer Hilfe verschafft werde. Er leugnet also das Bestehen des Reinigungsortes und nimmt doch, wie auch viele spätere Griechen, die Wirksamkeit des Gebetes für die Verstorbenen an. Daß die frühere griechische Kirche dieser Meinung nicht war, geht schon daraus hervor, weil man weder im neunten Jahrhunderte, wo der Patriarch Photius ein Schisma zwischen der abendländischen und morgen-

ländischen Kirche herbeiführte, noch im eilften, wo der Patriarch Michael Cärularius die Trennung vollendete, und bei welch beiden Gelegenheiten man jede noch so lächerliche Kleinigkeit hervorsuchte, in welcher die römische Kirche von der griechischen abwich, den Glauben der Abendländer an das Bestehen des Fegfeuers angriff. Damals muß also zwischen der römischen und griechischen Kirche noch keine Abweichung in der Lehre des Fegfeuers stattgefunden haben.

Auf dem allgemeinen Concilium zu Lyon im Jahre 1274 bekannten sich die griechischen Bischöfe zum Glauben der römischen Kirche, worin namentlich auch des Fegfeuers und des Gebetes für die Verstorbenen gedacht wurde. Sowohl der griechische Kaiser als seine Bischöfe bekannten sich eidlich zum Glauben, daß es ein Fegfeuer gebe, und das Gebet der Gläubigen den daselbst aufbewahrten Seelen nützlich sei.

Auf dem Concilium zu Florenz im Jahre 1438, wobei ebenfalls die griechische Kirche vertreten war, wurde die Lehre vom Fegfeuer ausführlich zur Sprache gebracht, und dabei zeigte es sich, daß die Griechen selbst nicht recht wußten, was ihre Kirche hierüber lehre; denn nachdem das römisch katholische Dogma hierüber dargestellt worden war, riefen die einen der griechischen Bischöfe: „Das glaubt ja auch die orientalische Kirche," — die andern: „Dieß ist auch unser Dogma bis auf wenige Unterschiede ohne Bedeutung;" — wieder andere aber: „Nein, dieß ist durchaus nicht der Glaube der heiligen, griechischen Kirche." Nach vielen von den Griechen oft absichtlich gesuchten Streitigkeiten und Spitzfindigkeiten einte sich die römische und griechische Kirche endlich in dem Beschlusse: „Definimus, si vere poenitentes in caritate Dei decesserint, antequam dignis poenitentiae fructibus de commissis satisfecerint et commissis, eorum animas poenis purgatoriis post mortem purgari, et ut a poenis hujus modi revelentur prodesse eis fidelium vivorum suffragia, missarum sacrificia, orationes, eleemosynae et alia pietatis officia, quae a fidelibus pro aliis fidelibus fieri consueverunt secundum ecclesiae instituta."

Nachdem die Griechen in die Heimath zurückgekehrt waren, suchte besonders Markus von Ephesus das Werk der Vereinigung in Mißkredit zu bringen, und erklärte sich auch gegen die zu Florenz festgesetzte Lehre über das Fegfeuer; er fand aber unter den

Griechen selbst seine Widerleger. Ueberhaupts widmeten jetzt die Griechen mehr Aufmerksamkeit dem Dogma vom Fegfeuer, wobei die Einen zwar gegen die zu Florenz festgesetzte Lehre über diesen Punkt polemisirten, die Andern aber auch sie vertheidigten. Daß aber die Griechen im Wesen hierin mit der römischen Kirche einstimmten, geht aus ihren Liturgien hervor, in denen eigene Gebete für die Verstorbenen vorkommen, und Gott namentlich angerufen wird, er möge die Seele des Verstorbenen an den Ort der Ruhe, des Lichtes und der Seligkeit versetzen, und wenn auch nicht sogleich, so doch wenigstens noch vor dem Tage des Gerichtes.

Nach Entstehung der Reformation suchten die Anhänger der neuen Lehre auch die Griechen auf ihre Seite zu bringen, und namentlich traten im Jahre 1574 die Tübinger Theologen mit Jeremias, Patriarchen von Constantinopel, in Unterhandlungen. Aber der Patriarch widerstand den Lockungen der Neuerer und vertheidiget in einem Briefe, welchen er im Jahre 1576 als Antwort auf die Ueberschickung der Augsburger Confession gab, insbesonders auch das Gebet der Gläubigen für die Verstorbenen, wobei er sich auch auf das Zeugniß des heil. Chrysostomus berief.

Günstiger gestaltete sich die Sache für die Reformation zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts unter dem Patriarchen Cyrillus Lukaris, der sehr zur neuen Lehre hinneigte. Indeß wurden auf einer Synode zu Constantinopel von den vier Patriarchen und zweiundzwanzig Metropoliten und Bischöfen die Neuerungen verworfen, und namentlich bezeichnete man es auch als eine Häresie, daß Calvin das Gebet für die Verstorbenen als unwirksam erkläre. Deutlicher noch erklärt sich hierüber das zu Jerusalem im Jahre 1672 gehaltene Concilium. Hier sprach man sich über den Reinigungsort dahin aus, daß die, welche ihre Buße vor dem Tode nicht vollenden konnten, ad inferos hinabsteigen, um daselbst die rückständige Buße zu bestehen, aber ihrer Erlösung gewiß seien; übrigens könne diesen durch Gebet und Meßopfer zur Befreiung geholfen werden, wann aber diese eintreten werde, könne kein Mensch wissen, auf jedem Fall aber erfolge sie vor dem letzten Gerichte.

Aus allem diesen geht hervor, daß auch die spätern Griechen, trotz ihres Sträubens gegen den Namen Fegfeuer, das Dogma vom Purgatorium im Wesen annehmen, d. h. an eine nach dem

Tode mögliche Nachlassung rückständiger zeitlicher Strafen der Sünde glauben, zu welcher Gebete der Gläubigen und andere gute Werke helfen. Freilich nehmen sie nach dem Tode nur zwei Orte an, Himmel und Hölle. Allein sie bezeichnen die Hölle als Hades, und nehmen dieses Wort im doppelten Sinne. So sagt Matthäus Cariophilus, daß man nicht an den Hades der Gehenna zu denken habe, wenn die Väter sagen, daß durch Opfer und Gebete eine Befreiung daraus bewirkt werde, sondern nur an einen Theil des Hades, wo Finsterniß und Trauer herrscht, aus welchem die Seelen reuig Gesinnter zur ewigen Freude gelangen. Als Hölle ist demnach den Griechen der Hades der Ort des ewigen Feuers, des Heulens und des Zähneknirschens; jener Hades aber, aus welchem sie um Erlösung beten, ist ihnen nur ein Ort der Finsterniß und der Betrübniß. Sie halten also schon in Bezug auf die Art der Strafe zwei verschiedene Orte aus einander, oder unterscheiden wenigstens zwei getrennte Abtheilungen desselben Ortes. Ganz deutlich erklärt sich hierüber der Bischof Cariophilus. Er sagt nämlich in seiner Polemik gegen Gerganus: „Da es apostolische Tradition sei, für die Verstorbenen das heilige Meßopfer zu feiern, so mußten die Apostel gewußt haben, daß Christus dieses Opfer zur Vergebung der Sünden der Lebenden sowohl als der Verstorbenen eingesetzt habe: zur Sündenvergebung im Jenseits aber sei das Purgatorium der Ort. Ja, wenn Christus gesagt hätte, es gebe kein Purgatorium, so könne man ihn gar nicht Retter des Menschengeschlechtes nennen, weil er ja dann jene, welche in Reue (jedoch ohne Genugthuung) verschieden, sonach rettungsfähig sind, ohne Rettung verloren gehen ließe. Die Kirche betet, daß solche Verstorbene Gott aus dem Ort der Trauer und Finsterniß befreie, und dieses sei das Purgatorium nach Bestimmung des Concils von Florenz. Luther und andere Häretiker haben der lateinischen Kirche den Vorwurf gemacht, — man wisse nicht aus Dummheit oder Bosheit, — sie sei in Origenistische Irrthümer verfallen; allein es sei ein großer Unterschied zwischen der Meinung des Origenes und dem apostolischen Dogma vom Purgatorium. Auf die Blasphemie des Gerganus, daß das Purgatorium keine apostolische Tradition, sondern virgilische Dichtung sei, antwortet Cariophilus, daß auch schon Homer den Ulysses in den Hades

steigen lasse; warum er also nicht sage, es sei von Homer erdichtet? Cariophilus deutet darauf hin, daß man daraus, weil sich bei Heiden und Juden ähnliche Ideen finden, nicht schließen könne, sie seien falsch, sondern vielmehr muß man daraus die Idee eines Purgatoriums der menschlichen Vernunft so leicht findbar, so annehmlich erkennen, daß man sich wundern muß, wie noch Solche, die sich Christen nennen, sie verwerfen. Auf den weitern Einwurf des Gerganus, daß es nach dem Tode keinen dritten Ort gebe, entgegnet Cariophilus: Daß aus dem Orte der Verdammten keine Befreiung sei, — das sei Ein Ort; dann bete die Kirche, daß die Seelen der Verstorbenen von einem Orte der Trauer in einen andern der ewigen Freude versetzt werden möchten, — das seien zweierlei Orte: zwei und eins machen aber drei. Wenn die heil. Schrift nur zwei Orte erwähne, so seien dieses bloß die zwei ewigen, und ein dritter zeitlicher sei nicht ausgeschlossen. Da Gerganus weiter einwendet, daß das Purgatorium nicht im Himmel, nicht auf der Erde, und nicht im Hades, also nirgends sei, sagt Cariophilus, daß es doch ein Ort seyn müße, weil die Kirche ausdrücklich von einem Orte der Finsterniß und der Trauer spreche, was offenbar das Purgatorium sei, weil eine Befreiung daraus stattfinde. Nun sei wohl oberhalb der Erde kein ähnlicher Ort, aber wohl könne er innerhalb derselben seyn, weßhalb auch manche Väter das Purgatorium Hades nennen, was zunächst einen unterirdischen Ort bezeichne, aber sowohl die Hölle als auch den Reinigungsort nach der Verschiedenheit des Zusammenhanges bedeuten könne. So jener griechische, erleuchtete Bischof. Cf. Das Dogma der griechischen Kirche vom Purgatorium dargelegt von Dr. Loch.

11. Ansichten einiger anderer, zur morgenländischen Kirche gehörigen Sekten über das Fegfeuer.

Auch die von der griechischen Kirche getrennten Sekten sind dem Dogma vom Fegfeuer im Wesen nicht abhold. Wir erwähnen vorzüglich:

I. Die Armenier. Sie haben das Gebet für die Verstorbenen, ohne das eigentliche Purgatorium im Sinne der römischen Kirche zuzugeben. Daher sagt eines ihrer Häupter, mit Namen Vantanus: Error est dicentium, eos, qui nondum expleta poenitentia moriun-

tur, ingredi post mortem in tormenta et excruciari in loco, quem vocant purgatorium. Animae illorum peccatorum, qui post culparum confessionem mortui sunt, timore et moerore solum excruciantur, quia se ipsas agnoscunt, justificantur autem per ecclesiae sacramenta, atque purgantur et expiantur per vivorum commemorationes, preces et sacrificia; timor autem et moeror ille imputatur illis ut cruciatus.

In ihrer Liturgie aber heißt es: Memento Domine et miserere et propitius esto animabus defunctorum et pro qua hoc sanctum sacrificium offerimus. Dona eis requiem et illumina et ordina in coetu sanctorum tuorum, in tuo regno coelorum et fac dignos misericordia tua.

Merkwürdig ist, was Rikaut in seiner histoire de l'etat de l'eglise grecque über die Armenier berichtet. Darnach kämen nach der Vorstellung der Armenier diejenigen, welche mit kleinen Sünden befleckt aus der Welt gehen, wie mit unrechten Gedanken und Reden, in einen Ort, den sie Gajank nennen, wo sie ihre Fehler büßen, bis sie durch Almosen und gute Werke der Gläubigen von den Strafen befreit werden.

II. Die Aethiopier und Abyssinier. Sie nehmen zwar kein Purgatorium in unserm Sinne an, aber eine mögliche Sündenvergebung und Genugthuungleistung nach dem Tode, wozu die Gebete und Meßopfer der Lebenden sehr viel nützen. Daher wollen sie, daß alle Tage der Verstorbenen im Gebete gedacht werde mit Ausnahme des Sonntags. Die Canones Hippolyti, welche bei ihnen kirchliches Ansehen haben, schreiben namentlich auch vor: In exequiis mortuorum fidelium cantum cum precibus conjungendum esse. In ihren Liturgien heißt es. Miserere Domine famulorum tuorum famularumque tuarum ..., qui obdormiverunt in fide tua.

III. Die Nestorianer. Sie gedenken in ihren liturgischen Gebeten der Abgestorbenen. So heißt es in einer ihrer Liturgien: Recordemur etiam et patrum et fratrum nostrorum fidelium, qui ex hoc saeculo in orthodoxa fide transierunt; oremus, inquam, Dominum, ut illos absolvat eorumque peccata et praevaricationes dimittat, et efficiat eos dignos, ut cum justis et rectis, qui divinae voluntati obtemperaverunt, laetentur in saecula.

IV. Die Kopten. Auch sie haben das Gebet für die Verstorbenen. In ihrer Liturgie heißt es: Memento Domini etiam omnium, qui dormierunt et requieverunt in sacerdotio et omni ordine laicorum. Dignare Domine animas eorum omnium quiete donare in sinu sanctorum Abraham, Isaac et Jacob; induc eos in locum viridem, super aquas refrigerii, in paradisum voluptatis, in locum unde fugiunt dolor cordis, tristitia et suspiria, in lumine sanctorum tuorum.

12. Zeugnisse der Akatholiken für das Fegfeuer.

Schon der Reformator Luther stellte das Bestehen des Reinigungsortes keineswegs immer in Abrede; denn er schreibt einmal: Ich glaube ganz zuversichtlich, ja ich dürfte sogar sagen, ich weiß bestimmt, daß es einen Reinigungsort gibt, und getraue mir auch, Solches klar mit der Schrift zu beweisen. Wiederum sagt er: „Ich rathe und empfehle Jedermann an einen Reinigungsort zu glauben."

Calvin lehrt (l. 3. Inst. c. 5.), daß die Seelen der Gerechten bis zum Tage des Gerichtes in Abrahams Schooß zurückgehalten werden.

Der englische Bischof Montague sagt deutlich, daß ein Mittelzustand oder ein dritter Ort jenseits bestehe, und beweist es daraus, weil man nicht sagen könne, daß die Seelen der Gerechten des alten Bundes vor Christus im Himmel gewesen seien, sondern sich an einem Mittelorte zwischen Himmel und Hölle befunden haben.

Der protestantische Professor Köppen sagt im zweiten Theile seiner Philosophie des Christenthums: „Die Mehrzahl der Menschen ist weder des Himmels noch der Hölle würdig. Sehr natürlich wird die christliche Dogmatik von dieser Seite zur Annahme eines Mittelzustandes hingetrieben, in welchem weder die Seligkeit des Himmels, noch die Qual der Hölle herrscht; ein Fegfeuer, dessen Bevölkerung aus den angegebenen Ursachen sehr groß seyn muß, und in welchem alle Hoffnung eines bessern Schicksals nicht verschwunden ist. Auch das Ansehen der ältesten Kirche spricht für die Annahme eines solchen Mittelzustandes."

Kirchenrath Horst findet in seiner Mysteriosophie in der Lehre von einem Mittelorte eine große Wohlthat, und die Vermeidung eines ungeheuern Sprunges in der Natur.

Der Göttingische Theologe Dr. Leß in seiner christlichen Religionstheorie, Jung in seiner Theorie der Geisterkunde, Menzel, von Meier und Andere gestehen unverholen, daß der Reinigungszustand nach dem Tode ganz bestimmt von der heil. Schrift gelehrt werde, und daß ohne diesen die Lehre von Seligkeit und Verdammniß den größten Widersprüchen unterliegen würde.

Der Gelehrte Leibnitz sagt in seinem System der Theologie: „Es war von jeher Lehre der Kirche, daß jene, welche aus diesem Leben geschieden sind, zuweilen noch, obschon von Gott in Gnaden durch Christus aufgenommen und des ewigen Lebens theilhaftig geworden, für ihre Sünden eine natürliche Züchtigung oder Reinigung leiden, besonders wenn sie sich von diesen Flecken auf Erden nicht genugsam gereiniget haben. Die heiligen Väter sind zwar nicht einig über die Art der Reinigung, aber beinah alle kommen darin überein, daß nach diesem Leben eine väterliche Züchtigung oder Reinigung, wie sie auch beschaffen seyn mag, stattfinde, welche die Seelen, nach ihrem Hinscheiden aus dem Körper erleuchtet und dann durch die Einsicht der Unvollkommenheit des verflossenen Lebens und der Schändlichkeit der Sünde von der größten Traurigkeit gerührt, selbst sich wünschen und nicht anders zur höchsten Seligkeit gelangen wollen.“

13. Auch die Heiden glaubten eine Art von Reinigungsort.

Nach der Meinung der Alten mußte die Mehrzahl der Seelen, die noch nicht rein genug waren, um unter die Himmelsbewohner versetzt, auf der andern Seite aber auch nicht verdienten, auf ewig in den Tartarus gestürzt zu werden, in der Unterwelt oder um ihre Gräber schwebend, je nach Verhältniß ihrer begangenen Sünden, büßen. Bei den Griechen und Römern wurden Sühnopfer für sie dargebracht. Clemens von Alexandrien sagt, daß die stoischen Weltweisen einen Läuterungszustand nach diesem Leben behauptet und denselben ἐμπυροσιν genannt haben. Bei der Pythagoräischen Lehre von der Seelenwanderung lag ebenso die Idee zum Grunde, daß die menschlichen Geister erst gereinigt werden müßen, ehe sie jenseits zur vollkommenen Glückseligkeit gelangen können. Dahin gehört auch, was Zoroaster von der Wanderung

der Seelen durch die zwölf Zeichen des Thierkreises, bevor sie zur Seligkeit des Himmels gelangen konnten, gelehrt hat. Plato sagt im Gorgias: „Die, welche die Götter und Menschen bestrafen, sind die Unglücklichen, welche heilbare Sünden begangen haben, der Schmerz und die Qual sind eine Wohlthat für sie; denn es gibt kein anderes Mittel um von Sünden gereiniget zu werden. Aber die, welche das Aeußerste und Aergste begangen haben, und ganz unheilbar sind, werden verdammt zu den schrecklichsten Qualen." Plato setzt hier offenbar den Ort der ewigen Qual einer andern zeitlichen Strafe gegenüber. Im sechsten Buche der Aeneide stellt Virgilius bei Gelegenheit des Herabsteigens des Aeneas zum Orkus die Lehre von einem jenseitigen Läuterungszustande sehr umständlich dar. Auch die Hindus behaupten einen solchen Ort in der andern Welt, und sind der Meinung, daß man den Verstorbenen durch Opfer und Fürbitte zu Hilfe kommen müße, und daß sie dadurch Gnade erlangen.

14. Die Vernunft verlangt das Bestehen eines Reinigungsortes.

Es ist eine Lehre, welche die Vernunft als gerecht anerkennt, und die Offenbarung in der Geschichte des Reiches Gottes als Thatsache anführt, daß, wenn die Schuld und die ewige Strafe erlassen werde, meist noch eine zeitliche Strafe zu leiden übrig bleibe. Ueberdieß sagt uns die Offenbarung, daß selbst der Gerechte des Tages siebenmal fällt; und daß der Mensch Rechenschaft geben muß von jedem unnützen Wort, das er geredet hat. Auf der andern Seite lehrt uns die Erfahrung, daß jeder Mensch sterben müsse, ohne den Tag oder die Stunde zu wissen; daß er plötzlich enden könne, ohne vorher Gottes Barmherzigkeit anrufen zu können. Was wird denn, frage ich, aus den Seelen, welche in einem solchen Zustande überrascht werden? Schrift und Vernunft versichern uns, daß nichts Unreines, nichts Beflecktes in den Himmel eingehen werde. Wird darum unser gerechter und barmherziger Richter keinen Unterschied machen zwischen Schuld und Schuld? Wird er das Kind, welches mit einer unbereueten Nothlüge aus der Welt geht, zu derselben ewigen Strafe verdammen, wie den verstockten Bösewicht, den die Hand des Todes ergreift,

während er den Stahl in die Brust seines Vaters stößt? Sagen, er werde es — diese Lehre ist an und für sich so gräßlich, und der heiligen Schrift so widersprechend, daß sie kein christliches Ohr ohne Entsetzen hören kann. Gott, sagt die heilige Schrift, wird einem Jeglichen vergelten nach seinen Werken. Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen, soll sich da die Vernunft nicht geneigt finden, zu glauben, daß es gewisse läßliche oder verzeihliche Sünden gebe, und im künftigen Leben einen Ort, wo solche Sünden gesühnet, wo die für andere Sünden vorbehaltenen zeitlichen Strafen abgebüßt werden können?

15. Der Glaube an das Fegfeuer ist für uns ungemein troſtreich.

Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß nichts Unreines in den Himmel eingehen kann; auf der andern Seite ist es aber auch gewiß, daß der Mensch fast täglich in Schwachheiten fällt, selbst wenn er für sein Heil besorgt ist; denn auch der Gerechte fällt des Tages siebenmal. Wenn wir nun fast alle in einem Zustande die Welt verlassen, in welchem wir nicht rein genug sind, um sogleich in den Himmel einzutreten, und es jenseits keinen Reinigungsort mehr gibt: wie traurig sind wir daran? Beinahe Alle müssen wir die Hoffnung zur Erlangung des Heiles aufgeben. Denn wo ist die Seele, die nach ihrem Erdenleben so rein, so lauter erscheint, oder ihre Sünden schon so vollkommen abgebüßt hat, daß kein Staub der Unvollkommenheit, daß gar nichts Strafbares mehr derjenige an ihr findet, vor dessen Augen die Engel des Himmels kaum rein genug erscheinen? Wo ist die Seele, die aus dem Leibe geraden Fluges in den Himmel aufzusteigen zu hoffen wagt? Wie trostlos ist daher unser Zustand, wenn es jenseits des Grabes keinen Ort der Läuterung mehr gibt? Ganz anders bei dem Glauben an ein Fegfeuer. Man fühlt sich zwar am Sterbebette seiner Sünden wegen beängstiget, und muß sich sorgen, für dieselben noch keine genügende Buße geleistet zu haben; aber man verzweifelt deßwegen nicht an seinem Heile. Es gibt jenseits noch einen Ort der Sühne. Bin ich auch nicht rein genug, sagt sich die bekümmerte Seele, sogleich zur Anschauung Gottes zu gelangen, so wird der Herr doch auch meine Reue und

meinen guten Willen nicht verschmähen und mich im Reinigungsorte vollends läutern. So ist der Glaube an das Fegfeuer ein Anker der Hoffnung für die ängstliche Seele in der Stunde des Todes. Und schon um dieses Trostes willen dürfen wir uns den Glauben an dasselbe nicht rauben lassen.

16. Der Glaube an das Fegfeuer ist eine wahre Hochschule der Tugend.

Schon der bloße Gedanke an den Reinigungsort in der andern Welt, forbert er uns nicht auf zur Uebung der Liebe? Zeigt und eröffnet er der Liebe nicht ein neues Feld? Ruft er uns nicht auf, unsre Liebe zu erweitern, und sie über das Grab selbst auf die Verstorbenen auszudehnen? Mahnt er uns nicht, an den Leiden unserer Brüder in jener Welt, mit denen wir noch in Gemeinschaft stehen, herzlichen Antheil zu nehmen und für sie Gebete, Opfer, Almosen im Geiste der Liebe zu entrichten? Und wo die Liebe so viel gewinnt am Leben, an Thätigkeit, an Ausdehnung; gewinnt da nicht das Reich der Tugend, das Reich Gottes auf Erden? Ist denn nicht die Liebe der Quell und die Seele der Tugend, und die Fülle des Gesetzes? Und wenn wir vor Gott im Gebete der Verstorbenen gedenken, wird sich da nicht oft von selbst der Gedanke in unserem Geiste einstellen, daß nichts Unreines in den Himmel eingehe; daß keine Sünde, sei sie noch so gering, ungeahndet und ungestraft durchkomme; daß jeder Mensch der Reinigung durch Buße bedürfe, in diesem oder im künftigen Leben? Und dieser Gedanke, wenn er öfter wiederkehrt, und mit erhöhter Stärke wiederkehrt — wird er denn immer ohne wohlthätige Wirkung auf Herz und Willen vorübergehen? — Gewiß nicht. Unvermerkt wird er dem Menschen Achtung für die Reinheit des Herzens einflößen, den Eifer im Wachen und Beten beleben und ihn wecken, jetzt, da es noch Tag ist, an seiner Reinigung und Besserung zu arbeiten. Gewiß, dieser Gedanke, wenn er oft der Seele, gleich einem mahnenden und warnenden Engel erscheint, verfehlt seinen Zweck nicht — er lockt und führt sie zur Buße und Genugthuung, zur Geduld im Leiden und zur Beharrlichkeit im Guten. Soviel wirkt für die Tugend das bloße Andenken an die Verstorbenen. Aber unser Glaube an einen künftigen Reinigungsort erhält uns überdieß

fortwährend in der Gesellschaft und im Umgange mit den Verstorbenen. Es wird dem frommen Pilger auf Erden ein Bedürfniß, es wird ihm Erholung und Erfrischung des Geistes, wo nicht dem Leibe — doch dem Geiste nach, zwischen Gräbern zu wandeln. Und wenn wir — sei's im Leibe, sei's im Geiste — voll von diesem Glauben, voll von Liebe und Theilnahme für unsre leidenden Brüder jenseits die Gräber der Verstorbenen besuchen; wie reichlich lohnen diese uns schon hier unser Liebeswerk? Welche Belehrung, welche Stärkung zum Kampfe findet schon hier unsre schwache Tugend? Denn jeder Grabhügel erscheint ja wie eine Lehrkanzel. Muß dieß nicht das Wachsthum unserer Tugend fördern?

17. Im Glauben an das Fegfeuer hat die katholische Kirche eine allgemeine Versorgungsanstalt für die Armen.

Welche Früchte der Liebe und der Barmherzigkeit hat der Glaube an das Bestehen des Fegfeuers in der christlichen Welt nicht schon hervorgebracht? Wie viele Thränen hat er nicht schon getrocknet? Gehet hin in die großen und kleinen Städte, besuchet dort alle Armen-, Kranken- und Waisenhäuser, forschet nach allen milden Stiftungen und Anstalten, nach allen Denkmälern christlicher Wohlthätigkeit, forschet nach ihrem Ursprunge, nach der Geschichte ihres Entstehens, Gedeihens und Fortbestehens: und ihr werdet entdecken, daß beinahe alle wohlthätigen Anstalten für unsre hilfebedürftigen und leidenden Mitglieder diesem Glauben ihr Daseyn, ihr Leben und Fortbestehen verdanken. Reiche Christen machten von Anbeginn durch alle Jahrhunderte, und machen noch heute ihre armen und leidenden Mitbrüder zu Erben ihres Vermögens, um an ihnen Fürbitter bei Gott zu haben, wenn sie nach ihrem Tode im Orte der Reinigung ihre rückständigen Schulden abbüßen sollten, um durch Barmherzigkeit gegen die armen Glieder Jesu Christi den göttlichen Richter zu besänftigen, und zum Erbarmen gleichsam zu verpflichten. Doch warum weise ich euch hin in ferne Städte und Flecken der Christenheit? Bleibet hier, und forschet in dieser Hauptstadt, die so reich ist an milden Stiftungen aller Art, forschet und ihr werdet beinahe immer auf denselben Grund des Entstehens und Fortbestehens kommen. Staunen muß ich, wenn

ich nur flüchtig bedenke, welche Barmherzigkeit euere Väter geübt haben, um einmal bei Gott Barmherzigkeit zu erlangen. Aber ich bin überzeugt, daß die reichsten Stiftungen im Strome der Alles zermalmenden Zeit untergegangen wären, wenn nicht die Söhne als Erben des väterlichen Glaubens von Zeit zu Zeit zu Hilfe gekommen wären, wenn nicht die Lehre der katholischen Kirche diesen wohlthätigen Anstalten in den Vermächtnissen der Sterbenden immer neue Quellen eröffnet und neue Zuflüsse zugeführt hätte. Ich könnte hier selbst die Armen als Zeugen aufrufen, und an sie die Frage stellen: „Wie? stirbt wohl ein Glied eines reichen Hauses, ohne daß ihr mehr oder weniger bedacht werdet? Oeffnet sich das Grab für einen Wohlhabenden, ohne daß es durch Almosen eingeweihet wird? Zählet ihr die Leichen der Großen und Reichen nicht selbst unter eure nicht unbedeutenden Erwerbszweige?“ — Gewiß ist es, daß unsere Armen schon sicher darauf rechnen, und manche laut über Unrecht klagen, wenn der Sterbende sie nicht nach dem Maße ihrer Erwartung bedacht hat.

18. Im Glauben an den Reinigungsort hat die katholische Kirche für ihre Kinder ein sicheres Geleit in die Ewigkeit.

Wer im Begriffe steht, die große Reise in die Ewigkeit anzutreten, wird ein sicheres Geleit dahin nicht als eine geringe Wohlthat ansehen. Und ein sicheres Geleit in die Ewigkeit hat jedem Gläubigen die katholische Kirche durch ihre Lehre von dem Reinigungsorte schon im Voraus bereitet. Auch wir, meine Geliebten! werden einmal abgehen aus dieser Welt hin in die Ewigkeit, hin vor Gottesrichterstuhl. Aber wie? Werden wir ganz rein befunden werden, so daß wir keiner weiteren Läuterung, keiner Barmherzigkeit mehr bedürfen? Wohl uns, wenn wir der Lehre und Mahnung unsrer heiligen Kirche gemäß, oft im Leben der Verstorbenen gedacht, oft für sie gebetet und geopfert haben! Wohl uns, wenn wir uns die Geister der Verstorbenen vorläufig zu Freunden und Schuldnern gemacht haben! Diejenigen aus ihnen, die indeß aus dem Reinigungsort eingegangen sind in die himmlischen Wohnungen, und dort sind, wo Christus ist in seiner Herrlichkeit, werden es uns vergelten. Denn wer Liebe übt, wird Liebe

finden; selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen; mit welchem Maße wir werden ausgemessen haben, wird uns eingemessen werden. Tausende dieser Seligen werden uns an jenem Tage, in jener Stunde dankbar und freudig entgegen zu Hilfe eilen, und unsre Fürsprecher bei Gott machen. Und wenn wir im Orte der letzten Reinigung nach Erlösung und Gottes Anschauung seufzen, so werden sie die ganze Macht, die sie als Freunde Gottes im Himmelreiche besitzen, zu unserem Troste verwenden; sie werden ihre Fürbitte vor den Thron des Lammes und durch das Lamm vor den Vater bringen und rufen: „Vater! auch wir wurden im Feuer geprüft und geläutert, waren leidend und bedrängt, und diese erbarmten sich unser und suchten durch Gebete und Werke der Barmherzigkeit unsre Qualen zu lindern und abzukürzen. Vater, erbarme dich auch ihrer, vergilt ihnen, was sie an uns gethan; erlöse sie, wir flehen zu dir durch Jesum, deinen Sohn, unsern Herrn und Mittler! Und der Vater, der seine Heiligen, seine Freunde, seine Kinder liebt, wird er wohl solche Fürsprecher und solche Fürsprache unbeachtet abweisen? Und wenn wir überdieß, der Lehre und der Mahnung unserer heiligen Kirche gemäß, oft im Leben für die Verstorbenen Almosen gespendet, die Armen um uns her zu unsern Freunden und Schuldnern, ja Christus das Haupt selbst zu unsern Freund und Schuldner gemacht haben; dann reisen wir ja wahrlich nicht ohne Geleit hinüber; unserem Leichenzuge, unserem Sarge, unserer Seele folgen ja die Thränen der Armen, die wir erquickt, die Werke der Barmherzigkeit, die wir an ihnen geübt haben, nach. Und ein solches Geleit soll den nicht zur Milde und zum Erbarmen bewegen, der seiner Verheißung gemäß auch denjenigen nicht unbelohnt läßt, der einen kalten Trunk Wassers einem aus den Geringsten zu trinken gibt? Wenn das Almosen vom Tode erlöset, wenn es von Sünden reiniget, und macht, daß wir Barmherzigkeit und das ewige Leben erlangen: wie ruhig, wie sicher kann derjenige seine Reise in die Ewigkeit antreten, der in seinem Leben mit Leidenden gelitten, der sich der Lebenden und Verstorbenen erbarmt, und um die Qualen der Verstorbenen zu lindern, die Thränen der Lebenden getrocknet hat! (Aus Jobs Predigten.)

19. Ueber die Strafen des Fegfeuers.

Worin die Strafen des Fegfeuers bestehen, sagt uns die Offenbarung nichts Näheres; aber so viel wissen wir, daß sie doppelter Art seien: eine Strafe der Beraubung und eine noch anderer, direkter Qualen.

Die erstere besteht darin, daß die Seelen im Fegfeuer der Anschauung Gottes beraubt sind. Dieß ist für sie eine um so größere Qual, je deutlicher sie erkennen, welch eine Glückseligkeit es ist, Gott zu sehen. Wer die Qual der Sehnsucht kennt, kann von der Größe dieses Schmerzes sich eine geringe Vorstellung machen. Indeß wird diese Strafe nicht für alle Seelen von gleicher Art seyn: Gott kann mit ihr sogar eine Art von Trost verbinden, und sie mildern durch den Hinblick auf eine baldige Befreiung. Gewiß dürfte aber seyn, daß diese Strafe um so schmerzlicher ist, je mehr eine Seele abzubüßen hat, und je ferner sie noch von der Erlösung ist. So empfindlich übrigens das Leiden dieser Beraubung immerhin seyn mag, so ist es doch das Leiden einer liebenden Seele, die gerne leidet, weil sie den unaussprechlich, ewig Geliebten genugthun will, um der Vereinigung mit ihm würdig zu werden.

Die zweite Art Strafen besteht noch in andern, direkten Peinen, die uns nicht bekannt sind, an deren Bestehen wir aber um so weniger zweifeln dürfen, da wir wissen, wie vielerlei Leiden und Schmerzen Gott oft schon hienieden verhängt, um eine ihm angenehme Seele vollkommen zu läutern. Ob die Seelen dort in einem Feuer büßen, ist eine Frage, worauf uns die Antwort mangelt; unser materielles Feuer dürfte es auf keinem Fall seyn. Indeß mag der Schmerz mancher dort leidenden Seelen allerdings so groß seyn, als hienieden das Feuer verursacht.

Das Fegfeuer ist zwar nicht der Ort der Verzweiflung; aber die dort zu leidenden Strafen dürfen keineswegs leicht genommen werden. Der heil. Thomas von Aquin sagt, daß die geringste Strafe im Fegfeuer schärfer sei, als die größte auf dieser Welt. In 4. dist. 30. quaest. art. 2. Damit stimmen viele angesehene, neuere Theologen überein.

Die Kirchenväter bezeichnen die Leiden des Fegfeuers als ungemein harte Strafen. Hören wir einige Aussprüche von ihnen:

„Obwohl jene durch das Feuer gerettet werden, so wird doch jenes Feuer schmerzlicher seyn, als Alles, was der Mensch in diesem Leben leiden kann. Und doch, wie viel erduldete nicht schon mancher Bösewicht, mancher Räuber, Ehebrecher, Frevler und Gotteslästerer zur Sühne der Gesetze; wie viel ertrug nicht der Martyrer im Bekenntnisse Christi. Das also, was hienieden ein Uebel ist, ist viel leichter, und doch sehet, wie die Menschen, um diesem zu entgehen, Alles thun, was man ihnen befiehlt. Um wie viel besser kommen sie den Befehlen Gottes nach, damit sie nicht jenes Schwerere zu erdulden haben.“ St. Aug. in pslm. 37. — Derselbe sagt lib. 21. de civit. Dei cap. 26: „Ein Solcher wird durch das Feuer gerettet; aber um so mehr muß der Schmerz brennen, je mehr Einer die zeitlichen Dinge liebte.“ — Abermals sagt der heil. Augustin: „Jenes reinigende Feuer wird härter seyn, als was man in diesem zeitlichen Leben an Strafe sehen, denken oder fühlen kann.“ Serm. quadrag. prim. de sanct.

Manche heilige Väter nennen die zu leidende Qual allerdings ein Feuer. So sagt derselbe heil. Augustin: „Per fluvium igneum et vada ferventibus globis horrenda transibunt. Quanta fuerit peccati materia, tanta et pertranseundi mora. Quantum exegerit culpa, tantum sibi ex homine vindicabit quaedam flammae rationabilis disciplina, et quantum stulta iniquitas suggesserit, tantum sapiens poena desaeviet.“

Der heil. Bernard sagt in der Rede auf den Tod des Mönchen Humbert: „Das wisset, daß nach diesem Leben im Reinigungsorte das hier Vernachläßigte hundertfach bis auf den letzten Heller gebüßt wird.“ — Derselbe sagt in seiner sechsten Rede auf das Reinigungsfest Mariens: „Wehe uns, wenn es nöthig ist, daß wir in jenem Feuer gereiniget werden; denn man kann sich in diesem zeitlichen Leben nichts Schärferes und Gewaltigeres denken, als jene Strafe.“

Der heil. Gregorius sagt: „Weil ich jenes vorübergehende Feuer für unerträglicher halte, als jede zeitliche Strafe, wollte ich zur ewigen Verdammniß nicht nur verurtheilt werden, sondern ich fürchte auch die Läuterung der vorübergehenden Strafe.“ St. Gregor zum dritten Bußpsalm.

Die Kirche betet im Canon der Messe, Gott möge den abge-

leibten Seelen geben „Locum refrigerii, lucis et pacis.“ Daraus schließt man, daß den Seelen im Fegfeuer diese genannten Güter fehlen.

Der heil. Augustin redet lib. 21. de civit. Dei cap. 24. von geistigen Strafen, die im Reinigungsorte zu leiden sind: „poenae, quas spiritus patiuntur.“

Auch dieß ist außer allem Zweifel, daß eine Seele um so mehr zu leiden hat, als sie gesündiget. Daher ist das Maaß der Strafe nach den Verhältnissen ein verschiedenes. Die Strafe wird auch für die einzelne Seele nicht immer gleich seyn, sondern um so mehr abnehmen, je näher die Zeit ihrer Erlösung heranrückt. Multo probabilius est, nec omnes torqueri flamma, nec flammam hanc, quas torquet, semper in eodem gradu torquere. Bellarmin.

Ein nicht geringer Trost für die Seelen im Fegfeuer wird es seyn, daß sie die Hoffnung auf Erlösung haben; denn daß ihnen dieses Bewußtseyn in der Pein genommen sei, läßt sich nicht wohl annehmen.

Wir fügen noch bei, wie sich die heil. Katharina von Genua über die Strafen des Fegfeuers äußert. Nach ihren Worten ist es die zuversichtlichste, der Erreichung ihres Heiles gewisseste Hoffnung, die glühende Liebe zu Gott, nach welchem die Seelen wie im verzehrenden Feuer schmachten, was den Schmerz bewirkt. Losgebunden von der materiellen Leiblichkeit, können sie nichts wollen, und nichts verlangen, als nur das, wohin sie ihre Liebe zieht, und dieses ist Gott, der Reinste, der Heiligste. Sie kennen aber ihre Flecken, mit denen sie nicht vor ihm erscheinen dürfen, und darum wäre es ihnen eine noch größere Qual, wenn ihnen die Thore des Himmels vor ihrer gänzlichen Reinigung geöffnet würden — ja sie würden lieber tausendfach den Schmerz ihrer Sehnsucht ohne den Anblick Gottes ertragen wollen, als befleckt vor den Reinsten treten. Dennoch aber brennt die Seele so von Verlangen, sich in Gott zu transformiren, daß ihr dieses ein Purgatorium ist; jedoch nicht so, als ob gar nichts mehr Anderes zur Läuterung gehöre, sondern ihr ist das Entferntgehaltenwerden schon ein Purgatorium. Bei all dieser glühenden Liebe und dem brennenden Verlangen ist aber in der Seele die tiefste Ruhe, und keine Sehnsucht nach Befreiung, weil dieses einer vollkommenen Liebe Gottes,

welche um seinetwillen Alles duldet, unwürdig wäre. Diese Seelen verlangen die Hilfe der Lebenden durch Meßopfer und Gebete, aber nur nach dem Willen Gottes; sie wollen lieber nach Gottes Willen leiden, als nach ihrem eigenen befreit werden.

20. Wer kömmt in das Fegfeuer.

Niemand kann ohne besondere Offenbarung Gottes im Besondern sagen, wer in das Fegfeuer kömmt; im Allgemeinen aber wissen wir, daß das Fegfeuer der Ort zeitlicher Strafe ist. Demnach kommen jene Seelen dahin, die zwar Verzeihung ihrer Sünden im Leben erlangt, aber ihre zeitlichen Strafen noch nicht genug gebüßt haben. Es läßt sich auch sagen: Für jene Seelen ist das Fegfeuer, die zwar in der Gnade Gottes sterben, aber noch mit zeitlichen Sündenstrafen behaftet sind. Daß das Fegfeuer auch der Ort zur Büßung läßlicher Sünden ist, liegt von selbst im Begriffe. Denn womit die größere Schuld, kann auch die kleinere gezahlt werden. Uebrigens schließen aber auch wirklich geringe Mackel so lange vom Himmelreiche aus, bis eine Seele vollkommen davon gereiniget ist; denn in den Himmel kann nichts Unreines eingehen. Denen also überhaupts beim Austritt aus diesem Leben irgend etwas anhängt, sei es eine noch nicht vergebene läßliche Sünde, oder die von einer verziehenen Todsünde noch übrige zeitliche Strafe, — diese müßen dafür im Fegfeuer büßen, ehe ihnen der Zutritt zum Himmel geöffnet wird. Denn daß auch die Schuld von läßlichen Sünden im Fegfeuer getilgt wird, lehrt klar der heil. Thomas von Aquin. In 4. distinct. 21. q. 1. art. 3. q. 1. Wenn dagegen andere Theologen, und namentlich Suarez, bemerken, daß die Seele, sobald sie vom Leibe befreit ist, sich zu jener Liebe erschwinge, die jede läßliche Sünde bereut, und durch diese Reue die Schuld tilgt, — so läßt sich dieses sicherlich nicht auf alle Seelen anwenden. Die heiligen Väter sind durchweg der Ueberzeugung, daß auch geringe (läßliche) Sünden der Schuld nach im Fegfeuer gebüßt werden. Hören wir einige Zeugnisse:

Nachdem der heil. Gregor gesagt, daß auch in der andern Welt noch einige Sünden verziehen werden, fährt er fort: „Aber dieses darf man nur bezüglich der kleinen, ja kleinsten Sünden für möglich halten, wie z. B. ist ein müßiges Wort, ein unmäßiges

Lachen, oder eine Sünde bezüglich der Sorgfalt für's Hauswesen u. s. w." Lib. 4. dialog. cap. 39.

Der heil. Augustin schreibt, daß man im Fegfeuer für solche Dinge leide, die in diesem Leben durch Almosen und Thränen hätten getilgt werden können. Wiederum bemerkt derselbe zu 1. Corinth. 3.: „Viele mißdeuten diese Stelle, indem sie sich durch falsche Sicherheit täuschen; denn sie glauben, daß, wenn sie über den Felsen Christi Hauptvergehen bauen werden, die Verbrechen selbst durch das vorübergehende Feuer gesühnt werden könnten, und sie hernach zum ewigen Leben gelangen würden. Dieses Verständniß, meine theuersten Brüder, muß verbessert werden, weil die, welche sich also schmeicheln, sich selbst verführen. In jenem vorübergehenden Feuer, wovon der Apostel spricht, werden nicht Hauptsünden, sondern nur geringe gebüßt. Wer immer an sich bemerkt, daß Hauptsünden ihn beherrschen, der wird, wenn er sich nicht würdig bessert, und wenn er noch so viel Zeit hat, lange Buße thut, reichliche Almosen gibt und von den Sünden selbst sich enthält, nicht in jenem vorübergehenden Feuer, von dem der Apostel spricht, gereiniget werden können, sondern die ewige Flamme wird ihn ohne Hilfe quälen. Daher soll man sich in diesem Leben von Sünden reinigen, damit in jenem zukünftigen das Fegfeuer entweder nichts mehr, oder doch nur wenig findet, was es hinwegbrennt."

21. Wie lang dauert das Fegfeuer.

Ueber die Dauer des Fegfeuers läßt sich im Einzelnen nichts sagen; so viel ist gewiß, daß eine Seele um so länger zu leiden hat, je mehr sie gesündiget hat. Daher sagt der heil. Augustin: „Quanto magis minusve bona pereuntia dilexerunt, tanto tardius citiusve salvantur." Aus der Gewohnheit der Kirche, für die Abgestorbenen viele hundert Jahre lang zu beten, möchte hervorgehen, daß für manche Seele die Läuterung sehr lange währt. Es ist übrigens hier Alles der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes zu überlassen; der Mensch hat hierin kein Wissen.

Mit dem letzten Gerichte hat für Alle der Reinigungszustand sein Ende. Dieß ist Glaube der Kirche, und geht aus der Lehre vom letzten Gerichte hervor. Die, welche kurz vor dem Gerichte

sterben, werden durch die dann eintretenden Ereignisse viel leiden, was ihnen Gott als Genugthuung anrechnen dürfte; übrigens kann er ihnen auch die Strafen im Fegfeuer so schärfen, daß sie in kurzer Zeit viel abbüßen. Indeß wehren wir unserer Neugierde, und versuchen wir nicht in die geheimen Urtheile Gottes einzudringen.

Daß übrigens das Fegfeuer einmal aufhört, liegt schon im Begriffe des Wortes; denn eine zeitliche Strafe kann nicht ewig dauern, sie muß im äußersten Falle mit dem Ende der Zeit selbst aufhören. So lange, sagt der heil. Augustin, werden wir im Fegfeuer bleiben, als es etwas zu büßen gibt. „Tamdiu in illo purgatorio igne moras habebimus, quam diu peccata minuta tanquam ligna, foenum, stipula consumantur.“

22. Die Gläubigen können den Seelen im Reinigungsorte zu Hilfe kommen.

Dieß ist eine unumstößliche Wahrheit, die von jeher in der katholischen Kirche geglaubt worden und durch unzählbare Beweise gestützt ist.

I. Beweis aus der heiligen Schrift.

Um mit der heiligen Schrift zu beginnen, zeugt klar dafür die Stelle II. Machab. 12.: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke für die Verstorbenen zu beten, daß sie von ihren Sünden erlediget werden.“ Im neuen Testamente empfiehlt der heil. Paulus, wie oben bei der Stelle II. Timoth. 1, 16—18. gezeigt worden ist, durch sein eigenes Beispiel den Gläubigen das Gebet für die Abgestorbenen. Dafür zeugt auch I. Joh. 5, 16. Es heißt nämlich: „Wer da weiß, daß sein Bruder sündiget, aber nicht zum Tode, der bitte, und es wird dem, der nicht zum Tode sündiget, das Leben gegeben werden. Es gibt eine Sünde zum Tode, und nicht für diese sage ich, daß Jemand bitten solle.“ Der Apostel stellet hier die Sünder, für die man bitten soll, den Todsündern entgegen, für welche keine Fürbitte stattfinden soll. Nun kann aber nur in Hinsicht auf die Verstorbenen Solches gesagt werden; denn es ist kein Grund vorhanden, für die Lebendigen, auch wenn sie Todsünder sind, nicht zu beten; im Gegentheile man soll ihnen die Gnade der Bekehrung erflehen. Wer aber unbußfertig stirbt,

dem hilft das Gebet der Lebendigen nicht mehr. Demnach ist es klar, daß hier der Apostel Fürbitten für in der Gnade abgeleibte, aber noch nicht genug geläuterte Seelen verlangt.

II. Aus den Zeugnissen der heiligen Väter.

Wir kommen zur Erblehre, und hier ist die Sache ausgemacht. Unanimiter verlangen die heiligen Väter das Gebet für die Abgestorbenen. So verpflichtet Tertullian in seiner Schrift de monogamia die überlebende Gattin für den abgeschiedenen Gatten am Jahrestage seines Todes Opfergaben darzubringen, und für ihn um Ruhe und Theilnahme an der ersten Auferstehung zu flehen.

Cyprian erklärt es als eine Strafe, wenn für einen Verstorbenen kein Opfer dargebracht wird, und verurtheilt namentlich einen Solchen dazu, der einen Geistlichen zum Vollstrecker seines Vermächtnisses ernennen würde. Epist. 46.

Eusebius bezeugt, daß man für die Seele des Kaisers Constantinus Gebete mit Thränen vermischt verrichtete, woburch dem frommen Fürsten ein angenehmes und erwünschtes Opfer dargebracht wurde. Lib. 4. c. 71. de vit. Constant.

Die apostolischen Constitutionen, welche, wenn auch nicht von den Aposteln herrührend, doch sehr alten Ursprunges sind, empfehlen den Gläubigen das Gebet für die Verstorbenen, auf daß der liebevolle Gott, der ihre Seelen aufgenommen hat, barmherzig gegen sie sei, und sie in das Land der Frommen versetzen wolle. Denen aber, die nicht fromm gelebt, nützen diese Gebete nichts; denn Gott bleibt denjenigen auch im Tode entzogen, welchen er es im Leben war. Lib. 8. c. 41.

Ephräm von Edessa schreibt in seinem Testamente: Meine Brüder! kommet zu mir, und machet mir meinen Hinzug zurecht; denn all meine Kraft ist dahin. Begleitet mich mit Psalmen und mit euern Gebeten, und habet die Liebe, beständig für mich zu opfern. Wenn der dreißigste Tag erfüllet seyn wird, so erinnert euch an mich; denn die Todten werden durch die Darbringung der Lebendigen wohlthätig unterstützt. Denn wenn schon der Sohn des Mathathias die in der Schlacht Gefallenen durch Opfer von ihrer Schuld befreien konnte, um wie viel mehr Hilfe werden die Priester Christi durch ihre Opfer und Gebete gewähren!

Da (beim heiligen Opfer) beten wir für die heiligen Väter und Bischöfe, welche gestorben, und überhaupts für Alle, welche in unserer Gemeinschaft aus dem Leben hinweggegangen sind, indem wir glauben, daß die Seelen derer, für welche Gebete dargebracht werden, große Linderung erhalten, während das heilige und überaus staunenswerthe Opfer auf dem Altare liegt. Cyrill. v. Jerus.

Vor kurzer Zeit beweinten wir miteinander den Tod (des Kaisers Theodosius), und jetzt feiern wir in Gegenwart des Fürsten Honorius vor unsern Altären den vierzigsten Tag. Einige beobachteten den dritten und den dreißigsten, Andere den siebenten und den vierzigsten. Gib, o Herr! deinem Diener Theodosius jene Ruhe, welche du für deine Heilige bereitet hast . . . Ich liebte ihn, deßwegen will ich ihn nicht verlassen, bis er durch meine Gebete und Klagen zu dem heiligen Berge des Herrn zugelassen wird, wohin ihn seine Verdienste rufen. Ambros. de obitu Theod.

Es gibt nichts Angemessenerǝ, nichts Bewunderungswürdigeres als den Gebrauch, welchem gemäß die Namen der Abgeschiedenen in Erinnerung gebracht werden. Durch das Gebet, welches für sie dargebracht wird, erhalten sie Hilfe, wenn es gleich nicht alle ihre Fehler auslöschen wird. Epiph. haer. 54. — Hier kömmt also selbst schon unser sogenanntes Gedenken vor.

Nicht umsonst geschehen Opfer für die Verstorbenen, nicht umsonst Bitten, nicht umsonst Almosen. Dieß hat Alles der (heilige) Geist angeordnet, indem er will, daß wir uns gegenseitig zu Hilfe kommen. Chrysost. hom. 21. in cap. 9. Apostg.

Das Gebet der Kirche oder frommer Leute wird zu Gunsten jener Christen erhört, welche aus diesem Leben hinweggegangen sind, und nicht so böse waren, daß sie als der Gnade unwürdig wären verurtheilt worden, aber auch nicht so fromm, daß sie unmittelbar zur Seligkeit wären geeignet gewesen. Aug. de civit. Dei.

III. Aus den Aussprüchen der Concilien.

Das dritte Concilium von Carthago verordnet im neunundzwanzigsten Canon, daß nicht bloß der verstorbenen Bischöfe, sondern auch der übrigen abgeleibten Seelen mit Gebet gedacht werde.

Das zweite Concil von Lyon sagt: Zur Erleichterung für die Strafen im Fegfeuer nützen die Suffragien der noch lebenden

Gläubigen, nämlich die Opfer der heil. Messe, Gebete, Almosen und andere Werke der Frömmigkeit.

Derselben Worte bedient sich das Concilium von Florenz in seinen Bestimmungen über das Fegfeuer.

Die Aussprüche der Synode von Trient lauten hierüber: „Wenn Jemand sagt, das Opfer der heiligen Messe dürfe weder für die Lebendigen noch für die Verstorbenen zur Genugthuung ihrer Sündenstrafen und für andere Nöthen dargebracht werden, so sei er verflucht." Sess. 22. can. 3. Und Sess. 35. decret. pro purgat., wird nicht bloß das Bestehen des Fegfeuers ausgesprochen, sondern es auch als katholische Lehre dargestellt, daß den dort aufbewahrten Seelen die Suffragien der Gläubigen, namentlich aber das Opfer der heiligen Messe, nützen.

IV. Aus den alten Liturgien.

Daß sämmtlich alte Liturgien Gebete für die Verstorbenen enthalten, haben wir schon oben angeführt, und auch gezeigt, daß die Gewohnheit der Gläubigen, die Verstorbenen in den Kirchen zu begraben, im Gebete, welches die Lebendigen für die Abgeleibten verrichten sollen, ihren Grund hat. Ihre Gräber waren für die zur Andacht versammelten Gläubigen gleichsam eine Einladung, auch der Abgestorbenen in ihrem Gebete zu gedenken.

V. Aus den Zeugnissen der Akatholiken.

Die Protestanten neigen sich nicht minder gar vielfältig zur Behauptung hin, daß die Lebenden den abgestorbenen Seelen mit guten Werken zu Hilfe kommen können. Wir führen als Gewährsmänner an:

Schon Luther sagt: „Vom Fegfeuer soll man fest glauben, und ich weiß, daß es wahr ist, daß die armen Seelen unsägliche Peinen leiden, und man ihnen zu helfen schuldig ist mit Beten, Fasten , Almosen, und was man vermag."

Calvin gibt zu, daß das Gebet für die Abgestorbenen ein alter und frommer Gebrauch sei. Inst. lib. 3. c. 5.

Melanchthon kann ebenfalls nicht in Abrede stellen, daß schon im christlichen Alterthume für die Abgestorbenen Fürbitten eingelegt worden seien.

Grotius, der bei den Protestanten in verdienter Achtung stehende große Gelehrte, gründet die Lehre vom Gebete für die Verstorbenen erstens auf die geschichtliche Thatsache, daß schon seit der Zeit der Propheten und des Esdras dieser Gebrauch bei den Israeliten allgemein eingeführt war; sodann darauf, daß der von Gott zur Ausrottung der eingerissenen Irrthümer in die Welt gesandte Erlöser diese beim Volke überall vorgefundene Sitte nirgends gerügt habe, und endlich auf den wichtigen Urstand, daß nach dem Zeugnisse von Tertullian die Gebete für die Abgestorbenen in allen Kirchen eingeführt waren und in allen Liturgien enthalten sind, auch nicht ein einziger christlicher Schriftsteller der damaligen und spätern Zeit diese Uebung je bestritten hat.

Dr. Thorndike sagt: Der Gebrauch der Kirche, für die abgeschiedenen Gläubigen bei der Feier des heiligen Abendmahles Fürbitte einzulegen, ist so allgemein und so alt, daß man nicht annehmen kann, daß er eingeschwärzt worden sei, sondern daß er von der ganzen Christenheit geglaubt zu werden verdient.

Ein anderer Engländer Dr. Taylor behauptet: Wir finden schon in der Geschichte der Machabbäer, daß die Juden für die Verstorbenen beteten und Opfer darbrachten. Dieser Gebrauch bestand vom Anfange an und allgemein, wie aus Tertullian, Cyprian und Andern klar hervorgeht.

Die englischen Bischöfe Uscher, Scheldon und Blandford glaubten, daß man für die Verstorbenen beten müsse, und waren gewohnt für sie zu beten. Der Bischof von Asaph, Dr. Sparrow, bittet in der Grabschrift, die er sich selbst verfaßt hatte, um die Gebete der Gläubigen, damit er am Tage des Herrn Gnade finde.

Dr. Tschirner wünscht, daß am letzten Tage des Jahres in allen Kirchen zum Andenken für die Abgestorbenen ein Gottesdienst gehalten werde, wo die Gläubigen durch Gebete ihre abgestorbenen Eltern und Freunde der Gnade Gottes empfehlen sollen.

Collier in seiner Rechtf. der Gr. der Theologie bemerkt: „Das Gebet für die Verstorbenen ist eine der ältesten und bewährtesten Uebungen der christlichen Religion. Diese Sitte belebt den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, zieht den schwarzen Schleier vom Grabe zurück und eröffnet eine Verbindung zwischen dieser und jener Welt. Wäre sie beibehalten worden, so würden

wir wahrscheinlich nie so viel Skepticismus und Unglauben unter uns gehabt haben. Ich kann keinen Grund finden, warum von einer Partikularkirche, die keine Ansprüche auf übernatürliche Gaben machen kann, und so entfernt von der ersten Zeit des Christenthums ist, ein Gebrauch, der nicht verdammt ist, der vielmehr, wie wir nach der heiligen Schrift zu glauben Ursache haben, früher stattfand, der in dem apostolischen Zeitalter, in den Zeiten der Wunder und Offenbarungen geübt wurde, der in den Glaubensartikeln nicht vergessen und niemals für unbedeutend erklärt worden ist, der offenbar zu den Zeiten des heil. Augustin in der Kirche gebräuchlich war, und bis zum sechszehnten Jahrhundert geübt worden ist, aufgegeben oder vernachläßiget werden könne.

Der große Leibnitz endlich sagt in seinem System der Theologie: „Es war von jeher die Lehre der Kirche, daß man für die Verstorbenen beten solle, damit ihnen durch unser Gebet geholfen werde."

In der ersten Liturgie König Eduard's findet sich folgendes Gebet für die Verstorbenen: „Lasset uns beten! O Herr! bei dem die Geister der Verstorbenen leben, und in dem die Seelen der Auserwählten, nachdem sie der Bürde des Fleisches entlediget werden, der Wonne und Glückseligkeit sich erfreuen, verleihe diesem deinen Knechte, daß ihm die Sünden, die er in dieser Welt begangen, nicht zugerechnet werden, und daß er vielmehr, den Pforten der Hölle und den Schmerzen der ewigen Finsterniß entnommen, ewig in den Regionen des Lichtes wohnen möge." — Ist hier auch keine Erwähnung des Fegfeuers, so haben wir doch das Gebet für die Verstorbenen.

VI. Die Vernunft billiget das Gebet für die Abgestorbenen, und es ist trostreich an dasselbe zu glauben.

Die Nächstenliebe gebietet uns, für das Beßte unserer Mitmenschen zu beten. Darum sagt der heil. Jakobus: Betet für einander, auf daß ihr selig werdet. Jak. 5, 16. Die Liebe hört aber mit dem Tode nicht auf; sie erstreckt sich auch über das Grab. Was ist nun natürlicher, als daß wir für das Heil derjenigen, die uns theuer sind, fromme Wünsche hegen, und die Erfüllung derselben von dem erflehen, der mächtig ist, sie zu erfüllen?

Wenn wir das Bestehen eines Reinigungsortes glauben, so

ist nichts natürlicher, als für die Seelen, welche dort leiden, zu beten und ihnen auf jede mögliche Weise zu Hilfe zu kommen. Die Liebe legt uns diese Pflicht auf. Dieselbe Liebe, die uns befiehlt, den Unglücklichen auf Erden zu Hilfe zu kommen, spricht hier um so gebieterischer.

Es ist zwar wahr, wir sind nicht im Stande, zu bestimmen, in wie weit unsere Gebete und guten Werke den Seelen im Fegfeuer Erleichterung verschaffen; aber so viel ist gewiß, daß jene von uns für sie verrichteten Werke nicht ohne Nutzen für die leidenden Seelen sind. Wie könnte denn Gott unsere Liebe verschmähen, die sich auch für jene verwendet, die Jenseits vollendet werden sollen? Wir müßten den Glauben an die Gemeinschaft der Heiligen aufgeben, wozu doch auch die Seelen im Reinigungsorte gehören, weil sie noch Glieder der Kirche Jesu sind, — wir müßten diesen trostreichen Glauben aufgeben, wollten wir das Gebet für die Verstorbenen verwerfen.

Wenn wir das Gebet für die Verstorbenen verwerfen, müssen wir auch allen Zusammenhang mit unsern abgeleibten Brüdern und Schwestern aufgeben; wir müssen sagen, daß jene uns nicht mehr angehören; daß eine entsetzliche Kluft eingetreten ist: sie können nichts mehr für uns, und wir nichts mehr für sie thun. Mit dem Grabe hört Alles auf. Dann redet aber auch nicht mehr von den Todten, setzt nicht mehr fromme Wünsche für ihre Seligkeit auf ihre Grabsteine; ehret nicht mehr ihre Leichenhügel. Alle Verbindung hat ja aufgehört, was ihr thuet, ist nutzloses Werk. Wer sieht aber hier nicht, daß bei einem solchen Glauben der Tod doppelt schwer ist?

Wie tröstlich ist aber auch nicht für den sterbenden Christen der Gedanke, daß er auf das Gebet der noch Lebenden hoffen darf! Selbst der gute Christ, wenn er auf seinem Sterbelager daliegt, und den Tod und nach demselben das Gericht nahe sieht; wenn er jetzt alle seine Jahre in der Bitterkeit der Seele durchgeht; wenn er die Vergehungen seiner Jugend, die Versäumnisse und Untreue in seinem Berufe überschaut; wenn er seine Gedanken, Worte und Werke prüft an der Lehre und dem Beispiele Jesu, und wenn er gegenüber bedenkt das Mangelhafte seiner Buße und das Unvollkommene seiner Liebe: o da befällt ihn eine heilsame

Furcht; er sieht es ein, daß er nicht rein genug ist, vor dem Richter zu erscheinen, der selbst von jedem unnützen Worte Rechenschaft fordert; er sieht es ein, daß er noch nicht würdig ist, mit den Heiligen Gott anzuschauen. Darum ist ihm die Hoffnung auf das Gebet der ihn Ueberlebenden trostreich, und mit sterbendem Auge scheint er jeden, der sich ihm nahet, um seine Fürsprache anzuflehen. Kinder, Freunde, ruft er, betet für mich! Und wie fühlt er sich getröstet, wenn ihm die Herumstehenden die Versicherung geben, daß sie seiner gedenken und für ihn beten wollen. Ganz ruhig schließt er jetzt seine Augen, und getrost geht er hinüber vor Gottes Gericht. Wer schon öfters einem sterbenden Christen nahe gestanden ist, der wird das hier Gesagte bezeugen können! Solche Aeußerungen kann man sogar oft am Sterbebette derjenigen hören, die in ihren gesunden Tagen keine Freunde des Gebetes waren. Selbst unsere getrennten Brüder, die an die Kraft des Gebetes für die Verstorbenen nicht glauben, sagen nicht selten den sie überlebenden Freunden, die sie an ihrem Sterbebette besuchen: Gedenket meiner, betet für mich! Auch ihnen ist in der Stunde des Todes die Hoffnung auf das Gebet der Ueberlebenden trostreich und süß. Richtig bemerkt daher der Cardinal Wiseman: Kalt und finster wie die Grabeshöhle ist der Glaube, daß die Liebe ein Ende habe, wenn der Leib zugedeckt ist und verweset, und daß kein fernerer Verkehr von Freundschaftsdiensten zwischen denen, welche sich niedergelegt haben, um im Frieden zu schlafen, und uns, die wir eine Weile welkende Blumen auf ihre Gräber streuen, mehr Statt finde. Aber süß ist für den sterbenden Menschen, welcher sich bewußt ist, noch nicht vollkommen zu seyn, der Trost, daß selbst nach Verfluß seiner eigenen Verdienstzeit noch Andere da sind, die für ihn sich verwenden; und schmeichelnd für die Ueberlebenden der Gedanke, daß sie, statt unmächtiger Thränen, kräftigere Mittel besitzen, ihrem Freunde in der That durch Gebet und demüthige Fürsprache ihre liebevolle Theilnahme zu bezeugen. Im ersten Augenblicke des Schmerzes wird diese Empfindung oft religiöse Vorurtheile überwältigen, den Ungläubigen neben den Resten seines Freundes auf seine Kniee niederwerfen, und ihm unbewußt ein Gebet für dessen Ruhe entlocken; ein Drang der Natur ist es, welcher sich, unterstützt von den Analogien der geoffenbarten Wahrheit, sogleich dieses

trostreichen Glaubens bemächtiget. Er ist aber nur dem flatternden und schwermüthigen Lichte gleich, welches manchmal als Meteor um die Leichen spielt; während das katholische Gefühl munter, und doch feierlich düster der immer brennenden Lampe gleicht, welche die Frömmigkeit der Alten vor die Gräber ihrer Todten gehängt haben soll. Es verlängert die zartesten Neigungen über das Dunkel des Grabes hinaus, und flößt die erhebende Hoffnung ein, daß die Hilfe, welche wir auf Erden unseren leidenden Brüdern leisten können, im vollen Maaße vergolten werde, wenn sie ihren Ort der Ruhe erreicht haben, indem aus ihnen Freunde werden, welche, wenn wir unsererseits den Weg der Sterblichen gehen, uns in ewig dauernde Wohnungen aufnehmen.

23. Wie kann man den armen Seelen im Fegfeuer helfen?

Wenn Jemand aus unserer Freundschaft abgeleibt ist, so bringt man meistens die erste Zeit nach seinem Ableben mit Weinen und Jammern hin, ist beschäftiget mit Zubereitung der Trauerkleider und ordnet ihm ein prächtiges Leichenbegängniß an. Aber all dieses hilft dem Todten nichts. Die Solches thun, scheinen nicht zu wissen, daß sie ihre Liebe gegen den Abgeleibten mit mehr Nutzen durch Gebet und andere gute Werke, als durch solch eitles Gepränge bezeigen könnten. Willst du den Verstorbenen nicht bloß ehren, sondern ihm auch nützen, sagt der heil. Chrysostomus, so gib Almosen. Und der heil. Augustin bemerkt: Laß Andere weinen und klagen beim Tode ihrer Angehörigen, du aber bemühe dich, der abgeschiedenen Seele durch Opfer, Gebet und Almosen zu Hilfe zu kommen. Demnach sind die Mittel, wodurch man den leidenden Seelen zu Hilfe kommen kann:

a) Gebet. Der heil. Augustin nennt es den Schlüssel, durch welchen die verschlossene Himmelspforte den armen Seelen geöffnet wird. Daher wurde diese heilige Pflicht in der Kirche Jesu auch immer geübt, und die im Glauben Verschiedenen hatten von jeher in der Stunde ihres Ablebens keinen dringenderen Wunsch, als sich dem Gebete der Ueberlebenden zu empfehlen. Wie viel wird in der That in der katholischen Kirche für die Abgestorbenen gebetet! Ueberall mischt sich ihr Andenken ein; keine Messe wird

gelesen, fast keine Andacht gehalten, wobei man nicht für die armen Seelen betete. Tagtäglich rufen tausend und abermals tausend Kinder Gottes auf Erden zum Vater im Himmel empor: Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen. Wir dürfen nicht zweifeln, daß solche Bitten ihre Wirkung haben. Gott hat ja selbst dem gläubigen Gebete Erhörung versprochen: wie sollte er aber jenes nicht erhören, das für die Bedrängtesten, für die armen Seelen im Fegfeuer verrichtet wird?

b) Opfer. Schon im alten Bunde hat man für die Erlösung der Verstorbenen geopfert. Ein Beweis hiefür ist Judas der Machabbäer; er schickte nach erfochtenem Siege 12,000 Drachmen Silber nach Jerusalem, damit die Priester für die in der Schlacht Gefallenen beten und opfern würden. In dem Gesetze der Gnade ist nichts geändert worden, als daß uns Jesus ein heiligeres, kräftigeres Opfer gegeben, welches sowohl für die Todten als die Lebendigen mit großem Nutzen dargebracht wird; es ist dieß das Opfer der heiligen Messe. Die Kirche hat allzeit das heilige Meßopfer als ein Mittel angesehen, den Seelen der im Glauben Verstorbenen aus den zeitlichen Peinen zu verhelfen. Dieß ist der Gebrauch und der Glaube aller Zeiten. Um nicht schon Gesagtes zu wiederholen, verweise ich auf die oben angeführten Zeugnisse von Tertullian, Cyprian, Augustin, Chrysostomus u. s. w. Auch mag man alle alten Denkmäler untersuchen, die man nur immer vom heiligen Meßopfer ausfindig machen kann, so wird sich zeigen, daß der Priester die heiligen Gaben nicht bloß für die Lebendigen, sondern auch für die Verstorbenen aufopferte; daß nach der Wandlung die Namen der Verstorbenen, welche an dem Opfer Theil haben sollten, abgelesen wurden; man wird finden, daß es in den Kirchenversammlungen als die größte Strafe angesehen wurde, wenn Jemand nach seinem Tode des heiligen Meßopfers beraubt wurde. Daher hat denn auch der Kirchenrath zu Trient erklärt, daß den Verstorbenen durch das heilige Meßopfer die kräftigste Hilfe gebracht wird. Die Kirche hat auch gewisse Tage bestimmt, an welchen für die Abgestorbenen das heilige Meßopfer soll verrichtet werden. Sie hat jährlich einen besondern Tag dazu angesetzt; es ist der Allerseelentag. An diesem muß die gesammte Priesterschaft für die Seelen im Reinigungsorte das heilige

Opfer darbringen. Ueberdieß hat die Kirche für einen jeden Gläubigen, der stirbt, zum Gebet und Opfer angewiesen: Den Tag des Hintritts; den dritten, den siebenten, den dreißigsten Tag nach dem Tode, und den jährlich fallenden Gedächtnißtag des Todes. Es wird aber auch bei jeder Messe der Abgestorbenen gedacht. Der Gläubige kann, wenn er will, diesem heiligen Opfer beiwohnen und der göttlichen Gerechtigkeit, so viel es ihn betrifft, den Werth dieses Opfers für die Erlösung der leidenden Seelen antragen. Man kann demnach eine jede Messe für die Verstorbenen hören. Man soll aber dabei eine besondere Meinung haben. Du erinnerst dich nämlich recht lebhaft der Verstorbenen, für welche du dem heiligen Meßopfer beiwohnen willst. Du gedenkest ihrer Qualen und Peinen, ihrer Entfernung vom himmlischen Vaterlande, ihrer Absonderung von Gott. Es sind dieß Seelen, die mehr leiden, als du begreifen kannst. O welch einen heftigen Trieb empfindest du, ihnen zu helfen! Du erinnerst dich, daß es Seelen sind, die dich nahe angehen, vielleicht deine Eltern, Freunde und Bekannte. Mit welchem Eifer wünschest du das heilige Opfer dem Allerhöchsten für ihre Erlösung darzubringen! Da vereinigest du dich mit dem Priester, mit allen Gläubigen, mit der gesammten Kirche und begehrst, daß dein Gebet mit dem Opfer des Priestes zu dem Thron der Barmherzigkeit Gottes emporsteigen möge. So magst du deine Andacht bis zur Opferung unterhalten, wo du mit der Kirche deine besondere Meinung erneuern und sagen kannst: „Christus Jesus, Herr der Lebendigen und der Todten, König der ewigen Herrlichkeit! befreie die Seelen aller Abgestorbenen von den Peinen, die sie im Orte der Reinigung leiden, ziehe sie aus dem tiefen Kerker, laß sie nicht in den Schlund des höllischen Löwen fallen! Laß sie vielmehr durch deinen heiligen Engel deinem Angesichte darstellen, rufe sie an das Licht, so du Abraham und seinem Saamen verheißen hast." —

Hat man auf diese oder ähnliche Weise seine Meinung gemacht, so erweckt man ferners Liebe und Vertrauen, indem man nach der Opferung bis zur Wandlung die unendliche Liebe und Güte Jesu betrachtet, der dieser Seelen Erlöser und Richter ist, der durch sein Urtheil sie in der Qual behält, und nach seiner Güte sie zu retten bereit ist. Als Richter läßt er sie nicht aus

dem Orte der Peinen, bis der letzte Heller bezahlt ist; als Heiland gibt er sein Blut zum Opfer, seine Verdienste zum Preise. Bei diesen Gedanken ruft man aus: O Jesu, du gibst mir den Werth in meine Hände, mit welchem ich den leidenden Seelen die ewige Freude erwerben kann. Ich sehe meinen Jesus auf dem Altare unter den Gestalten des Brodes und des Weines; ich sehe das Blut, welches sich aus den Wunden des göttlichen Lammes in die Flammen des reinigenden Feuers ergießt. Ich weiß, daß ich meinem Erlöser ein gefälliges Werk erzeige, wenn ich bei seiner Gerechtigkeit für die Erlösung der armen Seelen anhalte. Deßwegen bitte ich dich, meinen Herrn und Heiland, du mögest doch kraft deines Blutes den leidenden Seelen gnädig seyn, und sie aus ihrem qualvollen Kerker erlösen. Endlich endiget man diese Andacht, indem man Gott, dem Herrn, aufopfert das Gebet des Priesters, des umstehenden Volkes, der gesammten Kirche; man opfert auch alle heilige Meßopfer, welche in der ganzen Welt dargebracht werden, damit die unendliche Barmherzigkeit Gottes uns anhören, die armen Seelen im Fegfeuer durch das Blut Jesu reinigen und zum Besitze der himmlischen Freude aufnehmen wolle.

c) Almosen, Fasten, Abtödtung und sonstige gute Werke. Die abgeleibten Seelen im Fegfeuer machen mit den Heiligen des Himmels und den Gläubigen auf Erden die Gemeinschaft der Heiligen aus: sie stehen daher mit den Gläubigen auf Erden in Verbindung, sie sind mit uns Glieder ein und desselben Leibes, wovon Jesus Christus das Haupt ist. Daher findet auch eine stellvertretende Genugthuung statt. Die Gläubigen auf Erden können alle ihre guten Werke den Seelen im Fegfeuer aufopfern. Wodurch sie daher sich selbst das Himmelreich verdienen, dadurch können sie auch den armen Seelen zu Hilfe kommen: also durch Almosen, das sie in ihrem Namen geben, durch Fasten, durch andere gute Werke. Auch Kommunionen opfert man für sie Gott auf; deßgleichen wendet man ihnen die Frucht der Abläße zu u. s. w. Daraus folgt, daß ein jedes gute Werk, das im Glauben geschieht, zur Linderung der Noth der armen Seelen beitragen kann.

24. Wie angenehm Gott die Diensteleistungen sind, die wir den armen Seelen erweisen.

Obschon ein jedes gute Werk Gott angenehm ist, so nimmt er doch mit besonderm Wohlgefallen jene Diensteleistungen auf, die den armen Seelen erwiesen werden. Und dieses natürlich. Denkt euch einen vornehmen Herrn, dessen Sohn in fremde Länder gereist ist, und aus Unvorsichtigkeit sich so weit gewagt hat, daß er von barbarischen Völkern gefangen genommen, zum Sklaven gemacht, und in Bande und Ketten geschlagen wird. Wie wehe mag es dem Vater seyn, wenn er davon Nachricht erhält! Gesetzt nun, Jemand würde diesen gefangenen Sohn wieder befreien, sei es durch vorgeschossenes Geld, oder durch mächtiges Fürwort oder auf eine andere Weise, und brächte ihn unverletzt zu seinem Vater zurück, — was für eine Freude wäre dadurch nicht bloß dem erlösten Sohne, sondern auch dem Vater bereitet! Gewiß ihr ganzes Leben lang würden beide gegen ihren größten Wohlthäter sich dankbar erweisen. Stellt euch ferner vor das Leidwesen eines Bräutigams, dessen Braut eben an jenem Tage lebensgefährlich erkrankt, wo er sie zur Hochzeitfeier abzuholen gedenkt. Könnte wohl dem Bräutigam ein größerer Dienst erwiesen werden, als die Heilung der Kranken? Welche Dankbarkeit würde er nicht gegen den an den Tag legen, der Solches vermöchte! Nun ist aber eine jede Seele im Fegfeuer ein von Gott geliebtes Kind, und diese Kindschaft ist bezüglich der Seelen im Reinigungsorte viel gewisser, als es von dem frömmsten und heiligsten Menschen auf Erden gesagt werden kann. Denn die, welche noch auf Erden pilgern, sind jeden Augenblick in Gefahr, durch die Sünde die göttliche Gnade wieder zu verlieren und Kinder der ewigen Verdammniß zu werden; eine Seele im Fegfeuer aber ist ihres einstigen Heiles ganz und gar versichert, weil sie keiner Gefahr zur Sünde mehr ausgesetzt ist. Wenn nun Gott schon uns Menschen auf Erden viel inniger liebt, als selbst die zärtlichste Mutter ihre Kinder lieben kann: mit welcher Herzlichkeit wird er den Seelen im Reinigungsorte zugethan seyn, die ihn nicht mehr beleidigen, sondern täglich mehr gereiniget, und daher Gott wohlgefälliger werden? Eine jede solche Seele ist überdieß eine Braut Jesu Christi, und zwar ist der Bund schon

geschlossen, nur das ewige Hochzeitfest wird noch nicht gefeiert: mit welcher Sehnsucht werden nicht bloß diese Seelen selbst, sondern auch ihr himmlischer Bräutigam, Jesus Christus, nach vollkommener Vereinigung verlangen!

Indeß sind diese lieben Kinder Gottes, weil sie sich auf ihrer irdischen Pilgerschaft verirrten, in feindliche Hände gerathen und werden in einem qualvollen Kerker, weit entfernt von ihrer himmlischen Wohnung, zurückgehalten. Diese Bräute Christi leiden die empfindlichsten Schmerzen, und können zur Zeit noch nicht zu dem schon bereiteten Hochzeitfeste gelangen, weil der unendlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes das Lösegeld der Genugthuung noch nicht bezahlt ist. Der himmlische Vater hört diese seine lieben Kinder, Jesus Christus seine theuern Bräute in ihrer Gefangenschaft jämmerlich seufzen und nach ihrer Erlösung verlangen, er möchte sie auch befreien; aber ihre noch nicht getilgten Schulden lassen Solches nicht zu. Nun erwäget selbst, welch großen Liebesdienst derjenige Gott erweiset, der durch Gebet und andere gute Werke die Schulden der armen Seelen sühnt, und sie dadurch aus ihrem Kerker befreit. Hier sind die Worte Jesu: Was ihr immer einem aus diesen meinen Geringsten gethan habt, das habt ihr mir gethan, — gewiß volle Wahrheit. Daher sagt auch Dionysius, der Carthäuser: „So oft ihr eine Seele aus dem Fegfeuer erlöst, ist es dem Herrn so angenehm, als wenn ihr ihn selbst aus der Gefangenschaft befreit hättet.“ Sollte uns dieses nicht mächtig antreiben, alles Mögliche für die armen Seelen im Fegfeuer zu thun, um recht vielen unter ihnen eine schleunige Erlösung zu bewirken?

25. Die Ehre Gottes fordert von uns, daß wir uns der armen Seelen im Fegfeuer annehmen.

Gott ist zwar sich selbst genug, und bedarf nicht der Dienste seiner Geschöpfe; dessenungeachtet ist er eifersüchtig auf seine Ehre, und hat Wohlgefallen daran, wenn ihm gehuldiget wird. Alle Geschöpfe haben daher auch keinen andern Endzweck ihres Daseyns, als die Ehre Gottes zu befördern. Jene Seelen im Fegfeuer dienen Gott aber noch nicht vollkommen, weil sie noch nicht mit ihm vereiniget sind; nur im Himmel wird dem Herrn am vollkommensten gehuldiget. Wer daher durch seine guten Werke eine Seele

aus dem Fegfeuer befreit, der schickt dem Himmel einen neuen Anbeter zu, der Gott viel vollkommner dienet, als es auf Erden selbst von den Frömmsten möglich ist. Solche aus dem Reinigungsorte erlöste Seelen leisten Gott durch ihren reinen Dienst auch einige Genugthuung für die vielen Sünden, womit er so vielfältig von den Menschen auf Erden beleidiget wird; sie werden ihm selbst für uns und in unserm Namen die Ehre wieder geben, die wir ihm so oft durch unsere Uebertretungen entziehen. Wer daher nicht gleichgiltig ist gegen die Ehre Gottes, wird auch nicht gleichgiltig gegen die armen Seelen im Fegfeuer seyn; täglich wird er für ihre Befreiung zum Himmel flehen.

26. Unser eigener Nutzen muß uns antreiben, den armen Seelen zu Hilfe zu kommen.

Die Seelen im Reinigungsorte sind uns nur vorangegangen, wir werden ihnen nachfolgen; denn wer ist so rein, daß er sich sogleich nach diesem Leben den Himmel zu hoffen getraute? Ja vielleicht ist ein langes und strenges Fegfeuer das günstigste Loos, welches die Meisten von uns erwarten dürfen. Verdanken nun manche der jetzt leidenden Seelen unserer Sorgfalt ihre Befreiung, so werden sie, wenn sie die volle Seligkeit erlangt haben, unsere Plätze im Himmel getreulich bewahren und durch die Macht ihrer Gebete unsern Eintritt in die ewigen Hütten beschleunigen. Von ihrer Seite haben wir weder Vergessenheit, noch Undank zu besorgen; denn solche Laster gibt es nicht im Himmel, dem Orte der unendlichen Liebe. Darum sagt ein bekannter Diener Gottes: Wenn ich so glücklich bin, nur eine einzige Seele aus dem Fegfeuer zu retten, so zweifle ich nicht an baldiger Erlösung, wenn auch ich einstens an diesen Ort der Qual komme; denn wie Joseph zum Mundschenke gesprochen, würde ich voll Vertrauen zu einer solchen Seele aufseufzen: Gedenke meiner, wenn es dir wohlgeht, und thu Barmherzigkeit an mir, damit du dadurch den Pharao erinnerst, daß er mich aus diesem Kerker führe. Ja, gebenedeite Seele, würde ich ausrufen, gedenke an mich. Vor kurzer Zeit habe ich dir die Freiheit erwirkt; jetzt aber bin ich selbst an dem Orte der Qual. Erinnere dich, wie heftig du zur Zeit, als du an dem Orte warst, wo nun ich eingeschlossen bin, nach Erlösung

geseufzet hast. Ich habe sie dir gebracht. Wohlan, erweise du mir jetzt gleiche Barmherzigkeit. Und wir dürfen nicht im mindesten zweifeln, daß die Fürbitten solcher bereits in die Freude ihres Herrn eingegangenen Seelen wirksam sind; denn da Gott schon unser Gebet auf Erden oft wunderbar erhört: was wird er seinen Freunden im Himmel abschlagen? Wollen wir also, daß uns, wenn wir einstens im Reinigungsorte seufzen, kräftige Hilfe zu Theil werde, so laßt uns jetzt der armen Seelen eingedenk seyn. Sie werden gegen uns seyn, wie wir uns gegen sie benommen haben.

Diese Seelen warten aber nicht einmal bis zur Ewigkeit, um uns ihren Dank zu erweisen. Schon im Leben, in unsern Versuchungen, in unsern Nöthen und besonders im Todeskampfe stehen sie uns hilfreich bei. Ein frommer Priester und bekannter Prediger legt folgendes Geständniß ab: „Gott weiß es, wie viel Wohlthaten ich den armen Seelen zu verdanken habe. Ich gestehe es, nicht nur zum Lobe, sondern zur Ehre Gottes, der so sehr verlangt, daß wir seinen gefangenen Seelen Hilfe und Barmherzigkeit erweisen sollen, daß ich niemals ein wichtiges Geschäft anzufangen pflege, ohne zuerst für die armen Seelen gebetet zu haben; aber ich bekenne auch zugleich, daß ich immer ihren Beistand erfahren habe, und daß mir das vorgehabte Werk stets nach Wunsch ausgefallen ist.“ Können diese Seelen solche Hilfe schon leisten, wenn sie noch in der Gefangenschaft sich befinden, um wie viel mehr werden sie es können und wollen, wenn sie durch unsere für sie geopferten guten Werke von ihrer Pein erlediget, bei Gott im Himmel sich freuen werden! Die armen Seelen kommen denen, welche sich um sie annehmen, nicht nur im Leben in ihren Nöthen zu Hilfe, sondern insbesonders in der Stunde des Todes stehen sie ihnen bei, geleiten sie hinüber in das finstere Land der Ewigkeit, und legen im Gerichte Fürbitten für sie ein. Wer wird, nachdem er dieß erwogen hat, in der Hilfeleistung gegen die armen Seelen saumselig seyn, da er dadurch sich selbst so sehr nützet?

27. Die große Noth, in der sich die armen Seelen im Fegfeuer befinden, soll uns bewegen, ihnen zu Hilfe zu kommen.

Wir sind im Gewissen verpflichtet, der Noth der armen Seelen im Fegfeuer durch unser Gebet und unsern Liebesdienst zu Hilfe zu kommen; denn dazu fordert uns nicht nur auf das große Elend dieser unserer leidenden Brüder und Schwestern, sondern auch ihre Ohnmacht und die Unmöglichkeit sich selbst zu helfen. Die Kirche stellt uns diese Armen dar als solche, welche in den größten Leiden schmachten, und dabei in einer völligen Ohnmacht sind, sich selbst zu helfen, wohl aber in der Möglichkeit, daß ihnen von unserer Seite einige Erleichterung verschafft werden kann. Wo wird man also wohl so harte Herzen antreffen können, welche ihnen diese Hilfe und diesen Beistand nicht leisten wollten? — Nun was ist das Fegfeuer; denn daß es eines gibt, brauche ich Gläubigen nicht mehr zu beweisen, um so weniger da diese Wahrheit schon die gesunde Vernunft einsieht, und alle Völker, selbst die Türken, Heiden und Götzendiener in diesen Glauben einstimmen, — was ist also das Fegfeuer, und was lehrt uns der Glaube davon? Es ist das Werk der Gerechtigkeit eines erzürnten Gottes; es ist das Reich der Buße für die zu läuternden Seelen; es ist der Ort der Prüfung im andern Leben; es ist der Racheort Gottes; es ist der Mittelort zwischen Himmel und Hölle. Wenn man diese Begriffe vom Fegfeuer überdenkt, kann es anders kommen, als daß man über seine Strafen erschrickt? Das Fegfeuer ist das Werk der Gerechtigkeit eines erzürnten Gottes. O wie schrecklich ist es, meine Theuern, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen? Schon auf dieser Welt hat Gott die geringsten Sünden oft auf die schrecklichste Weise gestraft. Es beweiset uns dieses das Volk Israel, welches in der Wüste von giftigen Schlangen angefallen und grausam gepeinigt wurde, weil es bei einem heftigen Durste gemurret hatte; dieß bezeugen jene Knaben, welche von wilden Thieren zerrissen wurden, weil sie den Propheten Elisäus einen Kahlkopf schimpften; dieß bezeugen Ananias und Saphira, welche einer einzigen Lüge willen plötzlich todt umfielen. Straft Gott die geringsten Sünden hienieden schon so emfindlich und eindrin-

gend, wie wird er sie nicht erst jenseits strafen am Orte seiner Rache? O wie glücklich würden sich die Seelen im Reinigungsorte fühlen, wenn die göttliche Gerechtigkeit ihnen nichts Schwereres auflegte, als was sie hienieden von den beklagenswürdigsten Opfern verlangt. Aber welch ein großer Unterschied! Hier auf Erden straft Gott als Vater, wenn er auch noch so harte Prüfungen verhängt, wie geschrieben steht, ich will ihre Ungerechtigkeit mit der Ruthe heimsuchen; aber meine Barmherzigkeit will ich nicht hinwegnehmen. Ps. 88, 33. Jenseits aber straft Gott als ein Richter. Der Richter, spricht Jesus Christus, wird euch der Rache übergeben und seine Gerechtigkeit wird mit der Wagschale in der Hand euere Verdienste und euere Kräfte abwägen. Hier auf Erden kann man Gott gleichsam vermittelst eines Vergleiches genug thun. Dort aber muß man Gott nach seiner strengen Gerechtigkeit Alles bezahlen. Du wirst nicht herauskommen aus diesem Schuldthurme, sagt die heilige Schrift, bis du den letzten Heller bezahlt hast. Was heißt nun Gott für den geringsten Fehler nach der Strenge seiner Gerechtigkeit genugthun? Begreift ihr dieses, meine Freunde! Es heißt dieses nicht bloß Alles leiden, was alle Sünder hier auf Erden leiden, sondern noch überdieß Alles leiden, was die Sünde ihrer Natur nach, in ihrer feindseligen Richtung gegen Gott, verdient; es heißt dieß nicht nur alle Strafen tragen, die uns die Sünde zuziehet, sondern auch für alle Gnaden büßen, deren sie uns beraubet; es heißt dieß nicht nur für alle Ungerechtigkeit und Bosheit büßen, die sie Andern zugefügt, sondern auch für alles Unrecht und für alle Beschimpfung, die sie Gott anthut. Gott ist so groß, meine Brüder, und der Mensch so verächtlich; Gott bietet uns so viel, und die Sünde so wenig an; Gott liebt uns so zärtlich, und wir beleidigen ihn so ungescheut. Schreckliche Ungleichheit, welche nach den Gesetzen der Strenge durch hinlängliche Genugthuungen wieder ins Gleichgewicht gebracht werden muß. Jetzt ist es leicht, euch das Maaß der Leiden der Seelen im Fegfeuer anzugeben. Sehet, es ist die Ungleichheit zwischen der unendlichen Majestät eines beleidigten Gottes, und der Niedrigkeit des Sünders; es ist die Ungleichheit zwischen dem unendlichen Verdienste eines beleidigten, mit Füßen getretenen Gottes, und der nichtswürdigen Sache, um welcher willen man ihn beleidiget; es

ist die Ungleichheit zwischen der unendlichen Güte eines beleidigten Gottes, und dem schändlichen Undanke, mit welchem man ihn beleidigt. Ihr gestehet, daß diese Ungleichheit unbegreiflich sei, so gestehet es also auch, daß es die Strafen des Fegfeuers gleichfalls sind, und beklaget die Seelen, die sie leiden. Beklaget ja nicht die Menschen, welche auf Erden durch die Strenge der Gesetze zu Strafen verurtheilet werden, die allerdings schwer, aber dennoch viel leichter sind, als jene des Reinigungsortes. Betachtet ihr diese Elende wohl mit gleichgiltigen Augen? Vergesset ihr nicht bei dem Anblicke ihres Elendes gleichsam ihrer Verbrechen? Versaget ihr ihnen in dieser großen Noth euere Liebesdienste? Das, was euch rühret, sind nicht ihre Fehler, sondern ihre Martern. Nun habt ihr denn für die armen Seelen allein kein Mitleiden, kein Herz, kein Gefühl, keine Menschlichkeit? Ach, Räder, Galgen und Scheiterhaufen sind die Werkzeuge der menschlichen Gerechtigkeit: erwäget, womit wird denn wohl der erzürnte Gott im Orte seiner Rache strafen?

Das Fegfeuer ist der Ort der Rache Gottes, und was ist es noch? Es ist das Reich der Buße für die Auserwählten. Welche Gewalt hat die Buße, diese Rächerin der geringsten Fehler, von jeher den Leibern angethan! Strenges Fasten, blutige Kreuzigung des Fleisches, langes und beschwerliches Wachen, unaufhörliche Mühe und Arbeit sind in ihrem Gefolge. Es ist kein Zwang und keine Marter zu finden, welche der Geist der Buße nicht auflegt, ich sage nicht, etwa nur einige Tage oder Jahre, sondern halbe, ja oft ganze Jahrhunderte. Könnet ihr wohl die Geschichte eines heil. Antonius, eines Hilarion, eines Pelagius und Aehnlicher lesen, ohne daß es euch vor den Bußwerken schaudert, welcher sie sich hingegeben? Und könnet ihr ohne Entsetzen von der strengen Bußdisciplin hören, welche in der ersten Kirche geherrscht hat? Und doch waren in jenen Tagen offenbare und ärgernißgebende Sünden gar eine seltene Sache; grobe Verbrechen aber wie Ehebruch, Schändung, Diebstahl und Ungerechtigkeit waren fast nie gehörte Dinge. Wenn nun schon die Heiligen so große Strenge ausübten, und wenn schon die Kirche, welche doch eine zärtliche Mutter ist, ihren geliebten Kindern für geringe Fehler unter Leitung des heiligen Geistes so schwere Marter auflegte, um sie von den Flammen des Fegfeuers zu erretten: was glaubt ihr denn, werde Gott von einer

Seele am Orte seiner Rache verlangen, welche es hienieden trotz der vielen Einladungen und Aufmunterungen, trotz der gegebenen Gelegenheiten und angebotenen Gnaden dennoch versäumt hat, der göttlichen Gerechtigkeit Genüge zu leisten? Ueberdieß ist das Fegfeuer der Ort, wo Gott die Gerechten noch vollends reiniget. Nun bedenket, wie empfindlich der Herr schon auf dieser Welt die Frommen heimsucht, um sich diese noch vollends zu reinigen. Du prüfest wunderbar, sagt einer seiner getreuesten Knechte, der Duldner Job. Und im Verlaufe der Rede sagt derselbe von Gott: Er taucht mich täglich in einen neuen Strom von Gall und Bitterkeit; er hat mich gehalten, als wenn ich sein Feind wäre; er hat mich zum Ziele aller seiner Feinde gemacht, und alle seine Schüße treffen; er häuft mir Wunde auf Wunde, und läßt meinem Geiste nicht einen Augenblick zur Ruhe Zeit. Allerdings eine schreckliche Schilderung von den Prüfungen, welche Gott hienieden über die Tugend ergehen läßt; allein diese Leiden, so groß sie uns immer scheinen mögen, wurden von den Heiligen selbst ersehnet. Der nämliche Job flehet: Der es angefangen hat, der reibe mich auf; er strecke seine Hand aus und schlage ohne Barmherzigkeit auf mich zu, damit ich das Vergnügen habe, bei den vielen Schmerzen, die er mir erreget, nicht verschont zu bleiben. Und dieß sei mein Trost, daß er mich mit Schmerzen plage und meiner nicht schone. Die Leiden dieser Welt haben also die Heiligen, waren sie auch noch so schmerzlich, zum Gegenstande ihres Verlangens, ja ihres Gebetes gemacht, nicht so aber die Leiden des Fegfeuers; denn zeiget mir nur einen einzigen Heiligen, der nach diesen Leiden verlangt, der sich sie gewünscht, oder der nur jene strafbare Gleichgiltigkeit an den Tag gelegt hätte gegen diese Leiden, wie sie heut zu Tage unter Christen gewöhnlich ist. Haben sie nicht vielmehr alle mit Schauder und Entsetzen an diesen Schmerzensort gedacht, und eben deßwegen hienieden so Vieles dulden und ertragen wollen, um jenseits diesem Glutofen desto gewisser zu entkommen? Also die Heiligen selbst, die doch alles Elend für Süßigkeit hielten und alle Marter für Seligkeit ansahen, haben dennoch vor den Qualen des Fegfeuers gezittert. Schließe daraus auf den großen Unterschied zwischen den dießseitigen und jenseitigen Leiden, und glaube es den heiligen Vätern, wenn sie dir sagen, ein einziger Tag sei

dort schwerer, als wenn man hienieden hundert Jahre in der strengsten Buße lebt.

Endlich ist das Fegfeuer der Mittelort zwischen Himmel und Hölle, und die Nähe des einen, wie die Nachbarschaft des andern martert die Seelen gleich stark. Die Nachbarschaft der Hölle martert sie einmal gewiß; denn das Fegfeuer hat seine Bande und seine Gefangenschaft; es hat seine Finsterniß und seine Dunkelheit; es hat seine Gewissensbisse und Kümmernisse; es hat seine Flamme und glühenden Kohlen; es hat, sagen Einige, Alles, was die Hölle hat, nur die Verzweiflung und die Ewigkeit nicht. Ach, meine Freunde, wenn ihr einen Unglücklichen in einem Glutofen liegen sähet, und es in euerer Macht stünde, ihn noch lebendig herauszuziehen, würdet ihr mit seiner Rettung einen Augenblick zögern, und wäre er auch euer größter Feind? Nun, was haben euch denn die Seelen im Fegfeuer gethan, daß ihr gegen sie allein kein Herz habt, und sie erbarmungslos leiden lasset, die doch noch obendrein im Leben oft euere zärtlichsten Freunde gewesen sind? Ihr sagt vielleicht, sie befinden sich an der Pforte des Paradieses und sind ihrem Glücke nahe. Wie, meine Brüder, das, was euch vor Allem erweichen sollte, scheinet euch zu verhärten gegen sie? Sie befinden sich an der Pforte des Paradieses, d. h. ihr Ende und ihr Ziel ist glücklich; ist aber deßwegen der Weg zu demselben minder beschwerlich? Sie befinden sich an der Pforte des Paradieses, d. h. der Hafen ist nicht mehr weit entfernt; ist aber deßwegen die Ueberfahrt zu demselben nicht eben so stürmisch? Sie sind an den Pforten des Paradieses, d. h. ihre Hoffnung ist in Ansehung des Zukünftigen gewiß; ist aber deßwegen, bis dieses Zukünftige herbeikömmt, das Leiden nicht eben so schmerzlich? Sie befinden sich an der Pforte des Paradieses; aber es ist ihnen der Zutritt versagt, ihre Bemühung ist vergebens, und ihre Empfindungen haben keine andere Wirkung als ein ohnmächtiges Verlangen und ein unnützes Bestreben; aber wer weiß nicht, daß eine verzögerte Hoffnung ein tödtliches Mißvergnügen verursacht? Wer sieht nicht ein, daß, wie der heil. Augustin sagt, ein nicht zufrieden gestelltes Verlangen eine unaufhörliche Marter ist? Ja noch mehr, diese armen Seelen suchen Gott mit der glühendsten Sehnsucht, aber sie finden ihn nicht; sie wollen ihn umfangen, aber er entzieht sich ihrem

Umarmungen; sie bestreben sich ihn zu genießen, aber ihre heftige Begierde wird nicht gesättiget. Ist das nicht das größte Leidwesen, nicht der einschneidenste Schmerz? O wer dieses nicht zu fühlen im Stande ist, der sage nicht, daß er ein Gefühl habe, daß er menschlichen Regungen fähig ist. Wenn sie also auch einen lebendigern Glauben, eine stärkere Hoffnung und eine inbrünstigere Liebe haben, so vermehren gerade diese göttlichen Tugenden, welche hier auf der Welt das Verdienst der Heiligen ausmachen, jenseits ihre Marter. Je näher sie der göttlichen Klarheit, Freigebigkeit und Güte sind, desto mehr empfindet ihr Glaube seine Dunkelheit; desto mehr peinigt die Hoffnung ihren Verzug, desto mehr fühlt die Liebe ihr Elend. Es ist natürlich, daß Seelen, die um so gläubiger, dankbarer und inbrünstiger sind, auch ihren Wohlthäter und ihren Gott um so begieriger suchen. Je deutlicher sie daher die Glückseligkeit des Himmels einsehen, desto größer ist ihre Ungeduld, und desto inbrünstiger ihr Verlangen, ihn zu besitzen. Wie groß muß also nicht ihr Schmerz und ihre Betrübniß seyn, daß sie sich so ganz von seiner Gegenwart müssen ausgeschlossen und verbannt sehen! Absolon war weder der eifrigste Hofmann, noch das zärtlichste Kind; als ihm aber auf einige Zeit verboten wurde, vor dem Angesichte seines Vaters zu erscheinen, wurde er bei allen Ergötzlichkeiten des Hofes ganz traurig und trübsinnig. Der König, mein Vater, klagte er, lasse mich entweder vor sich, oder wenn er glaubt, ich sei nicht würdig vor ihm zu erscheinen, so mache er es aus mit mir und nehme mir vollends den Ueberrest meines elenden Lebens, welches mir tausendmal schmerzlicher als der Tod selbst ist. Meine Freunde, glaubt ihr wohl, daß die Seelen im Fegfeuer nicht ein eben so großes Verlangen nach ihrem Gott tragen, als Absolon nach seinem Vater?

Aber ein neuer Grund, warum wir dem Elende der armen Seelen zu Hilfe kommen sollen, ist ihre eigene Ohnmacht. Ach, sie sitzen im Schuldthurme, und sind unvermögend, selbst etwas für ihre Befreiung zu thun! Für sie gibt es keine Gelegenheit mehr, eine Tugend auszuüben; für sie ist der Tag vorüber, und eine unselige Nacht hereingebrochen; sie sind nicht mehr im Stande, die göttliche Barmherzigkeit anzuflehen; sie vermögen es nicht mehr, durch Bußthränen ihre Missethaten auszulöschen; für sie gibt es

keine Sakramente, keine Ablässe, keine Gnadenmittel mehr; sie können nicht mehr durch gute Werke, durch Beten, Fasten und Almosengeben der göttlichen Gerechtigkeit kraft der Verdienste Jesu Christi genugthun; sie können nicht mehr durch Selbstverleugnung, durch Ausübung strenger Tugenden, durch genaue Erfüllung ihrer Pflichten das Herz Gottes erweichen; für sie sind die Tage des Heiles verflossen; denn der Engel hat, wie die Schrift sagt, seine Hand gegen den Himmel erhoben und bei dem, der von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt, geschworen, daß für sie keine Zeit mehr seyn wird, d. h. keine Zeit mehr, ihre Pflichten zu beobachten; keine Zeit mehr, ihre Verdienste zu vermehren; keine Zeit mehr, ihre Fehler wieder gut zu machen; keine Zeit mehr, den göttlichen Züchtigungen Einhalt zu thun; mit einem Worte, keine Zeit mehr, als nur zu leiden. Und wie lange wird diese Zeit dauern? Wer kann es wissen, wer kann es sagen? So viel ist gewiß, daß die gottselige Gewohnheit der Kirche, für die Todten viele Jahrhunderte nach ihrem Leben noch zu beten, zur Genüge zu erkennen gibt, daß sie glaubt, oder doch wenigstens befürchtet, der göttliche Zorn möchte sich oftmals so weit erstrecken, ohne daß das Opfer durch sein Seufzen diese schreckliche Reihe von Schmerzensjahren nur um Einen Tag oder um Eine Stunde vermindern könne. Sie können also zur Beschleunigung ihrer Erlösung nicht das Geringste thun; sie können nur hoffen, schweigen und leiden; sie können nur durch fremde Hände den Zorn Gottes entwaffnen. Deßwegen schreien sie Alle nach euerer Hilfe. Und o, möchten sie diese reichlich finden!

28. Wir sollen den armen Seelen im Fegfeuer zu Hilfe kommen, weil unter ihnen Solche sind, die mit uns durch die zärtlichsten Bande der Freundschaft verbunden sind.

Die, welche im Fegfeuer Schmerz und Qual leiden, sind uns nicht fremde, es sind unsere Brüder und Schwestern. O könnten wir Priester euch den Ort ihrer Qual einen Augenblick öffnen, ihr würdet sehen, daß die, welche euch um euere Liebesdienste anrufen, vielleicht vor Kurzem mit euch noch auf Erden im zärtlichen Verbande gelebt. Sie haben vielleicht in eurer Gesellschaft gesündiget, müssen vielleicht um euertwillen leiden; und ihr helft ihnen

nicht? — Diese, welche euch um euern Liebesdienst anrufen, haben euch vielleicht ehemals auf Erden so viele Liebe erwiesen, haben euch so oft in euern Nöthen geholfen, haben euch vielleicht so oft gespeiset, so oft gekleidet, sind für euch so zärtlich besorgt gewesen; haben euch so manche Thräne getrocknet; so manche Wunde geheilt, so manchen Schmerz abgenommen, — und ihr habt jetzt mit ihnen kein Mitleid, kein Herz, keine Erbarmung; ihr habt für sie keine Hilfe, kein nasses Auge, keine Bitte, kein Gebet, welches ihr zur ihrer Linderung zum Himmel emporschicken wolltet? Ach, die euch um euere Hilfe anrufen, sind vielleicht euer eigenes Fleisch, euer eigenes Blut; Eltern, es sind euere Kinder, die ihr noch vor wenigen Jahren unter euerm Herzen getragen, welche aber jetzt eben deßwegen leiden müssen, weil ihr sie nicht besser erzogen habt; — Gatte, es ist deine Gattin, welche dich bei der Liebe, die du ihr einstens am Altar geschworen hast, um deine Hilfe anruft; Kinder, es sind euere Eltern, welche ihre Hände nach euerem Erbarmen ausstrecken. O kommt nur näher, und sehet ihre Qualen, kommt nur näher, und hört ihre Seufzer. Theuerer Sohn, liebe Tochter, rufen sie, so habt ihr uns denn ganz vergessen! Denket ihr denn gar nicht mehr an euern Vater, an euere Mutter, die einstens gegen euch im Leben so viele Zärtlichkeit gezeigt haben, aber jetzt in der Qual sitzen? Wenn Kummer, wenn Krankheit, wenn andere Unglücksfälle euere Tage trübten, wie eilten wir da, euch zu trösten, euch zu helfen, von euch das Unglück abzuwenden, — und ihr könnet uns jetzt vergessen? — Wenn ihr zur Beförderung euers Glückes der Gunst, der Unterstützung, der Verwendung eines Andern bedürftig waret, wie liefen wir ungesäumt, wie baten, wie flehten wir euch zu Liebe, — und ihr denkt nicht mehr an uns! Wenn Sorgen über den Zustand euers Gewissens, über die Ungewißheit, ob ihr die Lehren der Tugend benützet, unser Herz quälten; wie beteten wir zu Gott, daß er euch in seinen Schutz nehmen, und euch seine Gnade nicht versagen möge, — und ihr denkt nicht mehr an uns? Ihr wollet die zärtlichen Sorgen, welche uns ängstigten, wollet die vielen Gebete, die wir für euch verrichteten, nicht erwidern? Wir haben für euch so oft geweinet, und ihr habt für uns keine Thräne; wir haben für euch so viel gebetet, und ihr möget für uns Gottes Barmherzigkeit nicht

anflehen? Ihr laßt uns leiden, und vergesset uns in unserer Trübsal, und doch sind wir euere Eltern! Ja, Kinder, so mögen euere Eltern seufzen; und glaubet es sicher, wenn etwas die Qual der armen Seelen noch vergrößern kann, so ist es der Schmerz, den sie darüber empfinden, sich von euch vergessen zu sehen. Sie leiden überdieß vielleicht nur deßwegen, weil sie euch zu sehr geliebt, zu viel gedienet, zu viel angehört, zu viel geglaubt, zu viel gelobt, zu sehr geschont; sie würden vielleicht schon erlöset seyn, wenn sie ihre Neigung, ihre Gefälligkeit, ihre Liebe gegen euch in engere Grenzen eingeschränkt hätten. Ihr Unglück ist nur euer Werk; ihr aber bekümmert euch nicht darum.

Wie viele Seelen seufzen in ihrem Elende: Ach, ich habe keinen Menschen, Niemanden, der mir hilft. O schwarzer Undank! Ihr bewohnt die Häuser, ihr besitzet die Grundstücke, ihr genießet die Früchte von dem Schweiße derer, die euch um Hilfe anflehen, und ihr helfet nicht. Wie, unter so vielen Anverwandten, Erben und Freunden findet sich Niemand, der sich ihrer Noth erinnerte? Ach, wenn diese Vergessenheit wenigstens an öden Orten, in fremden oder solchen Ländern geschähe, die entweder noch ungläubig, oder nur vor Kurzem gläubig geworden wären; aber im Herzen der Religion, im Mittelpunkt der Christenheit, im Schooße der katholischen Kirche selbst, wo so viele Leute auf Kosten der Verstorbenen leben, wird Niemand gefunden, der ihnen hälfe oder beistände! O meine Theuern, wenn ihr noch ein Herz habt, wenn ihr noch nicht alles Gefühl abgelegt, noch nicht alle Menschlichkeit ausgezogen habt, dann gehet vor keinem Grabe vorüber, ohne für jene Gebeine gebetet zu haben, welche es umschließt. Denn fest dürft ihr überzeugt seyn, ein jeder solcher Hügel würde euch um Erbarmung anflehen, wenn er reden könnte. Du aber, der du bei allem diesen gleichgiltig seyn kannst, der du kalt auf den Gräbern herumtrittst, etwa nur ihren Schmuck beschauest und dich an ihren Inschriften erlustigest, dabei aber kaum ein Vaterunser für ihre Ruhe beten, kaum einen stillen Wunsch für ihr Heil zu Gott senden magst aus deinem kalten, liebeleeren Herzen, glaube es sicherlich, du wirst über lang und kurz, wenn Gott so viel Erbarmung mit dir hat, und dich nicht zum Orte verdammt, aus welchem keine Erlösung zu hoffen ist, du wirst über lang oder kurz

in denselben Peinen leiden, und Niemand wird dir mit seinem Gebete die Schmerzen lindern, und das Wort der Schrift wird sich erfüllen: Dir wird eingemessen werden, wie du ausgemessen hast.

29. Dürfen wir hoffen, daß unsere Gebete und übrigen guten Werke für die armen Seelen von Nutzen sind?

Gott ist die Liebe, schreibt der Apostel Johannes; und Gott, die Liebe, soll seine Kinder nicht erhören, wenn sie aus Liebe zu ihren leidenden Brüdern die Hände zu ihm erheben? Wenn ihr Väter, die ihr doch böse seid, euere Kinder, wenn eines für das andere bittet, erhöret, und thut, und gebet, was sie verlangen: um wie viel mehr wird unser Vater im Himmel, der seinem Wesen nach Milde und Erbarmung ist, uns erhören, wenn wir für unsere leidenden Brüder zu ihm rufen?

Wenn zwei Christgläubige sich auf Erden vereinigen, zu bitten, um was es sei, so wird es ihnen werden vom Vater, der im Himmel ist; denn wo zwei oder drei versammelt sind im Namen Jesu, da ist er in ihrer Mitte. Und wenn die ganze Christengemeinde im Namen Jesu und im Geiste der Liebe vereint betet für verstorbene Brüder, da soll er nicht in ihrer Mitte seyn? Da soll das allgemeine Flehen nicht bis zum Vater im Himmel dringen? Da soll ihnen nicht werden, um was sie bitten? Jesus ist in Mitte seiner Gemeinde, wenn sie für die leidenden Brüder in der andern Welt betet; er als Oberhaupt betet mit ihr, er stellt sich an ihre Spitze, als Mittler und Sachwalter, er ruft zum Vater um Erbarmung, und mit ihm rufen seine Leiden, seine Wunden, sein Blut, sein Tod, seine Verdienste. Und das Rufen des geliebten Sohnes, an dem der Vater Wohlgefallen hat, soll keine Linderung, keine Abkürzung der Strafe für die Verstorbenen im Reinigungsorte bewirken?

Jesus Christus opferte sich am Kreuze für die Lebendigen und für die Verstorbenen. Auf dem Altare erneuert er auf eine unblutige und geheimnißvolle Weise dasselbe Opfer und bringt es dem himmlischen Vater dar, für Lebendige und für Verstorbene, er, der Hohepriester und das Opfer zugleich. Und dieses Opfer soll den Verstorbenen nicht nützen?

Wir Alle, die wir Christo angehören, diesseits und jenseits des Grabes, sind Glieder Eines Leibes. Hier auf Erden kommen die gesunden Glieder den kranken zu Hilfe und leisten ihnen die wichtigsten Dienste: und wie, wir sollten den Seelen im Reinigungsorte, da wir doch Einen Leib mit ihnen ausmachen, nicht zu Hilfe kommen können?

30. Irrthümer bezüglich des Fegfeuers.

Die Albigenser, die überhaupts an ein künftiges Leben wenig glaubten, mußten natürlich auch das Fegfeuer verwerfen.

Petrus de Bruis, zuerst ein Mönch, dann ein Apostat, behauptete unter andern Irrthümern auch, man solle für die Abgestorbenen nicht beten.

Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurde Gerard Sagarellus verbrannt, weil er unter Anderm auch das Bestehen des Fegfeuers leugnete.

Die Hussiten leugneten ebenfalls das Fegfeuer, deßgleichen sämmtliche protestantische Sekten.

31. Einige nachträgliche Bemerkungen zum Fegfeuer.

Bellarmin wirft die Frage auf, ob Seelen aus dem Reinigungsorte zuweilen wieder auf die Welt zurückkehren. Man hält eine solche Frage vielleicht für lächerlich; allein sie ist keineswegs so albern als Manche glauben mögen. Schon der heil. Augustin sagt, es sei Verwegenheit, dieses leugnen zu wollen. Wer überhaupts die Möglichkeit solcher Erscheinungen leugnet, verräth nicht nur wenig Methaphysik, sondern auch keinen Glauben an die heilige Schrift, die bezeugt, daß Seelen aus der Vorhölle erschienen seien. Erschien denn z. B. nicht Moses auf dem Berge Thabor? Vergl. auch 1. König. 28. Auch sind Engelserscheinungen in der heil. Schrift eine bekannte Thatsache; wenn aber Engel erscheinen können, warum nicht auch Seelen, welche ebenfalls die Kraft haben, auf die Körperwelt zu wirken? Wer wollte überhaupts hier der Allmacht Gottes eine Grenze setzen, und selbst die Möglichkeit in Abrede stellen? Die Rede Abrahams, daß die Kluft zwischen unserer und jener Welt so groß sei, daß auch Einer, wenn er wollte, von Jenseits nicht herüber könnte, ist unserer Ansicht nicht entgegen; sie stellt die Möglichkeit nur auf Seite der Seele, welche den Willen

hätte, wieder auf die Welt zurückzukehren, in Abrede; sagt aber nicht, daß es auch unmöglich sei, wenn Gott es wolle.

Eine andere Frage ist, ob die Teufel die Seelen im Fegfeuer peinigen. Der heil. Thomas und viele andere angesehene Theologen verneinen es. Dieses scheint auch wahrscheinlich. Der Teufel hat wohl Einfluß auf die Menschen, so lange sie auf Erden sind, weil noch die Möglichkeit vorhanden ist, daß sie ihm zufallen. In der andern Welt aber ist ihm nur die Hölle angewiesen. Er ist seiner Natur nach sowohl vom Himmel als auch vom Fegfeuer ausgeschlossen: wo er aber nicht einmal der Macht nach ist, kann er auch nicht wirken. Demnach dürften die Erzählungen von den Peinen, welche die Teufel den armen Seelen im Fegfeuer anthun, eine überfromme Dichtung seyn.

Es fragt sich ferner, ob die Seelen im Fegfeuer noch Verdienstliches thun können. Dieses ist ganz und gar zu verneinen, und das Gegentheil ist eine ketzerische Meinung; denn nur dieses Leben ist der Stand des Verdienstes. Nur hienieden ist Aussaat, jenseits ist die Ernte. Daher sagt der heil. Paulus: Irret nicht, Gott läßt seiner nicht spotten, denn was der Mensch aussäet, das wird er auch einschneiden. Wer auf seinen Körper säet, wird vom Körper auch Verwesung ernten; wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten. Laßt uns also ohne Aufhören Gutes thun; denn zu seiner Zeit werden wir ohne Aufhören ernten. Wir wollen demnach jetzt, wo wir Zeit haben, Allen Gutes thun u. s. w. Galat. 6, 7—10. Dahin gehen auch die Erklärungen der heil. Väter. So sagt der heil. Hieronymus: Mortui nec juste possunt agere, nec peccare. Und Johannes Damascenus schreibt: „Quod est angelis casus (der Fall), id est hominibus mors". Indeß wird nicht in Abrede gestellt werden dürfen, daß die Seelen im Fegfeuer durch ihre Fürbitten uns Lebenden noch nützlich seyn können.

Daß die Seelen im Fegfeuer nicht mehr sündigen können, ist eine ausgemachte Wahrheit. Es ist ein allgemeines Axiom: „Animae in purgatorio nec mereri possunt, nec demereri." Daher sagt auch der heil. Augustin, daß nur bis zur Ablegung dieses Körpers die Gefahren und Versuchungen zur Sünde zu befürchten seien; nach der Hand werde Niemand mehr dergleichen erfahren.

Es wird auch gefragt, wo das Fegfeuer sich befinde. Im

Alterthume gefiel es Einigen, das Thal Josaphat für das Fegfeuer zu halten. „Forte quia Christus infernum vocat Gehennam; Gehenna autem sit vallis valli Josaphat conjuncta, pars ut ejus esse videatur“ — sagt Tournelys Fortsetzer. Dieß ist aber Spielerei. Die scholastischen Theologen versetzen das Fegfeuer in den Schooß der Erde, und zwar in die Nachbarschaft der Hölle. In der That denkt man sich den Ort der Qual allgemein in der Richtung nach Unten; den Himmel aber nach Oben. Daher heißt es auch im apostolischen Glaubensbekenntnisse, die Seele Christi sei abgestiegen zur Hölle. Schon der Patriarch Jakob hat gesagt: „Descendam ad filium meum in infernum.“ Auch sah die Pythonissa den Geist Samuels von der Erde heraufsteigen. 1. König 28. Auch der Glaube der Kirche neigt sich dahin, daß das Purgatorium in der Tiefe sei, denn sie bittet um Befreiung der Seelen „de poenis inferni et de profundo lacu.“ Die heil. Schrift selbst deutet darauf hin. So sagt der heil. Paulus, daß sich im Namen Jesu alle Knie im Himmel, auf Erden und unter der Erde beugen. Phil. 2, 10. Unter den Letztern werden offenbar die Seelen im Fegfeuer verstanden, das sich also der Apostel unter der Erde denkt. Dieselbe Vorstellung hat der heil. Johannes, wenn er sagt: „Niemand, weder im Himmel, noch auf Erden, noch unter der Erde konnte das Buch öffnen.“ Apost. 5, 3. Hören wir noch ein Zeugniß vom heil. Thomas von Aquin. Er schreibt: „Dicendum, quod de loco purgatorii non invenitur aliquid expresse determinatum in scriptura. Tamen probabiliter et secundum quod consonat magis Sanctorum dictis et revelationi factae multis, locus purgatorii est duplex: unus secundum legem communem; et sic locus purgatorii est locus inferior, inferno conjunctus; ita quod idem ignis sit, qui damnatos cruciat in inferno, et qui justos in purgatorio purgat; quamvis damnati secundum quod sunt inferiores merito, etiam loco inferiores ordinandi sunt. Alius est locus purgatorii secundum dispensationem, et sic quandoque in diversis locis aliqui puniti leguntur, vel ad vivorum instructionem vel ad mortuorum subventionem, ut viventibus eorum poena innotescens per suffragia ecclesiae mitigaretur. (In 4. dist. 21. q. 1. art. quaestiunc. 2.)

Die Theologen sagen, daß man im Zustande der Todsünde für die armen Seelen zwar im Allgemeinen nicht genugthun kann;

ausgenommen aber sei der Fall, wenn man im Namen der Kirche oder als Werkzeug dessen handelt, der einen für sich bestellt hat und in der Liebe verschieden ist, wozu der heil. Thomas noch bemerkt, daß die Werke in der Liebe gethan genugthuender seyn würden. Derselbe sagt auch, die Werke für die armen Seelen seien für die Verrichtenden selbst zwar verdienstlich, doch nicht mehr für diese genugthuend.

Die katholische Kirche pflegt für die Todten auch Lichter zu brennen; es frägt sich, ob diese daraus einen Nutzen ziehen. Zunächst ist das Lichter-Brennen für die Verstorbenen symbolisch, und deutet an, daß wir einer solchen Seele den Besitz des ewigen Lichtes wünschen. In diesem Wunsche ist aber auch schon wieder eine Fürbitte eingeschlossen; wir beten um den Besitz des ewigen Lichtes für eine solch abgeleibte Seele und sagen daher auch: „Das ewige Licht leuchte ihr.“ Es ist ferner das Lichterbrennen eine Art von Opfer, welches die Hinterbliebenen bringen. Opfer aber nützen den Abgestorbenen. In der That ist dieser Gebrauch auch schon uralt, und findet sich bereits in den Zeiten des heil. Gregor von Nyssa.

Auch Weihwasser geben wir den Abgestorbenen. Daß ihnen daraus ein Nutzen zugehen kann, ist außer allem Zweifel; denn einmal ist dieses Wasser durch die Kirche geweihet, und wir wollen, indem wir es den Todten geben, diese des Gebetes der Kirche theilhaftig machen; sodann verbinden wir damit noch ein eigenes Gebet; denn wer Weihwasser den Todten sprengt, spricht gewöhnlich dabei: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe u. s. w.“

Bezüglich aller Werke, welche die Lebendigen für die Abgestorbenen vollbringen, ist wohl in das Auge zu fassen, daß sie nicht absolut wirken, sondern es vorzüglich von der Barmherzigkeit Gottes abhängt, in wie weit er ihnen die Frucht davon zu Gute kommen läßt; denn es geschieht Alles nur modo suffragiorum. Daher ist es ein grober Irrthum zu sagen, durch eine gewisse Anzahl von heiligen Messen könne unfehlbar eine Seele erlöset werden.

Es läßt sich fragen, was die Heiligen im Himmel für die armen Seelen im Fegfeuer thun können. Darauf muß man sagen, daß die Heiligen des Himmels für die Seelen im Fegfeuer eigentlich nichts verdienen können; denn auch die Heiligen können überhaupts nicht mehr verdienen, weil sie nimmer in dem status viae sind.

Aber Bitten können sie für die Seelen im Fegfeuer, und daß eine solche Fürbitte den leidenden Seelen viel nütze, bedarf keines Beweises. Insbesondere die seligste Jungfrau Maria wird sich auch den Seelen im Fegfeuer als eine hilfreiche Mutter erweisen. Es läßt sich auch nicht zweifeln, daß die armen Seelen die Heiligen des Himmels um ihre Fürbitte bei Gott anrufen.

32. Einwendungen gegen das Fegfeuer und das Gebet für die Verstorbenen.

1) Die Stelle 2. Machab. 12, 46. ist aus einem apogryphischen Buche, und ist auch erst später in die Vulgata eingeschwärzt worden.

Darauf erwidern wir:

a) Die Machabäischen Bücher sind von der allgemeinen Kirche aus hinreichenden Gründen als kanonische erklärt worden.

b) Daß jene entscheidende Stelle 2. Machab. 12, 46. erst später in die Vulgata eingeschwärzt worden sei, ist eine absurde Behauptung; denn sie findet sich in den ältesten griechischen, lateinischen und syrischen Handschriften; auch haben sich die ältesten Kirchenväter mit aller Zuversicht darauf berufen, und ihre Aechtheit nicht im mindesten bezweifelt.

c) Unser Glaube an das Fegfeuer beruht keineswegs einzig und allein auf 2. Machab. 12, 46., sondern auf einer Menge anderer Gründe; diese angefochtene Stelle aber hat wenigstens einen geschichtlichen Werth und beweiset so viel, daß die Lehre vom Fegfeuer nicht von den Päpsten erfunden worden ist, da man sie schon im machabäischen Zeitalter kannte.

2) Die Verdienste Jesu Christi waschen uns rein von allen Sünden, und demnach auch von den läßlichen, die uns die Leiden des Fegfeuers zuziehen könnten.

Allerdings sind die Verdienste Jesu Christi der Grund unserer Seligkeit, aber nicht unbedingt, sondern nur in der Voraussetzung, daß wir thun, was uns möglich ist, und so der Verdienste Jesu uns theilhaftig machen. Wie aber dann, wenn es hierin Einer fehlen läßt? Es kann gewiß Einer unbußfertig bezüglich auf die Todsünden sterben; warum soll man nicht zugeben, daß Jemand auch bezüglich der läßlichen Sünden vom Tode überrascht wird,

ohne hiefür hinlängliche Genugthuung geleistet zu haben? Ueberhaupts kömmt man ins Fegfeuer nicht wegen läßlicher Sünden allein, sondern wegen noch nicht geleisteter hinlänglicher Genugthuung: diese noch schuldige Genugthuung kann aber auch von Todsünden herstammen, die durch die Verdienste Jesu Christi und den Gebrauch der von ihm eingesetzten Heilmittel bereits vergeben sind.

3) Das Fegfeuer ist eine Aufmunterung zur Sünde.

Da nach katholischem Lehrbegriffe das Fegfeuer der Ort ist, wo man auch für leichte Uebertretungen und noch nicht genug geleistete Buße die strengste Züchtigung und die eindringlichsten Peinen zu erleiden hat, so läßt sich wahrlich nicht einsehen, wie dieß eine Einladung zur Sünde seyn soll. Da müßte ja auch der Vater seinen Sohn dadurch, daß er ihm die Hoffnung gewährt, er könne durch Erduldung einer Strafe bei ihm wieder in Gnaden kommen, durch Verhängung der Strafe zum Ungehorsam einladen, während doch gerade umgekehrt die Strafe von Uebertretungen zurückhalten soll.

4) Ein geistiges Wesen wie die Seele kann durch ein materielles Feuer nicht gereiniget werden.

Es ist keineswegs Lehre der Offenbarung, daß die Reinigung im Mittelort durch ein Feuer geschehe, am allerwenigsten durch ein materielles; der Glaube sagt nur, daß der Zustand dieser Seelen ein qualvoller sei. Indeß zeigt die Erfahrung, daß mittelst unserer Leiber durch ein materielles Feuer in unsern Seelen unangenehme und schmerzliche Empfindungen hervorgebracht werden: warum soll Gott nicht auf gleiche Weise auch ohne die Leiber ein materielles Feuer zur veranlassenden Ursache ähnlicher Empfindungen machen können? Es ist kein größerer Unterschied zwischen Feuer und Geist als zwischen Fleisch und Geist. Auch gibt es verschiedene Feuer, so daß man sich zur Läuterung der Seelen keine irdische Flamme vorzustellen braucht. Wollte man übrigens um des Ausdruckes Feuer wegen den Mittelort in Abrede stellen, so müßte man auch das Daseyn der Hölle leugnen.

5) Das Fegfeuer streitet gegen die Güte Gottes.

Dann darf auch ein Vater sein Kind nicht strafen; denn das Fegfeuer ist ja nur eine zeitliche Strafe. Dann darf es aber überhaupts gar keine Strafe geben, und so ist es um die Gerechtigkeit

Gottes geschehen. Man sieht, wer auf diese Weise die Charybdis vermeiden will, geräth in die Scylla. Wenn aber schon das Fegfeuer gegen Gottes Güte ist, wie verhält es sich mit der Hölle?

6) Ein Gebet für die Abgestorbenen kann schon gar nicht stattfinden; denn man weiß ja nicht, wer im Fegfeuer ist.

Das hat wenig auf sich; Gott weiß es, und wird nicht zulassen, daß unsere guten Werke fruchtlos sind. Die Gläubigen bilden eine Gesammtheit. Was der Eine nicht nöthig hat, kommt dem Andern zu Gute. Dieß liegt im Glauben an die Gemeinschaft der Heiligen. Man betet ja auch für abwesende Freunde, ohne zu wissen, ob diese noch wirklich am Leben sind. Wenn sie nun bereits gestorben: ist unser Gebet deßwegen verloren?

7) Es ist das Ganze nur eine heidnische Erfindung.

Die Heiden nahmen zwar häufig einen Mittelort in der andern Welt an; aber erfunden haben sie ihn nicht; denn dann müßte auch der Himmel und die Hölle, ja Gott selbst eine Erfindung des heidnischen Aberglaubens seyn. Umgekehrt, indem die Heiden das Bestehen eines dritten Ortes jenseits des Grabes annehmen, liefern sie den Beweis, daß die Annahme eines solchen allgemeines Bedürfniß der menschlichen Vernunft sei, und daher auch gewiß bestehen müsse, weil Gott nirgends an dem allgemein Nothwendigen es fehlen läßt.

8) In der heil. Schrift kommt das Wort Fegfeuer nicht vor?

In der heil. Schrift kommt auch das Wort Dreifaltigkeit, ferners die Consubstantialität des Sohnes und Anderes nicht vor: sind aber deßwegen jene Wahrheiten zweifelhaft, welche durch diese Worte bezeichnet werden? Auch handelt es sich nicht um das Wort, sondern um die Sache, und diese ist deutlich genug in der heil. Schrift bezeichnet.

9) Die griechische Kirche schenkt dieser Lehre keinen Glauben.

Daß dem nicht so sei, haben wir oben den Beweis geführt. Die älteste griechische Kirche ist fest von dem Bestehen des Fegfeuers überzeugt. Hätte man heut zu Tage eine andere Ansicht, so bewiese dieses nur, daß man den alten, ursprünglichen Glauben verlassen habe. Indeß lautet das Zeugniß des koptischen Patriarchen,

dessen Gerichtsbarkeit sich über Aegypten, Aethiopien und Nubien erstreckt: „Wir anerkennen, daß wir, wenn wir sterben, und die Schuld gewisser Uebertretungen auf uns lastet, ins Fegfeuer kommen, aus welchem wir durch die Gebete und Messen, die vor und nach dem Tode gesprochen werden und durch die besondern Bitten für die Verstorbenen, die zu allen Zeiten üblich waren, befreit werden.

10) Die Guten sollen gemäß der Schrift Apok. 14, 13., nach dem Tode von ihren Werken ausruhen: wie räumen sich damit Qualen zusammen?

Diese Schriftstelle bezieht sich offenbar zunächst auf die vollkommen Gerechten. Selbst Calvin versteht sie von den heiligen Martyrern. Diese gehen nun freilich sogleich in ihre Ruhe ein. Aber selbst auf die Seelen im Reinigungsorte kann sie bezogen werden. Auch sie ruhen, nämlich von ihren irdischen Mühen und harren der sichern Hoffnung auf ihre Seligkeit entgegen.

11) Der Tod ist die vollste Genugthuung.

Der Tod ist nicht Strafe für selbstbegangene Sünden, sondern Folge der Erbsünde; daher sterben auch getaufte Kinder, obwohl sie selbst nicht das Mindeste gesündiget haben. Uebrigens mögen die Schmerzen des Todes, insofern sie mit Geduld ertragen werden, allerdings für Manche eine Art Genugthuung seyn; aber wer kann sagen, ob eine vollkommene, und wer getraut sich zu behaupten, daß diese Genugthuung für einen Jeden hinreiche?

12) Die Christen der ersten Zeiten erwähnten bei ihrem Gottesdienste der Verstorbenen nur zur Bezeugung der Dankbarkeit oder zum Troste der Lebenden, nicht aber um jenen zu Hilfe zu kommen.

Dieß ist eine sehr grundlose Behauptung, der namentlich die Tradition widerspricht. In den Zeugnissen der heil. Väter ist es klar ausgesprochen, daß das Gebet der Lebenden wirklich nütze. Daher sagt auch der heil. Chrysostomus, man soll nicht mit unnützen Thränen, sondern mit Gebet, Almosen und Opfern den Abgestorbenen zu Hilfe kommen.

13) Die Schrift sagt: „Wo der Baum gefallen ist, bleibt er liegen. Predg. 11, 3. Demnach gibt es jenseits keine Sühnung mehr.

Diese Stelle spricht eigentlich nicht vom Fegfeuer, und kann

daher dasselbe durch sie auch nicht in Abrede gestellt seyn, sondern sagt nur im Allgemeinen, daß der Mensch nach seinem Tode entweder im Zustande der Gnade oder der Verwerfung bleibt. Dieß lehren die Katholiken mit fester Ueberzeugung. Allein der Zustand der Gnade kann ein doppelter sein, entweder ein Ort der Reinigung oder ein Ort der Verherrlichung. Und wer wollte behaupten, die angeführte Stelle spreche gegen diese Annahme?

14) Ezechiel sagt: Thut der Gottlose über alle seine Sünden, die er begangen hat, Buße, hält er alle meine Gebote, und übt er Recht und Gerechtigkeit, so soll er leben und nicht sterben; alsdann werde ich an all seine Sünden, die er begangen hat, nicht mehr gedenken. Ezech. 18, 21—22. Daraus geht hervor, daß jenseits nichts mehr zu büßen ist, weil ja Gott schon alle Sünden erlassen hat.

Es mag allerdings geschehen, daß Manche durch ihre Reue und Buße nicht nur Verzeihung der Sünden, sondern auch Nachlassung der zeitlichen Strafen erhalten; allein dieß läßt sich nicht auf Alle ausdehnen. In den meisten Fällen wird nach Vergebung der Sünden noch eine zeitliche Strafe übrig bleiben, wofür, wenn sie hienieden nicht abgebüßt wird, im Fegfeuer Genugthuung geleistet werden muß.

15) Wenn Jemand seinem Feinde zwar die Unbild verzeiht, aber noch gewisse Leiden über ihn verhängt, so ist eine solche Verzeihung keine wahre, sondern Verstellung.

Gott ist nicht wie ein Mensch, der nicht nur die Schuld, sondern auch alle Strafe nachlassen müßte, sondern er handelt als Richter, der die Ordnung des Rechtes zu beobachten hat. Wenn daher die Barmherzigkeit das dem Menschen unmöglich zu Leistende erläßt, so verlangt die Gerechtigkeit von Seite des Schuldigen wenigstens das Mögliche. Es wird ja auch unter den Menschen gar häufig auf ähnliche Weise gehalten. So verzeiht der Vater dem Sohne zwar die Schuld, aber er züchtiget ihn dafür. Wäre obige Einwendung richtig, so müßte man alle Züchtigung und jede Strafgewalt der Eltern aufheben.

16) Die Schrift kennt nur zwei Klassen von Men-

schen, die aus dieser Welt scheiden, Gerechte und Gottlose: von jenen sagt sie, daß sie in den Himmel, von diesen, daß sie in die Hölle eingehen werden.

In solchen Stellen ist immer in Bezug auf das letzte Gericht gesprochen. An jenem Tage wird es allerdings nur Gute und Böse geben, und es wird nur mehr Himmel und Hölle bestehen. Daß es aber vorher ein Fegfeuer gibt, ist in solchen Stellen nie geleugnet.

33. Betrachtung für die Allerseelentage.

Ich glaube „eine Gemeinschaft der Heiligen", bekennen wir katholische Christen im neunten Artikel jenes Glaubensbekenntnisses, dessen Verfasser die zwölf Apostel gewesen, und geben dadurch zu erkennen unsern Glauben, daß das Reich Gottes, die Kirche Jesu Christi, aus drei Klassen von Bürgern oder Bewohnern bestehe, nämlich: aus denjenigen, welche den Kampf auf Erden bereits durchgefochten, die irdische Wanderschaft beschlossen haben, und entweder schon die Seligkeit genießen, oder im Orte der Reinigung auf Erlösung harren; dann aus denjenigen, die noch auf Erden pilgern und noch kämpfen und streiten müssen gegen die Feinde des Heiles. Die Ersteren, die mit der Siegespalme und mit der Krone der ewigen Herrlichkeit geschmückt, im himmlischen Jerusalem den Lohn für ihre Kämpfe und Mühen genießen, nennen wir die triumphirende Kirche; die Andern, die zwar auch als Sieger über Welt und Satan, als Kinder des Vaters, im Frieden und in der Liebe Jesu Christi aus diesem Leben schieden, aber wegen noch anklebenden Sündenmakeln zuvor geläutert werden müssen, wie das Gold im Feuerofen, weil in die Seligkeit nichts Unreines eingehen kann, bezeichnen wir mit dem Namen der leidenden Kirche; diejenigen endlich, welche noch auf Erden wandeln, mit Furcht und Zittern ihr Heil wirken, und unter beständigem Kampf und Streite den Ruf des Herrn erwarten müssen, nennen wir die streitende Kirche.

Diese drei Klassen von Mitgliedern, aus denen das Reich Gottes besteht und bestehen wird bis an's Ende der Zeiten, wo es außer der Hölle nur mehr Bürger der ewigen Stadt Gottes geben, und aus Aller Munde das Lob des dreieinigen Gottes durch die Himmel hallen wird, sind zwar getrennt von einander durch Raum

und Zeit, die große Scheidewand der Ewigkeit steht zwischen den Letztern, der streitenden, und den beiden Erstern, der triumphirenden und leidenden Kirche; im Himmel sind die Einen, im Reinigungsorte die Andern, auf der Erde wandeln die Streiter. Dessenungeachtet aber sind sie mit einander auf das innigste verbunden. Der Geist der Liebe ist das Band, welches sie Alle umschließt, und sie zu Einer Familie des Vaters im Himmel vereiniget. Das Haus des Vaters ist für Alle bestimmt, Heiligkeit und Seligkeit das Ziel aller drei Klassen. Die Einen haben dieses Ziel schon erreicht, die Andern werden es unfehlbar erreichen, und die Dritten, die lebenden Christen auf Erden, können und sollen dieses Ziel erreichen, können und sollen Heilige werden. Darum wird auch die ganze Gemeinschaft — „Gemeinschaft der Heiligen" genannt.

An diese Gemeinschaft nun will uns unsere heil. Kirche in diesen Tagen besonders erinnern, gestern an unsere seligen Brüder im Himmel, und heute an unsere leidenden Brüder im Reinigungsorte. Die Einen stellt sie uns vor als Muster und Vorbild, denen wir nachahmen und nachfolgen, und als mächtige Fürbitter, die wir anrufen sollen; die Andern stellt sie uns vor als solche, die im harten Leiden schmachten, unserer Hilfe bedürfen, und denen wir zu Hilfe kommen können und sollen. Gestern rief sie uns zu: „Sehet die große Schaar, die Niemand zählen kann, aus allen Nationen und Stämmen, aus allen Völkern und Sprachen, die da stehen vor dem Throne des Lammes, angethan mit weißen Kleidern, und Palmzweige in ihren Händen tragen! Eure Brüder und Schwestern sind sie, wie ihr haben sie einst auf Erden gewandelt, dieselben Kämpfe hatten sie durchzufechten, dieselben Mühseligkeiten und Trübsale auszustehen. Seht, was nun aus ihnen geworden! Für Unsinn haben die Thoren ihr Leben und ihr Ende für schimpflich gehalten, und nun sind sie unter die Kinder Gottes gezählet, und ihr Loos ist unter den Heiligen. Nur ein wenig wurden sie geplagt, eine kurze Zeit mußten sie vor den Menschen Qual erdulden; nun aber schaut man nach ihnen, denn sie sind im Frieden. In den Augen der Unweisen schienen sie zu sterben; allein die Qual des Todes berührte sie nicht, sondern sie sind in der Hand Gottes, werden die Völker richten und über die Nationen herrschen, und der Herr wird ihr König seyn in Ewig-

keit.“ — Heute ruft sie uns zu: „Erbarmet euch eurer leidenden Brüder und Schwestern, von denen Manche vielleicht noch vor Kurzem in eurer Mitte standen, erbarmet euch ihrer; denn die Hand des Herrn lastet schwer auf ihnen. Sie gehören zu den Auserwählten Gottes, zu den künftigen Bewohnern des seligen Reiches; aber noch prüfet sie Gott, bis er sie seiner werth findet; wegen geringer Vergehen, wegen kleiner noch nicht abgebüßter Sündenstrafen leiden sie harte Peinen. In jenem Gefängnisse schmachten sie, in welchem man nichts mehr verdienen und nichts mehr gut machen kann, und woraus es keine Erlösung gibt, bis der letzte Heller bezahlt, die letzte Sündenmakel abgebüßt ist. Eure Liebeswerke aber will der Allerbarmer auf ihre Rechnung schreiben, und ihnen um derselben willen Linderung ihrer Leiden oder frühere Erlösung gewähren; denn es ist ein heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, auf daß sie von ihren Sünden erlöst werden.“

So will uns also, meine Christen, unsere liebevolle Mutter, die heil. katholische Kirche, die innige Gemeinschaft und Verbindung, in welcher wir mit den Heiligen im Himmel und mit den leidenden Seelen im Fegfeuer stehen, in diesen Tagen recht lebhaft vor die Seele führen. In die Ewigkeit lenkte sie den Blick unsers Geistes gestern, in die Ewigkeit lenkt sie ihn heute hinüber. Gestern schloß sie uns gleichsam den Himmel auf und sprach: Sieh, welche Freude und Seligkeit, welche Glorie und Herrlichkeit! Heute schließt sie, so zu sagen, den Reinigungsort auf und ruft: Sieh, welche Trauer und Hilflosigkeit, welche Trübsal und Armseligkeit! Und die Einen wie die Andern, die in der Freude, wie die im Leiden, in der Seligkeit wie in der Armseligkeit, sind eure Brüder und Schwestern! Die Einen nehmen sich euer in Liebe an, und stehen euch mit ihrer mächtigen Fürsprache zur Seite; der Andern sollt ihr hinwiederum in Liebe gedenken und ihnen mit euerer Fürbitte und andern guten Werken zu Hilfe kommen. Christen! sind dieß nicht trost- und freudenvolle Tage! Ist es nicht höchst erfreulich und trostvoll, die Einen als seine Helfer zu wissen, und den Andern helfen zu können? Ist es nicht erfreulich und trostvoll, so viele Tausende und Millionen aus allen Zeiten, Ländern und Ständen am Throne des Vaters zu wissen, die uns als ihre hilfsbedürftigen Brüder betrachten, und nichts Anders wünschen,

wollen und bitten, als daß wir früher oder später ihre Seligkeit theilen mögen? Und ist es nicht wieder erfreulich und tröstlich, denjenigen, die uns im Leben verbunden und theuer gewesen, denen wir viele Wohlthaten verdanken, noch im Jenseits vergelten und ihnen nützlich werden zu können? Schwing dich hinauf, christliche Seele! über das blaue Gewölbe, über die glänzenden Sterne, von wo sie herabschauen deine verklärten Brüder und Schwestern, wo sie sehen, was noch kein menschliches Auge gesehen, wo sie fühlen, was hienieden noch in keines Menschen Herz gedrungen — dort ist auch dir ein Ort bereitet, und dir die Verheißung gegeben, über eine kleine Weile dahin abgeholt zu werden. Dort soll deine Trauer in Freude verwandelt, und dein Herz mit einer Wonne und Seligkeit erfüllt werden, die dir in Ewigkeit Niemand mehr rauben kann. Darfst du da noch an der Erfüllung zweifeln, wenn deine Mutter dich versichert, daß schon unzählige Schaaren deiner Brüder und Schwestern in diesen seligen Vaterhause weilen? Ergreifst du nicht wieder muthig deinen Wanderstab, um den schmalen, steilen, rauhen Pfad zu wandeln, auf welchem diese Millionen das Leben gefunden? Trägst du nicht wieder freudig und getrost deine Bürde, wenn du weißt, daß dir so Viele ihre Hände zur Unterstützung reichen? Laß die Weisen dieser Welt, wirst du sagen, mit Spott und Verachtung auf die einfältigen Kreuzträger blicken, laß sie in den sündigen Freuden und Lüsten der Welt ihre Seligkeit suchen, laß sie das heil. Gesetz Gottes mit Füßen treten, den Bauch zum Abgott machen, und dem Satan dienen: ich will in die Fußstapfen derer treten, die ihr Kreuz auf sich nahmen und es dem Heilande nachtrugen, die um seiner und seiner Lehre willen Verfolgung litten, die Alles hingaben, um Jesu Nachfolger zu werden, die sich weder durch Trübsal noch Verfolgung, weder durch Feuer noch Schwert, weder durch Marter noch Tod von der Liebe Christi scheiden ließen, die Alles für nichts achteten, nur um Christum, und durch Christus die Seligkeit zu gewinnen. — Schaust du hinüber, christlicher Freund, in den Ort der Qual, wo die armen Seelen nach Erlösung seufzen, wo die Sehnsucht nach der Anschauung Gottes ihnen vielleicht größere Pein, als das Feuer ihres Kerkers verursacht, so wirst du doch Trost und Beruhigung finden, und die Liebe und Barmherzigkeit Gottes preisen, der da seine

Kinder zu Bürgern des Himmels befähigen und vollenden will, wenn du bedenkst, daß der Gerechte des Tages siebenmal fehlt, und jedes unnütze Wort in die Wagschale gelegt wird. Der selige Glaube, auch dann noch, wenn du nach deinem Hinscheiden in diesen Kerker geworfen werden solltest, den Liebeshauch deiner zärtlichen Mutter, der heil. Kirche, zu fühlen, und an ihren Gnadenschätzen Theil zu nehmen, wird dir Trost in die bange Seele träufeln. Du wirst jetzt um so eifriger deine Liebeswerke zum Troste deiner leidenden Brüder am Throne der Barmherzigkeit niederlegen, um dereinst desto bereitwilligere Fürbitter in der eigenen Hilflosigkeit am Throne der Gnade zu haben.

Sind es also nicht Tage der Freude, des Trostes und der Ermunterung, meine Christen! Möchtet ihr wünschen, diese Tage aus dem Kirchenjahre und mit ihnen den Glauben an die „Gemeinschaft der Heiligen“ aus dem apostolischen Glaubensbekenntnisse gestrichen zu sehen, wie dieß die Glaubensneuerer im sechszehnten Jahrhundert gethan haben? O welch einen seligen Trost, welch eine kräftige Aufmunterung haben sie dadurch den armseligen Wandern und Streitern auf Erden genommen! Wie haben sie das Band der Liebe zerrissen, welches der unendlich liebevolle Vater durch seinen menschgewordenen Sohn um seine Kinder geschlungen! Wie haben sie der Vernunft die Augen verbunden, um die Gemeinschaft mit den seligen und den leidenden Gliedern der Kirche nicht mehr zu sehen! Wie haben sie ihre verblendete Vernunft auf den Dreifuß gesetzt, und sie im Finstern aus der heil. Schrift herausfinden lassen, daß es keine leidende Kirche gebe, und die triumphirende mit der streitenden in keiner Liebesverbindung stehe! Danken wir daher dem göttlichen Heilande, geliebte Christen! aus vollstem Herzen, daß wir das unschätzbare Glück haben, Mitglieder seiner Kirche zu seyn, die solche Tage uns vorzuführen und an denselben auf solche Weise unsern Glauben zu vermehren, unsere Hoffnung zu stärken und unsere Liebe zu entzünden vermag; bitten wir aber auch zugleich, daß er denjenigen, die bisher den blinden Führern nachgegangen, die Augen öffnen möge, daß sie wieder eintreten in die „Gemeinschaft der Heiligen“, die Hände der seligen Brüder im Himmel zur Unterstützung ergreifen, und den leidenden Brüdern in christlicher Liebe hilfreiche Hand darbieten. —

Der heutige Tag stimmt uns aber auch auf der andern Seite zu höchst ernster Betrachtung. Mehr als je werden wir an die Vergänglichkeit alles Irdischen und Zeitlichen, an das Ende aller Dinge erinnert. „Gedenk, o Mensch, daß du Staub bist und zum Staube wiederkehrest", wo und wann werden wir nachdrücklicher an diese Wahrheit erinnert? — „Denk, o Mensch, in allen deinen Werken an das Ende, und vergiß nicht, daß nur Eines noth thut, das Reich Gottes zu suchen und dein Seelenheil zu wirken", — wann wird uns diese Wahrheit mit mehr Ernst und Nachdruck als heute auf den Gräbern geprediget? Zwar sind sie geziert und geschmückt schöner als zu einer andern Zeit, an einem andern Tage des Jahres: allein sie sind nichtsdestoweniger Gräber, welche Todtengerippe, Staub und Moder verbergen. Das leibliche Auge läßt sich nicht täuschen bei dem Anblicke der äußern Verzierung, sondern Thränen schleichen aus seinen Wimpern, wenn das Auge des Geistes unter die Verzierung hinab schaut, und ihm überall nur das Bild des Todes, der Eitelkeit und Vergänglichkeit entgegentritt. Die Gräberzierde dient vielmehr dazu, uns die Nichtigkeit und Hinfälligkeit aller irdischen Pracht und Herrlichkeit desto lebhafter darzustellen und erkennen zu lassen. Wie die Blumen auf ihren Gräbern, so sind auch diejenigen einst in Flor und Blüthe gestanden, die jetzt unter ihnen in Staub und Asche zerfallen. Wie wir jetzt die ihrigen, so haben sie einst die Gräber Anderer geziert.

Können wir daher, meine Christen, heute über die Gräber wandern, ohne einen ernsten Blick auf die Eitelkeit und Vergänglichkeit der Welt, und einen ernsten Blick in die Ewigkeit hinüber zu werfen? Müssen wir nicht mit dem Prediger rufen: „O Eitelkeit über Eitelkeit, und Alles ist Eitelkeit, außer Gott lieben und ihm allein dienen!" Auch wir werden über kurz oder lang auf einem Gottesacker das Loos alles Fleisches haben, und in Staub und Asche zerfallen. Ist dieß etwas Fürchterliches für uns? Nimmermehr, wenn unser Glaube an denjenigen fest steht, der da spricht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wer mir nachfolgt, wandelt nicht im Finstern, leben wird er, wenn er auch gestorben ist. Ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. — Das Saamenkorn muß in die Erde gelegt werden und ver-

wesen, sonst kann es keine Frucht bringen. Das Verwesliche, sagt der Apostel, muß durch Verwesung die Unverweslichkeit anziehen. Allein nicht ewig wird der Grabesschlummer dauern, sondern „die Stunde kommt, in der Alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Und es werden hervorgehen, die Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichtes.“ Wie werden sie hervorgehen in dieser Stunde alle jene, die schon in den Gräbern ruhen, und zu deren Seelenruhe wir besonders heute unser Gebet zu dem Throne der göttlichen Barmherzigkeit schicken? Zur Auferstehung des Lebens, meine Christen, wenn sie da sind, wo wir sie hoffen, entweder in der triumphirenden oder in der leidenden Kirche, im Reiche der Seligen oder noch im Reinigungsorte; denn auch die armen Seelen im Fegfeuer gehören zu denen, die Gutes gethan in diesem Leben und deßwegen die Hoffnung einer seligen Auferstehung haben. Müßten Einige von ihnen auch bis zum jüngsten Tage in der Reinigung verharren, es wird ihre Trübsal doch zu Ende gehen, und ihre Sehnsucht gestillt werden. Ihre Leiber werden hervorgehen zur Auferstehung des Lebens. Unter den Gebenedeiten des Vaters werden sie stehen, wenn die große Scheidung vor sich geht, wo die Böcke von den Schafen, die Seligen von den Verdammten abgesondert werden.

Beides nun, meine Christen, ist uns gewiß, daß wir, wie unsere bereits dahingeschiedenen Brüder und Schwestern, denen wir heute eine Thräne nachweinen, und für die wir, wenn sie im Reinigungsorte leiden und schmachten sollten, die Barmherzigkeit Gottes anflehen, schon über eine kleine Weile in den Gräbern ruhen, aber auch mit ihnen dereinst wieder auferstehen werden — zum Leben oder zum Tode, zur Seligkeit oder zur Verdammniß. Wer aus uns mag sich das Letztere wünschen? O schrecklicher Gedanke! wenn die mächtige Posaune ertönet und ihr furchtbarer Schall in alle Gräber dringt; wenn das heil. Kreuz, das Zeichen der Erlösung, am Himmel erscheint und mit seinem Glanze in alle Welt hinleuchtet; wenn der Menschensohn kommt mit großer Macht und Herrlichkeit, um Gericht zu halten über alle Menschen — schrecklicher Gedanke! dann mit einem Leibe auferstehen, dem die ganze

Welt die Verdammniß ankennt; dann Berge und Hügel zum Mitleid aufrufen, aber nirgends Barmherzigkeit finden! Schrecklicher Gedanke! auf jener Seite zu stehen, wo Luzifer mit seinen Engeln steht, und den Verdammungsruf, der in Ewigkeit nicht mehr geändert wird, zu vernehmen: „Gehet hin, ihr Vermaledeite, in das ewige Feuer, das dem Satan und seinem Anhang bereitet ist!" Christen! durchfährt nicht kalter Schauer unsere Glieder, wenn wir an eine solche Auferstehung denken? Wollte Gott, es wäre so, wir würden nicht bloß heute, da wir über die Gräber wandern, sondern oft durch den Gedanken an Tod und Ewigkeit in der Tiefe der Seele erschüttert. Es wäre dieß eine heilsame Furcht, die der Weisheit Anfang ist, die uns antreiben müßte, unsere Lebenszeit besser zu benützen, als dieß gewöhnlich der Fall ist; wir würden dadurch angetrieben, nach der Mahnung des Apostels unter Furcht und Zittern unser Heil zu wirken. Wird ja durch den Geist Gottes selbst der oftmalige Gedanke an die letzten Dinge als das beste Mittel zu einem gottesfürchtigen Leben und zur Vorbereitung auf einen seligen Tod empfohlen. „Gedenke, o Mensch, in allen deinen Werken an deine letzten Dinge, so wirst du ewig nicht sündigen!"

Wie Wenige aber wollen mit derlei Gedanken sich befassen wie Wenige an Tod und Ewigkeit denken, wie Wenige eine heilsame Lehre von den Gräbern ihrer entschlafenen Mitchristen mit sich herumtragen! Man schaltet und waltet in der Welt, als bliebe man ewig auf derselben. Man lebt und handelt, als gäbe es keine Auferstehung, keinen allwissenden, allgerechten Richter, keinen Lohn und keine Strafe. Man behandelt das heil. Gesetz Gottes, als wäre es den Menschen frei gestellt, es zu befolgen oder zu übertreten. Man geht mit dem lieben Gott um, als müßte er zufrieden seyn, wie auch seine Geschöpfe auf der von ihm geschaffenen Erde hausen wollen. Mit den Gottlosen im Buche der Weisheit scheinen Viele zu rufen: „Keiner von uns gehe leer aus im Prassen; überall wollen wir Zeichen der Freude, des Wohllebens, der sinnlichen Lust, überhaupt der Befriedigung der Leidenschaften — hinterlassen; denn das ist unser Theil, und das unser Loos." Oder wie Viele sind es nicht, die Gott und den er gesandt hat, Jesum Christum, auf die Seite setzen, und dem alten Belial anhängen!

Die Hoffart, die Völlerei, die Unkeuschheit und die übrigen Satanstöchter, welch einen großen Anhang haben sie nicht unter denjenigen, die schon in der heiligen Taufe dem Satan, all seiner Hoffart und all seinen Werken widersagt haben! Auf dem schmalen Wege, der allein zum Leben führt, auf welchem man nichts als das Kreuz mitnehmen darf, wie sparsam sind die Wanderer darauf! Wie betreten dagegen ist die breite Straße, wo man dem Verderben zuwandert!

O da heißt es freilich: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt;" viele sind Christen, aber Wenige mögen Christo folgen, christlich wandeln und christlich handeln. Was wird es dereinst für eine Auferstehung geben? Christen! da wird es eintreffen, was der heil. Apostel Paulus schreibt: „Alle werden zwar auferstehen, aber nicht Alle werden verwandelt werden"; Alle werden auferstehen, aber nicht Alle mit einem herrlichen, seligen, himmlischen, dem des auferstandenen Heilandes ähnlichen Leibe, nicht Alle zum Leben, sondern Viele zum Gerichte, zur Verdammniß. Alle unsere dahingeschiedenen Mitchristen, deren Gräber heute unser Fuß betritt, wissen es bereits, wie dereinst ihre Auferstehung beschaffen seyn wird, ob selig oder unselig, zum Leben oder zum Gerichte. Wir wissen es nicht; denn über die Verstorbenen steht uns kein Urtheil zu. Wie es aber mit uns steht, ob wir auf dem Wege zum Leben, oder zur Verdammniß wandeln, das wissen wir. Zwar kann Niemand mit unfehlbarer Gewißheit seiner Seligkeit sicher seyn, sondern mit Furcht und Zittern muß Jeder sein Heil wirken; allein wenn wir unser Leben mit der Lehre Jesu zusammenhalten, so haben wir einen zuverlässigen Maßstab, der uns angibt, ob wir auf dem rechten, oder auf dem verkehrten Wege uns befinden. Frage nur ein Jeder sich aufrichtig, wenn er heute auf dem Grabe seines Vaters, seiner Mutter, seines Bruders, seiner Schwester, seines Freundes, seines Nachbars oder Gatten steht; frage er sich nur, ob er sich so, wie er bisher gelebt, dereinst eine freudige Auferstehung zu hoffen getraue; frage er sich nur, ob er hoffen könne, daß seine Seele, wenn der Leib in der Erde modert, im Hause des Vaters, oder im Orte der Reinigung seyn werde.

Und wenn wir zittern müssen bei der Antwort, die aus unserm vergangenen Leben im Gewissen widerhallt, müssen wir dann

t unverzüglich Hand an's Werk legen, und wirken, so lange ›ch Tag ist? Dürfen wir dann noch zögern und zaudern, ı einer Zeit zur andern unsere Lebensänderung verschieben? ichert uns, daß nicht schon die Art an die Wurzel des .s gesetzt sei, und er, wenn er nicht anfängt, gute Früchte . bringen, ausgehauen und in's Feuer geworfen werde? Wer versichert uns, daß nicht etwa schon übers Jahr irgend ein christlicher Freund am heutigen Tage eine Blume auf unserm Grabe niederlegt, und unserer armen Seele in seinem Gebete gedenkt? Und wenn auch dieses nicht ist, meine Christen, wenn wir noch fünfzig Jahre über die Gräber unserer christlichen Mitbrüder und Mitschwestern dahinschreiten könnten, so viel ist uns doch gewiß: Einmal kömmt ein Allerseelentag, der wird uns nicht mehr unter den Lebenden, nicht mehr auf Erden finden. Unser Leib wird in der Erde modern, wie die Leiber aller derer, für deren Seelenruhe wir heute unsere Opfer bringen, und wo wird unsere Seele sein? O unaussprechliches Glück, wenn sie dort wäre, wo keine Trauer, kein Schmerz, keine Leiden, keine Trübsal und Mühseligkeit mehr seyn wird, wo keine Thräne mehr das Auge benetzt, wo Gott selbst die Thränen von den Augen derer trocknet, die hier geweint und in Geduld ihre Leiden getragen haben! Unaussprechliches Glück auch dann, wenn sie da ist, wo jene sich befinden, denen wir mit unserm Gebete zu Hilfe kommen; denn die Reinigungszeit wird hinübergehen, und sollte sie auch noch so lange dauern, es wird doch der Augenblick kommen, wo die Seele eingeht in die ewige Ruhe, und das ewige Licht ihr leuchtet. Wehe aber, meine Christen, und ewig wehe, wenn die Seele, während der Leib in Staub zerfällt, da wäre, wo der Wurm nicht stirbt, und das Feuer nicht erlischt in Ewigkeit. Schreckliche Auferstehung dann, nicht zum Leben, sondern zum Gerichte. Wohlan, geliebte Christen! es kommt die Stunde, in der Alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Seit der Vater am Jordan rief: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe, ihn höret," ertönet seine Stimme ununterbrochen auf der ganzen Erde. Wenn wir jetzt seinem Rufe gehorchen: „Folget mir nach," wenn wir in seine Fußstapfen treten und unser Kreuz ihm nachtragen, werden wir auch

einst, wenn seine Stimme in die Gräber tönet, und das Kreuz am Himmel erscheint, sie freudig hören und frohlockend aufblicken können; denn wir werden hervorgehen zur Auferstehung des ewigen Lebens! Amen.

Artikel LIX.

Feiertage (Festtage).

1. Ueber die Zeiteintheilung überhaupts.

Von jeher wurde die Zeit in gewisse Abschnitte eingetheilt. Die Zeiträume, welche als Jahre bezeichnet werden, wurden vom Schöpfer selbst angedeutet, denn wir lesen 1. Mos. 1, 14—16. „Gott sprach: Es sollen Lichter werden an der Veste des Himmels, zu scheiden Tag und Nacht, und sie seien zu Zeichen und zu Zeiten, und zu Tagen und zu Jahren“ u. s. w. Hier ist zugleich auch der Name von Tag und Nacht gegeben.

Monate hatten die Juden, wie wir, zwölf. Es gingen aber in das Christenthum nicht die jüdischen Namen, sondern die römischen über. Romulus theilte nämlich das Jahr in zehn Monate und nannte sie: Martius vom Gotte Mars; Aprilis von den in diesem Monate sich öffnenden Pflanzenknospen (Aperiles); Majus von der Göttin Maja; Junius von Juno; dann Quintilis, Sextilis, September, October, November und December, welche sämmtlich nur Zahlen ausdrücken und den fünften, sechsten, siebenten, achten, neunten, zehnten, nämlich Monat bezeichnen. Numa Pompilius fügte noch den Januar von Janus, und den Februar von den in dieser Zeit gefeierten Sühnopfern (Februalia) hinzu. Julius Cäsar wandelte den fünften Monat (Quintilis) nach seinem Namen in Julius, und Kaiser August den sechsten (Sextilis) in Augustus um. Dieser Kalender des Königs Numa, der nach dem Mondslaufe in zwölf Monate eingetheilt und noch ziemlich fehlerhaft war, suchte Cäsar zu verbessern. Er bestimmte in Berathung mit berühmten Astronomen die Jahreslänge nach dem Sonnenlaufe zu 365 Tagen und 6 Stunden, und diese Weise zu zählen

nannte man den Julianischen oder den Kalender des alten Stils. Indeß berechnet sich nach dem neuen Stil der Sonnenlauf in 365 Tagen, 5 Stunden und beiläufig 49 Minuten. Es hatten also die Alten jährlich 11 Minuten und in 134 Jahren einen ganzen Tag zu viel, so daß vom Concil zu Nicäa an (im J. 325) bis 1582 zehn überzählige Tage sich vorfanden. Um diesen Irrthum zu entfernen, unterdrückte Papst Gregor XIII. im Jahre 1582 die zehn überzähligen Tage, und seither bedienen wir uns des Gregorianischen Kalenders. Italien, Spanien, Frankreich und die Niederlande nahmen diese Verbesserung sogleich an. 1583 und 1584 folgten die katholischen Reichsstände Deutschlands. Die Protestanten aber weigerten sich diese Verbesserung anzunehmen, einzig und allein, weil sie vom Papste kam. Der Kalenderkampf dauerte unter ihnen, dabei sogar mit Aufruhr, bis in späte Zeiten. Erst im Jahre 1700 nahm das Corpus der evangelischen Stände in Regensburg den Gregorianischen Kalender mit Ausnahme der Osterbestimmung an, und 1775 fügte man sich auch bezüglich der Osterfeier. In Dänemark erfolgte die Annahme des neuen Kalenders 1743, in England 1752, in Schweden 1753. Rußland steht noch heutigen Tages beim alten Kalender, und fängt sein Jahr um zwölf Tage später an.

Die Woche, oder der Zeitraum von sieben Tagen findet sich ebenfalls schon in der heil. Schrift angedeutet. 1. Mos. 2, 2. Die Juden nannten übrigens die Tage nach ihrer Zahl mit dem Zusatze „Sabbat.“ Daher hieß z. B. der Sonntag bei ihnen „prima sabbati,“ — der Montag „secunda sabbati.“ Davon rührt noch unsere kirchliche Benennung der Wochentage „feria secunda“ (Montag), „feria tertia“ (Dienstag) u. s. w. Man zählte nämlich nach dem Sonntage, dem eigentlichen dies feriatus, d. h. Feiertage. Schon Tertullian nennt den Mittwoch „feria quarta.“ Die Tage selbst theilten die Morgenländer anfänglich nicht in Stunden, sondern in Viertheile ab. Das erste Viertheil läuft von Sonnenaufgang, dem Morgenopfer, bis ungefähr zu unserer neunten Stunde; das zweite von da bis zwölf Uhr; das dritte bis Nachmittag drei Uhr oder bis zum Abendopfer; das vierte bis zum Sonnenuntergang. Diese Eintheilung des Tages findet sich häufig noch im neuen Testament.

Die Jahre zählten die alten Völker von verschiedenen Zeitpunkten an, nämlich von jenem Ereignisse an, welches gerade für jedes Volk Wichtigkeit hatte. Die Christen aber zählen seit alten Zeiten die Jahre nach der Geburt des Erlösers, und mit Recht; denn es kann kein wichtigeres Ereigniß geben. Dionysius, der Kleine, fing eigentlich zuerst im Jahre 541 an, die Jahre von der Geburt Christi an in seinem Ostercyklus zu zählen; aus Italien verbreitete sich dann diese Zeitrechnung in die übrigen Länder.

Neben dem bürgerlichen Jahre machte sich das kirchliche gelten, d. h. die Folge jener Zeiten und Tage, welche die katholische Kirche im Laufe eines Jahres zu dem Ziele zu begehen angeordnet hat, daß sich die Gläubigen an die göttlichen Geheimnisse und Wohlthaten erinnern, Gott dafür danken und sich an diesen Tagen durch Gebet, Vollbringung guter Werke und durch sonstige heilige Uebungen beschäftigen.

2. Schriftstellen.

Gott ruhte am siebenten Tage von allem Werke, das er gemacht; er segnete den siebenten Tag und heiligte ihn. 1. Mos. 2, 2. und 3.

Gedenke, daß du den Sabbat heiligest. 2. Mos. 20, 8.

Sechs Tage sollst du arbeiten; am siebenten Tage aber sollst du inne halten, daß dein Ochs und dein Esel ruhe, und der Sohn deiner Magd sich erhole und der Ankömmling. 2. Mos. 23, 12.

Am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn deines Gottes. An diesem sollst du kein Geschäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Ankömmling, der inner deiner Thore ist. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht, und das Meer und Alles, was darin ist, aber am siebenten ruhte er, darum segnete Gott den Sabbattag und heiligte ihn. 2. Mos. 20, 10—12.

Warum hat ein Tag den Vorzug vor dem andern? . . . Die Weisheit des Herrn hat sie unterschieden. . . Er hat die Zeiten unterschieden und ihre Festtage angeordnet. Einige Tage hat Gott erhöhet und verherrlichet, und andere in die Zahl der gemeinen Tage gesetzt. Sirach 33, 7—10.

Wenn du am Sabbate deinen Fuß zurückhältst, daß du an

meinem heiligen Tage nicht thust, was dir gefällt, wenn du den Sabbat eine Lust nennest, heilig und herrlich dem Herrn, und ihn ehrest, daß du nicht thust deine Wege, und deinen Willen nicht vollziehst und Geschwätz nicht führest: dann wirst du dich freuen des Herrn, und ich will dich heben über die Höhen des Landes und dich speisen mit dem Erbe Jakobs, deines Vaters. Js. 58, 13 u. 14.

Die meine Sabbate halten, und erwählen, was mir wohlgefällt, und meinen Bund bewahren, denen will ich in meinem Hause und in meinen Mauern einen Ort geben, und einen bessern Namen als den von Söhnen und Töchtern geben, einen ewigen Namen will ich ihnen geben, der nicht soll untergehen. Js. 56, 4—5.

Die Feier meiner Sabbate, die ich ihnen vorschreibe, soll sie überzeugen, daß ich, der Herr, mir ihre Heiligung angelegen seyn lasse. Ezech. 20, 12.

Wenn ihr nicht auf mich höret, daß ihr den Sabbat heiliget, und keine Last traget, und sie nicht durch die Thore Jerusalems bringet am Sabbattage, so will ich ein Feuer in ihren Thoren anzünden, das die Häuser Jerusalems fressen, und nicht erlöschen soll. Jerem. 17, 27.

Sie entheiligten meine Sabbate sehr, darum dachte ich meinen Grimm über sie auszugießen, um sie zu vertilgen. Ezech. 20, 13.

Als wir am ersten Tage der Woche zum Brodbrechen zusammengekommen waren, redete Paulus u. s. w. Apostelg. 20, 7.

Am ersten Tage der Woche lege ein Jeder von euch bei sich zurück, und thue in den Schatz, was ihm gut dünkt. 1. Cor. 16, 2.

3. Väterstellen.

Der erste Wochentag (Sonntag) wurde durch die köstlichsten Gnadengaben geweiht, die wir von der göttlichen Güte empfangen haben. Dieser unserer ganzen Verehrung würdige Tag erhält den höchsten Werth durch die Hauptgeheimnisse, die Gott nach seiner Barmherzigkeit für uns gewirkt hat. Denn an diesem Tage hat die Welt ihren Anfang genommen, an diesem Tage ist durch die Auferstehung Christi der Tod zernichtet, und das Leben hergestellt worden. An diesem Tage nehmen die Apostel vom Herrn die Posaune, um allen Völkern das Evangelium zu verkünden, und empfangen das der ganzen Welt mitzutheilende Sakrament der

Wiedergeburt. An diesem Tage hat nach dem Zeugnisse des heiligen Evangelisten Johannes der Herr die versammelten Apostel, da er bei verschlossenen Thüren zu ihnen eintrat, angehaucht mit den Worten: Nehmet hin den heil. Geist. An diesem Tage ist endlich der vom Herrn den Aposteln versprochene Geist angekommen, damit wir, durch eine gewisse göttliche Vorschrift angedeutet und überliefert, erkennen, an diesem Tage sollen wir die Geheimnisse der priesterlichen Segnungen feiern, an dem uns die Gnadengaben gespendet werden. Der heil. Papst Leo:

Wir nehmen das, was vom alten Sabbate geschrieben steht im geistigen Verstande und beobachten es geistiger Weise. Der Sabbat bedeutet die Ruhe des Herrn; die wahre Ruhe aber finden wir bei unserm Erlöser und Herrn Jesus Christus; und wer das Licht seines Glaubens erkennt, trägt nur alsdann die Lasten am Sabbatstage bei dem Thore hinein *), wenn er die Sünden der Begierlichkeit durch die Augen in das Herz einführt. Wir tragen also am Sabbate keine Lasten durch die Thore, wenn wir uns in der Gnade unsers Erlösers befinden, und die schweren Sünden durch die körperlichen Sinne in das Herz nicht übertragen... Uebrigens soll man sich allerdings an den Sonntagen aller zeitlichen Arbeit enthalten und dem Gebete sich ganz widmen, damit das Versäumniß der sechs Zwischentage am Tage der Auferstehung des Herrn durch Gebet wieder hereingebracht werde. Gregor der Große lib. 13. ep. 1.

Gott gibt dir sechs Tage, und behält für sich nur Einen Tag in der Woche, nämlich den siebenten. Und du hast nicht so viel Ehrfurcht vor dem Herrn, daß du ihm nicht einmal diesen Tag ganz gibst, sondern ihn durch irdische Geschäfte noch entheiligest. Du scheuest dich nicht, einem Kirchenräuber gleich zu werden, der die heiligen Schätze plündert, indem du Gott selbst diesen geheiligten und der Betrachtung und Anhörung des göttlichen Wortes gewidmeten Tag entwendest und ihn zu den irdischen Sorgen dieses Lebens mißbrauchest. Chrys.

Der Christ, welcher Kenntniß seiner Religion hat, ist über-

---

*) Den Juden war nämlich am Sabbate unter Andern auch verboten, Lasten zu tragen.

zeugt, daß ein jeder Tag für ihn ein Sonntag ist, ein Tag des Herrn, auf den er allein sein Herz und seine Gedanken gerichtet hat; er ist überzeugt, daß ein jeder Tag für ihn ein Freitag, ja sogar ein Charfreitag ist, weil er täglich seine Leidenschaften bezähmt und in sein Fleisch die Eindrücke des Kreuzes Jesu Christi aufnimmt; daß ein jeder Tag für ihn ein Ostertag ist, weil er unaufhörlich fortfährt, sich von dieser verweslichen Welt abzusondern und der unsichtbaren, unverweslichen entgegen zu gehen; daß endlich ein jeder Tag für ihn ein Pfingsttag ist, weil er auferweckt worden ist im Geiste mit Jesus Christus und sich mit ihm zum Himmel erhebt bis zum Throne des Vaters, wo er sitzt mit Jesus Christus und in Jesus Christus, durch den er die Fülle des heiligen Geistes empfängt. Origenes contr. Cels. lib. VIII.

Der Tag des Herrn ist ehrwürdig und feierlich, weil an demselben der Heiland gleich der aufgehenden Sonne, nachdem er die Finsternisse der Hölle zerstreut hatte, im Lichte der Auferstehung glänzte. Deßhalb wird dieser Tag auch Sonntag genannt, weil ihn Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, erleuchtet. St. Ambros.

Am Sonntage muß der Mensch von der Strafe des alten Adam, nämlich sich im Schweiße des Angesichtes sein Brod zu verdienen, frei sein, um sich ganz der durch den neuen Adam uns gewordenen Hoffnung eines neuen Paradieses freuen, und diesem immer näher kommen zu können. Petr. Damian.

Wenn ihr zur Erneuerung der Hoffnung gelangt seid, so feiert nicht mehr den Sabbat, sondern heiliget den Tag des Herrn, den Auferstehungstag, den König der Tage, an welchem wir durch Christus und seinen Tod das Leben erhalten haben. Ignat. der Martyrer im Briefe an die Magnesier.

Der Sabbat wurde dem auserwählten Volke zur Feier in leiblicher Ruhe anempfohlen, damit er ein Vorbild der Heiligung in der Ruhe des heil. Geistes sei. Der Tag des Herrn aber ist nicht für die Juden, sondern für die Christen durch die Auferstehung des Herrn bestimmt worden, und hat von da an seine Feier zu erhalten angefangen. S. August. epist. 119.

Wer das Evangelium beobachtet, begeht in seinem ganzen Leben den Tag des Herrn, indem er allen lasterhaften Gedanken

entsagend, wahrhaft ein Kind des Lichtes wird. Clemens v. Alex. Strom. lib. 7.

Am Sonntage bleibe Keiner hinweg von der Feier der heiligen Messe, und Niemand müßig zu Hause, während die Uebrigen zur Kirche gehen. Der heil. Augustin.

Wenn uns auch an Festtagen verboten ist, knechtliche Arbeiten zu verrichten, so ist uns dennoch geboten, Liebeswerke, besonders zum Wohle des Nächsten, an diesem Tage auszuüben. St. Irenaeus.

Wird Gott nicht eine große Unbild zugefügt, wird nicht eine Art Gottesraub begangen, wenn man Tage, die dem Herrn besonders geweiht sind, zu den Thorheiten der Welt, zu eitlen Belustigungen anwendet? St. Cyrillus.

Diejenigen, welche den Sonntag entheiligen und an demselben die Reichthümer der Welt suchen, finden vielmehr die Reichthümer der Sünden, und verlieren, wenn sie dann Schätze der Welt gefunden haben, dafür die Schätze des Himmels. St. Ambros.

Papst Clemens XI. sagt in einem Schreiben an die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe: „Saget euern Völkern, saget es ihnen mit allem Ernste, was es für eine große Beleidigung der göttlichen Majestät sei, wenn man eben diejenigen Tage, welche insbesondere der Ehre Gottes gewidmet sind, nicht nur mit Werken der Hände, sondern auch mit Werken der Sünde zubringt. Höret nicht auf, ihnen zu sagen, daß knechtliche Arbeiten an diesen Tagen nicht aus der Absicht verboten seien, um sie im Müssiggange hinzubringen, sondern damit man Zeit habe, die Kirchen zu besuchen, den Gottesdienst und das Wort Gottes anzuhören; durch Verrichtung seines Gebetes, durch Feier der heiligen Geheimnisse und durch Ausübung guter Werke der Seele neue Kraft zu geben, und dem Geschäfte des ewigen Heiles ernstlich zu obliegen. Hieraus kann man leicht abnehmen, wie verkehrt der nur leider zu allgemeine Mißbrauch jener ausgearteten Christen sei, die diese Tage mit Handeln, Spielen, Trinken und andern sündhaften Werken hinbringen. Dadurch geschieht es, daß die Feiertage in den Augen Gottes zum Gräuel und Abscheu werden gemäß der Worte des Propheten: Euere Feste hasse ich! Amos 5, 21. Ja, was noch mehr ist, so wird durch solche Entheiligungen Gottes gerechter Zorn erregt, daß er uns mit verderb-

lichen Kriegen, Ueberschwemmungen, Erdbeben und Seuchen heimsucht, wie er durch den Mund des Propheten Ezechiel spricht: Sie haben meine Ruhetage gar sehr entheiliget; darum habe ich beschlossen, über sie meinen Grimm auszugießen und sie zu vertilgen. Ezech. 20, 13.

4. Geschichtliche Beispiele.

Es kommt ein christlicher Kaufmann zu einem Handwerksmann, den er kennt, und macht ihm Vorwürfe, daß er am Sonntag arbeite. Der Mann aber spricht: „Mein lieber Herr, ich bin arm, und muß am Sonntage arbeiten, sonst bring ich mich nicht durch." Der Kaufmann gibt die Widerrede und sagt: „Kein Wunder, daß du arm bist; gerade darum bist du arm, weil du am Sonntage arbeitest. Wie kann dich Gott segnen, wenn du arbeitest? — Weißt du was, ich will einen Akkort mit dir machen; hör auf, am Sonntag zu arbeiten, und heilige diesen Tag, wie es einem Christen geziemlich ist. Längstens in einem halben Jahre komm ich wieder hieher, und dann zahle ich dir allen Schaden, den du erlitten hast, wenn du von nun an nicht mehr an Sonntagen arbeitest, und koste es hundert Thaler." Der Handwerksmann läßt sich darauf ein und probirts. Nach fünf Monaten kommt der Kaufmann wieder, und da ihm der Schuhmacher sagt, daß er seinen Rath befolgt habe, fragt er: „Nun, wie viel muß ich dir herauszahlen?" Da spricht der Handwerksmann: „O Nichts, gar Nichts; die Feier des Sonntags hat mir vielen Segen, aber keinen Schaden gebracht. Vor fünf Monaten hatte ich keine Kuh, jetzt habe ich eine, und für alle Noth ist gut gesorgt. (cf. Kalender für Zeit und Ewigkeit von Stolz.)

An einem Sonntage des Februars 1830 verlangte der Kapitain des auf dem Missisippi in Nordamerika fahrenden Dampfbootes Helen M' Gregor von einem seiner Matrosen, daß er ihm Frachtgüter umlade. Der Matrose erklärte, es sei gegen sein Gewissen, am Sonntag unnöthige Arbeit zu thun. Der Kapitain meinte, so weit westlich am Missisippi gelte die Sonntagsverordnung nicht; der Matrose aber erwiederte, er fühle sich allenthalben daran gebunden. — So geh' an's Land, und schaffe einen Stellvertreter herbei — sprach der Kapitain. Auch das streitet wider mein Ge-

wissen, sagte der Matrose. So bist du auf der Stelle deines Dienstes entlassen, herrschte ihm der Kapitain zu, und gab ihm seinen Lohn. — Was sollte nun der arme Matrose machen? Er ging und dachte: Das muß doch wohl zu Etwas gut sein, denn der Herr läßt dieß so kommen. Und siehe, es war gut für ihn. Der Herr hatte seinen Knecht beim Leben erhalten wollen. Nach einigen Tagen zersprang der Kessel eben jenes Dampfbootes, auf welchem jener Matrose angestellt gewesen war, und der größte Theil derer, die sich auf demselben befanden, büßte das Leben ein. (cf. Beispiele des Guten.)

Vor einigen Jahren wohnte zu Mans in Frankreich eine Spezereihändlerin Namens Magdalena Bourné. Da sie sehr fromm und gottesfürchtig war, so verkaufte sie nie am Sonntage, und ihr Laden war an diesem Tage ganz geschlossen. — Sie hatte sich aber das Vertrauen Vieler erworben, und man ging aus den entferntesten Stadttheilen zu ihr, und selbst Leute ohne Religion schickten mit Bedacht ihre Dienstboten des Samstags hin, weil sie wohl wußten, daß am Sonntag nichts zu bekommen sei. — Obgleich sie zu einem sehr mäßigen Preise verkaufte, machte Magdalena Bourné dennoch einen so beträchtlichen Gewinn, daß sie an mehrern guten Werken Theil nehmen konnte, und auch ihre Erben nach ihrem Tode mit der Hinterlassenschaft zufrieden sein durften. — Fleiß und Redlichkeit an allen Werktagen und der Segen Gottes ersetzen gewiß den Gewinn, der durch die gewissenhafte Sonntagsfeier zu entgehen scheint. — (Guill. Handbuch.)

Der Hirtenknabe Paskal diente bei einem harten, unchristlichen Herrn. Da, wo sich an Sonn- und Festtagen sein Herz nach dem Hause und Dienste Gottes sehnte, mußte er nicht selten dem ungestümen Verlangen seines Gebieters nachgeben und die Heerde auf die Weide führen. Mit nassen Augen folgte er oft seinen Schäflein; denn er hätte so gerne dem heil. Opfer und dem göttlichen Worte beiwohnen mögen. Bald aber machte er ein Mittel ausfindig, um dennoch auch unter freiem Himmel seinem Herrn und Gott dienen zu können. Er hatte sich nämlich an seinem Hirtenstab das Bild der seligsten Jungfrau mit dem lieben Jesukindlein eingeschnitten; wenn nun die Glocken zum Gottesdienst einluden, so steckte er seinen Stab in die Erde, und ihn als Altar

betrachtend, kniete er nieder und wohnte im Geiste dem heiligen Opfer bei, und feierte so den Tag des Herrn in kindlicher Frömmigkeit und voll zarter Andacht. (Beispiele der christkatholischen Lehre von Mehler.)

Im Jahre 1839 brach an einem Sonnabend in der Gegend von Berbize in Südamerika ein heftiges Gewitter aus, so daß die Neger wohl einsahen, die Erndte ihres Herrn, würde verloren sein, wenn sie dieselbe nicht am Sonntage einbrächten. Sie gingen daher Sonntags früh an die Arbeit, und kehrten dann bald mit vollen Körben zurück. Nach vollbrachtem Werke wurden sie alle vor des Eigenthümers Haus gerufen; Geld, Rum, Tabak sollten ihnen hier eine Belohnung für die außerordentliche Mühe gewähren, der sie sich von freien Stücken am Sonntage unterzogen hatten; aber sie baten ihren Anführer auf der Stelle, dem Eigenthümer doch zu sagen: weil sie eingesehen hätten, daß es eine Nothsache sei, wären sie auch am Tage des Herrn hinaus an die Arbeit gegangen, eben daher könnten sie auch weder Geld, Rum noch Tabak als Belohnung annehmen. Nach dieser Zeit hat der Eigenthümer diese Neger nie wieder aufgefordert, an einem Sonntage zu arbeiten. Er hatte so eine heimliche Ehrerbietung vor diesen gewissenhaften Christenleuten bekommen. (Beispiele des Guten.)

5. Gleichnisse.

Wie Christus am Sonntage aus dem Schooß der Erde hervorging, und die Binden und Tücher, womit sein Leib umwickelt war, in demselben zurückließ, so soll auch der Christ dem Geiste nach am Sonntage von der Erde, in die er während der Woche vertieft war, sich erheben und die wie Binden sein Herz umstrickenden irdischen Sorgen zurücklassen.

Wie man den Leib an Sonn- und Feiertagen schöner zu kleiden und frische Wäsche anzuziehen pflegt, so soll man auch die Seele an diesen Tagen vom Schmutz der Sünde reinigen, und ihr das Gewand der Unschuld anziehen.

Wie man von den heidnischen Persern erzählt, daß sie an ihren Festtagen giftige Thiere vertilgten, so soll der Christ an den Feiertagen sein Herz vom Ungeziefer der Sünde reinigen.

6. Alle Völker haben ihre Feiertage.

Wenn ein Volk irgend ein göttliches Wesen anerkennt, so muß es sich nothwendig auch in ein Verhältniß zu ihm setzen, es also verehren, und zwar nicht bloß innerlich, sondern auch äußerlich, es muß also einen gewissen religiösen Cult haben. Damit aber alle an diesem Theil nehmen können, müssen die heiligen Handlungen an gewisse Zeiten gebunden werden, womit von selbst die Feiertage gegeben sind. Daher sagt schön ein Theologe der neuesten Zeit: „Festzeiten, Gebetszeiten sind im geistigen Leben so nothwendig, wie im leiblichen der Pulsschlag.“ (Haneberg in seiner biblischen Offenbarung.) Es hat aber auch in der That jedes Volk seine Feiertage. Was zunächst die Juden betrifft, so wissen wir, daß sie außer dem wöchentlichen Sabbate, den Gott selbst heiligte und einsetzte, mehre andere Festtage hatten, die wir unten näher auseinandersetzen werden. Auch andere Völker, die sich keiner besondern Offenbarung Gottes erfreuten, hatten ihre Feiertage. Wer kennt nicht die mancherlei Feste der alten Griechen und Römer? Die Griechen hatten unter andern vier ausgezeichnete Feste, die sie auch Spiele nannten, nämlich die Olympischen bei Elis, nach welchen sogar die Zeit gerechnet wurde; die Pythischen, bei Delphi, dem Apollo zu Ehren gefeiert; die Nemeischen bei Nemea, zur Feier des Herkules begangen, und die Istmischen zu Corinth. Zu diesen Festen versammelten sich alle Stämme der Griechen. Von den Festen der Römer erinnere ich an das der Feldweihe, bei welcher Gelegenheit ein Thier, das zuerst um die Felder geführt worden, geopfert wurde. Ein zweites Fest bei den Römern waren die durch ihre Ausgelassenheit verrufenen Luperkalien. Im Dezember beging man die Saturnalien, dem Saturnus zu Ehre. Sie dauerten mehre Tage; man machte sich dabei einander Geschenke; die Sclaven wurden von ihren Herren bedient u. s. w. Am 23. Februar wurden dem Grenzgotte Terminus zur Ehre die Terminalien gefeiert. Man brachte hiebei mancherlei Opfer dar, ruhte von Geschäften aus, übte sich in verschiedenen Spielen, aß und trank besser als sonst u. s. w.

Auch bei andern sowohl vor- als nachchristlichen Völkern findet sich dieselbe Erscheinung: bei den Chinesen, den Muhamedanern,

überall werden besondere Fest- und Feiertage begangen. Selbst die Ungläubigen Frankreichs, die alles Kirchliche, und auch den christlichen Kalender verbannten, sahen sich doch genöthigt, dem Volke gewisse Feste und Feiertage zu geben. Sie setzten an die Stelle der kirchlichen ihre bürgerlichen Feste. Sie feierten ein Fest zur Ehre der Göttin der Vernunft.

7. Feste und Feiertage im alten Bunde.

Nebst dem alle Wochen wiederkehrenden Feiertage, dem Sabbat, hatten die Juden vornämlich noch drei größere Feste im Jahre, an welchen ihnen auch im Tempel zu Jerusalem zu erscheinen geboten war. Diese Feste sind:

a) Ostern, fiel in den Frühling und ist als Frühlingsfest zu bezeichnen. Man beging es zur Erinnerung an den wunderbaren Auszug aus Aegypten und die Verschonung der Israeliten bei der Tödtung der ägyptischen Erstgebornen durch den Engel. Daher hat es auch den Namen Pascha, d. h. vorüberschreiten. Durch die Hindeutung auf eine künftige Befreiung, wovon die in Aegypten nur ein Vorbild war, erhielt dieses Fest einen wichtigen mystischen Zusatz.

b) Pfingsten war das Sommerfest, und hieß auch das Fest des Schnittes und der Erstlingsfrüchte. Num. 28, 26. Ein wichtigerer Moment aber war, daß es an die Gesetzgebung auf dem Berge Sinai erinnerte.

c) Laubhüttenfest, welches das Herbstfest war. Sein eigentlicher Zweck ist ausgesprochen Levit. 23, 42. „Ihr sollt im siebenten Monate das Fest feiern und sollet sieben Tage lang in Hütten wohnen, auf daß euere Nachkommen wissen, daß ich die Kinder Israels in Zelten wohnen ließ, als ich sie herausgeführt hatte aus dem Lande Aegypten." An diesem Feste wurden dem Volke Vorträge über das Gesetz gehalten, und in so ferne ist es zugleich ein Fest dankbarer Erinnerung an die Erhaltung und Ausbreitung der göttlichen Offenbarung: daher auch die außerordentlichen Freudenbezeigungen, welche an demselben stattfanden.

Diese drei Feste haben einen tiefen innern Zusammenhang. Ostern zeigt sich uns als die Befreiung vom Drucke der Sclaverei

und zugleich von der Verführung zum Götzendienste; Pfingsten als die Einweihung in die Lehre Gottes; das Laubhüttenfest als das ruhige Genießen der Früchte der Offenbarung. Ostern vertritt die an sich ernste Läuterung, Pfingsten die unterweisende Uebung, das fröhliche Laubhüttenfest den Wonnegenuß der Einigung.

Außerdem hatte man alljährlich am zehnten Tage des siebenten Monats den großen Bußtag oder das Versöhnungsfest. Es war ein strenger Fasttag, auch brachte man verschiedene Sühnopfer dar. cf. Num. Kap. 29. V. 7 u. ff.

Nach je sechs gewöhnlichen Jahren wurde das Sabbatjahr und nach je sieben Sabbatjahren das Jubeljahr begangen. In diesen Jahren ruhte alle Feldarbeit; was von selbst wuchs war Gemeingut. Ueberdieß hörten im Jubeljahre alle knechtlichen Verhältnisse unter den Israeliten auf, und die Grundstücke, welche durch Kauf von einer Familie auf eine andere übergegangen waren, kehrten zu dem ursprünglichen Besitzer zurück. Dadurch wurde lebendiges Zeugniß von der Oberhoheit Gottes gegeben und Vertrauen auf seine väterliche Fürsorge geübt.

Später kamen zur Erinnerung an wichtige Ereignisse noch einige andere Festtage hinzu.

Die Feier der einzelnen Festtage bestand vorzüglich in Darbringung von Opfern. Gemeinsam war allen bedeutenden Festen auch das Ruhen von der Arbeit. In diesem Ruhen war ebenfalls ein Opfer eingeschlossen, indem man Gott zu Lieb auf die Früchte der Arbeit verzichtete; denn nicht bloß der freie Mann, sondern auch der Sclave, ja selbst das Thier hörte zu arbeiten auf. Also nicht Bequemlichkeit oder körperliche Erholung war der Grund dieser Ruhe, sondern die Absicht, Gott das Opfer des Erwerbes darzubringen.

8. Der Sabbat ist göttlicher Einsetzung.

Nachdem Gott innerhalb sechs Tagen die Schöpfung vollendet hatte, hörte er am siebenten auf zu schaffen; denn es heißt: „Gott ruhte am siebenten Tage von allem Werk, das er gemacht, und segnete den siebenten Tag und heiligte ihn." Gen. 2, 2. 3. Indem Gott am Sabbate, wenn man so sagen will, von seiner Arbeit ruhte, d. h. zu schaffen aufhörte, heiligte er durch sein

eigenes Beispiel diesen Tag, und gab zu verstehen, daß der Sabbat künftig auch für die Menschen ein Feiertag seyn soll. Wenn es aber ferner von Gott heißt, daß er den Sabbat „gesegnet und geheiligt" habe, so ist damit deutlich gesagt, daß er ihn zum Feiertage eingesetzt; denn etwas segnen und heiligen, heißt nichts Anderes, als es Gott weihen und bestimmen. Somit ist klar, daß Gott selbst den Sabbat zu einem Feiertage eingesetzt und bestimmt habe. Den Sabbat als Feiertag zu begehen, wird auch dem auserwählten Volke oft und wiederholt eingeschärft. So heißt es 2. Mos. 16, 23: „Morgen ist die Ruhe des Sabbats, dem Herrn geheiligt." Das dritte der vom Herrn auf dem Berge Sinai den Israeliten gegebenen Gebote lautet: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligest! Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Geschäfte thun. Aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes; an diesem sollst du kein Geschäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Ankömmling, der innerhalb deiner Thore ist." 2. Mos. 20, 8—11.

9. Wie streng im alten Bunde der Sabbat geheiligt wurde.

Bei den Juden war an den Sabbaten die Arbeit bei Todesstrafe verboten. Gott selbst sagt: Wer meinen Sabbat entheiliget, der soll des Todes sterben; wer an demselben ein knechtliches Werk thut, dessen Seele soll ausgetilgt werden aus dem Volke. 2. Mos. 31, 14. Als daher einmal ein Mann sich erlaubte, Holz am Sabbate zu sammeln, so mußte er auf Befehl Gottes vom ganzen Volke gesteinigt werden. 4. Mos. 15, 32.

Gott selbst ließ am Sabbate kein Manna vom Himmel fallen, damit das Volk durch Einsammeln desselben nicht zur knechtlichen Arbeit verleitet schiene. Aber am Tage vorher ließ er so viel fallen, daß es auch für den Sabbat reichte, und obschon es sonst, über Nacht aufbewahrt, in Fäulniß überging, so blieb der Vorrath doch für den Sabbat frisch. 2. Mos. 16.

Am Sabbate durfte man kein Feuer anzünden und nichts kochen. „Ihr sollt kein Feuer anzünden am Sabbat-Tag in allen euern Wohnungen." 2. Mos. 35, 3. Die Israeliten mußten ihre Speisen am Vorabende kochen.

Aller Handel und jeder Kauf und Verkauf war am Sabbate ebenfalls verboten. Daher eiferte Nehemias dagegen, als zu seiner Zeit unter andern Mißbräuchen auch dieser stattfand, daß man am Sabbate Markt hielt. Er ließ von zuverläßigen Wächtern am Sabbate die Thore besetzen, um die fremden Handelsleute bis nach dem Sabbate zurückzuhalten. 2. Esdr. 13, 19.

In späterer Zeit wurden manche übertriebene Vorschriften bezüglich der Sabbatsfeier gegeben. So war zu Christi Zeit selbst die Heilung eines Kranken am Sabbate verboten. Die Thalmudisten zählen überhaupts sechsunddreißig Geschäfte auf, die den Sabbat entheiligen.

10. An die Stelle des Sabbats ist im Christenthum der Sonntag getreten.

Schon die Apostel setzten an die Stelle des jüdischen Sabbats den Sonntag. Davon enthält die Apostelgeschichte unverkennbare Andeutungen. In der Apostelg. 20, 7. wird gesagt, daß die Gläubigen am ersten Wochentage zum Brodbrechen sich versammelten, und daß Paulus in der Versammlung einen Vortrag hielt. Dieß heißt wohl nichts Anders, als sie hielten Gottesdienst an diesem Tage und heiligten ihn. Noch deutlicher ist es 1. Korinth 16, 2 ausgesprochen, daß man schon in den apostolischen Zeiten den Sonntag geheiligt habe. Denn der Apostel sagt: „Am ersten Tage der Woche lege ein Jeder von euch bei sich zurück, und thu in den Schatz, was ihm gut dünkt. Damit ist gesagt, daß am Sonntage sich die Gläubigen zum allgemeinen Gottesdienste versammelten, und daß sie also diesen Tag besonders heilig begingen.

Deutliches Zeugniß von der Feier des Sonntags bei den ersten Christen geben die ältesten Kirchenväter. So schreibt schon der heil. Ignatius: Wenn ihr zur Erneuerung der Hoffnung gelangt seid, so feiert nicht mehr den Sabbat, sondern heiliget den Tag des Herrn, an welchem Tage auch uns durch ihn und seinen Tod, den Einige leugnen, das Leben aufgegangen ist.“ (Epist. ad Magn.) Justin, der Martyrer, redet von der Feier des Sonntags als einem bereits allgemein anerkannten Gebrauche. Sein Zeugniß ist um so wichtiger, da aus ihm zugleich erhellet, wie die ersten Christen den Sonntag feierten. Er schreibt nämlich: Der Tag der

Sonne versammelt Alle, welche in der Stadt oder auf dem Lande weilen, an Einem Orte. Man beginnt damit, daß man, so gut es die Zeit zuläßt, die Schriften der Apostel oder der Propheten liest. Nach beendigtem Lesen hält der, welcher den Vorsitz hat, eine Rede an die Versammlung, um sie zu belehren und aufzufordern, die erhabenen Grundsätze der Tugend und Religion, welche sie soeben vernommen, auch in Ausübung zu bringen. Dann erheben wir uns Alle, um unser Gebet gemeinschaftlich zu verrichten. Wir beten für uns selbst, und für die, welche zur Zeit getauft werden, und für alle Menschen aller Völker, damit sie zur Kenntniß der Wahrheit kommen, ein heiliges Leben voll guter Werke führen, die Gebote des Herrn beobachten und endlich zur ewigen Herrlichkeit gelangen sollen. Nach beendigten Gebeten begrüßen wir uns durch den Kuß des Friedens. Dann reicht man den, der den Vorsitz hat, Brod und einen Becher mit Wein und Wasser. Er nimmt sie, gibt dem Vater die Ehre durch den Namen des Sohnes und heil. Geistes, und macht ihm eine lange Danksagung für diese Gaben, die er uns in Gnaden gegeben hat. Sind die Gebete und die Danksagung zu Ende, dann spricht alles Volk stehend mit lauter Stimme: Amen, ein hebräisches Wort, welches bedeutet: Ja, gewiß und wahrhaftig, also soll es geschehen. Hierauf vertheilen diejenigen, welche wir Diakonen nennen, einem Jeden der Umstehenden das durch die Danksagung geweihte Brod, Wein und Wasser und bringen sie auch den Abwesenden.

Wir nennen diese Nahrung Eucharistie; und es ist Keinem erlaubt, daran Theil zu nehmen, wenn er nicht an die Wahrheit unserer Lehre glaubt, wenn er nicht durch die Vergebung der Sünden und das neue Leben gewaschen ist und wenn er den Vorschriften Jesu Christi nicht gemäß lebt. Denn wir nehmen sie nicht als ein gemeines Brod und als einen gewöhnlichen Trank, sondern als das Fleisch und das Blut des Erlösers. Denn wir haben gelernt, daß durch die Wirkung des eucharistischen Gebetes, welches das Wort des Herrn selbst enthält, dieß Brod und dieser Wein das Fleisch und das Blut desselben Jesus werden, welcher zu unserm Heil Fleisch geworden ist. In der That, die Apostel haben uns in den Gedächtnißschriften, welche sie uns hinterlassen haben, und die man Evangelium nennt, gelehrt, daß Jesus Christus

ihnen befohlen hatte, also zu thun, als er, nachdem er das Brod genommen und gedankt hatte, sagte: Das thut zu meinem Gedächtnisse; das ist mein Leib; und nachdem er gleicher Weise den Kelch genommen und gedankt hatte: Das ist mein Blut.

Dann rufen wir uns einander diese Dinge in's Gedächtniß; diejenigen, welche Vermögen haben, unterstützen die Armen; und wir sind immer dem Herzen nach bei einander. In allen diesen Gaben preisen wir den Schöpfer aller Dinge durch seinen Sohn Jesus Christus und durch den heil. Geist. Die Almosen, welche ein Jeder mit der größten Herzlichkeit gibt, werden in die Hände dessen gelegt, welcher den Vorsitz hat und die Pflicht, die Witwen, die Waisen, die Fremden, die Kranken, kurz Alle zu unterstützen, welche irgendwie bedrängt sind.

Wir sind gewohnt, uns am Sonntag zu versammeln, weil dieß der Tag ist, an welchem Gott die Schöpfung der Welt begann, und weil dieß auch der Tag ist, an dem Jesus Christus, unser Erlöser, auferstand, seinen Jüngern erschien und sie das lehrte, was wir euch vor Augen halten.

Ein Zeugniß aus dem Briefe des heil. Barnabas, welches viel älter ist, lautet: „Wir bringen den Sonntag, an welchem Christus auferstanden ist, in Freude zu." — Der heil. Athanasius führt die Einsetzung des Sonntags geradezu auf Christus zurück; denn er sagt: „Christus habe statt des Sabbats den Sonntag zu feiern befolgen."

Indeß hat sich die Sabbatsfeier nicht plötzlich und mit einem Male verloren. Wohl feierten die aus dem Heidenthume bekehrten Christen nie den Sabbat, sondern schon gleich anfänglich den Sonntag; aber die vom Judenthume in die christliche Kirche Uebergetretenen hielten noch eine Zeit lang den Sabbat. Daher sah sich das Concilium von Laodicea vom Jahre 363 veranlaßt, zu verordnen: „Die Christen sollen nicht judaisiren oder nach jüdischer Art leben, und am Sabbate nicht müssig seyn, sondern arbeiten. Am Sonntage aber sollen sie sich als Christen der Arbeit enthalten."

Diesen ersten Tag der Woche nannten die Apostel anfangs Tag des Herrn Apok. 1, 10., d. h., jenen Tag, der ausschließlich dem Dienste Gottes geweiht seyn soll. Später nannten ihn die Christen Sonntag. Dieser Name ist eigentlich dem Heidenthume ent-

lehnt. Die Heiden nannten ihn Sonntag, weil er bei ihnen dem Dienste des Sonnengottes bestimmt war. Die Christen hatten aber einen viel tiefern Grund, diesen Tag Sonntag zu nennen; denn nicht bloß hat Gott an diesem Tage das Licht von der Finsterniß geschieden, gleich anfangs bei der Schöpfung, sondern es ist an demselben auch Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, aus der Finsterniß des Grabes hervorgegangen und ins Leben zurückgekehrt: er war in viel höherm Sinne eine aufgehende Sonne, die den Menschen Licht und Wärme gab: das Licht der Erkenntniß und die Wärme der Liebe Gottes. Daher sagt Justin, der Martyrer: „Das ist der wahre Ursprung dieses Titels: am Sonntage kommen wir Alle zusammen, weil dieses der erste Tag ist, an welchem Gott das Licht von der Finsterniß geschieden und die Welt erschaffen hat, und weil es eben der Tag ist, an welchem unser Heiland von den Todten erstund." Und der heil. Ambrosius schreibt: „Der Tag des Herrn ist uns ehrwürdig und feierlich, weil an ihm der Heiland, gleich der aufgehenden Sonne, nachdem er die Finsterniß der Hölle zerstreut, im Lichte der Auferstehung erglänzte. Deßwegen wird auch dieser Tag Sonntag genannt, weil ihn Christus, die aufgehende Sonne der Gerechtigkeit, erleuchtet."

11. Warum wählten die Apostel statt des Sabbats den Sonntag zum Feiertage?

Schon in den ersten Zeiten des Christenthums wurde, wie gezeigt worden, von den Aposteln selbst, wahrscheinlich auf Befehl des Heilandes, an die Stelle des Sabbats der Sonntag gesetzt. Dieses geschah einmal deßwegen, daß sich die Christen von den Juden unterscheiden würden, dann aber noch aus andern wichtigen Gründen. Der Sabbat sollte den Juden ein Erinnerungstag an die Schöpfung der Welt durch Gott seyn. Nach der Erlösung aus dem Heiden- und Götzenthume war es nicht mehr nothwendig, die Feier des Sabbats zum Gedächtnisse an die Schöpfung fortzusetzen: der Glaube an einen einzigen Gott oder Schöpfer konnte sich nicht mehr verlieren; dagegen sollte das Andenken an noch größere Wunder lebendig erhalten werden. Ein noch größeres Werk als die Schöpfung ist die Erlösung. Dieß deutet auch die Kirche in ihren Gebeten an, wo es heißt: „Deus, qui humanae substantiae digni–

tatem mirabiliter condidisti et mirabilius reformasti“ etc. Am Sonntage vollendete sich nun gleichsam der Sieg Jesu, und daher das Werk der Erlösung; denn an einem Sonntage stund der Heiland von den Todten auf. Die Auferstehung Christi aber ist so wichtig, daß der heil. Paulus unsern Glauben eitel und vergeblich nennt, wenn Christus nicht auferstanden ist. 1. Corinth. 15. An einem Sonntage kam ferner der heil. Geist über die Apostel herab. Auch die Beschneidung des Herrn soll an einem Sonntage stattgefunden haben. Endlich um in den alten Bund zurückzugeben, hat am ersten Tage der Woche, was unser Sonntag ist, die Schöpfung begonnen. Der Sonntag erinnert uns daher auch an jene glückliche Zeit, wo Alles, weil von Gott kommend, vollkommen war, und soll uns daher ein mächtiger Antrieb seyn, selbst wieder in den Urstand der Vollkommenheit zurückzutreten. Wie Gott, so sollen auch wir an diesem Tage zu schaffen anfangen, d. h. wir sollen uns erneuern, zu einem neuen Menschen nach dem Ebenbilde Gottes umschaffen. Es war daher aus all diesen Gründen angemessen, im Christenthume an die Stelle des Sabbats den Sonntag zu setzen.

12. Wie feierten die ersten Christen den Sonntag?

Wie die ersten Christen den Sonntag feierten, erzählt umständlich Justin, der Martyrer, in seiner Schutzschrift für die Christen. Aus diesem Zeugnisse, das wir schon angeführt haben, sehen wir, daß die Gläubigen an diesem Tage zum gemeinschaftlichen Gottesdienste zusammenkamen. Dieser bestund im Opfer der heil. Messe, in Lesung der heil. Schrift und in Erklärung derselben. Gewöhnlich gingen die Anwesenden auch zur heil. Communion. Sie erschienen beim Gottesdienste mit schönern Kleidern, um schon durch äußern Anzug die höhere Feier anzudeuten. Sie wählten dazu gerne die weiße Farbe, ein Sinnbild ihrer Herzensreinheit. Sie hielten an diesen Tagen auch Liebesmahle, wozu sie die Armen einluden, und spendeten Almosen, um durch diese Uebungen sich Gott wohlgefällig zu machen. Daher sagt der heil. Irenäus: Wenn uns auch an den Festtagen verboten ist, knechtliche Arbeit zu verrichten, so ist uns dennoch geboten, Liebeswerke, besonders zum Wohle des Nächsten, an diesen Tagen auszuüben. Auch des Nachmittags versammelte man sich zum Gottesdienste, und daher stammen unsere Vesperandachten. Und

nicht genug, daß man den Sonntag selbst heilig zubrachte; schon am vorhergehenden Abende bereitete man sich darauf vor. Daher erklärt das Concilium von Compiegne, welches 833 unter Gregor IV. gehalten worden, daß alle Sonntage von dem vorhergehenden Abende bis zum Abende eben des Tages durchaus gottesfürchtig sollen hingebracht werden, und daß diese ganze Zeit hindurch jede knechtliche Arbeit unterbleiben soll. Eine frühere Synode aber, welche im J. 585 zu Makon gehalten worden, befiehlt, daß man die Nacht vom Samstage auf den Sonntag nicht gleich jenen, welche nur dem Namen nach Christen sind, mit Schlafen, sondern mit Gebet und geziemender Vorbereitung auf die Feier des folgenden, dem Herrn geweihten Tages zubringen soll. Davon, nämlich daß man sich schon am vorhergehenden Tage auf die Feier des Sonntags vorbereitete, rührt auch der sogenannte Feierabend am Samstage und an den Vorabenden von Festtagen, welcher an vielen Orten selbst durch Glockengeläute angekündiget wird. In den Zeiten des Glaubens achtete man auch darauf. Man verließ seine Arbeit, schloß die Werkstätte oder den Krammladen und bereitete sich auf eine würdige Sonntagsfeier vor.

13. Wie streng man ehedem die Sonntagsfeier hielt.

Schon im alten Bunde lesen wir, daß ein Mann, der den Sabbat durch Holzeinsammeln entweiht hatte, von den Israeliten gesteinigt wurde. Es ist nicht zu wundern, wenn auch die Christen mit allem Nachdruck auf Heiligung des noch weit wichtigern Sonntages drangen. Von jeher sah die Kirche die Vernachlässigung der heil. Messe an Feiertagen für ein schweres Verbrechen an, das die Synoden oft sogar mit dem Kirchenbann belegten. So verordnet das Concilium von Elvira, daß derjenige, welcher drei Sonntage nacheinander dem kirchlichen Gottesdienste nicht beigewohnt hat, von der Kirchengemeinschaft auf einige Zeit ausgeschlossen sei. In Frankreich war man im siebenten Jahrhunderte hierin so streng, daß schon derjenige von der Kirche ausgeschlossen und auch des kirchlichen Begräbnisses beraubt wurde, der nur zweimal im Jahre die heil. Messe versäumt hatte. Selbst der wurde schon mit einer geistlichen Strafe belegt, welcher der Messe nicht bis zu Ende beiwohnte, sondern zu früh, nämlich vor dem letzten Segen, hinweg-

eilte. Später verhängte man auch Geldstrafen. So belegte die Synode von Toulouse alle diejenigen, welche die sonntägliche Messe versäumen würden, mit einer Strafe von zwölf Denarien.

Streng waren auch alle knechtliche Arbeiten untersagt, namentlich verbot ein Concilium von Rheims den Gläubigen an Feiertagen eine Klage vorzubringen, oder sich in eine solche einzulassen; das Concilium von Paris im Jahre 829 Markt zu halten; das Concilium von Mainz im Jahre 813 die Buden in den Häusern zum verkaufen oder die Schenken zu öffnen; das sechste Concil von Paris verbot große Kutschenfahrten zu halten; ein anderes untersagte das Jagen und Reisen. Das Concilium von Tournay im Jahre 1589 verbot selbst das Einsegnen der Ehe an Sonntagen, weil bei den darauf folgenden Gastmählern viele Unordnungen und Ausschweifungen vorzufallen pflegen. Den Frauen wurde auch das Weben, Stricken, Nähen, Waschen, Bügeln u. s. w. verboten. Zur Aerntezeit ließ man zwar in der Strenge oft etwas nach, ja es kommt vor, daß man selbst Feldarbeiten erlaubte; aber es mußte die ungünstige Witterung dazu zwingen. Bloße Gewinnsucht und schmutziger Geiz wurde mit der Wegnahme des Viehes und der Feldgeräthschaften bestraft.

Auch das weltliche Regiment erließ scharfe Gesetze hinsichtlich der Feier der Sonn- und Festtage. Der Kaiser Constantin, der Große, befahl, daß an diesen Tagen alle Vorladungen, gerichtliche Verhandlungen und öffentliche Geschäfte eingestellt seyn sollen. Die Kaiser Valentinian, Theodosius, Arkadius und Leo erweiterten noch diese Verordnungen. Der Kaiser Zeno verbot an Sonntagen alle Schauspiele und öffentlichen Lustbarkeiten. Childebert I., König der Franken, verbietet auf das strengste, und zwar unter Androhung von Geißelstreichen, daß die Vorabende und Nächte vor Feiertagen in Unmäßigkeit, mit Possen, heidnischen Gesängen oder Tänzen hingebracht werden. Das Alemanische Gesetz, welches unter König Theodorich im Beginn des sechsten Jahrhunderts verfaßt wurde, verordnet: „Am Sonntage soll Niemand knechtliche Arbeiten verrichten, weil das Gesetz und die heil. Schrift dieß verbieten. Hat ein Sclave sich dagegen verfehlt, so soll er Streiche erhalten, ein Freier aber soll dreimal gewarnt werden. Wird er aber nach dreimaliger Warnung abermals in diesem Fehler betroffen, und hat

er versäumt, den Sonntag für Gott zu feiern, so soll er den dritten Theil seiner Habe verlieren. Wird er aber dann noch einmal betroffen, daß er dem Tage des Herrn die schuldige Ehre nicht erweiset, so soll er, vor dem Grafen seines Vergehens überwiesen, als ein Leibeigner an den vom Herzog verordneten Platze ausgeliefert werden, und auf immer ein Knecht bleiben, weil er Gott, dem Herrn, nicht dienen wollte.

14. Von den Festtagen.

Wie die Juden außer dem Sabbate noch mehre andere Feste hatten, so wurde es auch im Christenthume gehalten, und zwar muß die christliche Kirche an Festen um so reicher seyn, je zahlreicher die Wohlthaten und Gnaden sind, welche ihr zugeflossen sind. Die Einführung dieser Feste hat sich von selbst gemacht. Denken wir uns in die Lage der Jünger. Ihr göttlicher Meister, mit dem sie drei Jahre als Schüler und Freunde umgegangen waren, auf den sie ihre Hoffnung gesetzt, dessen Kraftwort sie gehört, dessen Wunder sie gesehen; — wird als Missethäter hingerichtet. Als nun auf einmal der erstandene Lehrer mit den verklärten Nägelzeichen an Händen und Füßen, mit seiner unverkennbaren Freundesstimme in all seiner Schöne und Herrlichkeit in ihrer Mitte dastund; wie mußte den vor Freude zitternden Jüngern zu Herzen gewesen seyn? Da der Herr vierzig Tage hindurch ihnen öfters erschien und noch viel vom Reiche Gottes redete, am vierzigsten Tage aber sie auf den Oelberg hinausführte, sie noch segnete, plötzlich aber sich erhob, in den Wolken immer höher hinaufschwebte, und endlich ihren Augen entschwand: ich frage wiederum, wie mußte da den Jüngern ums Herz seyn? Und da sie am Pfingsttage im Saale versammelt, mit einträchtiger Seele beteten; da ein Sturmwind den Saal erschütterte, der heil. Geist herniederstieg und in feurigen Zungen auf einem Jeden sich niederließ, und sie voll des heiligen Geistes wurden: ich frage wiederum, wie mußte den Aposteln ums Herz seyn? Da nun diese drei Tage der Auferstehungs-, Himmelfahrts- und Geistessendungstag die drei merkwürdigsten Tage ihres Lebens gewesen sind: wie hätten sie dieser drei Tage jemals vergessen können, da die Geschichte derselben den Inhalt ihrer Predigten und Hoffnungen ausmachte?

Und als der Auferstehungstag nach einem Jahre wiedergekommen war: wie wäre es möglich gewesen, daß sie ihn gleichgiltig wie einen andern Tag angesehen hätten, wie möglich, daß sie nicht ausgerufen hätten: Heute vor einem Jahre an diesem Tage stund unser Herr und Meister vom Grabe auf, kam zu uns und sprach: Der Friede sei mit euch. Wie wäre es möglich gewesen, dieses Tages zu vergessen, an dem ihr Schrecken in Freude verwandelt ward? Und als der Himmelfahrtstag nach einem Jahre das erste Mal wiedergekommen war, da mußte es ihnen auch wohl recht lebhaft vor Augen geschwebt haben: Heute vor einem Jahre stunden wir am Berge, sahen das letzte Mal die Stirn unsers Herrn, hörten das letzte Wort aus seinem Munde, empfingen den Abschiedssegen aus seiner Hand und sahen ihn auffahren in das Reich seiner Herrlichkeit. Und wie ihnen das lebhaft vor Augen schweben mußte, so ward eben dieser Tag ein Festtag für sie. Brüder! werden sie sich zugerufen haben, laßt uns freudig seyn; denn heute ging unser Herr zu seinem Vater heim. Und als der fünfzigste nach dem Auferstehungstage das erste Mal nach einem Jahre wieder gekommen war, — wie hätten sie diesen Jahrestag unbemerkt vorbeigehen lassen können, an dem sie der Herr mit seinem Geiste so außerordentlich ausgerüstet hatte? Die Erschütterung des Hauses, die Feuers- und Zungengestalt des Geistes, die gewaltige Umänderung ihres Innersten, die Kraft zu predigen und Wunder zu thun, und all das Göttliche, das sie dem Geiste Gottes zu verdanken hatten; — wie hätten sie es vergessen können? Wie hätten sie aber daran denken können, ohne diesen großen Tag, an welchem so Wichtiges mit ihnen vorgegangen war, zum Festtage der Gläubigen einzuweihen? So haben die Thaten Gottes diese Tage, an denen sie geschehen sind, unvergeßlich gemacht. Und wie Gott es war, der Jesum aus dem Tode erweckt, der ihn zu seiner Rechten erhöhet, der den heil. Geist gesandt hat, so war es auch Gott, der durch diese Thaten einen unauslöschlichen Eindruck in den Aposteln und ersten Gläubigen gemacht; und so war es auch Gott, der durch den unauslöschlichen Eindruck seiner Macht diese drei Tage unvergeßlich und zu ewigen Jubeltagen der Gläubigen gemacht hat.

Auf ähnliche Weise entstanden auch die übrigen Festtage des Herrn und der Heiligen. Es wurde z. B. irgend einer der

Heiligen, sei es durch natürlichen oder durch einen gewaltsamen Tod hinweggenommen. Dieser Tag wurde für den Abgeschiedenen ein wahrer Geburtstag; denn er wurde geboren für das Himmelreich. Daher feiern wir auch bei den Heiligen ihre Sterbetage als ihre Feste. Nun pflegen wir schon das Andenken unserer Geburtstage, an welche oft so viel Trauriges geknüpft ist, feierlich zu begehen, und unsere Freunde und Bekannte bringen uns Glückswünsche dar. Sollte es für die auf Erden Zurückgebliebenen, welche durch die Bande des Glaubens, der Hoffnung und Liebe mit dem heimgegangenen Bruder auf das zärtlichste verbunden waren, nicht Bedürfniß gewesen seyn, den Tag festlich zu begehen, an welchem ihr Bruder für den Himmel geboren worden ist? Die Gläubigen kamen also an den Jahrestagen, wo sich das Andenken an ihre verklärten Brüder erneuerte, zusammen, freuten sich über die Glorie, welcher jene theilhaftig geworden, dankten Gott für die Gnaden, die er ihnen erwiesen; ermunterten sich, dieselben Wege zu wandeln, um einst in die Gesellschaft ihrer auserwählten Freunde zu kommen. Sehet, dieß ist der Ursprung unserer Festtage, und in so ferne Gott durch seine Allmacht und Liebe die Thaten vollbrachte, deren Andenken an denselben gefeiert wird, läßt sich sagen, Gott selbst habe sie eingesetzt.

Alle Festtage selbst aber zerfallen in Feste des Herrn und in Feste der Heiligen.

Die Feste des Herrn haben Jesum Christum zu ihrem vornehmsten Gegenstande, und sind laute Zeugnisse von der Liebe und Barmherzigkeit Gottes und den außerordentlichen Wohlthaten, welche Gott dem Menschengeschlechte erwiesen hat, und eben daher auch die eindringlichsten Prediger für Dankbarkeit und Gegenliebe. Die Glanzpunkte dieser Feste sind: Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Diese drei Hauptfeste, denen jedesmal eine Vorbereitungszeit vorangeht und eine Nachfeier folgt, bilden ein zusammenhängendes Ganze, in welchem die wichtigsten Momente der Erlösung des menschliches Geschlechtes durch Christus gleichsam dramatisch-lebendig dargestellt werden. Die Bedeutung dieser Feste haben wir bereits bei einer andern Gelegenheit ausführlich dargestellt. cf. den Artikel „Cultus" B. III.

Die Feste der Heiligen betreffend, so herrscht unter den Heiligen eine gewisse Rangordnung. Nicht ohne Bedeutung sagt

Jesus Christus: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Joh. 14, 2. Und der heil. Paulus sagt: Anders ist das Licht der Sonne, anders das des Mondes und anders der Schimmer der Sterne, und auch ein Stern unterscheidet sich von dem andern durch seinen Glanz. 1. Corinth. 15, 41. u. s. w. In diesen Stellen ist deutlich gesagt, daß unter den Heiligen eine gewisse Rangordnung stattfindet, und dasselbe findet auch bezüglich ihrer Feste statt: die einen sind höher als die andern. Die Kirche hat dafür die Ausdrücke: Festa duplicia d. h. Doppelfeste; semi duplicia (halb doppelte Feste); simplicia (einfache). Die Festa duplicia sind wieder erster oder zweiter Klasse.

Man kann die Feste der Heiligen überhaupts eintheilen in

I. Feste Mariens. Es ist natürlich, daß die Kirche zur Ehre Mariens mehre Feste begeht, da sie die Mutter des Allerhöchsten ist, und dadurch höher gestellt wird, als irgend eine Sterbliche. Die Kirche hat die wichtigsten Lebensmomente der seligsten Jungfrau Maria in Feste verkörpert, und dadurch auch das Andenken an dieselben und zugleich an die Gnaden, welche ihr Gott erwiesen hat, gleichsam verewiget. Es fehlt freilich nicht an Solchen, die da meinen, daß es in der Kirche gar zu viele Marienfeste gebe, da deren mehre seien, als Feste des Herrn: allein warum stößt man sich daran, wenn die Mutter des Herrn geehrt wird? Daraus erwächst dem Sohne gewiß keine Unehre. Auch ist es nicht wahr, daß die Marienfeste mehr seien, als die des Herrn, da ein jeder Sonntag ein Festtag des Herrn ist. Ueberdieß ist die Verehrung der Heiligen nichts Anderes als eine Verehrung Gottes; denn die Heiligen haben Alles nur durch Gott, auch die Ehre, die man ihnen erweiset. Daher fällt auch alle Ehre, die ihnen erwiesen wird, in der Hauptsache wieder auf Gott zurück. Und deßwegen sind die Gedächtnißtage zur Ehre der seligsten Jungfrau Maria und der übrigen Heiligen eigentlich nichts Anders als Festtage des Herrn. — Die Bedeutung der einzelnen Marienfeste selbst haben wir bereits B. III. S. 614 u. flg. angegeben.

II. Feste der Apostel und Martyrer. Mit Hinweisung auf das, was hierüber B. III. S. 663 bereits gesagt ist, fügen wir hier noch bei: Die zwölf Apostelfeste sind heut zu Tage beinahe auf alle zwölf Monate vertheilt. Diese Eintheilung mag der

Gedanke an das Bedürfniß einer Abwechslung und Mannigfaltigkeit, und daß es wünschenswerth seyn möchte, wiederholte Veranlassung zur Erinnerung an die Tugenden der Apostel und Empfehlung ihres Beispieles zu finden, erzeugt haben. — Betreffend die Feste der heil. Martyrer, so wurde bekanntlich mit Ausnahme des heil. Johannes des Täufers, immer ihr Todestag gefeiert. Die Gläubigen versammelten sich an den Gedächtnißtagen derselben bei ihren Gräbern oder auch in eigens dazu bestimmten Gebäuden, welche, da der Gottesdienst der ersten Christen wegen der Verfolgung häufig in unterirdischen Höhlen abgehalten wurde, Krypten oder Katakomben hießen. Wie früh die Christen den heil. Martyrern zur Ehre Feste feierten, beweist der Brief der Kirche zu Smyrna an die übrigen Gläubigen, in welchem sie sagen, sie werden zusammenkommen, um die Gedächtniß des Martertodes des heil. Bischofs Polykarp zu begehen.

III. Feste der Bekenner. Diese Feste sind etwas später in der Kirche eingeführt worden. Bellarmin hält dafür, das Concil zu Mainz im J. 813 unter Leo III. sei das erste gewesen, welches einige Bekenner kanonisirt habe. Indeß darf man nicht glauben, als wäre ihre Verehrung nicht älter, als ihre Festtage sind, da man schon im vierten Jahrhundert den heil. Hilarion, Ephrem und Andere verehrt hat. Unter die Bekenner kann man übrigens auch die heil. Jungfrauen, Frauen und Wittwen zählen. cf. B. III. S. 664.

IV. Feste der Engel. cf. B. III. S. 660—663.

* Das Fest Allerheiligen. cf. B. III. S. 665.

** Der Tag Allerseelen. cf. B. III. S. 667.

15. Alle Tage sind eigentlich Tage des Herrn.

Es sind zwar dem Menschen gewöhnlich sechs Tage in der Woche zur Arbeit gegeben, und erst der siebente ist ausschließlich dem Dienste Gottes bestimmt, wovon er auch Tag des Herrn heißt. Aber im gewissen Sinne sind alle Tage dem Herrn geweiht, alle gehören ihm. Daher sagt Origenes: „Die Christen betrachten alle Tage als den Tag des Herrn und selbst als den Ostertag, weil sich alle Tage das himmlische Lamm für sie opfert, und sie es alle Tage genießen." Das Leben des Christen ist also gleichsam nur

ein langes Fest, an welchem er seinen Gott verherrlichen soll. Da es aber, sagt Origines, viele Christen gibt, die sich nicht entschließen wollen oder können, ihr ganzes Leben wie einen einzigen Festtag zuzubringen, so mußte man, um sich nach ihrer Schwachheit zu richten, besondere Feste anordnen. In ihrer mütterlichen Sorgfalt hat die Kirche sie festgesetzt, damit auch die Zerstreutesten und Saumseligsten durch sie eine neue Kraft bekommen könnten, indem sie sich wenigstens eine Zeit lang von den Geschäften dieser Welt losmachen. Indeß sind sie nach dem Ausdrucke des heiligen Paulus nur als Theile eines Festtages da, des immerwährenden Festes, das die Gerechten ihr ganzes Leben feiern, und das die Seligen in der Ewigkeit feiern werden.

Somit ist das ganze Leben des Menschen nur Ein Festtag, in welchem er aus dem Zustand seines Falles heraustreten, und wieder zur ursprünglichen Unschuld zurückkommen soll. Dazu sind die einzelnen, besondern Festtage nur Mittel.

Wie können wir aber aus unserm irdischen Leben ein fortwährendes Fest machen? Dadurch, daß wir alle Augenblicke unsers Lebens Gott weihen; daß wir, mögen wir uns wo immer befinden, uns doch so betrachten, als wären wir in seinem Tempel, und so immer das Andenken an ihn bewahren; daß wir, wir mögen essen oder trinken oder etwas Anders thun, immer unsere Handlungen zu seiner Ehre verrichten. Der Feier dieses ewigen Festes, welches das Leben der Gerechten ausmacht, stehen die Arbeiten und Berufsgeschäfte nicht im mindesten im Wege. Das Leben des Christen ist demgemäß ein Fest, das er feiern muß als ein Krieger inmitten von Kämpfen; als ein Verbannter, der beständig seinem Vaterlande zugeht; als ein vom Throne gefallener König, der durch beständige Anstrengungen wieder dahin zurückzukommen sucht. Für den Christen ist daher das Fest des Lebens, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ein Leidens- und Arbeitsfest. Daß es sich so verhält, hat das christliche Alterthum sogar in den Namen ausgedrückt, welche es den einzelnen Wochentagen gab. Während nämlich die Namen Sonntag, Montag, Dienstag u. s. w. dem Heidenthume entnommen sind, haben die ersten Gläubigen alle Wochentage mit einem einzigen Worte, mit dem Ausdruck „Ferie“ bezeichnet und sie nur durch Zahlen unterschieden, so daß der Sonntag die Ferie, d. h. der

Feiertag mit Vorzug, der Montag aber zweite Ferie, d. h. zweiter Feiertag, der Dienstag dritte Ferie, d. h. dritter Feiertag u. s. w. hieß. Was aber Ferie heißt, wißt ihr alle; es bezeichnet so viel als Ruhe oder Feiertag. Alle Tage sollten nämlich die Christen ruhen von der Sünde, und dem Herrn feiern ein Fest in Ausübung guter Werke. Um nun dieses Ziel zu erstreben, band die Kirche auch an einen jeden Tag das Andenken an einen Heiligen, dessen Beispiel uns zur Tugend ermuntern soll. Daraus läßt sich die tiefe Weisheit der Kirche in Bestimmung des christlichen Kalenders erkennen. Welche hohe Lehre der Tugend, welch eine unversiegbare Quelle von Tröstungen, welche Mannigfaltigkeit von Anregungen und Mustern der Vollkommenheit bietet er den Menschen eines jeden Alters, Standes und in allen Lagen des Lebens dar! In unsern Heiligen sehet ihr nicht bloß Einsiedler, Bischöfe und Martyrer, — Tugenden, die zu erringen nicht allen möglich wäre; ihr sehet da auch Diener und Herren, Reiche und Arme, Obrigkeiten und Krieger, Jungfrauen und Gatten, Gelehrte und Ungelehrte. Alle Stände, alle Länder, jedes Alter sind da vertreten. Eine jede Tugend, sie komme aus dem Orient oder Occident, aus vergangenen oder neuern Zeiten, in der Hütte oder im Palaste geübt, sie ist ohne Unterschied zugelassen. Der katholische Kalender ist demnach eine Schule aller Tugenden, ein Reisebuch von der Erde zum Himmel, ein sicherer Führer auf dem Wege des Lebens, der zu einem jeden Menschen, zu einer jeden Stunde und in allen Stimmen spricht: Das sind die Spuren, welche die Heiligen dir hinterlassen haben, als sie in das Vaterland zurückkehrten; folge ihnen nach, um auch dahin zu kommen. Die Gottlosigkeit des verwichenen Jahrhunderts hat dieß auch eingesehen. Als sie daher den Menschen den Glauben nehmen wollte, hat sie ihm auch den christlichen Kalender genommen, und an die Stelle der christlichen Feste die Namen von Pflanzen und Ackergeräthschaften, und an die Stelle der Heiligen die Namen von Revolutionsmännern gesetzt. Die Bosheit hat auch ihre Absicht nicht verheimlicht; denn ein Erlaß der damaligen Machthaber in Frankreich vom 8. April 1799 sagt: „Der neue französische Kalender (in welchem nämlich die Namen von allen und jedem Heiligen gestrichen und an ihre Stelle die von Gewächsen und Geräthschaften getreten waren) hat

zum Zweck, aus dem Herzen des Volkes den Aberglauben (so nannte man damals die christliche Religion) zu reißen, indem er in allen Gemeinden die zehntägigen Feste allgemein macht." Und eine frühere Verordnung vom 3. April 1798 sagt: „Die Beobachtung des französischen Kalenders ist eine der geeignetsten Anordnungen, die Priesterherrschaft vergessen zu machen." Im Grunde genommen stehen wir heute auf demselben Punkte, und es ist so recht wahr, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht. Diejenigen, welche es uns verübeln, daß wir die Heiligen Gottes verehren, wollen mit den Ehrenbezeugungen gegen ihre charakter-, ehr- und gewissenlosen Helden nicht satt werden; ja stünde es in ihrer Macht, sie würden die Namen unserer Heiligen aus dem Kalender streichen und dafür die Namen eines Robert Blum, eines Kossut, eines Bem und anderer Revolutionsmänner einfügen. Solche Heilige des lasterhaften Zeitgeistes dürfte man dann selbst anbeten, ohne sich den Vorwurf der Abgötterei zuzuziehen.

16. Bedeutung der übrigen Wochentage.

Die Frömmigkeit unserer christlichen Voreltern hat an einen jeden Tag der Woche eine heilsame Erinnerung geknüpft.

Der Montag, sogenannt vom Monde, war früher der besondern Verehrung des Sohnes Gottes, als der ewigen Weisheit, geweiht; später weihte man ihn dem heil. Geiste, um sich seinen Beistand am Anfange der Arbeiten der Woche zu erflehen.

Der Dienstag hat seinen Namen vom heidnischen Kriegsgotte Tir; daher heißt er auch im Dänischen Tirstag. Tir aber entspricht dem lateinischen Mars: daher nannten ihn die Römer „dies Martis". Die Christen bestimmten diesen Tag der besondern Verehrung der heiligen Engel, vorzüglich der Schutzengel. Und mit Recht; denn war Mars nach heidnischer Vorstellung jener Gott, der den Kriegern beistund: so sind im christlichen Sinne alle Gläubige Streiter und Krieger. Ihre unsichtbaren Gehilfen und Bundesgenossen aber sind die heiligen Engel, besonders die Schutzengel. Sieh, wie erfinderisch die Frömmigkeit ist, um im Menschen rührende Vorstellungen zu erhalten.

Der Mittwoch hat seinen Namen von dem heidnischen Gotte Odin, der auch Wodan hieß. Daher der dänische Namen dafür:

„Onstag." Der Mittwoch war seit den Zeiten der Apostel ein Tag besonderer Andacht. Es war ein Stationstag, d. h. man versammelte sich an Orten des Gebetes oder am Grabe der Martyrer. Man ging am Morgen dahin, und erst um drei Uhr Nachmittags wieder hinweg, und brachte die Zeit mit Gebet, Fasten und andern frommen Uebungen hin. Aber warum wurde der Mittwoch also gehalten? Der Mittwoch war der Tag, wo die Juden in ihrem Rathe beschlossen, Jesum zu tödten. Der Heiland ist aber um unserer Sünden willen gestorben. Man wollte nun, indem man sein Fleisch durch Fasten kreuzigte und die Leidenschaften abtödtete, gleichsam die Henkersknechte Jesu, welches die Sünden waren, tödten.

Der Donnerstag führt seinen Namen vom heidnischen Gotte Tor und heißt daher auf dänisch noch Torstag. Tor war aber der Gott des Donners und ist somit dem Jupiter der Römer gleichbedeutend, die diesen Tag auch „dies Jovis" nannten. Am Donnerstage setzte Jesus Christus das allerheiligste Sakrament des Altares ein. Das Andenken an dieses gnadenvolle Ereigniß wurde von jeher am Donnerstage erneuert. Ein jeder Donnerstag ist im gewissen Sinne ein Fronleichnamstag. Daher sind noch die Donnerstag-Aemter und nach denselben wird eine Procession in den Kirchen gehalten, und Christus im allerheiligsten Sakrament zur Anbetung herumgetragen. Ihr seht, daß am Donnerstage wirklich im geringern Maßstabe geschieht, was am Fronleichnamstage stattfindet.

Der Freitag ist sogenannt von der Göttin Freia, die nichts Anders als die Römische Venus war, daher nannten ihn die Römer auch „dies Veneris". Wer weiß nicht, wie viel abscheuliche Erinnerungen an die heidnische Göttin Venus geknüpft sind? Dieß war im Heidenthume, wie schon der Name andeutet, der Tag der Wollust und der abscheulichsten Ausschweifungen. Billig wurde er im Christenthume zu einem Tage der Abtödtung gemacht. Dieses um so mehr, weil an demselben unser Herr und Heiland den Erlösungstod gestorben ist. Er ist also zugleich auch der Erinnerungstag an das bittere Leiden Jesu Christi. Um die Gläubigen recht nachdrücklich daran zu erinnern, haben mehre Concilien, z. B. das

von Mainz im J. 1423, das von Mailand im J. 1569 verordnet, daß an jedem Freitage entweder am Mittage, oder Vormittags neun Uhr, oder Nachmittags um drei Uhr ein Zeichen mit der Glocke gegeben werde. Dieß ist gleichsam die Todtenglocke Jesu. Papst Benedikt XIV. hat aber im J. 1740 denen, welche dabei kniend fünf Vater unser und fünf Ave Maria andächtig beten, auf hundert Tage Ablaß verliehen.

Der Samstag war von jeher in großer Verehrung. Man beging ihn häufig wie einen wirklichen Feiertag, um die Ruhe des Herrn nach der Schöpfung zu ehren, und den Menschen daran zu erinnern, daß auch er, das Bild Gottes, gewisser Maßen während dieses Lebens schaffen und eines Tages in den Sabbat, das ist in die ewige Ruhe, die durch den siebenten Tag vorgebildet wird, eingehen soll. Ferner hielt man den Sabbat auch deßwegen im heiligen Andenken, weil Jesus Christus an demselben häufig seine Wunder wirkte. Der Samstag ist zugleich der Vorabend des Sonntages und heißt daher auch Sonnabend, welcher Name nichts Anders bedeutet, als Vorbereitungstag zur Feier des Sonntages. Im Dänischen hieß er früher Laugardag, was nichts Anders als Wasch- oder Reinigungstag heißt. An diesem Tage soll man sich also waschen, und zwar nicht bloß dem Leibe, sondern auch der Seele nach. Daher pflegen noch heutigen Tages fromme Christen am Samstage zu beichten. Dadurch waschen sie sich. Gar Viele waschen sich aber am Samstage nur dem Leibe nach. Sie reinigen sich vom Schmutz, welcher durch die Arbeiten im Laufe der Woche an ihrem Körper sich angesetzt hat, um am Sonntage ein schönes Aussehen zu haben. Ich table diese nicht; aber ich bedauere sie, daß sie nicht auch an den Schmutz ihrer Seele denken, und dieselbe im Schwemmteiche des Beichtstuhles baden, um sie vom Höllenruß der Sünde zu reinigen. Weil der Samstag ein Reinigungstag seyn soll, das Fasten und die Abtödtung aber ein Mittel zur Buße ist, so wurde früher am Samstage auch strenges Fasten geübt, und noch heutigen Tages heißt es im Kirchengebote: „Du sollst am Freitage und Samstage vom Fleischessen dich enthalten.“ Auch noch eine andere Bestimmung hat der Samstag. Er ist zugleich schon seit den ältesten Zeiten der Verehrung Mariens geweiht. Es geziemt sich nämlich, daß die Mutter überall mit dem

Sohn in Verbindung gesetzt wird. Nun wird der Sonntag zur Ehre des Sohnes Gottes gefeiert; billig ist daher der Samstag der Verehrung der Mutter Gottes geweiht. Darum werden auch am Samstage besondere Andachten zur Ehre der seligsten Jungfrau Maria gehalten. Es wird nämlich ein Rosenkranz, die lauretanische Litanei, das so herrliche Salve Regina und Anderes gebetet.

Welche tiefe Bedeutung haben demnach nicht die einzelnen Wochentage!

17. Die kirchlichen Feiertage sind ein allgemeines Bedürfniß.

Es ist eine unleugbare Wahrheit, daß die Religion Jesu Christi, die nur die Seligkeit des andern Lebens zum Zwecke zu haben scheint, auch das beste Mittel ist, uns hienieden schon glücklich zu machen. Dahin zielet die Kirche auch durch Einsetzung ihrer Feiertage: sie hat dabei nicht bloß das ewige Heil der Gläubigen im Auge, sondern dient auch ihrer zeitlichen Wohlfahrt. „Was," fragt Rousseau, „soll man von denen denken, welche dem Volke seine Feste nehmen wollen. als wären sie nur Zerstreuungen, die es von seiner Arbeit abwenden? Diese Behauptung ist barbarisch und falsch. Um so schlimmer, wenn das Volk nur Zeit hat, um Brod zu gewinnen. Der gerechte und wohlthätige Gott, der will, daß es sich beschäftige, will auch, daß es sich erhole. Die Natur legt ihm in gleicher Weise Uebung und Ruhe, Freude und Mühe auf. Der Widerwille vor der Arbeit beugt die Unglücklichen mehr als die Arbeit selbst. Wollet ihr ein Volk thätig und arbeitsam machen? gebet ihm Feste... Tage, die auf solche Weise verloren gehen, werden die andern um so gewinnreicher machen."

Das Volk muß also Feste haben, und unter Volk verstehe ich die Großen und die Kleinen, die Reichen und die Armen, die Gelehrten und Ungelehrten, die Könige und Unterthanen; denn Alle sind Menschen aus einer doppelten Natur, aus Geist und Leib bestehend. Welche Feste aber wollt ihr dem Volke geben, um es thätiger und arbeitsamer zu machen? Bürgerliche Feste? Aber diese sind und können nur für die Bewohner großer Städte seyn; die Unkosten, die sie mit sich führen, die Vorbeitungen, welche sie

erfordern, machen sie auf dem Lande unmöglich. Wenn ihr nur bürgerliche Feste habt, so beraubet ihr der Feste gerade diejenigen, welchen die fortgesetzten Arbeiten und Entbehrungen sie um so nothwendiger machen. Bürgerliche Feste? Aber heut zu Tag, wo wir durch politische Gehässigkeiten getheilt sind, verwunden und demüthigen die bürgerlichen Feste einen Theil der Bevölkerung: der Triumph der Sieger erbittert die Besiegten.

Wollet ihr dem Volke die Sorge überlassen, sich Feste zu bereiten? Aber das Volk, und unter Volk, ich wiederhole es, verstehe ich die Reichen so gut, wie die Armen, die, welche Paläste bewohnen, wie die, welche unter dem Strohdach schlafen, — das Volk wird sie zur Ausschweifung verlangen. Ihr werdet die Einen sehen, wie sie abwechselnd vom Spieltisch ins Theater gehen und sich in thörichten Verschwendungen ruiniren; ihr werdet die Andern sehen, wie sie sich in Wirthshäuser begraben, sich da erniedrigen, zum Thier herabsinken, in wenigen Stunden den ganzen Verdienst ihrer Familie von einer ganzen Woche verschlingen und ihre Kinder und Gattinnen zum Hunger und zu Thränen verurtheilen. Ist diese ungeregelte Bewegung einmal in der Ordnung, dann wird jeder Tag neue Fortschritte machen. Die Lärmhäuser, die Kaffeehäuser, die Schulen des Lasters, die Orte der Ausschweifung aller Art werden sich vermehren; eine falsche Politik, ein schmutziges Interesse und ein ruchloses Einkommen werden überzeugen, daß diese großartigen Einrichtungen nothwendig geworden sind. Die guten Bürger werden sich darüber beklagen, sie werden mit Seufzen ihre Hausgenossen täglich mehr ausarten sehen, aber ihr Seufzen wird unnütz seyn, denn das Volk muß Feste haben!

Ihr habt ihm die einzigen genommen, die ihm zukommen, weil sie allein es thätiger und arbeitsamer, folglich moralischer machen können; ihr habt es verhöhnt, wenn es ihnen beiwohnte, ihr habt ihm Widerwillen dagegen beigebracht und es suchte sich andere; und nun beunruhigt dieß unmoralische, mißzufriedene Volk euern Schlaf, stört eure Vergnügungen, und bezahlt endlich euere gottlosen Lehren mit Plünderung und Gewaltthätigkeit: um so schlimmer für euch.

Und welches sind denn die Feste, welche dem Volke allein zukommen, weil sie der ganzen Gesellschaft zuträglich sind? Es sind die religiösen Feste.

Erstens können Alle daran Theil nehmen; so wenig als die Stadtbewohner, sind die Landbewohner davon ausgeschlossen; sie sind weder für den Reichen noch für den Armen beschwerlich; oft machen sie sich einen Ruhm und eine Freude daraus, freiwillig zu ihrer Verherrlichung mit beizutragen. Hier findet keinerlei Reibung statt; weder der Triumph, noch die Niederlage Anderer wird gefeiert; man kennt keine Parteien in unsern Tempeln; die Kinder hassen einander nicht mehr, sobald sie im Kreise ihrer Mütter beisammen sind: gibt es Thränen, so sind es Thränen der Freude oder der Reue. Die profanen Concerte, die wollüstigen Theatertänze, die schlüpferigen Reden, die Ausbrüche der Wuth, die Händel der Ausschweifung werden ersetzt durch heilige Gesänge, durch herrliche und rührende Ceremonien. Die Leidenschaften schweigen, die Seele äußert sich ungefesselt; der Mensch wird durch die wahrhaft erquickende Abspannung thätiger und zur Arbeit aufgelegter, weil er besser wird.

Ja den Menschen besser, d. h. moralischer zu machen, das ist der ausschließliche Vortheil der religiösen Feste; sie versammeln die Menschen am Fuße der Altäre des Herrn, stiften und befestigen unter ihnen Frieden und Brüderlichkeit, erinnern sie an Thatsachen, worauf die Religion gegründet ist, und welche lauter Wohlthaten Gottes sind. Sie machen folglich die Menschen dankbar gegen den Herrn, menschlich und liebreich gegen ihre Brüder, sie halten ihnen große Muster vor, Heilige jeden Alters, Ranges, Standes, welche, da sie einstens waren, was wir, schwach und versucht, von der Höhe des Himmels herab uns sagen, daß es nur von uns abhängt, eines Tages zu werden, was sie sind. Sagt nicht, daß diese schönen Belehrungen, welche inmitten unserer majestätischen, lieblichen Ceremonien gegeben werden, unnütz sind; denn dann müßte man an der Menschheit verzweifeln. Und was müßte man alsdann von euern pompösen Grundsätzen und werthgehaltenen Träumen einer unendlichen Vervollkommnung des Menschengeschlechtes halten?

Indem die Kirche die Feste anordnete, hat sie also ebenso für das Beste der Gesellschaft, wie für das der Einzelnen gesorgt; denn in einem Staate sind die Religion, die Sitten, die gesellschaftlichen Tugenden nicht minder nothwendig, als der Lebensunterhalt, das

Geld, die Arbeit und der Handel; er braucht Menschen, und nicht Thiere oder Automaten. Kennt ihr nun aber ein besseres Mittel, um Menschen und Bürgen zu haben, als die Religion? Und unter welchen Umständen hat die Religion mehr Herrschaft, als bei unsern Feierlichkeiten?

Sonst beklagte man sich über die Menge der Feste, und siehe, man hat sie fast alle unterdrückt. Was haben wir damit gewonnen? Die Arbeiter haben einige Arbeitstage mehr, sind sie darum glücklicher? Ach nein, sie haben durchaus nichts gewonnen, selbst nicht durch ihre Arbeit; denn sie verbrauchen heut zu Tag mehr durch Ausschweifung, als zu der Zeit, wo alle Feste existirten; es findet sogar ein Unterschied zu ihrem Nachtheil statt; unsere Festtage kosteten ihnen nichts, die Tage der Ausschweifung dagegen kosten ihnen ihr Geld und ihre Gesundheit. (cf. Kathol. Religionslehre von Gaume.)

18. Warum die Feier der Sonn- und Festtage angeordnet ist.

Die Feier der Sonn- und Festtage ist angeordnet:

1) Daß wir Gott, dem Herrn, die Ehre geben, uns vor seiner unendlichen Majestät im Staube erniedrigen und vor dem Himmel und im Angesichte der christlichen Gemeinde anerkennen und laut bekennen sollen: „Herr! Alles, was wir sind und haben, ist lediglich Geschenk Deiner Gnade.“ Denn mit allen unsern Mühen, Sorgen und Bekümmernissen vermögen wir nichts auszurichten, wenn nicht die Hand Gottes mit uns ist. Denn es liegt, wie der Apostel schreibt, nicht an Jemandes Wollen und Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. Und wenn der Herr das Haus nicht baut und die Aussaat nicht segnet, so arbeiten die Bauleute umsonst. Und wenn der Herr die Stadt nicht behütet, so wachen die Wächter vergebens. Röm. 9, 16. Ps. 126.

Wenn dem Menschen das Werk seines Fleißes gelingt, und reichliche Frucht schafft, so wird er leicht von Eigenliebe getäuscht und verblendet, gleich dem stolzen Pharisäer im Evangelium, sich selbst zu erheben, und der eignen Macht und Kunst zu vertrauen. Deßwegen soll der Geist wenigstens an den gottgeheiligten Tagen in aller Einfalt des Herzens sich vor Gott, dem Herrn,

demüthigen, und gleich dem reumüthigen Zöllner, der es kaum wagte, zu Gott aufzublicken, mit den Worten an seine Brust, schlagen: „Herr, sei mir Sünder gnädig!"

Diese Demüthigung vor Gott ist auch das Erste, wozu uns die Kirche Gottes auffordert, so oft wir bei dem Gottesdienste erscheinen, indem der Priester am Altare das hochheilige Opfer der Messe damit beginnt, daß er für sich und im Namen des versammelten Volkes, drei Mal an seine Brust schlagend, öffentlich unsere Sündenschuld bekennet, und dann um Gnade und Erbarmen zum Himmel fleht. Ja, so oft der Christ im Geiste und in der Wahrheit vor Gott hintritt, so sieht er in sich nichts, als das ganze Elend menschlicher Sünde und Ohnmacht, und in Gott lauter Erbarmen und Gnade. Werdet ihr euch demnach, Geliebteste, auf solche Weise vor Gott, dem Herrn, aufrichtig gedemüthiget haben, so werdet ihr auch gesammelt und bescheiden von dannen gehen, und friedsam und demüthig wandeln mit und neben euern Brüdern. Demuth des Herzens vor Gott und den Menschen, welche da ist der Grundstein aller christlichen Tugend und Weisheit, soll die erste Frucht einer würdigen Sonn- und Festtags-Feier seyn.

Die Feier der Sonn- und Festtage ist angeordnet:

2) Damit wir das Ziel und Ende unsers irdischen Daseins ernstlich erwägen, und unsere Verbindung mit Gott erneuern und stets enger knüpfen sollen.

Groß ist des Menschen Leichtsinn, und hingegeben den Geschäften seines Tagwerkes, setzet er auf dem Markte des zeitlichen Erwerbes und in den Zerstreuungen der Welt nur zu gerne außer Acht, was seinem leiblichen Auge entrücket ist. Nur zu leicht vergißt er über dem Sichtbaren das Unsichtbare, über dem Irdischen das Ueberirdische, über dem Endlichen das Endlose, und in den Schollen der Erde sich gleichsam vergraben, baut er seine Zuversicht auf die flüchtigen Güter der Zeit, hänget sein Herz an das glänzende Nichts der Vergänglichkeit, und knüpfet all sein Begehren und Hoffen an das irdische Daseyn.

Da soll nun der Mensch von dieser Endlichkeit und aus ihren Täuschungen und Verwirungen, ihren Trübungen und Störungen wenigstens an den gottgeheiligten Tagen heimgeholet werden, und ernstlich bei sich erwägen: „Wozu bin ich hier, und wohin ist das

Ziel meines Daseyns gesteckt? Wir sind nur einmal hier auf Erden, sagt sich der Christ, und dieses Daseyn ist kurz; bald werden wir abtreten vom Schauplatz des Lebens und nie wieder zurückkehren. Wir haben hier keine bleibende Stätte, schreibt der Weltapostel, sondern suchen die zukünftige. Denn wir sind ja Alle nur Pilger und Fremdlinge auf Erden und wandern nach einem bessern Heimathsland. Hebr. 13, 10—11, 13.

Wenn aber unsre irdische Hülle, dieser Leib zusammenfällt, dann werden wir von den Gütern und Freuden der Erde, von den Schätzen und Ehren der Welt nichts mehr in unsern Händen haben. Es wird Alles dahingeschwunden seyn, und nichts bleiben von Allem, was wir genossen oder besessen, außer die Werke der Gerechtigkeit, die wir in und mit Gott werden gethan haben. Das Geheimniß aber, die Früchte der Gerechtigkeit und Vollkommenheit zu sammeln und zu bewahren, ist die Vereinigung unsers Herzen und Sinnes mit Gott, oder mit andern Worten, der stete Wandel mit und vor Gott.

Dieß ist in der Geschichte aller vollkommenen Männer nachgewiesen. Noe, sagt die Schrift, war ein gerechter und vollkommener Mann; denn er wandelte mit Gott. Und zu Abraham sprach Gott: Wandle vor mir, und sei vollkommen. Dieselbe Wahrheit bestätigt Christus, unser Herr, da er spricht: Gleich wie die Rebe keine Frucht bringt, wenn sie nicht am Weinstocke bleibt, also auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibt. Wer aber in mir bleibt und ich in ihm, der wird viele Frucht bringen. Joh. 15. Und der Weltapostel hat im Areopag die Bestimmung des Menschen dahin ausgesprochen, „daß wir in Gott leben, in ihm uns bewegen, und in ihm seyn sollen."

Ist demnach, Geliebteste, in den Tagen der zeitlichen Sorgen und des irdischen Trachtens euere Vereinigung mit Gott lockerer geworden und habt ihr das heilige Andenken an ihn aus euerm Herzen verloren, o so eilet, das Verlorene wieder zu suchen; eilet und benützet die heiligen Tage, insbesondere den Sonntag, mit aller Treue, um das Band der Vereinigung eures Sinnes und Herzens mit Gott zu erneuern und enger zu knüpfen. Deßwegen heißt er ja der Tag des Herrn, weil ihn Gott als seinen eigenen Tag, als den, seinem Dienste und seiner Anbetung zugehörigen,

Tag festgesetzt, und als solchen zu heiligen geboten hat. Er heißt aber auch Sonntag. Denn gleichwie die Sonne Alles auf Erden erleuchtet, erwärmt und belebt, so soll der recht gefeierte Sonntag über alle übrigen Wochentage Licht und Wärme, Kraft und geistiges Leben verbreiten. An ihm sollen wir erneuern, kräftigen und befestigen unsere Gemeinschaft und ewige Verbindung mit Gott, welche Verbindung Religion heißt. Und so wird der Sonntag recht eigentlich der Tag der Feier unserer heiligen Religion.

Da es demnach unsere Bestimmung ist, daß wir mit und vor Gott wandeln, ihm allein anhängen und in kindlicher Treue gegen ihn unser irdisches Daseyn heiligen sollen, um einst mit Gott in ewiger Liebe vereinigt zu werden: wie unglücklich ist nicht mancher verblendete Mensch, der da, gesegnet von Gott, der segnenden Hand vergißt und sich nicht kümmert, die Quelle alles Segens und Lebens kennen und lieben zu lernen! Wie unglücklich der Mensch, der da, nicht selten an der Grenze seines irdischen Daseyns bereits angekommen, nach sechszig bis siebenzig durchlebten Jahren noch immer ferne von Gott ist! Wie wird einem Solchen zu Muthe sein, wenn der Herr einst an den Pforten der Ewigkeit ihn empfangen wird mit den Worten: „Undankbarer, ich habe dir so viele Lebensjahre geschenkt, und dich mit so vielen Wohlthaten überhäuft, und dennoch bin ich dir fremd und unbekannt geblieben. Darum bist auch du mir fremd geworden; ich kenne dich nicht.“ Denn wer es versäumt, hier Gott zu suchen, der wird dort ihn auch nicht finden.

Um diesem unglücklichsten aller menschlichen Schicksale zu entgehen, sei uns jedes Fest, insbesondere aber der Sonntag eine von Gott dargebotene heilige Gelegenheit, mit ihm uns um so fester stets zu verbinden und an ihn uns um so treuer zu halten, als wir in allen unsern Unternehmungen und Schicksalen nur seine Wege, seinen höhern Beistand, seine Alles ordnende Weisheit, seine unendliche Macht und Liebe anzuerkennen uns gedrungen fühlen müssen.

Die Feier der Sonn- und Festtage ist angeordnet:

3) Damit wir suchen sollen das Brod des Himmels. Nachdem ihr, Geliebteste, mehrere Wochentage hindurch gearbeitet und euch abgemühet habt, um für euer und der Eurigen leibliches Leben das Brod der Erde zu gewinnen, ist es nicht nur dem Ge-

setze und der kirchlichen Ordnung gemäß, sondern nothwendig für das Heil der Gläubigen, daß sie an den gottgeweihten Tagen suchen das Brod des Himmels, diese überirdische Seelenspeise, um den unsterblichen Geist zu nähren und zu stärken für das ewige Leben. Dieses Himmelsbrod aber ist das heilige Wort Gottes, welches an den Festtagen des Herrn und seiner Heiligen verkündet wird. Der Mensch lebt nicht allein vom Brode, sondern von jeglichem Worte, das aus dem Munde Gottes geht. Und dieses heilige Wort ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben. Matth. 4, 4. Röm. 1, 16. Dieses Himmelsbrod sind die heiligen Sakramente der Buße und des Altars, die hohen Geheimnisse der Wiederaussöhnung mit Gott und unsrer innigsten Gemeinschaft mit ihm, welche vornehmlich an den heiligen Tagen ausgespendet zu werden pflegen.

So suchet denn, Geliebteste, an den gottgeweihten Tagen dieses zweifache Himmelsbrod mit andachtvollem Eifer, um in eurer Seele zu bewahren, zu nähren und stets lebendiger zu machen den Glauben an Gott, an das ewige Leben und an die ewige Gerechtigkeit Gottes. Denn deßwegen hat der Herr Jesus seine Apostel und Jünger ausgesendet in alle Theile der Welt mit dem Auftrag: Gehet hin und prediget allen Völkern, und lehrt sie Alles halten, was ich euch befohlen habe. Mark. 16, 15. Dazu ist in allen unsern Gotteshäusern der Predigtstuhl aufgerichtet, damit der Glaube fortgepflanzt, damit die Lehre des Heiles verkündet, und von den Gläubigen gehört und angenommen werde bis an das Ende der Tage. „Denn der Glaube kommt, wie der Weltapostel schreibt, vom Anhören, das Anhören aber von der Predigt des Wortes Christi.“ Röm. 10, 17.

Jesus Christus hat ja eine lehrende Kirche eingesetzt und eine hörende. Gleichwie es nun die Pflicht der lehrenden Kirche — der Bischöfe und Priester — ist, die Botschaft des Glaubens zu predigen, so muß es auch die Pflicht der hörenden Kirche, — der Gläubigen — sein, das gepredigte Wort anzuhören, und bereitwillig in ihr Herz aufzunehmen.

Nicht nur aber das verkündete Wort predigt uns den Glauben an Gott, an das ewige Leben und an die ewige Gerechtigkeit Gottes; sondern auch die, in jedem Kirchenjahre wiederkehrenden

Festtage des Herrn sind eben so viele lebendige Glaubensboten, welche uns die ewigen Rathschlüsse und die großen Thaten der göttlichen Erbarmung laut verkünden und an das Herz legen. So ein Glaubensbote ist das Geburtsfest unsers Herrn. „Das Wort ist Fleisch geworden ruft es uns zu, — der Sohn Gottes ist Mensch geworden, um zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Glaubet an ihn, auf daß ihr durch ihn selig werdet."

So ein Glaubensbote ist das heil. Osterfest. Der Herr ist auferstanden, spricht es uns zu, er hat die Sünde, den Tod und die Hölle überwunden, damit, wer an ihn glaubt, nicht sterbe; denn er ist das Leben und die Auferstehung für Alle, welche gläubig ihm vertrauen.

So ein Glaubensbote ist das Fest der Himmelfahrt des Herrn. Der Herr ist triumphirend aufgefahren zum Himmel, ruft es in unser Herz, wo er sitzet zur Rechten seines himmlischen Vaters, und von wo er auf den Wolken des Himmels mit großer Majestät wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Darum erhebet eure Häupter und eure Herzen zum Himmel, und trachtet nach dem, was oben ist, damit ihr an dem Wiederkommenden einen gnädigen Richter findet.

So ein Glaubensbote ist das heil. Pfingstfest, welches uns laut die Wahrheit verkündet: Der Herr hat den Tröster, den heiligen Geist, auf die Erde herabgesendet, und theilet ihn allen Gläubigen mit. Habet Acht, daß euch der Geist dieser Welt nicht irre führet, sondern bittet um den heil. Geist, und lasset ihn in euch wohnen, damit er euch leite in alle Wahrheit und euch führe zum göttlichen Leben.

So verkünden uns das gepredigte Wort und die hohen Geheimnisse der Menschwerdung, der Auferstehung, der Himmelfahrt des Herrn u. s. w. mit vereinter Kraft und begeisterndem Nachdrucke den Glauben an Gott, an das ewige Leben, an die ewige Gerechtigkeit Gottes. Und auf diesem Glauben beruhet unser ganzes Heil und unsere Seligkeit.

Denn so lange wir von dem lebendigen Glauben durchdrungen sind, daß ein Gott ist, der da allgegenwärtig und allwissend, die geheimsten Gedanken und Anschläge unsers Herzens durchschaut; daß es ein ewiges Leben gibt, in dem einem Jeden vergolten wird nach

seinen Werken; daß eine ewige Gerechtigkeit über uns waltet, vor deren Richterstuhl kein Vergehen ungestraft bleiben wird, — so lange werden wir uns hüten, das allsehende Auge Gottes durch Sünde und Unrecht zu betrüben; so lange wird eine heilige Scheu uns zurückhalten von den schändlichen Werken der Finsterniß, damit wir nicht der strafenden Gerechtigkeit in die Hände fallen, und verschlungen werden von der Hölle, anstatt einzugehen zum Leben. Sobald aber dieser Glaube und mit ihm die Gottesfurcht in irgend einem Menschen erlischt, oder in vollen Unglauben überschlägt, dann wehe diesem Unglücklichen; denn er hat mit dem Glauben den mächtigsten, innern Zügel abgeworfen, der im Stande war, ihn vom Laster und Verbrechen zurückzuhalten. Vor einem Zügellosen aber, wie er nun ist, hat die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens, die Sicherheit des Eigenthums, die Sicherheit der öffentlichen Ehre 2c. jede Bürgschaft verloren. Was jedem gesitteten Menschen heilig ist: Treue und Glauben im öffentlichen Verkehr, die der Unschuld und Jungfräulichkeit gebührende Ehrfurcht, das geheiligte Band der Ehe 2c. ist ihm nicht mehr heilig. Er setzet sich über das Heiligste mit frevelndem Leichtsinn hinweg. Denn da er mit dem Glauben zugleich das Gewissen über Bord geworfen hat, so stehet er da neben seinen Brüdern als ein Gott- und Gewissensloser, und durchbricht als solcher kühn alle Schranken des Gesetzes und der sittlichen Ordnung, und wird nicht selten gefährlicher als ein reißendes Thier, weil er seine Vernunft letztlich auch noch dazu mißbrauchen kann, um Gräuelthaten zu verüben, deren das vernunftlose Thier, eben weil es keinen Verstand hat, unfähig ist.

Sehet so tief kann ein Mensch, der da Gottes Gleichniß und Bild ist, sinken, wenn der Glaube an Gott, an das ewige Leben, an die ewige Gerechtigkeit Gottes aus seinem Herzen geschwunden ist!!

Darum, meine Geliebtesten! bewahret diesen heiligen Glauben als euer kostbares Kleinod. Denn dieser Glaube ist das Unterpfand aller öffentlichen Ordnung und Sicherheit, alles Friedens und Wohlstandes in den Familien, wie im Staat, so in der Kirche; ist die sicherste Bürgschaft unserer Ruhe im Leben, unsers Trostes im Sterben und unsere Seligkeit nach dem Tode.

Damit euch aber dieses Kleinod nicht entrissen werde, o so

haltet fest an dem Worte Gottes, an den heil. Geheimnissen und Sakramenten unsers Glaubens, so wie an den gottesdienstlichen Einsetzungen der Kirche; haltet mit aller Gewissenhaftigkeit euch fest an dieses Himmelsbrod, welches euch an den gottgeheiligten Tagen in euern Kirchen gespendet und dargebracht wird, auf daß euer Glaube an Gott, an das ewige Leben, an die ewige Gerechtigkeit Gottes bewahret, genährt und belebet werde, bis wir gewürdigt werden, das, was wir hier geglaubt haben, dort anzuschauen in Ewigkeit.

Die Feier der besondern Festtage der Heiligen und Auserwählten Gottes ist angeordnet,

4) Damit uns der, durch das Wort und die Geheimnisse Gottes gepredigte Glaube in lebendigen Bildern und Beispielen zur Nachahmung vor Augen gestellt werde.

Deßwegen feiert die Kirche das Andenken der seligsten Gottes Mutter, welche durch Demuth und Glauben, durch Unbeflecktheit und Ergebung des Herzens gewürdigt worden, die Mutter unsers Erlösers zu werden; das Andenken der heil. Apostel, welche den Glauben an Jesum, den Gekreuzigten und Wiedererstandenen, furchtlos verkündeten, auf den Straßen, wie im Tempel und vor den Richterstühlen der Mächtigen, und darum sich geißeln und in Ketten schlagen ließen, frohlockend, daß sie gewürdigt worden, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden; das Andenken so vieler anderer Blutzeugen, die lieber das Leben als ihren Glauben verlieren wollten. Diese unzähligen Vorbilder und Zeugen des weltüberwindenden Glaubens rufen uns mächtig ans Herz: Liebe Brüder! auch wir waren schwache, gebrechliche Menschen, wie ihr seid; wir haben aber gekämpft und gerungen und mit des Glaubens wunderbarer Kraft überwunden. Kämpfet und ringet auch ihr als tapfere Streiter des Herrn mit derselben Glaubenskraft, und auch ihr werdet geschmückt werden mit der Krone des Lebens.

Und nachdem die Kirche an den zerstreuten Festtagen die Heiligen Gottes wie einzelne Sterne am Firmamente zu unserer Erleuchtung herausgeführt hat, so schließt sie am Feste aller Heiligen, so zu sagen, den ganzen Himmel auf, damit wir Gott in der Herrlichkeit seiner Auserwählten anbeten, und uns freuen

sollen des Triumphes der vollendeten Gerechten, die da leuchten wie die Sonne in dem Reiche ihres Vaters.

Und da die Kirche mit diesem Feste zugleich die Gedächtniß aller abgeschiedenen Christgläubigen verbindet, und uns hinruft zu den Gräbern unsrer vorangegangenen Brüder, so feiern wir in dieser heiligen Zeit wahrhaft die Festtage unserer Hoffnung, unsrer Unsterblichkeit, und des eben so rührenden als erhebenden Glaubens an eine Gemeinschaft der Heiligen, vermöge welcher alle Glieder der triumphirenden, der leidenden und streitenden Kirche durch das gemeinsame Band der Liebe mit einander verbunden, durch fromme Fürbitte und geistliche Hilfe sich gegenseitig unterstützen, damit das wahre Ziel der Wanderschaft aller Gläubigen desto leichter und desto sicherer erreicht werde.

Waren demnach die einzelnen Sonn- und Festtage ebenso viele Mahnungen an das Göttliche und Himmlische, ebenso viele Hinweisungen auf die letzte Bestimmung des Menschen, so faßt die Kirche am Schluß des Kirchenjahres alle diese Mahnungen und Hinweisungen gleichsam wie in einem Brennpunkte zusammen, indem sie mit besonderm und verstärktem Nachdruck in unserer Seele hervorruft die ernsten Gedanken an den Tod und an die Auferstehung, an den großen Tag der Vergeltung und an das Endurtheil der ewigen Gerechtigkeit, welches über uns Alle ergehen wird — entweder zur Verdammung oder zum ewigen Leben.

Die Feier der Sonn- und Festtage ist ferner angeordnet:

5) Damit wir in gemeinsamer Andacht die christliche Hoffnung üben, und durch diese Uebung eine heilige Pflicht der Nächstenliebe erfüllen sollen. — Thoren, welche sich weise zu sein dünken, glauben vom Kirchenbesuche sich lossagen zu dürfen, unter dem Vorwande, daß der allgegenwärtige Gott auch überall angebetet werden könne.

Allerdings, meine Geliebtesten, kann Gott überall angebetet werden: zu Hause in der stillen Kammer, auf dem Ackerfelde hinter den Pflug, so wie in der Werkstätte des Handwerksmanns. Allein an Sonn- und Festtagen ist es eine von Gott und der Kirche gebotene Pflicht jedes katholischen Christen, daß er bei gemeinsamem Gottesdienste erscheine, hier seinen Glauben laut und offen bekenne, und dadurch seine Mitchristen erbaue, damit durch die Zusammen-

wirkung Aller die öffentliche Andacht zu einer gemeinsamen Flamme entbrenne, und zu dem Throne Gottes emporschlage. Und es ist ein unaussprechlich rührender Anblick, wenn an festlichen Tagen eine Christengemeinde auf den einladenden Ruf der Glocken aus den Thälern und Ebenen, und von den Hügeln und Höhen in freudig-frommen Schaaren herbeiströmt, und dann andächtig und ehrerbietig in die geliebte Pfarrkirche eintritt zur heiligen Feier des Gottesdienstes. Es ist eine unendlich erhebende Erscheinung, wenn der verordnete Seelenhirt das hochheilige Opfer für die ihm anvertraute Heerde entrichtet; wenn der Priester am Altare Gottes Erbarmung preiset, und die versammelte Gemeinde einstimmt in die Lobgesänge des Herrn; wenn Priester und Volk wie aus Einem Munde dem Herrn der Heerschaaren den lauten Tribut ihrer gemeinsamen Ehrfurcht, ihrer gemeinsamen Anbetung und Dankbarkeit darbringen; wenn Einer für Alle, und Alle für Einen beten, und wenn Alle zugleich ihre Hände, und mit den Händen ihre Herzen zu dem Vater der Gnade emporheben, um die Erbarmungen des Himmels hernieder zu flehen.

Und einer solchen, nach dem Gebote Gottes und der Kirche versammelten, im Geiste und in der Wahrheit betenden Gemeinde sind Verheißungen gegeben, die das einzeln und außer der Kirchengemeinde dargebrachte Gebet nicht ansprechen kann. Denn es steht geschrieben: „Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, wo immer zwei oder drei in meinem Namen versammelt seyn werden, da bin ich in ihrer Mitte." Matth. 18, 20. Wenn nun der in seinen Verheißungen unendlich treue Gott in Mitte von zwei oder drei in seinem Namen versammelten Gläubigen zu seyn versprochen hat, um wie vielmehr wird er in Mitte einer in seinem Namen und zu seiner Anbetung versammelten Pfarrgemeinde seyn? Wahrhaftig ein solches, von hunderten und tausenden gläubigen Seelen dargebrachtes Gebet durchdringt die Wolken, und ziehet mit einer geheimen Gewalt Gottes gnadenvolle Erbarmung vom Himmel zur Erde hernieder.

Vollkommen bestätiget diese Wahrheit ein alter Lehrer der Kirche (Tertullian), indem er die Versammlungen der ersten Christen mit folgenden Worten beschreibt: „Die Christen versammeln sich in ganzen Gemeinden, um mit desto größerer Kraft zu beten. Sie bilden gleichsam ein wohlgeordnetes Kriegsheer, um gegen Gott

eine heilige Gewalt zu brauchen, eine Gewalt, die dem Herrn sehr wohlgefällig ist."

Aus Allem, was wir euch nunmehr, geliebteste Gläubige erklärt und an das Herz gelegt haben, werdet ihr die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Kirche bei Einsetzung der Sonn- und Festtagsfeier nichts Anders im Auge hatte, als das Seelenheil ihrer Kinder; daß die Kirche bei allen Anordnungen, die sie zur würdigen Feier der heiligen Tage getroffen hat, nichts Anders beziele, als die Gläubigen zur rechten Demuth des Herzens vor Gott und den Menschen, zur ernsten Erwägung und Erfüllung ihres christlichen Berufes, zum steten Wandel vor und mit Gott, zum lebendigen Glauben an Gott, an das ewige Leben und an die ewige Gerechtigkeit Gottes ꝛc. zu führen und anzuleiten.

Demnach ist die ganze große Anstalt zur würdigen und fruchtbaren Sonn- und Festtagsfeier wahrhaft die Schule des christlichen Lebens für alle Erwachsenen; ist eine heilige Bildungsschule zu christlicher Gesinnung und zu christlichem Wandel; ist die von der Kirche eingesetzte Lehr- und Erziehungsanstalt für alle Gläubige, damit sie in der Wissenschaft des Heiles stets fester begründet und auf diese Art herangebildet werden zu Kindern Gottes und zu Erben des Himmelreiches; ist die immerwährende göttliche Schule des lebendigen Christenthums, darin die Gläubigen lernen sollen die schwere, aber sichere Kunst, fromm zu leben, und selig zu sterben. (Aus einem Hirtenbrief des seligen Bischofs Schwäbl.)

19. Wie wohlgefällig es dem Herrn ist, wenn man seine Sabbate hält.

Wenn die Sabbatschänder den Zorn Gottes sich aufladen, so gewinnt man umgekehrt durch Heiligung der Feiertage das Wohlgefallen Gottes. Darum verheißt der Herr Solchen auch allen Segen. So spricht Gott schon durch Moses zu seinem Volke: Haltet meine Sabbate, so will ich euch Regen geben zu seiner Zeit. Das Land soll sein Gewächs bringen, und die Bäume sollen voll Früchte seyn. Die Dreschzeit soll reichen an die Weinlese, und die Weinlese reichen an die Aussaat; ihr werdet Brod genug haben, euch satt essen und ohne Furcht in euerm Lande wohnen. 3. Mos. 26, 2—5. Diese Verheißung Gottes erfüllte sich

auch. So lange Israel Gottes Gebote hielt und die Sabbate heiligte, hatte es Ueberfluß im Lande und wußte von keiner Noth; das Gegentheil aber traf ein, wenn es den Bund mit Gott brach und unter andern Uebertretungen auch die Feiertage nicht mehr hielt. Und wenn heut zu Tage bald zu viel Trockene, bald zu viel Regen folgt, so daß die Erde unfruchtbar wird, und Armuth, Hunger und Noth über Hand nimmt: dürfen wir dann noch fragen, woher es komme? Unter dem Uebrigen hat gewiß die Entheiligung der Feiertage einen nicht geringen Theil der Schuld daran.

Durch Isaias spricht Gott: Wenn du am Sabbate deinen Fuß zurückhältst, daß du an meinem heiligen Tage nicht thust, was dir gefällt; wenn du den Sabbat eine Lust nennest, heilig und herrlich dem Herrn und ihn ehrest, daß du nicht thust deine Wege, und deinen Willen nicht vollziehst und Geschwätz nicht führst: dann wirst du dich freuen des Herrn, und ich will dich heben über die Höhen des Landes, und dich speisen mit dem Erbe Jakobs, deines Vaters; denn der Mund des Herrn hat es geredet. Is. 58, 13—14. Mit diesen Worten verheißt Gott dem Heiligen des Sabbats Freude, Ruhm, Macht und Ehre vor allen Völkern.

Ferners spricht Gott durch Jeremias: Wenn ihr auf mich hören werdet, so daß ihr keine Lasten durch die Thore dieser Stadt bringet am Sabbattage, und ihr heiliget den Sabbat, so daß ihr keine Arbeit an demselben thut, so wird geschehen, daß durch die Thore dieser Stadt Könige und Fürsten eingehen, die auf dem Stuhle Davids sitzen, und reiten und fahren auf Rossen und Wagen, sie und ihre Fürsten, die Männer von Juda und die Einwohner von Jerusalem, und diese Stadt soll ewiglich bewohnt werden. Jerem. 17, 24—25. Hiemit will Gott sagen: Wenn ihr die Sabbate, d. h. die Feiertage heiliget und die übrigen Gesetze erfüllet, so sollen fernerhin die Fürsten aus dem Stamme Davids in der Stadt herrschen und mit dem ganzen Volke glücklich seyn. Und gewiß ist es das größte irdische Glück eines Volkes, wenn es allzeit Fürsten aus seiner Mitte hat, welche die Bedürfnisse des Landes kennen, und dessen wahres Wohl stets im Auge haben und befördern. Aber nicht bloß leiblichen Segen, sondern auch geistigen Gewinn verheißt Gott dem Heiligen des Sabbats. Haltet meine Sabbate,

spricht er, und ich will in euerer Mitte meine Wohnung aufrichten, und meine Seele wird euch nicht verwerfen — ich will unter euch wandeln und euer Gott seyn. 3. Mos. 26, 11—12. Der erste geistige Lohn, den Gott den Heiligern des Sabbats verheißt, ist also die segnende Nähe Gottes, seine Freundschaft, der Umgang mit ihm. Wenn heut zu Tage Gott so viele Christen verläßt, ihnen seine Gnade entzieht und ihre Tempel in Privathäuser verwandeln oder gar niederreißen läßt: seht, die Sabbatschändung trägt einen großen Theil der Schuld davon.

Ferners spricht Gott durch Isaias: Die meine Sabbate halten und erwählen, was mir wohlgefällt und meinen Bund bewahren, denen will ich in meinem Hause und in meinen Mauern einen Ort geben, und einen bessern Namen als von Söhnen und Töchtern, einen ewigen Namen will ich ihnen geben, der nicht soll untergehen. Is. 56, 4—5. Ein zweiter geistiger Lohn, den Gott den Heiligern seiner Sabbate verheißt, ist somit ein ewiger, herrlicher Name im Reiche Gottes jenseits, von dem in der geheimen Offenbarung geschrieben steht: Sie werden sein Angesicht sehen und seinen Namen an ihren Stirnen tragen. Offenb. 22, 4.

Wiederum spricht Gott durch Isaias: Alle, die den Sabbat halten und ihn nicht entweihen und meinen Bund bewahren, die will ich auf meinen heiligen Berg führen und sie erfreuen in meinem Bethause. Is. 56, 6—7. Ein dritter, geistiger Lohn, den Gott den Heiligern des Sabbats verheißt, ist somit Erhebung auf den Berg der Vollkommenheit und der ewigen Freuden, von dem im Buche der geheimen Offenbarung geschrieben steht: Und er führte mich im Geiste auf einen großen, hohen Berg und zeigte mir die heil. Stadt Jerusalem, welche von Gott aus dem Himmel herabstieg; sie hatte Klarheit Gottes, und ihr Licht war gleich einem köstlichen Steine u. s. w. Apokal. 21, 10—23. In Beziehung darauf schreibt der heil. Paulus: Es ist noch ein Ruhetag für das Volk Gottes zu erwarten. Denn wer eingegangen ist in seine Ruhe, der ruhet aus von seinen Werken, gleichwie Gott von den seinen. Laßt uns also eilen, in diese Ruhe einzugehen. Hebr. 4, 9—11. Wer den irdischen Ruhetag, den Sabbat des Herrn, recht hält, will Paulus sagen, wird auch eingehen in die ewige Ruhe, und zu jenem ewig seligen Ruhetage gelangen, den das Volk Gottes zu erwarten hat.

20. Wie sehr auf jenen der Zorn Gottes lastet, welche die Feiertage nicht halten.

Durch die Uebertretung eines jeden göttlichen Gebotes zieht man sich den Zorn und die Strafe Gottes zu; insbesonders die Sabbatschänder aber scheinen den Unwillen Gottes in hohem Grade zu wecken. Dieß bestätigen viele Aussprüche der heil. Schrift. Vernehmt nur folgendes Ereigniß. Während die Israeliten noch in der Wüste waren, fanden sie einmal einen Mann, der am Sabbat Holz sammelte; sie ergriffen ihn und führten ihn zu Moses und Aaron, und diese setzten ihn gefangen. Hierauf legte sich aber Gott selbst in das Mittel und diktirte die Strafe für den Frevler; denn der Herr befahl, er solle hinausgeführt werden außerhalb des Lagers, und dort soll ihn das ganze Volk steinigen. Eine schauderhafte Strafe, sagst du vielleicht; aber ich entgegne dir, daß die Entheiligung des Feiertags auch ein großes Verbrechen ist. Gott wird dadurch an seiner Ehre angegriffen; denn diese wird ihm entzogen. Dadurch wird die Entheiligung der Feiertage ein Majestätsverbrechen, und darauf ist selbst unter Menschen oft die Todesstrafe gesetzt. Wie sehr Gott über die Sabbatschänder aufgebracht ist und welche Strafen er ihnen drohet, davon legen auch folgende Worte Zeugniß ab. Gott spricht nämlich zu den Israeliten: Wenn ihr meine Sabbate nicht haltet, so will ich euch plötzlich mit Armuth bestrafen; ihr sollt umsonst aussäen: denn ich will euch einen Himmel von Eisen und eine Erde von Erz geben; Dürre soll eure Kornfelder verbrennen, oder der Hagel sie vertilgen. Krankheiten, Hunger und Pest sollen euch darniederschlagen. Feuer soll in euere Häuser eindringen und Alles verzehren, was ihr gesammelt habt. 2. Mos. 26, 16—26. Könnte Gott noch nachdrücklicher gegen die Entheiligung der Feiertage eifern? Und glaubt ihr etwa, Gott erfülle seine Drohungen nicht? O sähen wir in die geheimen Pläne Gottes hinein, gar oft würden wir finden, daß die Entheiligung der Feiertage die Ursache von so manchen Unglücksfällen ist, womit oft ganze Städte und Länder gezüchtiget werden.

Durch den Propheten Isaias spricht Gott zum Volke Israel: „Opfert hinfüro kein vergebliches Opfer mehr; das Rauchwerk ist mir ein Gräuel, die Neumonde, die Sabbate und andere Feste

kann ich nicht mehr dulden, euere Versammlungen sind ungerecht. Euere Neumonde und Feste hasset meine Seele; sie sind mir beschwerlich und mühsam zu tragen. Und wenn ihr auch euere Hände ausbreitet, so wende ich doch meine Augen von euch ab, und wenn ihr auch viel betet, so will ich euch doch nicht erhören, denn euere Hände sind voll Blut." Js. 1, 3 und folg. Hier wirft Gott den Israeliten nicht vor, daß sie die Sabbate und Festtage nicht feierten, daran ließen sie es nicht fehlen, wohl aber an der Heiligung. Sie begingen ihre Sabbate mit unreinem Herzen, traten mit Sünden beladen in Gottes Heiligthum. Dadurch entheiligten sie die Sabbate. Dieß hielt ihnen Gott durch Isaias vor, und ließ ihnen sagen, welch ein Gräuel ihm solche Sabbate seien.

Durch den Propheten Jeremias spricht Gott zum Volke Israel: Wenn ihr nicht auf mich höret, daß ihr den Sabbat heiliget, und keine Last traget, und sie nicht durch die Thore Jerusalems bringet am Sabbate, so will ich ein Feuer in ihren Thoren anzünden, das die Häuser Jerusalems fressen, und nicht erlöschen soll. Jerem. 17, 27. Wirklich hielt Gott auch Wort; denn da Jerusalem sich nicht besserte, sandte er den heidnischen König von Babylon, Namens Nabuchodonosor, als Strafruthe über die Einwohner von Jerusalem. Dieser ließ die Stadt sammt dem Tempel und dem königlichen Palaste mit Feuer vertilgen. 4. König. 25, 1—9.

Doch nicht bloß verbrannt sollte die Hauptstadt des sabbatschänderischen Volkes werden; das Volk selbst sollte besonders wegen des Lasters der Sabbatschändung zerstreut werden in alle Länder. Denn also spricht Gott durch den Propheten Ezechiel: Und ich gab ihnen meine Gebote, und lehrte sie meine Rechte, durch welche lebet der Mensch, wenn er sie thut... Auch meine Sabbate gab ich ihnen, damit sie ein Zeichen wären zwischen mir und ihnen, damit sie erfahren, daß ich der Herr bin, der sie heiliget. Aber das Haus Israel reizte mich in der Wüste und wandelte nicht in meinen Geboten und verwarf meine Rechte, durch welche der Mensch lebet, der sie thut, und sie entheiligten meine Sabbate sehr: darum dachte ich meinen Grimm über sie auszugießen in der Wüste, und sie zu vertilgen; aber ich zog meine Hand wieder zurück, und handelte für meinen Namen, daß er nicht entheiliget würde vor den Völkern, vor denen ich eilig sie

ausführte, daß sie es sahen. Doch hob ich wieder meine Hand gegen sie auf in der Wüste, daß ich sie zerstreuen würde unter die Völker und zerstäuben in die Länder, weil sie nicht gethan nach meinen Rechten, meine Gebote verachtet, meine Sabbate entheiligt und auf die Götzen ihrer Väter ihre Augen gerichtet haben. Ezech. 20, 12—26. Wie genau ging nicht auch diese Drohung Gottes an dem sabbatschänderischen Volke in Erfüllung! Sie wurden gefangen nach Assyrien und Babylonien fortgeschleppt, und unter alle Völker der Erde zerstreut.

21. Was muß an Sonn- und Feiertagen unterbleiben?

An Sonn- und Feiertagen müssen vor Allem knechtliche Arbeiten unterbleiben. Dieß verlangt Gott ausdrücklich, wenn er sagt: Sechs Tage sollst du arbeiten, und alle deine Geschäfte thun; aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes. An diesem sollst du kein Geschäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Fremde, der innerhalb deiner Thore ist. 2. Mos. 20, 9. Kommen wir aber auch dieser Vorschrift Gottes nach? Ach, wenn man das Treiben der Menschen an unsern Feiertagen betrachtet, dann befällt einen ein wehmüthiges Gefühl, und man muß staunen, wie Gott, der sich doch selbst einen Eiferer seiner Ehre nennt, bei allen Entheiligungen seiner Feiertage immer noch gleichgiltig zusehen kann, und nicht alle Blitze seiner Rache gegen die Frevler losläßt. Wo findet ihr an Feiertagen jene Ruhe, die an denselben herrschen soll? Betretet unsere Werkstätten an Sonn- und Feiertagen: was findet ihr in vielen derselben? Da wird geklopft und gehämmert und geschlagen und alles Mögliche gethan. Schauet in die Gerichtsstube hinein: da vernimmt man Parteien, schlichtet Processe und Streitigkeiten. Richtet euere Blicke auf die Kaufläden: die Einen sitzen bei ihren Büchern und rechnen und schreiben; die Andern aber verkaufen, und nie geht das Geschäft besser als an Feiertagen! In Paris gibt es Gewölbe und Handelsbuden, die mit der Inschrift versehen sind: „Hier wird an Sonntagen nicht verkauft.“ Wißt ihr aber auch, wer die Eigenthümer dieser Läden sind? Häufig sind es protestantische Kaufleute aus England und Holland. Ist es keine Schande, daß außer der Kirche die Feier-

tage heiliger gehalten werden als in derselben? Fahren wir fort, die statthabenden Mißbräuche an den Feiertagen zu beklagen. Auch die Landleute und Taglöhner sind mit den sechs Arbeitstagen in der Woche nicht mehr zufrieden; sie verwenden auch den siebenten Tag ungescheuet und ohne Noth zu ihren Geschäften. Was soll ich erst von jenen Gewerben sagen, bei welchen es eine Ausnahme ist, wenn man an Feiertagen der knechtlichen Arbeiten sich enthält! Sagt, wie viel Feiertage im Jahre werden denn von den Bräuern, Mühlern und andern Gewerben gehalten? Und doch gilt für sie dasselbe Gesetz. Denn nirgends finde ich, daß ihnen eine größere Freiheit hierin eingeräumt ist. Und dann unsere Märkte und die Messen! Glaubt ihr jenes Handeln und Schachern, jenes Kaufen und Verkaufen sei keine knechtliche Arbeit? Und doch werden so viele Märkte an Sonn- und Feiertagen gehalten. Bei solchen Gelegenheiten strömen Leute aus allen Gegenden zusammen. Diese füllen die Wirthshäuser, und wie viele Hände sind nun vom frühen Morgen bis spätem Abende mit allen möglichen Arbeiten beschäftiget, um die Bedürfnisse der Gäste zu befriedigen! Wenn dieß keine Entheiligung der Feiertage ist, so weiß ich nicht, was dazu gehört. Es fehlt auch nicht an Solchen, welche mit den Feiertagen so recht ihren Spott treiben. Denn habt ihr noch nicht Leute kennen gelernt, die oft die ganze Woche nichts zu thun haben, aber an Feiertagen sich Geschäfte machen, oder die am Sonntage arbeiten, um am Montage müßig gehen zu können, oder die man am Sonntage Vormittags, wo der gläubige Christ der Andacht obliegt, in den Werkstätten, Nachmittags aber bei ihren Vergnügungen findet? Wenn aber auch viel geschieht, so enthält man sich höchstens der gröbern Arbeiten, die feineren verrichtet man ungescheuet, und glaubt dadurch nicht einmal gegen das Gesetz der Feiertage zu verstoßen. In den Tagen des Glaubens war es anders: da ruhten alle Arbeiten an den Tagen des Herrn, damit Niemand gehindert würde, ihm zu dienen.

Noch mehr als durch knechtliche Arbeiten wird aber der Tag des Herrn durch sündhafte Vergnügungen entweiht. Und leider macht der Teufel an den Feiertagen seine reichste Beute; denn es gibt fast keine Sünde, die an solchen Tagen nicht begangen; keinen Unfug, der nicht getrieben, keine Leidenschaft, der nicht gefröhnt,

kein Laster, das nicht vollbracht wird. Viele beginnen ihr wüstes Leben schon am Vorabende; statt in heiliger Stille auf den Tag des Herrn sich vorzubereiten, suchen sie vielmehr geräuschvolle Vergnügungen auf. Und die Welt befriedigt ihr Verlangen mit eilfertiger Dienstfertigkeit; denn sie pflegt ihre Bälle, Tanzbelustigungen und andere fröhliche Zusammenkünfte gar häufig auf die Samstage zu verlegen. Da wird nun oft die halbe Nacht und noch länger hindurch gelärmt, gepoltert und geschwelgt; Viele kommen erst am Morgen zu Hause an, wo eifrige Gläubige bereits zur Kirche zu gehen pflegen. So wird der Vorabend zugebracht, und am Feiertag selbst wiederholt sich dasselbe. Viele beginnen schon am Vormittage ihre Genüsse. Während der Priester das Opfer der heil. Messe entrichtet, schwärmen sie bereits in den Gasthäusern, und machen oft die Religion durch ihre sündhaften Gespräche und gottlosen Witze nur lächerlich. Am Nachmittage veranstalten die Einen unerlaubte Zusammenkünfte und Spaziergänge, um auch entfernte Orte, wo vielleicht noch Glaube und Gottesfurcht herrscht, zu Zeugen ihrer Lasterhaftigkeit zu machen; Andere verkürzen sich die Zeit durch Spiel und Tanz, oder sie versammeln sich und unterhalten sich durch Zotten und Possen, durch gotteslästerische Reden, durch unfläthige Lieder und ehrabschneiderische, lügenhafte Gespräche; die Meisten füllen die Wirthshäuser, um dort zu schwelgen. Da wird nun gezecht und gelärmt, gepoltert und gejubelt, und oft auch gezankt, gerauft und geschlagen. Denn ihr wißt ja selbst, daß gerade an den Sonn- und Feiertagen die meisten Raufereien und Todschläge geschehen. Zu all diesem wird der Tag zu kurz, man nimmt noch einen guten Theil der darauf folgenden Nacht zu Hilfe.

Das sind unsere Feiertage! So werden sie zugebracht! Wer kann diese Aergernisse hören, ohne zu erschrecken; denn machen wir unsere Feiertage, an denen Gott ausschließlich gedient werden soll, nicht so recht zu Tagen der Hölle? O erkennen wir unser Unrecht, und fürchten wir uns, noch ferner mit den Tagen des Herrn unsern Spott zu treiben!

22. Warum darf man an Feiertagen nicht arbeiten?

Die Feiertage sind zur Ehre Gottes eingesetzt; an denselben soll man also auch Gott dienen. Die Schrift aber sagt, und ein

Jeder weiß es aus eigener Erfahrung, daß man zwei Herren zugleich nicht dienen kann; ja es fällt oft schon schwer, nur Einem recht zu dienen. Damit nun der Dienst Gottes nicht versäumt werde, deßwegen muß der Mensch seinen irdischen Dienst, seine gewöhnlichen Geschäfte und Arbeiten an diesen Tagen unterlassen. Ueberhaupts soll der Christ sich nicht zu sehr an die Erde hängen; er soll sie als eine Fremde betrachten und den Himmel als Heimath ansehen. Es geschieht aber häufig das Gegentheil; denn mehr oder weniger hängt fast ein Jeder an irdischen Dingen. Würde es nun nicht gewisse Tage geben, wo der Mensch die Erde und ihre Güter, welche er so fest hält, gleichsam fallen lassen muß, so würde er zuletzt ganz in das Irdische sich vergraben und des Himmlischen vergessen. Deßwegen muß man sich an Feiertagen der knechtlichen Arbeiten enthalten, um es recht fühlen zu lernen, daß es noch etwas Höheres gibt, als was die Welt uns bieten kann. Würde aber auch Jemand beides vereinigen können; wäre er im Stande zugleich Gott zu dienen und auch seinen irdischen Arbeiten nachzukommen, so müßte er dennoch aus Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen letztere an Sonn- und Feiertagen unterlassen. Denn es soll durch die Stille und Ruhe, welche an Feiertagen in jedem Hause und in der ganzen Natur herrscht, der Sabbat des Herrn dargestellt werden. Gott hat sich diese Tage selbst zur Ruhe geweiht: wie kannst du es wagen, sie zu Tagen des Geräusches durch deine Arbeit zu machen? Sage mir also nicht mehr: „Ich gehe an den Feiertagen in meine Kirche, thue auch sonst noch manches gute Werk; im Uebrigen aber komme ich meiner Arbeit nach; denn es ist ja doch besser, daß ich arbeite, als wenn ich müßig gehe, oder noch etwas Aergeres thue." Du sollst nicht müßig gehen oder gar noch etwas Schlimmeres thun, aber auch arbeiten sollst du nicht an den Tagen des Herrn. Denn dieses verbietet dir Gott; wer aber gegen den Willen Gottes handelt, der sündiget. Nicht die Arbeit an und für sich ist also Sünde, sondern in der Uebertretung des göttlichen Willens liegt sie. Was Gott nicht haben will, das soll auch der Mensch nicht thun wollen. Wenn ein Vater seinen Kindern gebietet, daß heute Alles still und ruhig im Hause seyn soll; die Kinder aber gerade wegen des Verbotes ihres Vaters einen gewaltigen Lärm erregen, so frage ich

euch, ob diese Kinder den Namen von Wohlerzogenheit verdienen und ob sie Liebe zu ihrem Vater zeigen? Solche Kinder seid auch ihr gegen Gott, wenn ihr seine Feiertage nicht heiliget. Und wie schön wäre es, wenn an den Tagen des Herrn Ruhe ausgegossen seyn würde über die Menschen und Thiere und die ganze Schöpfung; wenn Städte, Dörfer und Felder ein heiliges Schweigen einhüllte; wenn der sonst so belebte Markt einsam dastünde; wenn das Geräusch der Arbeit, das Rasseln der Wagen, das Gestampf der Rosse verstummte! Dieß wäre ein herrlicher Anblick, der auch den Lauen mächtig anregen, der das Herz über den engen Kreis dieser Zeitlichkeit hinaus und zum Himmel empor tragen würde, wo wir einstens einen ewigen Sabbat in unvergänglicher Freude feiern werden.

23. Selbst die Heiden enthielten sich an ihren Feiertagen der knechtlichen Arbeiten.

Bei den heidnischen Römern war es den Priestern vorgeschrieben, zu wachen, ob man verordnungsmäßig an den Feiertagen der Arbeiten sich enthalte. Die absichtlichen Uebertreter des Gesetzes wurden zu einer Geldstrafe verurtheilt; wer aber aus Unwissenheit fehlte, mußte ein Schwein opfern. So bezeugt es Makrobius, ein afrikanisch-donatischer Bischof.

Servius Sulpitius berichtet, daß es bei den Römern an Feiertagen bloß erlaubt gewesen sei, eine Wasserschleuse zuzumachen oder sie zu öffnen, wenn eine Ueberschwemmung großen Schaden anzurichten drohte. Außer einem Nothfalle war überhaupts eine jede knechtliche Arbeit verboten, und alle Buden mußten geschlossen werden, daß man durch Nichts abgehalten würde, den Opfern und andern heiligen Gebräuchen an diesen Tagen beizuwohnen. Die Priester ließen durch eigens aufgestellte Männer nachforschen, ob das Gesetz beobachtet werde.

Mucius Scävola, ein eben so großer Rechtsgelehrter als berühmter Redner, antwortete auf die ihm gestellte Frage, was man an Feiertagen thun dürfe: „Was man ohne Schaden nicht unterlassen könne."

24. Ist es gar nie erlaubt, an gebotenen Feiertagen knechtliche Arbeiten zu verrichten?

Es kann Fälle geben, wo es erlaubt ist, auch an gebotenen Feiertagen knechtliche Arbeiten zu verrichten. Der heil. Alphons von Liguori gibt folgende Gründe an, die von der Verrichtung von Arbeiten an Feiertagen entschuldigen:

a) Die Dispens des Papstes für die ganze Kirche, die des Bischofs, wenn eine gerechte Ursache dazu vorhanden ist, für seine Diözese, und in besondern Fällen auch die des Pfarrers für seine Pfarrei.

b) Die Gewohnheit, welche diejenigen entschuldiget, die für die Saaten sorgen, die Speisen zubereiten, die Pflanzen begießen, die Sänften tragen, und Wagen oder beladene Thiere lenken. Das Schlachten und Abziehen der Thiere ist an den Orten, wo diese Gewohnheit nicht besteht, außer dem Nothfalle verboten. Es verhält sich ebenso mit dem Mahlen des Getraides u. s. w.

c) Die Andacht. Es ist erlaubt, Bilder in Procession herumzutragen, Kirchen und Altäre auszuschmücken, Gerüste zur Ausstellung des hochwürdigen Guts zu errichten, u. s. w. Der wahrscheinlichen Meinung nach ist es auch erlaubt, im dringenden Nothfalle oder mit Erlaubniß des Bischofs aus demselben Grunde der Andacht, Kirchen zu erbauen, Steine zum Baue herbeizutragen u. s. w.

d) Die Liebe, wenn es nämlich gilt, den Armen oder irgend einer milden Anstalt Hilfe zu leisten.

e) Die Nothwendigkeit, wenn eine knechtliche Arbeit ohne großen Schaden oder Nachtheil für uns oder Andere nicht unterlassen werden kann. Daher ist zu arbeiten erlaubt den Apothekern und überhaupts Allen, die sich mit Arbeiten beschäftigen, die einmal begonnen, ohne großen Nachtheil nicht unterbrochen werden können: also den Schneidern, wenn sie an Hochzeits- oder Trauerkleidern arbeiten, den öffentlichen Bäckern; Andern ist jedoch das Brodbacken außer einem besondern Nothfalle nicht gestattet. Das Einsammeln des Getraides, des Obstes und des Heues ist gewöhnlich durch den Gebrauch gestattet, damit es keinen Schaden nehme. Viele Theologen entschuldigen nach einer wahrschein-

lichen Meinung auch denjenigen, welcher arbeitet, um einen besonders großen Gewinn nicht zu verlieren, weil der Verlust eines besonders großen Gewinnes einem großen Schaden gleichkömmt.

f) Dienstleistungen behufs öffentlicher Freudenfeste, wie die Aufstellung von Gerüsten oder Feuerwerken an Siegestagen oder Geburtsfesten der Fürsten.

g) Die Geringfügigkeit der Sache (parvitas materiae). Anderthalb bis zwei Stunden Handarbeit sehen die Theologen ziemlich einstimmig als eine geringfügige Sache an.

25. Darf man an Sonn- und Feiertagen auch geringere Arbeiten nicht verrichten?

Es kömmt häufig vor, daß man sich an Feiertagen der gröbern Arbeiten enthält, dagegen aber die feinern ungescheuet vollbringt. Man verschiebt absichtlich gewisse Geschäfte, mit denen man keinen Werktag vertragen will, auf einen Feiertag. Man unternimmt Reisen, macht Geschäftsgänge, bereitet seine Arbeiten für die nächsten Wochentage vor, und thut Anderes. Es frägt sich, ob Solches erlaubt sei. Wenn man dadurch seine Religionspflichten vernachlässiget, dann gewiß nicht. Aber selbst dann, wenn die Religionspflichten darunter keinen Schaden leiden, soll man solche Dinge, die immerhin stark nach knechtlichen Arbeiten wenigstens riechen, lieber unterlassen. Diese Tage sind einmal Gott geweiht, und der Mensch soll sie in seinem Dienste hinbringen. Es verräth Geringschätzung Gottes, wenn man meint, der Pflicht, ihm zu dienen, sei so schnell Genüge geschehen. In frühern Zeiten nahm man die Sache viel ernster. Nach dem Bußbuche des heiligen Theodor von Kanterbury durfte ehemals in England an den Feiertagen Niemand ausfahren oder reiten, mochte er auch von noch so hohem Stande seyn; auch Reisen durfte man nicht unternehmen und keine Geschäftsgänge machen.

Auch von den häuslichen Arbeiten soll man sich an den Tagen des Herrn nicht Alles erlauben, was einem etwa die Lust eingibt. Und hier ist vorzüglich das weibliche Geschlecht zu ermahnen, daß es nicht mehr thut, als was nothwendig ist. Rudolf, Bischof von Bourges, verordnet: „Die Frauen sollen an den Tagen des Herrn nicht weben oder stricken, nicht Kleider verfertigen, nicht

waschen und bügeln, nicht spinnen, noch Wolle zupfen, damit die Sonntagsruhe nicht gestört werde."

Große Freiheit läßt hierin der heil. Liguori. Er sagt nämlich in seinem Beichtvater: „In Bezug auf die Enthaltung von der Arbeit muß man drei Arten derselben unterscheiden: Knechtliche, die nur von der dienenden Klasse verrichtet wird, z. B. ein Handwerk treiben, das Land bebauen, meißelu u. dgl.; freie, die von unabhängigen Leuten getrieben wird, und wo der Geist mehr beschäftiget ist als der Leib, wie lesen, schreiben u. dgl.; gemeinsame, die von der dienenden und der unabhängigen Klasse gleichmäßig verrichtet wird, wie reisen, jagen, fischen u. s. w. Nur die knechtlichen Arbeiten sind an Feiertagen verboten. Mithin ist es erlaubt zu studiren, zu lesen, zu schreiben, sollte man es auch um des Gewinnes willen thun, wie dieß die Theologen mit dem heil. Thomas lehren; denn die Ausübung einer geistigen Thätigkeit widerstrebt der Heiligung des Sabbats nicht. Eben so ist auch das Abschreiben erlaubt. Obgleich man das Malen nicht geradezu eine freie Kunst nennen kann, wie Viele wollen, so hält man es doch mit großer Wahrscheinlichkeit für eine gemeinsame Verrichtung, die nicht knechtlich ist, wie der heil. Thomas sagt, indem er bemerkt: die dienenden und unabhängigen Leuten gemeinsamen Verrichtungen sind keine knechtliche Arbeit, und eben deßhalb auch keine verbotene. Dasselbe behauptet man von der Jagd und dem Vogelsang. Viel eher könnte man das Fischen eine knechtliche Arbeit nennen, doch wird dieses nach wahrscheinlicher Meinung durch den Gebrauch entschuldiget, wenn es nur mit geringer Anstrengung verbunden ist."

26. Was wird von den Gläubigen an Sonn- und Feiertagen in Bezug auf religiöse Uebungen verlangt?

Der katholische Christ ist verpflichtet, an Sonn- und Feiertagen

1) dem öffentlichen, vormittägigen Gottesdienste beizuwohnen. Man versteht darunter eigentlich die Pfarrmesse. Diese Pfarrmesse zeichnet sich auch durch manche Zuthat von einer andern aus. Denn sie ist gewöhnlich, um das fromme Gemüth des betenden Christen noch mehr zur Andacht zu stimmen, mit Orgel Musik und Gesang begleitet, und um so feierlicher, je höher das Fest ist. An Sonntagen besprengt noch überdieß der Priester die

Gläubigen vor Beginne des Gottesdienstes mit geweihtem Wasser. Dieses ist gleichsam die Einweihe zum festlichen Tage. Diese Besprengung der Gläubigen mit Weihwasser ist sehr sinnreich. Es wird dadurch allen Gläubigen die lehrreiche Mahnung gegeben, daß die Erfüllung der durch die Aussprengung des Weihwassers dargestellten Wünsche und Bitten nur durch die Erlösung möglich geworden sei, deren Wahrheit die an jedem Sonntage gefeierte Auferstehung des Herrn versiegelt hat. Die sehnlichen und heiligen Wünsche daher, welche die Kirche bei der Besprengung des Weihwassers nach ihren diese begleitenden Gebeten an ihre Gläubigen richtet, sind vorzüglich: sie zu erinnern, daß sie nur mit der Unschuld der Taufe bei dem Gottesdienste erscheinen sollen, und haben sie diese Unschuld durch die Sünde befleckt, so sollen sie dieselbe mit den Thränen der Reue und der Buße wieder abwaschen. Dazu ermahnt sie der Priester mit den Worten: Besprenge mich, o Herr, mit Hysop! Die Kirche will ihre Kinder durch das Austheilen des Weihwassers ferner erinnern, daß Jesus uns durch sein heiliges Blut erlöset, daß wir ihm dafür auch danken, und zugleich ihn bitten sollen, daß er uns derselben immer mehr theilhaftig machen möge; darauf bezieht sich das Abbeten des fünfzigsten Psalmes. Endlich soll in den Gläubigen das heilige Verlangen geweckt werden, es mögen alle Versuchungen des bösen Feindes von Allen weichen, damit sie desto gesammelter und eifriger dem Gottesdienste beiwohnen können. Dieses deutet das Schlußgebet bei der ganzen heiligen Handlung an, welches also lautet: „Erhöre uns, o Herr, heiliger, allmächtiger Vater, ewiger Gott, und sende Deinen heiligen Engel vom Himmel, der Alle, die in diesem Tempel sind, behüte, beglücke, beschütze, heimsuche und bewahre."

Die ersten Christen waren in Anhörung der heil. Messe an den Feiertagen so eifrig, daß sie lieber ihr Leben augenscheinlicher Gefahr aussetzten, als davon zurückblieben. Die Martyrer-Akten erzählen vom Priester Saturninus und dem Senator Dativus, daß sie im Jahre 304 vor Amulinus, dem Proconsul zu Carthago geführt und über ihre sonntäglichen, gottesdienstlichen Versammlungen gefragt wurden. Saturninus antwortete: „Wir feierten den Tag des Herrn, weil man die Sonntagsfeier nicht unterlassen darf; denn so gebietet es das Gesetz." Und der Mitblutzeuge Felix sprach:

„Wir haben unsere Versammlungen begangen, und sind zur Sonntagsfeier zusammengekommen.“ In diesem Sinne antworteten alle Uebrigen, die mit Dativus vor dem Proconsul stunden, und vergossen freudetrunken ihr Blut. Viele Andere wurden während der heil. Feier selbst ergriffen und zur Schlachtbank geschleppt, ohne daß dieses die Uebrigen abgeschreckt hätte, sich wieder am bestimmten Tage zum heil. Opfer zu versammeln. Diejenigen, welche früher in Anhörung der heil. Messe nachlässig waren, wurden mit harten Strafen belegt. Das Concilium von Elvira verordnet, wie wir bereits in Ewähnung brachten, daß Alle, welche drei Mal nacheinander die heil. Messe an Sonn- und Feiertagen versäumt hätten, von der Kirche ausgeschlossen und als Ungläubige betrachtet werden sollen. In Frankreich war man im siebenten Jahrhunderte so streng, daß Einer, wenn er jährlich nur zwei Mal die heil. Messe an Sonn- und Feiertagen ohne hinreichende Ursache versäumte, bei seinem Tode kein kirchliches Begräbniß erhielt. In Ungarn wurde unter König Stephan im Jahre 1016 das Gesetz gegeben, daß alle diejenigen, welche an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst vernachlässigen würden, kahl geschoren werden sollen, damit Jedermann sie erkennen könnte. Wenn dieses Gesetz bei uns gälte, wie viel Kahlköpfe gäbe es nicht; denn wie Viele versäumen es, an den gebotenen Feiertagen dem vorgeschriebenen Gottesdienste beizuwohnen! Man findet sie überall, nur nicht in der Kirche. Die Einen bleiben hinweg, weil sie sich von ihren Arbeiten nicht trennen können; die Andern, um schon in der Frühe zu ihren Vergnügungen zu eilen; Viele auch einzig und allein aus Widerwillen gegen die Kirche. Aber auch Viele derjenigen, welche den Buchstaben des Gesetzes erfüllen: wie weit bleiben sie hinter dem Geiste desselben zurück? Man stellt oft nur den Leib in die Kirche hinein, der Geist schweift draußen in allen möglichen Zerstreuungen herum.

2) Der Predigt beiwohnen. Das Kirchengebot lautet zwar buchstäblich nur auf die Anhörung der heil. Messe; aber mit der heil. Opferhandlung war früher immer auch der christliche Unterricht zur Erbauung und Belehrung verbunden. Dieß bezeugen die ältesten Kirchenlehrer. So sagt Justinus, der Martyrer: Am Sonntage versammeln sich Alle, welche in der Stadt oder auf dem Lande wohnen, an Einem Orte. Man beginnt damit,

daß man, so gut es die Zeit zuläßt, die Schriften der Apostel und Propheten liest. Nach beendigtem Lesen hält der, welcher den Vorsitz hat, eine Rede an die Versammlung, um sie zu belehren und aufzufordern, die erhabenen Grundsätze der Tugend und Religion, welche sie soeben vernommen, auch in Ausübung zu bringen. Tertullian schreibt: „Wir versammeln uns vor Gott, um mit vereinten Kräften seine Gnade uns zu erbitten. . . . Wir versammeln uns auch zur Lesung der heil. Schriften, ob irgend ein Zustand der Gegenwart uns zur Warnung oder Belehrung dient. Durch das heil. Wort stärken wir den Glauben, ermuntern die Hoffnung, befestigen die Zuversicht und kräftigen durch Einschärfung der göttlichen Gebote das Herz. Dort findet Ermahnung, Bestrafung und göttliches Urtheil statt; denn großes Gewicht hat der richtende Spruch bei denen, welche wegen Gottes Gegenwart außer Zweifel sind. Es ist des zukünftigen Gerichtes höchste Vorentscheidung, wenn Einer so gefehlt hat, daß er aus der Gemeinschaft des Gebetes, der Gemeinde und dem ganzen heiligen Dienste ausgeschlossen wird."

Die Kirche schärft auch in späterer Zeit ihren Dienern es nachdrücklich ein, daß sie den Gläubigen an Feiertagen das Wort Gottes verkünden. Der Kirchenrath von Trient verordnet: „Alle, welche auf was immer für eine Weise pfärrliche oder andere mit Seelsorge verbundene Kirchen inne haben, sollen entweder selbst, oder wenn sie rechtmäßig gehindert sind durch andere taugliche Männer, wenigstens alle Sonntage und hohen Feste ihr anvertrautes Volk mit heilsamen Worten weiden, daß sie das lehren, was zu wissen Allen zum Heile nothwendig ist, und denselben die Vergehen, die sie meiden, und die Tugenden verkünden, die sie üben müssen, um der ewigen Strafe entgehen und die himmlische Herrlichkeit erlangen zu können. Sess. v. de reform. c. 2. Wiederum heißt es: „Der Bischof ermahne das gläubige Volk fleißig daran, daß ein Jeder gehalten sei, wo es füglich geschehen kann, zur Anhörung des göttlichen Wortes seine Pfarrkirche zu besuchen." Sess. 24. de reform. c. 4. Und der heilige Karl von Borromäus sagt in höchst eindringlicher Sprache: „Durch diese unsere Warnung ermahnen wir Alle und jeden Einzelnen, und beschwören sie durch die Barmherzigkeit Jesu Christi,

daß sie, obgleich sie in ihrer Nähe, in Städten und Vorstädten, Bethäuser oder andere Kirchen haben, wo sie dem heiligsten Meßopfer beiwohnen können, dennoch fleißig, wenigstens an den Sonntagen und andern Festen, jeder in seine Pfarrkirche komme, wo sie von dem Pfarrer, dem die Obsorge über sie anvertraut ist, mit dem Worte Gottes geweidet, in den Anfangsgründen des christlichen Glaubens und in andern zum Seelenheile nothwendigen Vorschriften unterwiesen und zum gottseligen Empfange der heil. Sakramente unterrichtet werden.

In der That, da der größte Theil der Menschen die Woche hindurch in zeitliche Geschäfte sich vertieft, oder nur dem Vergnügen und der Eitelkeit lebt, — wo würde man hinkommen, wenn nicht einmal an den Feiertagen Gelegenheit gegeben wäre, sich am Worte Gottes zu erbauen und zu belehren, und wenn es keine Pflicht wäre, der Verkündigung desselben beizuwohnen? Durch die Belehrungen, welche an Sonn- und Feiertagen ertheilt werden, dringt Manchem ein erschütterndes Wort ins Herz, daß er aufwacht aus dem Schlafe der Lauigkeit, daß er mit Schrecken seinen bisherigen Seelenzustand erkennt, und ein anderer Mensch wird.

3) Die heiligen Sakramente der Buße und des Altars empfangen. Schon in den ältesten Zeiten der Kirche war der Tag des Herrn besonders dazu bestimmt, das heiligste Altarsgeheimniß zu empfangen; auch heut zu Tage soll man es nicht vernachlässigen; und ist in unsern lauem Zeitalter auch nicht zu erwarten, daß Solches alle Sonn- und Feiertage geschieht, so soll man es wenigstens an mehrern derselben thun. Diese Tage sind ja nicht bloß zur Ehre Gottes, sondern auch zum Heile unserer Seelen angeordnet, und wodurch können wir dieß mehr wirken, als durch den Empfang jener Gnadenmittel, die Jesus Christus zu unserm Heile eingesetzt hat? Du pflegst an den Feiertagen dein Altagsgewand auszuziehen und auch die alte Wäsche abzulegen, und zeigst dich in schönem, reinlichem Anzuge. O nimm auch von deiner Seele den Schmutz der Sünde hinweg, und ziehe ihr an das Gott wohlgefällige Kleid der Unschuld, indem du dich im Sakramente der Buße reinigest. Du pflegst auch an den Feiertagen besser und reichlicher zu essen und zu trinken: vergiß auch

deine Seele nicht; speise sie mit dem Brode des ewigen Lebens, welches am Gnadentisch des Herrn gespendet wird.

4) Dem Nachmittagsgottesdienst beiwohnen. Es gehört ja der ganze Tag und nicht bloß der Vormittag dem Herrn; deßwegen werden auch in der katholischen Kirche so mancherlei Nachmittagsandachten an den Feiertagen gehalten. Der eifrige Christ entzieht sich denselben nicht. Die Erde ist ja überhaupt das Land des Gebetes; denn zahllos sind unsere Bedürfnisse. Wird das Gebet feierlicher, so erhebt es sich zum Gesang, wodurch der Einzelne oder die ganze Gemeinde das Lob Gottes verkündet und aus dankerfülltem Herzen dem Ewigen das Opfer seiner Seele und seiner Lippen darbringt, als einen freudigen Nachklang des vormittägigen Gottesdienstes. Ist in dieser Stimmung zu einer Nachmittags- oder Abendstunde eine ganze christliche Gemeinde vereiniget, so verkündiget sie betend oder singend ihren Glauben an Gott und den ewigen Mittler zwischen Himmel und Erde, an dessen gütige Leitung sie sich vertrauungsvoll hingibt; sie fleht um Gnade und Sündenvergebung für sich und ihre Mitchristen, oder sie bittet um andere Güter, oder sie stimmt Loblieder an und ergießt sich in Dankgebete. Was ist dieß für ein herrlicher, erbauender Anblick!

5) Mancherlei andere, gottwohlgefällige Werke verrichten.

Dahin sind vor Allem zu zählen:

a) Häusliche Andacht, die darin besteht, daß man zu Hause dem Gebete sich hingibt. An Werktagen ist man wegen seiner Arbeiten häufig gehindert, lange zu beten: unser Gebet fällt da oft sehr kurz aus; an Feiertagen soll es länger währen. Von solchen Tagen gilt insbesonders das Wort des Apostels: Betet ohne Unterlaß! Darum brachte auch der Heiland besonders an Sabbaten oft ganze Nächte im Gebete zu. Daher sagt Papst Gregor, der Große: Wir sind verpflichtet, am Tage des Herrn von allen gewöhnlichen Arbeiten abzulassen und uns gänzlich der heiligen Gebetsübung hinzugeben, damit, wenn wir während der Woche aus Nachlässigkeit gesündigt haben, wir uns an diesem, dem Andenken der Auferstehung des Sohnes Gottes geweihten Tage heiligen und erneuern können. Der heil. Antonin gibt dieselbe Weisung, indem er sagt: „Der heilige Tag soll zu

geistigen Werken angewendet werden, namentlich zum Gebete." Das gläubige Volk könnte unter andern Andachten an Sonn- und Feiertagen den heiligen Rosenkranz beten nebst einer Litanei dazu. —

b) Betrachtung, Belehrung und Unterricht. Das Wort Gottes, wie es in den Kirchen beim öffentlichen Gottesdienste verkündet wird, bloß anhören, genügt zur nachhaltigen Feier des Sonntags noch nicht. Wir müssen dasselbe auch ernstlich betrachten und zu Hause darüber nachdenken. Wenn der Christ auf solche Weise nebst dem Kirchenunterrichte noch in stiller Einsamkeit sein Gemüth vor Gott sammelt in frommen Betrachtungen oder durch das Lesen eines gottseligen Buches, oder auch in der Unterredung mit einem tugendhaften Freunde, so werden seine Gesinnungen immer mehr geläutert und gereiniget. Es bedarf ja keiner großen Gelehrsamkeit, um über das an heiliger Stätte Gehörte nachzudenken oder einen empfangenen guten Eindruck lebendig zu erhalten, und die Lehren und Ermahnungen auf den eigenen Wandel anzuwenden. Man soll aber nicht bloß für sich sorgen durch eigene Erbauung und Belehrung, sondern auch die seiner Obhut Anvertrauten in den Geboten Gottes unterrichten, und immer weiter führen auf dem Wege der christlichen Weisheit und Vollkommenheit. Eltern und Vorgesetzte dürfen nicht glauben, den Sonntag geheiliget zu haben, wenn sie die wesentliche Pflicht, im eigenen Hause die Lehrer ihrer Kinder und Untergebenen zu seyn, unbeachtet gelassen haben. Wie heilbringend ist es dagegen, wenn jede Familie nach der Rückkehr aus der gemeinschaftlichen Versammlung der Gläubigen wieder einen kleinen Verein bildet und das Werk der Erbauung und Belehrung fortsetzt, und auf ihre besondern Bedürfnisse anwendet. In diesem Sinne sagt der heil. Antonin: „Der heilige Tag soll zu geistigen Werken angewendet werden, nämlich zum Gebete, zur Betrachtung, zum Lesen frommer Bücher und zu andern Gott wohlgefälligen Uebungen." Als besondere Pflicht aber liegt den Eltern ob, ihre Kinder zu unterweisen, und sie zum sittlichen Wandel, zur Tugend und christlichen Frömmigkeit zu bilden. Ein solches Beispiel hat uns schon der fromme Job hinterlassen, der nach Verlauf gewisser Tage seine Kinder versammelte und sie reinigte, welches nach der Auslegung des heil. Tho-

was so zu verstehen ist, daß er sie am ersten Wochentage ermahnte, unterrichtete und für sie Gebete und Opfer darbrachte.

c) Arme unterstützen. Die thätige Liebe war von jeher das unterscheidende Merkmal der Christen; dazu sollten auch wir, besonders an den dem Herrn geweihten Tagen uns hingezogen fühlen. So haben in den Zeiten der Apostel die Gläubigen alles Eigenthum zu einem Gemeingute hingegeben, um allen Bedürfnissen der Brüder zu steuern; so haben später die Gläubigen bei ihren Versammlungen nach Vermögen beigesteuert, damit den Armen und Bedrängten geholfen werden konnte. Was die Beisteuer betrifft, schreibt der heil. Paulus, welche für die Heiligen geschieht, so machet es so, wie ich es bei den Gemeinden in Galatien angeordnet habe. Am ersten Tage der Woche (am Sonntage) lege ein Jeder von euch bei sich zurück und thue in den Schatz, was ihm gut dünkt, 1. Corinth. 16, 1—2. Aus diesem Geiste der Wohlthätigkeit gingen die Liebesmahle hervor, welche in den Christenversammlungen gehalten wurden, und wo der Arme mit dem Reichen an einem Tische sich brüderlich sättigte. Sollten solche Beispiele nicht auch auf uns mächtig wirken und uns veranlassen, besonders an Sonn- und Feiertagen unsern armen Mitbrüdern zu Hilfe zu kommen und an ihnen die Werke der Barmherzigkeit zu üben? Aber wie Wenige denken daran, und wie gerecht ist die Klage des heil. Antonin: „Die Männer unserer Zeit sind an heiligen Tagen nur besorgt für die Pflege ihres Leibes, und die Frauen für ihren Schmuck; die Diener unterscheiden nur durch eine größere Gier nach guter Mahlzeit den Sonntag von den Werktagen, und die übrige Menge sinnt nur auf Lustbarkeiten und Tand. Alle scheinen sich dem Geiste der Verführung zum Verderben der Seele hinzugeben, und was sie in der Woche durch Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit gewonnen haben, wird in Unmäßigkeit oder Spielsucht vergeudet, statt einen Theil den Armen zur Unterstützung zu gewähren.“ Der heil. Thomas sagt: Unsere Güter sollen wir heiligen durch Almosen, welches reichlicher an den heiligen Tagen gespendet werden soll, weil es Tage der Freude für die ganze Erde sind. Und schon der heil. Irenäus schreibt: Wenn uns auch an den Festtagen verboten ist, knechtliche Arbeit zu verrichten, so ist uns doch geboten, Liebeswerke auszuüben.

d) Kranke besuchen. Der wahre katholische Christ kann sich nicht wahrhaft und ungetrübt den Feiertagsfreuden hingeben, so lange er noch seine Brüder in Christo leiden sieht, und zur Linderung ihrer Leiden nichts gethan hat. Darum wird er nach dem Beispiele Jesu und seiner Heiligen an den Feiertagen gerne die Kranken besuchen und zur Linderung ihrer Leiden möglich mitwirken. Von Jesus wissen wir, daß er häufig an Sabbaten die Kranken heilte. Denn an einem Sabbate heilte er den Menschen mit der verdorrten Hand. Matth. 12, 9—21; am Sabbate heilte er den Blinden zu Jerusalem Joh. 9, 1—41; den Wassersüchtigen im Hause eines Obersten der Pharisäer Luk. 14, 1—10; den achtunddreißigjährigen Kranken am Schafteiche Joh. 5. Dasselbe thaten auch die Jünger des Herrn. Petrus heilte am Sabbate einen Lahmen Apostlg. 3, 1—9; Paulus ebenfalls einen Lahmen zu Lystra; Apostlg. 14, 7—10. Die heil. Odilia, Aebtissin zu Hohenburg, hatte ein eigenes Spital für Kranke erbauen lassen, und kannte an Sonn- und Feiertagen kein größeres Vergnügen als dieselben zu besuchen. Auch du, mein Christ, kannst Gott nichts Wohlgefälligeres thun, als wenn du an den Tagen des Herrn verlassene Kranke aufsuchest, und ihnen Liebesdienste erweisest.

e) Die Gefangenen erledigen. An einem Sonntage vollendete Jesus Christus das Werk der Erlösung durch seine glorreiche Auferstehung; er machte uns frei von den Banden der Sünde. Es gehen aber noch gar Viele gebunden umher. Dieß sind die Sünder. Ihrer sollst du dich an den Feiertagen annehmen; ihnen die Verruchtheit ihres Wandels, die Abscheulichkeit der Sünde zeigen, und sie durch Belehrung und Ueberredung für die Tugend zu gewinnen suchen. So würdest du die Gefangenen erledigen. Es gibt aber auch noch andere Gefangene. Es schmachten so viele Seelen im Fegfeuer: es sind darunter vielleicht euere Eltern, Geschwisterte, Freunde und Bekannte. Wenn ihr nun für sie betend ihre Leichenhügel besuchet und andere gute Werke an ihrer Statt verrichtet, so traget ihr zu ihrer Erlösung bei und erlediget sie dadurch von ihren Banden. Solche Werke sollen an den Feiertagen verrichtet werden!

27. Nähere Auseinandersetzung der Pflicht, an Sonn- und Feiertagen die heil. Messe zu hören. (Nach dem heil. Liguori.)

Um das Kirchengebot zu erfüllen, welches vorschreibt, an Sonn- und Feiertagen die heil. Messe zu hören, muß man auch die Intention dazu haben, d. h. man muß die Messe zu hören beabsichtigen. Daher würde der das Gebot nicht erfüllen, der nur gezwungener Weise derselben beiwohnte. Es wird ferners dazu erfordert: Aufmerksamkeit, d. h. man muß wenigstens moralisch darauf bedacht seyn, an der heil. Messe Theil zu nehmen. Derjenige thut daher dem Gebote nicht Genüge, welcher schlafend oder bewußtlos der heil. Messe beiwohnt; auch der leistet nicht Genüge, welcher während derselben beichtet, oder einen guten Theil davon plaudernd zubringt. Hingegen darf man während der heil. Messe Gebete verrichten, wozu man noch aus einem andern Titel verpflichtet ist, oder in einem Betrachtungsbuch lesen.

Was die Geringfügigkeit der Sache betrifft, so gilt als solche der Theil der Messe vom Anfange bis zum Evangelium ausschließlich; geringfügig ist auch der Theil nach der Communion. Von Bedeutung dagegen ist es, wenn man dem Theil von der Wandlung bis zum Gebete des Herrn, oder auch der Wandlung oder Communion nicht beiwohnt.

Wer zwei halbe Messen zugleich hört, thut dem Gebote nicht genug; auch derjenige nicht, welcher bis zur Wandlung einschließlich der einen Messe, und der Communion einer andern beiwohnt. Derjenige hingegen thut dem Kirchengebot Genüge, welcher die heil. Messe hinter dem Altare oder durch ein in die Kirche ausgehendes Fenster hört, oder auch außerhalb der Kirche, wofern er mit dem Volke in der Kirche im Geiste vereinigt ist, und mittelst der Andern merken kann, was vorgeht. Ist aber eine Straße zwischen ihm und der Kirche, so thut er genug, wofern er auf den Altar sehen kann und die Entfernung eine unbedeutende ist, weil er alsdann moralisch beiwohnt.

In Hauskapellen, die durch päpstliches Privilegium bewilligt sind, können nur die im Indulte genannten Hausherren und ihre Verwandten, welche das nämliche Haus bewohnen und von des

Hausherrn Tische leben, die schuldige heilige Messe hören, mit Ausnahme jedoch der Hauptfeiertage im Jahre. Man rechnet dazu auch noch die Bedienten, welche nöthig sind, ihre Herrschaften während der Messe zu bedienen.

Von der Verpflichtung der heil. Messe beizuwohnen, entschuldiget jede physische und moralische, d. h. solche Unmöglichkeit, die man nicht ohne großen Schaden oder großes geistliches oder zeitliches Ungemach beseitigen könnte. So sind a) die Kranken und Genesenden davon dispensirt, denen das Ausgehen von wirklichem Nachtheile seyn könnte. b) Die Gefangenen und Exkommunicirten; jedoch sind dieselben verpflichtet, sich die Freiheit oder Lossprechung zu verschaffen, wenn sie diese ohne große Mühe erhalten können. c) Diejenigen, welche ohne große Gefahr für ihre Person, Heerden, Wohnungen, Kranken oder Kinder, die unter ihrer Obhut stehen, nicht zur Kirche kommen können. d) Die Kinder und das Gesinde, wenn ihre Dienstleistungen während der Messe nothwendig wären, oder wenn dieselben, im Falle sie sich zur Arbeit weigerten, ein schweres Ungemach erleiden oder heftigen Zorn ihrer Eltern oder Vorgesetzten regen würden; doch sind die Dienstboten verpflichtet, solche Herrschaften bald möglichst zu verlassen, wenn sie es ohne große Schwierigkeiten können. e) Die inhoneste praegnantes und diejenigen, welche keine Kleider haben, die ihrem Stande angemessen sind; indeß sind diese verpflichtet, vor Tagesanbruch oder in einer abgelegenen Kirche wo möglich der heiligen Messe beizuwohnen. f) Die Fuhrleute, Kutscher ꝛc., die, um Messe zu hören, einen großen Schaden erleiden würden. So ist auch derjenige dispensirt, welcher der Messe beizuwohnen unterläßt, um eine schwere Sünde zu verhindern. g) Reisende zu Wasser und zu Lande sind auch in schwerem Nothfall entschuldiget. h) Endlich entschuldiget eine merkliche Entfernung von der Kirche. Eine solche ist nach der Meinung vieler Theologen eine Entfernung von fünfviertel Stunden.

28. Man darf an Sonn- und Feiertagen auch unschuldige Freuden genießen.

Sündhafte Lustbarkeiten, wie sie die Welt so häufig bietet, und wie sie ihre Anhänger so unmäßig genießen, darf sich der

gläubige Christ niemals, und am allerwenigsten an Feiertagen erlauben. Es gibt aber auch unschuldige Freuden, und sie dürfen wir an Feiertagen nach Erfüllung unserer religiösen Pflichten genießen. Und in welcher Mannigfaltigkeit hat der Herr uns solche Freuden bereitet! Die schöne Natur, besonders in heitern Frühlings- und Sommertagen, liegt nicht umsonst vor uns; wir haben ein Auge, das ihre Schönheit anschauen und bewundern kann. Und wenn wir in ihrem herrlichen Tempel uns ergehen und bei jedem Schritte uns neue Schönheiten begegnen; wenn das glänzende Farbenspiel der gesegneten Felder, das überall regsame Leben in den mannigfaltigsten Geschöpfen uns anzieht; wenn die sanfte Stille belebt wird durch den Gesang der Vögel: o dann fühlt unser Herz sich erweitert, eine wundervolle Süßigkeit durchströmt unsere Adern, und Freude beseelt unser ganzes Wesen. Und solch eine Freude, ist sie nicht Freude an dem Herrn, der in der Natur zu uns redet, dessen Allmacht und Weisheit seit der Schöpfung der Welt durch die Betrachtung seiner Werke erkannt wird?

Denken wir an die Freuden im Kreise gutgesinnter Menschen in einer zur Aufheiterung und zur Erholung bestimmten Gesellschaft, oder im engeren Kreise einer tugendhaften Familie. Wo schuldlose Erheiterung, fröhlicher Erguß des Herzens in Scherz und Laune, wo Ausruhen von der Arbeit Zweck des Zusammenkommens ist, da kann die Tugend, der reine, fromme Sinn keine Gefahr laufen; in einem solchen Kreise wird man vielmehr sanfter, leutseliger, gewinnt an Verträglichkeit und Freundlichkeit. Zeigt uns doch die Erfahrung, daß selbst mancher schwer Leidende, mancher hart Geplagte in einer solchen frohen Stunde wieder freier athmet. Sehen wir doch, daß er gerade hier seine schwere Bürde auf einige Zeit wenigstens ablegt, vielleicht eine bessere Ansicht vom Leben erhält, und von nun an mit weniger Beschwerde sein Leiden trägt. Wer möchte also solche Freuden nicht genießen mögen, da sie das Leben verschönern? Ist nicht Christus selbst uns auch hierin mit seinem Beispiele vorangegangen zu Cana, wo er dem fröhlichen Mahle einer Hochzeit als Gast beiwohnte? Und was wäre auch mit dieser Freude verknüpft, das der Feier und Heiligung der Sonntage entgegen wäre?

Es ist auch an und für sich nichts Verbotenes, an Sonn-

und Feiertagen Nachmittags einen Spaziergang an einen auswärtigen Ort zu machen, und dort durch mäßigen Genuß von Speis und Trank sich zu erquicken, oder in der Heimath unter traulichen Gesprächen einige Erfrischung zu sich zu nehmen. Man mag ferners ein erlaubtes Spiel machen; aber nicht um des Geldes willen, sondern sich zu erheitern. Aber alles dieses geschehe in dem Herrn und mit stetem Aufblick zu ihm, so daß Gott überall verherrlichet werde, wir mögen essen oder trinken oder etwas Anders thun.

29. **Was sind die Ursachen, daß man die Tage des Herrn so häufig mit knechtlichen Arbeiten entheiliget?**

Der Ursachen, warum die Sonn- und Feiertage so vielfältig durch knechtliche Arbeiten entheiliget werden, lassen sich mehrere angeben.

Bei Vielen ist es Gewohnheit. Solche können sich von ihren alltäglichen Geschäften auch an Feiertagen nicht trennen; sie leben nur für diese Welt; wie der Wurm alle Tage im Staube der Erde wühlt, und der Feiertag bei ihm keine Ausnahme macht, so auch sie.

Bei Andern ist es Geiz. Der Geizige begnügt sich nicht mit den sechs Arbeitstagen; denn er will Alles für sich haben, und kann es nicht ertragen, daß Gott ein Tag in der Woche gehören soll. Mit räuberischen Händen entreißt er dem Herrn diesen Tag, um sich denselben zuzuwenden. Aber Unsinniger! hat denn Gott nicht gleichsam sich selbst zu deinem Besten verkürzt? Er hat dir sechs Tage in der Woche gegeben, und sich nur Einen vorbehalten, und du bist damit nicht zufrieden? Ehedem gab es viel mehr Feiertage, als heut zu Tage. Unsere christlichen Voreltern haben diese vielen Feiertage gewissenhaft gehalten: und euch sind die wenigen schon zu viel! Ach, der Mensch bekommt nie genug! Wenn die Kirche alle ihre Feiertage bis auf einen einzigen einschränkte, — man würde selbst diesen Einen nicht halten.

Manche schreien über viele Geschäfte. Die Menge ihrer Arbeiten, sagen sie, zwingt sie dazu, daß sie auch die Feiertage davon nicht ablassen können. Aber Solchen muß ich sagen, daß eigentlich nicht die Menge der Geschäfte, sondern der verkehrte Wille

Schuld ist, daß sie die Feiertage entheiligen. Denn ihr seid während der Woche hindurch so viele Stunden müssig; ihr arbeitet auch an den Feiertagen gewöhnlich nur Vormittags, und erscheint des Nachmittags bei jeder Lustbarkeit. Ihr habt gewöhnlich auch nur viel zu thun an kirchlichen Feiertagen; wenn die Welt ihre Feste begehet, habt ihr immer Zeit, euch bei ihren Vergnügungen einzufinden. Schämet euch, über viele Geschäfte zu klagen! Andere, die viel mehr zu thun haben als ihr, halten die Feiertage viel gewissenhafter.

Nicht Wenige wollen in ihrer Armuth einen Grund finden, daß sie an Feiertagen arbeiten. Ich muß auch an Sonntagen arbeiten, sagt mancher Familienvater; denn der Verdienst an Werktagen reicht für mich und die Meinigen nicht. Aber warum reicht er nicht? Gerade deßwegen, weil du an den Feiertagen arbeitest. Dadurch entziehst du Gott an seinen Tagen, was du ihm schuldig bist, nämlich die Ehre, und die Folge ist, daß dir Gott versagt, was er dir an deinen Arbeitstagen versprochen hat, nämlich den Segen. Du arbeitest also ohne Segen Gottes; wie wäre es unter solchen Verhältnissen möglich, daß dir etwas gedeihen kann! Blind bist du daher, wenn du die Feiertage nicht hältst; statt dir etwas zu erübrigen, machst du vielmehr, daß du auch das noch verlierst, was du bereits besitzest.

Noch Andere sagen: Wir sind Dienstboten, und müssen thun, was die Herrschaft uns aufträgt. Euch frage ich, ob ihr nicht wisset, daß ihr noch in einem höhern als irdischen Dienste stehet. Wenn ihr es nun schon für Pflicht haltet, euerm irdischen Herrn zu gehorchen, um wie viel weniger dürft ihr den Dienst des Herrn Himmels und der Erde vernachlässigen! Muß man denn Gott nicht mehr gehorchen als den Menschen? Wenn euch daher euere irdische Herrschaft etwas befiehlt, was gegen die Anordnungen Gottes ist, wie kann hier von der Pflicht eines Gehorsames die Rede seyn?

Nein, alle Einwendungen, die man vorbringt, sich mit seinen knechtlichen Arbeiten an Feiertagen zu entschuldigen, sind eitel. Der Hauptgrund, warum wir uns an den Tagen des Herrn der Arbeiten nicht enthalten, ist unser Unglaube und unsere Gleich-

gültigkeit in Religionsdingen überhaupts. Wir fragen nach Gott selbst nichts: wie sollte uns noch an seinen Feiertagen etwas gelegen seyn.

Artikel LX.

Feinde (Feindschaft, Haß, Versöhnlichkeit, Verzeihen der Unbilden).

1. Allgemeiner Begriff.

Unser Feind ist derjenige, der uns haßt und uns zu schaden sucht. Daher darf jener nicht unter die Feinde gezählt werden, der wider unsere Sünde ist, und uns in Erreichung unserer verbotenen Absichten hindert. Ein Solcher ist im Gegentheile ein wahrer Freund. Auch den dürfen wir nicht unter unsere Feinde rechnen, der zwar unbilliger Weise wider uns ist, aber bloß deßwegen, weil er in einem Irrthume befangen ist. Hier ist nicht er gegen uns, sondern bloß sein Irrthum. —

Was heißt aber den Feind lieben? Wenn ich die Bösartigkeit, welche im Begriff des Feindes liegt, sagt Hirscher in seiner Moral, im Auge habe, so kann gewiß nicht davon die Rede seyn, daß dieser (Bösartigkeit) irgend eine wohlwollende Gesinnung zugewendet werde, vielmehr muß solche ein Gegenstand des Abscheues seyn. Aber hat der Feind darum nichts mehr an sich, was Object meines christlichen Wohlwollens und Wohlthuns werden könnte? Ist er nicht ein Gefallener? Kann er sich nicht bekehren? Kann er nicht seine leidenschaftliche Verblendung einsehen? Hat er nicht mancherlei Bedürfnisse, und kann er nicht in Folge derselben im engsten Sinne mein Nächster werden? — Den Feind lieben heißt also auch seinen Hasser und Verfolger das christliche Wohlwollen zuwenden, wie solches nur immer möglich ist: folglich herzliches Mitleid mit ihm (dem Irrenden) haben, angelegentlich seine Bekehrung wünschen, für seine Erleuchtung und überhaupt für Alles, was ihm heilsam ist, Gott bitten, das Seinige zu seiner Besserung mit Demuth und Selbstverleugnung beitragen, ihm in allen Angelegenheiten des Lebens, wie jedem andern Mitmenschen, mit Rath und That beispringen u. s. w.

Die Feindesliebe verlangt demnach nicht, daß man des Feindes böse Eigenschaften, Absichten und Thaten als gut anerkenne oder gar vertheidige; sie verbietet nicht, Maßregeln der Klugheit zu ergreifen, um sich vor künftigen Kränkungen zu verwahren; sie ist auch nicht entgegen, wenn man dem Freunde in seinem Herzen einen gewissen Vorzug gibt, und ihm ein größeres Maß der Zuneigung schenkt. Aber es gehört zum Wesen der Feindesliebe, daß man das Gute, was der Gegner in andern Rücksichten an sich hat, erkenne und sich desselben aufrichtig erfreue, was alle Verkleinerungssucht, allen Neid und ähnliche Leidenschaften ausschließt; es gehört zur Feindesliebe, daß man die erlittene Beleidigung so lange als möglich von jener Seite betrachte, von welcher sie am meisten entschuldiget werden kann, und am wenigsten strafbar erscheint; es gehört zum Wesen der Feindesliebe, daß man dem Beleidiger mit Wohlwollen zugethan bleibt, und sich eine Freude daraus macht, möglichen Falles sich ihm gefällig und dienstfertig zu erweisen.

2. Stellen der heil. Schrift.

Euch, die ihr mich höret, sage ich: Liebet euere Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen; segnet die, welche euch fluchen, und bittet für die, welche euch verleumden. Luk. 6, 27—29.

Leget ab Zorn, Feindseligkeit, Bosheit. Kol. 3, 8.

Lasset die Sonne nicht über euere Erbitterung untergehen. Ephes. 4, 26.

Verzeihet einander, so wird auch euch um Christi willen verziehen werden. Ephes. 4, 32.

Wer seinen Bruder hasset, ist ein Mörder. 1. Joh. 3, 15.

Wer da sagt, er sei im Lichte, hasset aber seinen Bruder, der ist noch bis jetzt in der Finsterniß. 1. Joh. 2, 9.

Vergib deinem Nächsten das gethane Unrecht, dann werden auch dir deine Sünden nachgelassen werden. Eccl. 28, 2.

Freue dich nicht, wenn dein Feind fällt, und frohlocke nicht über sein Unglück. Sprüchw. 24, 17.

Du sollst nicht Rache suchen, noch des Unrechtes deiner Mitbürger gedenken. Levit. 19, 18.

Wenn du den Esel dessen, der dich hasset, unter der Last liegen

siehst, so sollst du nicht vorübergehen, sondern ihm aufhelfen sammt demselben (d. h. dem, der dich hasset). Exod. 23, 5.

3. Väterstellen.

Christus verbot nicht, Feinde zu haben, sondern sie zu hassen; denn jenes steht nicht in unserer Macht, wohl aber dieses. Auch wir können es nicht verhüten, daß uns Andere hassen: die Gerechten werden ja stets von dem Hasse der Ungerechten ohne Ursache verfolgt. Der heil. Chrysost.

Die Feindschaft muß man in das Wasser schreiben, damit sie sobald als nur möglich hinweggeschwemmt wird; die Freundschaft aber in Erz eingraben, damit sie immer fest und beständig erhalten wird. Isidor von Pelusium.

Es gibt sehr Viele, welche immer sagen, daß sie ihre Feinde schonen und ihnen nicht schaden wollen; aber sie können sie nicht ansehen, ja wollen nicht einmal mit ihnen reden. Das ist nicht Versöhnlichkeit, sondern Täuschung und Heuchelei. Der heil. Bernard.

Du willst der empfangenen Unbild eingedenk seyn und darüber dem Beleidiger Feind werden? Ja, sei ein Feind; aber dem Teufel, nicht deinem Gliede. Deßwegen hat uns Gott mit Zorn bewaffnet, nicht daß wir das Schwert in unsere Leiber stoßen, sondern daß wir es in die Brust des Teufels senken. St. Chrysost. hom. 41. in act.

Die Freunde zu lieben, ist Sache Aller; die Feinde zu lieben aber nur Sache der Christen. Tertull. ad Scapul.

Wenn dein Feind sieht, daß du ihn ungeachtet seiner an dir verübten Ungerechtigkeiten dennoch brüderlich behandelst, so wird er in sich gehen, sich vor sich selbst schämen und bereuen, dich beleidiget zu haben, und so wirst du ihn gewinnen. St. Aug. Serm. 168.

Die wildesten Thiere zähmt gar oft die Kunst der Menschen, so daß sie ihre Grausamkeit ablegen und sanft werden; aber ihre eigene Natur, die in Haß und Feindschaft ausartet, und dadurch wilder, als das reißendste Thier geworden ist, vernachlässigen sie. St. Chrysost.

Den Feind ertragen, ist eine Tugend vor den Menschen, ihn aber auch lieben, ist eine Tugend vor Gott. St. Gregor.

Wie groß ist das Verbrechen, wenn man nicht verzeihen will,

da man selbst durch den Martertod die Verzeihung davon nicht erhält. Cyprian de orat. domin.

Ein versöhnliches Herz kann vor Christi Richterstuhle mit Zuversicht sagen: Herr, verzeihe; denn ich habe auch verziehen. Caesarius.

Wer die Verzeihung verschiebt, sucht nur einen Vorwand, um nicht zu verzeihen. St. August. de verb. Dom.

Bedenke, wie vieler Verbrechen du schuldig bist, und du wirst nicht nur nicht zögern, deinen Beleidigern zu vergeben: du wirst selbst zu ihnen hineilen, um durch Vergebung wieder Vergebung zu erlangen, um deinen eignen Uebeln zu steuern. Die Heiden, die nichts Großes erwarteten, waren oft in diesem Punkte philosophisch genug, und du, der du mit frohen Hoffnungen dorthin reisen willst, verweilest noch und besinnest dich? Und was die Zeit bewirkt, das weigerst du dich vor der Zeit wegen Gottes Gebot zu bewirken? Lieber willst du die Leidenschaft umsonst, als für reiche Belohnung in dir erlöschen lassen? Denn wenn die Zeit dieß in dir bewirkt, so gewinnst du weiter darum nichts; vielmehr erschwerest du deine Strafe, weil Gottes Gebot nicht von dir zu erhalten vermochte, was die Zeit ausrichtete. Sagest du aber, du brausest allemal auf, so oft du an die empfangene Unbild gedenkest, so erinnere dich an das Gute, das dir etwa der Beleidiger sonsten gethan, oder wie viel Böses du Andern zugefügt hast. Hat er dir Böses nachgeredet? — Erwäge, daß du es Andern auch gethan hast. Wie erwartest du also Vergebung, wenn du Andern dieselbe versagst? — Doch du hast Niemanden Böses nachgeredet. — So hast du doch zugehört, hast Beifall gegeben, wenn es Andere thaten. Auch dieß ist Verbrechen. St. Chrysost. Homil. in Joan.

4. Geschichtliche Beispiele.

Auf seiner Flucht vor Absalon wurde David unter Andern auch von Simei geschmäht und mit Verachtung behandelt. Nachdem aber David die Empörung gedämpft und siegreich wieder zurückkehrte, ging Simei in sich. Er kam dem König entgegen, und bat ihn fußfällig um Vergebung. Die Begleitung des David wollte zwar davon nichts wissen, und namentlich stachelte Abisai

den David an, Rache an seinem Feinde zu nehmen. David aber vergaß die Beleidigung und verzieh vollkommen seinem ehemaligen Feinde.

Der Graf Eleazar wurde vielfältig verleumdet, und mit maßlosem Spott und andern Unbilden verfolgt. Aber allen diesen Anfeindungen setzte er die ruhigste Sanftmuth und eine unerschütterliche Geduld entgegen. Man fragte ihn, wie ihm dieses doch möglich sei, und er gab zur Antwort: Wenn sich der Zorn in mir regen will, so beeile ich mich meinen Jesus am Kreuze zu betrachten, und horche, was denn er gesprochen, als die Feinde ihn in seiner Todesqual verhöhnten. Da höre ich die sanfte Stimme: Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Ich versuche dieses Gebet dem Herrn aus tiefstem Herzensgrunde nachzubeten, und sieh da, es wird ruhig in meinem Innern, der Zorn weicht, und die Sanftmuth führt wieder das Regiment.

Bei der Belagerung von Rouen versuchte ein hugenottischer Meuchelmörder den Herzog von Guise, den Anführer der Katholiken, zu tödten; aber er erreichte seinen Zweck nicht, sondern wurde ergriffen. Da rühmte sich der Elende noch, daß er seinen Versuch zur Vertheidigung seiner Religion gewagt habe. Der edle Herzog aber gab ihm die schöne Antwort: Deine Religion hat dich verleitet, mir das Leben zu nehmen; die meinige aber macht, daß ich dir das Leben schenke und vom Herzen verzeihe.

Die heil. Johanna Franziska von Chantal kam nach dem Tode ihres Schwiegervaters in Begleitung ihres Schwiegersohnes nach Monthalon, um den Nachlaß desselben für ihre Kinder in Besitz zu nehmen. Es hatte aber die größte Verschleuderung und Veruntreuung stattgefunden. Die Urheberin davon war eine boshafte Magd, die es sogar noch wagte, unserer Heiligen frech entgegen zu treten, und sie selbst zu verleumden. Darüber gerieth ihr Schwiegersohn, der Baron von Thorens, in gerechten Unwillen; er wollte die unverschämte Magd zur strengen Rechenschaft ziehen. Aber Frau von Chantal widersetzte sich dem Vorhaben ihres Schwiegersohnes, und war vielmehr darauf bedacht, jener Person Gutes zu erweisen.

In der Gemeinde Mataincour hatte ein Mann aus der Nachbarschaft lange sträflichen Umgang mit einer Weibsperson. Als

diese von ihrem Pfarrer Peter Fourrier ermahnt, den Umgang aufgab, ging jener Sünder voll Ingrimm darüber nach Mataincour, packte den Pfarrer, als er eben aus der Kirche ging, an, und schlug ihn, bis er seine Wohnung erreichte, fortwährend mit Fäusten. Nachdem die Pfarrkinder Solches erfahren hatten, verfolgten sie den Bösewicht, der inzwischen die Flucht ergriffen hatte. Aber was that Fourrier? Erfreut über die Gelegenheit, daß er um Christi willen leiden konnte, und bekümmert, es möchte jener Mensch, der ihn gemißhandelt, eingeholt werden, eilt er zur Kirche und zieht die Glocken, als wenn Feuer ausgebrochen wäre. Da alsobald alles Volk herbeigelaufen war, bat er für jenen Menschen zu beten. So hielt er sie eine halbe Stunde lang zurück, und nicht vergeblich; denn des andern Tages kam jener Sünder zum Pfarrer, bat ihn um Verzeihung, legte eine Generalbeicht ab, und wurde ein anderer Mensch.

Maria von der Auferstehung, eine fromme Nonne, pflegte jedes Mal, so oft sie von einer Schwester gekränkt worden war, das allerheiligste Altarssakrament in der Kirche zu besuchen. Hier kniete sie sich nieder und betete: O mein innigst geliebter Heiland! von ganzem Herzen verzeih ich ihr aus Liebe zu dir; verzeih auch du ihr aus Liebe zu mir.

Der heil. Franz von Sales begegnete einst einem Advocaten, der ihm, Niemand wußte warum, tödlichen Haß geschworen hatte, und ihn mit Verleumdungen und Spöttereien, wo er nur konnte, überhäufte. Der Heilige ging freundlich auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und sprach mit aller Sanftmuth: Sie sind mein Feind, ich weiß es. Aber seien Sie versichert, wenn Sie mir selbst ein Auge ausreißen, so werde ich Sie doch mit dem andern stets auf das freundlichste ansehen. Allein auf den verhärteten Bösewicht machte dieß liebevolle Benehmen nicht den mindesten Eindruck, ja er schoß später in seiner Wuth sogar mit einer Pistole auf den Bischof, ohne ihn jedoch zu treffen. Verhaftet und zum Tode verurtheilt fand der Advokat in dem von ihm so schwer beleidigten Bischofe seinen eifrigsten Fürsprecher, der ihm auch von dem Könige Begnadigung erwirkte, und die darauf bezügliche Schrift selbst zu ihm in den Kerker trug. Aber der Verstockte spie den Heiligen an, und stieß ihn zurück. Da

sprach der heilige Bischof, indem er ihm den Gnadenbrief überreichte: Ich habe Sie aus den Händen der weltlichen Gerechtigkeit errettet; bekehren Sie sich aber nicht, so fallen Sie in die Hände der göttlichen Gerechtigkeit, woraus Sie Niemand mehr retten kann.

Zu Bologna wohnte vor ein paar Jahrhunderten eine adelige reiche Wittwe, die einen einzigen Sohn hatte, der die Freude ihres Herzens war. Als der Knabe einstens spielend sich auf der Gasse aufhielt, störte ihn ein Fremder in seinem Spiele und neckte ihn boshaft. Der Knabe, darüber entrüstet, beschimpfte den Fremden. Dieser aber jähzornig, wie er war, fühlte sich beleidigt; er kam so sehr in die Hitze, daß er den Degen zog, und den Knaben todt stach. Kaum war der Mord vollbracht, so flüchtete sich der Thäter, von Angst und Schrecken ergriffen, in das nächste, offen stehende Haus, und bat die Frau des Hauses mit Herz durchdringendem Flehen, ihm einen Zufluchtsort zu gönnen und ihn nicht zu verrathen. Sie gewährte ihm die Bitte, und wies ihm einen sichern Versteck an, obwohl ihr vor dem Verbrecher graute. Gleich darauf kamen schon die Gerichtsdiener und forschten nach dem Mörder. Die Frau, die sich durch ihr Versprechen, ihn nicht zu verrathen, gebunden glaubte, antwortete nur: Es steht euch frei, zu suchen, sehet selber nach. Da diese aber nach vergeblichem Suchen das Haus wieder verließen, so sagte Einer zur Frau: Sie scheinen nicht zu wissen, daß Ihr eigener Sohn es ist, der von dem, welchen wir suchen, ermordet worden ist. Sehen Sie, hier bringen sie soeben die Leiche. Gott im Himmel, wie entsetzte sich hierüber die arme Mutter! Todtenblaß und stumm eilte sie in ihr Betzimmer, verschloß sich daselbst mehre Stunden lang und kämpfte einen furchtbaren Kampf. Als es Nacht geworden, brachte sie gefaßt dem Mörder ihres Sohnes Speise und Trank in seinen Schlupfwinkel, reichte ihm auch eine Börse voll Gold und verhalf ihm zur Flucht. Dann erst beschaute sie die Leiche ihres Sohnes, und goß ihren Schmerz in Thränen aus.

5. Bilder und Gleichnisse.

Wie das Feuer, indem es Unkraut und Distel wegbrennt, den Boden säubert, so reiniget uns oft auch der Feind durch seine

Vorwürfe und seinen brennenden Tadel von dem Unkraut der Sünde und macht uns Gott angenehmer.

Wie der Arzt, der einen Kranken in die Kur nimmt, nicht darauf sieht, ob sich dieser mit eigener Schuld die Krankheit zuzog oder unverschuldet in sie fiel, sondern nur für seine Heilung besorgt ist; so soll man, ohne Rücksicht, ob Jemand mit Willen oder unabsichtlich beleidigte, alle Unbilden gerne verzeihen.

Wie der, welcher in die Gluth hineinbläst, die Flamme anfacht, hingegen wer Wasser darauf gießt, das Feuer auslöscht: so nährt jener, der Schmähungen mit neuen Schmähungen erwidert, nur das Feuer der Leidenschaft; wer hingegen Vorwürfen mit sanften Worten entgegnet, versöhnt den Zorn und macht, daß die feindselige Gesinnung in der Wurzel erstickt wird.

Wie der Weinstock dem Messer des Winzers größere Fruchtbarkeit zu verdanken hat, so verdankt mancher Mensch dem Tadler seine Besserung.

6. Denksprüche und Lebenssätze.

Der Philosoph Antisthenes sagte: Zur menschlichen Wohlfahrt seien entweder treue Freunde oder bittere Feinde nothwendig; denn jene bessern unsere Fehler, indem sie uns davon abzustehen ermahnen; diese aber, indem sie uns dieselben unaufhörlich vorwerfen. Da nun die treuen Freunde selten geworden sind, kann man nicht genug danken dafür, daß uns der Himmel noch die Feinde gelassen hat.

Seneka pflegte zu sagen, einer der größten Vorzüge des Menschen vor den Thieren sei, daß er, wenn er beleidigt und verletzt worden, verzeihen könne.

Bei den Römern war es ein Sprüchwort: Amicitiae sint immortales; inimicitiae mortales.

Ein Dichter sagt:

Nobile vincendi studium patientia; vincit,
Qui patitur: si vis vincere, disce pati.

7. Schon im alten Bunde bestund das Gesetz, den Feind zu lieben.

Jesus Christus sagt zwar: Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden: „Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind

haßen." Matth. 5, 33. Allein der Heiland redet hier nicht von einem göttlichen Gebote; nicht Gott hat das Gesetz gegeben, daß die Israeliten nur ihre Freunde zu lieben nöthig hätten, ihre Feinde aber haßen dürften, sondern die Pharisäer, von denen bekannt ist, daß sie durch ihre Satzungen das Gesetz Gottes aufhoben, machten von dem Gebote der Nächstenliebe diese falsche Auslegung und sagten: der Israelit brauche nur seine Freunde zu lieben, die Feinde könne er haßen.

Daß schon im alten Bunde das Gebot der Feindesliebe bestund, läßt sich aus vielen Stellen der heiligen Schrift darthun.

Schon im allgemeinen Gebote der Nächstenliebe ist auch die Feindesliebe geboten. „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst." Lev. 19, 18. Daß unter dem Worte „Nächster" ein jeder Mensch zu verstehen, und daher auch der Feind davon nicht auszuschließen sei, wissen wir aus dem Gesetze des neuen Bundes.

Moses gibt den Israeliten im Auftrage Gottes das Gesetz: Wenn du dem Ochsen deines Feindes, der herumirrt, begegnest, so sollst du ihm denselben zurückführen. Exod. 23, 4. Was wird hier anders als Feindesliebe geboten? Denn ist es nicht thätige Feindesliebe, dem Feinde Gutes thun?

Bei einer andern Gelegenheit verbietet Gott Haß und Rachsucht, und stellt dieses als Sünde dar. „Du sollst deinen Bruder nicht haßen in deinem Herzen, sondern offen ihn warnen, damit du keine Sünde seinethalben habest. Du sollst nicht Rache suchen." Lev. 19, 17 und 18. Im vierten Buche Moses Kap. 35. wird gesagt, daß Haß und Feindschaft nie ein Entschuldigungsgrund für ein begangenes Verbrechen sei. „Wenn Jemand aus Haß einen Menschen stößet, oder etwas auf ihn wirft mit Hinterlist, oder aus Feindschaft ihn schlägt mit der Hand, daß er stirbt: so ist er als Thäter des Todesschlages schuldig." —

Durch Sirach ermahnt Gott bei der Erinnerung an den Tod zur Ablegung der Feindschaft. „Gedenke an die letzten Dinge und laß alle Feindschaft; denn Verwesung und Tod nahen heran nach seinem Gebote. Gedenke der Furcht Gottes, und zürne nicht wider deinen Nächsten. Gedenke an den Bund des Allerhöchsten, und übersieh deines Nächsten Unverstand. Enthalte dich vom Zank, so wirst du deine Sünden vermindern." Sirach. 28, 6—11.

Für den, der Feindschaften unterhält, gibt es keine Verzeihung. „Wer Rache sucht, an dem wird Gott Rache ausüben und seine Sünden zuverlässig behalten. Verzeihe deinem Nächsten, wenn er dich beleidiget hat, dann werden auch dir, wenn du bittest, deine Sünden nachgelassen.“ Sirach. 28, 1—3.

In den Sprüchwörtern befiehlt Gott: Hungert dein Feind, so speise ihn. Prov. 25, 21.

Den Edomitern droht Gott harte Strafe, weil sie sich als unversöhnliche Feinde erweisen. „Wegen der drei und vier Vergehen von Edom will ich ihm nicht gnädig seyn: darum, daß er verfolgt hat seinen Bruder mit dem Schwerte, die Barmherzigkeit an ihm verletzt, seinen Grimm behalten für und für, seinen Zorn bewahrt immerdar.“ Amos 1, 11.

Es mag unter den Juden wohl Viele gegeben haben, welche an diese Vorschrift Gottes sich nicht hielten, und keine Feindesliebe übten, insbesonders, nachdem die Pharisäer das Gebot der Nächstenliebe falsch auslegten und den Feind zu haßen erlaubten; aber dieses Alles hebt das Bestehen des Gebotes der Feindesliebe bereits im alten Bunde nicht auf. Die Frommen haben es auch immer erfüllet. So rühmt sich Job ausdrücklich dessen: „Hab ich mich gefreut über den Untergang dessen, der mich haßte, und frohlockte ich, daß ihn Unglück getroffen? Denn zu sündigen gab ich nicht meine Kehle, daß ich ihm fluchend den Tod wünschte.“ Job 31, 29—31. — Der ägyptische Joseph verzieh seinen feindseligen Brüdern alles Unrecht, das sie an ihm begangen hatten, und that ihnen Gutes. 1. Mos. Kap. 45 und 50. — David wurde von Saul bis auf den Tod verfolgt. Einst gab Gott seinen Todfeind in die Hände des David; er hätte ihn tödten können. Auch seine Leute redeten dem David zu, es zu thun; aber David war weit entfernt, Solches zu thun, und auch seine Genossen hielt er davon ab, so daß Saul gerettet entkam.

8. Wie sehr das Evangelium Feindesliebe verlangt.

Fast nichts wird in der heiligen Schrift des neuen Bundes mehr empfohlen, als die Feindesliebe.

Bekannt ist jene Stelle Matth. 5, 43—45. Sie lautet: „Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten

lieben und deinen Feind haßen. Ich aber sage euch: „Liebet euere Feinde, thut Gutes denen, die euch haßen, und betet für die, welche euch verfolgen und verläumden.“ Hier verwirft zuerst Christus die falsche Auslegung, welche die Schriftgelehrten und Pharisäer vom Gebote der Nächstenliebe gemacht. Sofort spricht er in der ganzen Macht eines göttlichen Gesetzgebers, daß auch der Feind unser Nächster sei, und befiehlt ihn zu lieben. Ich aber sage euch: Liebet euere Feinde. Wie diese Liebe beschaffen seyn müße, erklären die nächstfolgenden Worte. Nun gibt er zwei mächtige Beweggründe zur Feindesliebe an, indem er sagt, daß die Feindesliebe der Weg zur Vollkommenheit sei, ja Gott selbst ähnlich und zu seinem Kinde mache, während der, welcher die Feinde von seiner Liebe ausschließt, nicht beßer, als ein Heide ist. „Liebet euere Feinde,... daß ihr Kinder seid euers Vaters, der im Himmel ist, der seine Sonne über die Guten und Bösen aufgehen, und über die Gerechten und Ungerechten regnen läßt; denn wenn ihr nur die liebet, welche euch lieben, was sollt ihr da für einen Lohn haben? Thun dieß nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur euere Brüder grüßet, was thut ihr mehr? Thun dieß nicht auch die Heiden?“ cf. Luk. 6, 32—36.

Bei einer andern Gelegenheit macht der Heiland die Liebe des Nächsten, und ein solcher ist auch der Feind noch, zum Kennzeichen seiner Jüngerschaft. „Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet.“

Ohne uns mit unserm Feinde versöhnet zu haben, will Gott kein Opfer von uns annehmen. „Wenn du Willens bist, auf dem Altar zu opfern, und es fällt dir ein, daß dein Bruder noch etwas wider dich habe, so laß dein Opfer vor dem Altare, gehe hin zu deinem Bruder und versöhne dich vorher mit ihm, dann erst komme und opfere.“ Matth. 5, 23—25.

Von dem Verzeihen der Beleidigungen, also auch von der Feindesliebe macht Jesus Christus es abhängig, daß auch uns die Sünden vergeben werden. „Wenn ihr den Menschen ihre Fehler vergebt, so wird euer himmlischer Vater auch euch vergeben; wenn ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebt, so wird euch euer Vater auch die eurigen nicht vergeben.“ Matth. 6, 13—15.

Ist man auch noch so oft beleidiget worden, darf man dennoch

nicht aufhören, seinen Feind zu lieben. Denn einmal fragte Petrus: Wie oft, Herr! soll ich meinem an mir sich versündigenden Bruder vergeben, etwa siebenmal? Darauf antwortete Jesus: „Ich sage dir: Nicht nur siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal." Matth. 18, 21. Also überhaupts so oft, als er beleidiget.

Ohne Feindesliebe und Vergessenheit der Beleidigungen können wir gar nicht beten. „Wenn ihr stehet, um zu beten, so vergebet, wenn ihr etwas gegen Jemand habt." Marc. 11, 25.

Ohne Feindesliebe wartet unser jenseits ein strenges Gericht. „Suche dich auf dem Wege mit deinem Gegner zu vergleichen, damit er dich nicht dem Richter, der Richter aber dem Gerichtsdiener übergebe, und du in den Kerker geworfen werdest." Luk. 12, 58.

Der heil. Apostel Paulus ermahnet nachdrücklich zur Feindesliebe, wenn er schreibt: „Segnet, die euch verfolgen; segnet, und fluchet nicht. . . . Vergeltet Niemanden Böses mit Bösem. . . . Rächet euch selber nicht; sondern wenn dein Feind Hunger hat, so speise ihn, wenn er Durst hat, so tränke ihn: denn thust du dieß, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln." Röm. 12, 14—21. Derselbe Apostel zählt die Feindschaft unter die größten Laster, welche vom Reiche Gottes ausschließen. Galat. 5, 19. Er will, daß alle Bitterkeit und Zorn und Zank von Christen entfernt sei; diese sollen vielmehr einander verzeihen, sowie auch Gott um Christi willen ihnen verziehen hat. Ephes. 4, 31.

9. Wie sehr die heiligen Väter auf Feindesliebe dringen.

1) Sie bezeichnen die Feindesliebe als ein Unterscheidungszeichen des Christen von den Heiden. Daher sagt Tertullian: Der Christ weiß nicht, was ein Feind ist. — Wiederum sagt derselbe: Wir Christen lieben auch unsere Feinde, um uns von Andern zu unterscheiden; denn auch der Heide liebt seinen Freund, der Christ muß aber auch seinen Feind lieben. Tertull. ad scapul. c. 1.

2) Ohne Feindesliebe nützt kein Gebet. Vergibst du deinem Feinde die dir von ihm zugefügte Unbild nicht, so ist dir dein Gebet mehr schädlich als nützlich, wenn du betest: Vergib uns unsere Schuld, sowie auch wir sie Andern vergeben. Der heilige

Athanasius. — Wie kannst du deine Hände zum Himmel erheben und zum Gebete falten, so lange du in Feindschaften lebst? St. Chrysost.

3) Ohne Feindesliebe hat man keinen Frieden mit Christus. Der kann mit Christus nicht in Frieden seyn, der mit seinem christlichen Mitbruder in Unfrieden lebt. St. August.

4) Durch die Feindschaft fügt man sich selbst den größten Schaden zu. Du schadest dir selbst am meisten, wenn du den Feind nicht liebst. St. Bernard. serm. 50. in cant. — Wenn du Rache nimmst, quälst du dich selbst vor Allem. Denn was gibt es Elenderes, als einen erzürnten, feindseligen Menschen? Ein Solcher ist oft wie ein Rasender; er hat nie einen Frieden; immer kocht das Blut in seinen Adern; er wüthet, er tobt, er weiß oft nicht, was er thut. St. Chrysost. — Wenn es auch keine Hölle gäbe, müßten wir schon wegen der Qual, welche die Feindschaft in sich selbst trägt, und schon auf dieser Erde mit sich bringt, dem Feinde verzeihen.

5) Die Feindesliebe erwirbt Verzeihung. Du bist nie ohne Sünde und bedarfst immer der Verzeihung, und willst doch selbst nicht verzeihen! O lerne doch einsehen, daß du dadurch, daß du Andern verzeihest, dir selbst Verzeihung erwirbst. St. Chrysost. — Wir haben viele Mittel, durch welche wir die begangenen Sünden tilgen können; aber eines der wirksamsten ist, seinen Feinden zu vergeben und sie zu lieben. St. August. in Enchir.

6) Die Feindesliebe versöhnt den Feind. Lerne den Feind lieben, so wirst du keinen Feind haben; denn es gibt kein kräftigeres Mittel aus dem Feinde einen Freund zu machen, als die Liebe. St. August.

7) Wer die Feindesliebe vernachläßiget, ist am wenigsten zu entschuldigen. Wenn ich dir sage: „Faste," — so entschuldigest du dich mit deiner schwachen Gesundheit; wenn ich sage: „Wohne den heiligen Uebungen fleißig bei," — so bringst du deine zeitlichen Geschäfte daher; sage ich: „Gib Almosen," — so zeigst du mir deine Armuth. Wenn ich dir aber sage: „Liebe deinen Feind;" — was wirst du dann für eine Entschuldigung haben? Was gibt es doch Leichteres, als dem, der beleidiget hat, die Unbild zu verzeihen! Dazu brauchst du kein Geld, keine Kräfte, nicht

einmal Worte. Du darfst nur wollen, so ist jene bewunderungswürdige Tugend auch schon vollbracht. St. Chrysost.

8) Die Feindesliebe ist die edelste Rache. Es kann an dem Feinde keine edlere Rache genommen werden, als wenn man ihm großmüthig verzeiht. Dieß hat auch der Heide Seneka gefühlt, wenn er sagt: Scio magnum vindictae esse genus, posse ignoscere. St. Bernard.

9) Die Feindesliebe ist die heldenmüthigste Tugend. — Vom Verfolger den Tod erleiden, ist ein Martyrthum in offener That; aber Beleidigungen verzeihen und den Feind lieben, ist ein Martyrthum in der Stille des Herzens. St. Gregor. — Nichts ist in der Welt bewunderungswürdiger, als die Feindesliebe. St. August. — Es gibt keinen größeren Heldenmuth, als Schmähungen zu hören, und auf sie nicht zu erwidern. Cassiodor.

10. Welch' bewunderungswürdige Feindesliebe die ersten Christen übten.

Die ersten Christen liebten nicht nur sich untereinander auf das zärtlichste, sondern eben so innig auch ihre Feinde. Sie wußten gar nicht, was Haß, Rache oder Feindschaft sei. Alle Schmähungen ihrer Gegner haben sie mit Liebeszeichen erwidert. Daher schreibt der heil. Paulus: Wir werden gelästert, und segnen, verfolgt, und dulden es; wir werden verläumdet, und geben sanfte Worte. 1. Korinth. 4, 12.

Wer von ihnen bis zum Tode verfolgt wurde, der hatte, ehe sein Auge sich schloß, nichts Wichtigeres zu thun, als noch die Gnade des Himmels für seine Mörder anzuflehen. So that der heil. Stephanus. Während man ihn steinigte, sank er in seine Knie hin und rief: „Herr! rechne ihnen dieses nicht zur Sünde an." Mit diesen Worten entschlief er. Dasselbe wiederholte der heil. Jakobus. Die Juden hatten ihn von der Höhe des Tempels herabgestürzt; er aber sammelte noch seine letzten Kräfte, um Verzeihung für seine Mörder zu erflehen.

In diesen Fußstapfen wandelten auch die übrigen Christen. Die Liebe, und insbesonders auch die Feindesliebe, war oft das Kennzeichen, woran die Ungläubigen die Christen erkannten, und nicht wenige Heiden wurden dadurch für den christlichen Glauben

gewonnen. So wird uns vom heil. Bischof Polycarp erzählt, daß er, als seine Feinde kamen, um ihn gefangen zu nehmen, diesen mit heiterer Miene entgegenging. Er führte sie in sein Haus ein, ließ sie Platz nehmen und bewirthete sie reichlich. Erst nach dem Mahle gab er sich zu erkennen, und ließ sich nun willig vor den heidnischen Richter schleppen. Die Heiden konnten nicht genug dieses Betragen des heil. Bischofs anstaunen.

Als zur Zeit der Christenverfolgung unter Kaiser Maximian der heil. Apollonius ins Gefängniß gesetzt war, erlitt er von den Heiden die ärgsten Beschimpfungen. Besonders zeichnete sich aber unter seinen Feinden ein Schauspieler, Namens Philemon, aus; er ruhte keinen Augenblick, den Heiligen zu quälen durch Lästerungen und Schmachreden aller Art. Apollonius erwiderte ihm aber auf lange Beschimpfungen bloß: Mein Sohn, ich bitte Gott, er wolle Erbarmen haben, und dir keine der Lästerungen, womit du mich überhäufest, zur Sünde rechnen. Diese Worte, mit äußerster Sanftmuth gesprochen, drangen wie ein zweischneidiges Schwert dem Schauspieler ins Herz. Er fühlte sich plötzlich umgewandelt, und rief aus: Ich bin ein Christ. Hierauf warf er sich dem Heiligen zu Füßen, und bat ihn um Vergebung. Sodann eilte er zum Richter, bekannte sich als Schüler des Gekreuzigten, und wurde bald darauf des Martyrtodes theilhaftig.

Nichts machte den ersten Christen mehr Freude, als wenn sie ihren Feinden Gutes thun konnten. Während der blutigen Verfolgung, welche der Kaiser Maximian über die Christen verhängte, wurde der heil. Sabinus, Bischof von Asis, vom Venustianus, dem Präfekten Hetruriens gemartert. Schon waren ihm beide Hände abgehauen, als der Quäler plötzlich von gewaltigen Schmerzen in den Augen ergriffen und unaussprechlich gepeinigt wurde. Da trat der heil. Martyrer verstümmelt vor ihn hin, und begann Gott um Hilfe für ihn anzuflehen. Er hatte noch nicht ausgebetet, so wurde der Henker von seinen Schmerzen befreit.

Alles wandten die ersten Christen auf, um ihre Feinde von der Strafe zu befreien, die sie sich durch die ihnen zugefügte Unbild zugezogen hatten. Als der heil. Eusebius den Maris, einen verdienstvollen jungen Mann, als Bischof von Dolicha in Syrien einsetzte, so warf ein arianisches Weib ihm aus Rache einen Ziegelstein auf

das Haupt, so daß er tödtlich verwundet wurde. Der Heilige ließ sich aber in seinen letzten Lebensaugenblicken nichts angelegener seyn, als den Seinigen ein eidliches Versprechen abzufordern, daß sie die Mörderin nach seinem Tode nicht bei Gericht verklagen sollen.

11. Auch unter den Heiden gibt es Beispiele von Feindesliebe.

Ein heidnischer Philosoph bekam einst von einem rohen Menschen einen Schlag auf den Kopf. Statt aller bittern Gegenrede sprach er bloß: Hätte ich gewußt, daß mir Solches begegnete, so wäre ich mit einem Helm ausgegangen.

Nachdem Phocion, ein berühmter Staatsmann zu Athen, aus Parteihaß zum Tode verurtheilt worden, fragte ihn der Gerichtsdiener, der schon im Begriffe war, ihm den Giftbecher darzureichen, ob er nicht noch einige Aufträge an seinen Sohn hätte. Phocion erwiderte: Ich lasse meinen Sohn ersuchen, daß er an meinen Feinden wegen des an mir verübten Verbrechens nie Rache nehmen soll.

Der römische Kaiser Augustus schenkte einem gewißen Cinna, der ihn meucheln wollte, nicht nur das Leben, sondern bestätigte ihn auch in seinem Amte. Von nun an war aber Cinna der treueste Freund des Augustus.

Perikles wurde einst den ganzen Tag über von einem muthwilligen Menschen geschmähet. Als es Nacht geworden, begleitete er seinen Beleidiger ganz freundlich mit einem Lichte nach Hause.

Dem Lykurgus wurde einstens von einem rohen, jungen Menschen auf öffentlichem Platze ein Auge ausgeschlagen. Das Volk ergriff den Missethäter, um ihn zu tödten. Lycurgus aber erbat sich von der erzürnten Menge den Jüngling, nahm ihn in sein Haus auf, und ließ ihm den sorgfältigsten Unterricht ertheilen. Nach einiger Zeit führte er ihn in die Volksversammlung und sprach: Diesen Jüngling, den ihr mir als Missethäter übergeben habt, stelle ich euch als wohlgesitteten Menschen zurück.

Die Türken strafen jene, welche Feindschaften nicht aufgeben und Beleidigungen nicht verzeihen wollen. Insbesonders zu Ostern dürfen sie es nicht wagen, in ihren Kirchen zum Gebete zu erscheinen, ehe sie sich gegenseitig um Verzeihung gebeten haben. Wer solches unterläßt, verfällt in die Strafe des Bannes.

Ein Indianer verirrte sich einstens auf der Jagd. Hungrig und durstig kam er zu einem englischen Landmann, den er vor seiner Thüre sitzend fand, und bat ihn um ein Stück Brod und Wasser. Allein der hartherzige Engländer schlug ihm Alles ab, schalt ihn einen Hund, einen Elenden, der es gar nicht wagen soll, einen Menschen seiner Art lästig zu fallen. So mußte der Indianer ungelabt von dannen gehen. Einige Monate später verirrte sich auch der Engländer, und sah sich genöthiget, einen Indianer, der ihm eben begegnete, um Hilfe zu bitten. Er bat nur, ihn auf den rechten Weg zu weisen. Der Indianer aber bemerkte, daß es zur Rückreise heute schon zu spät wäre; er soll bei ihm übernachten. Der Engländer nahm nothgedrungen, obschon nicht ohne Mißtrauen, die Einladung an, und folgte dem gefälligen Wilden in seine Hütte. Hier wurde er mit allerlei Erfrischungen bedient, und fand auf einer Thierhaut ein angenehmes Lager. Beim Anbruch des Morgens weckte der Wilde seinen Gast und führte ihn auf den rechten Weg. Beim Abschiede fragte er den Engländer, ob sich dieser nicht erinnern könne, ihn schon einmal gesehen zu haben. Der Gefragte betrachtete nun seinen Führer genauer, und erkannte jetzt in dem so dienstfertigen Wilden denjenigen, welchen er vor einigen Monaten so schnöde von seiner Thüre abgewiesen hatte. Beschämt gestand er seine feindselige Handlungsweise und lud den Wilden ein, mit ihm zu kommen, um das vorige Unrecht gut zu machen. Doch der Wilde lächelte freundlich, wünschte ihm eine glückliche Reise und verschwand in dem Wald. (Schmid's historisch. Katechism.)

12. Die Ungläubigen werden einstens im Gerichte gegen uns auftreten, wenn wir unsere Feinde nicht lieben.

Die heil. Schrift erzählt uns, daß Jakob heimlich aus dem Hause des Laban mit dessen zwei Töchtern und mit Allem, was er sich während seiner Dienstzeit erworben hatte, entwich. Darüber ergrimmte Laban, als er es erfuhr. Daher verband er sich mit einer großen Anzahl von Verwandten und Knechten, und eilte dem Flüchtlinge nach, mit dem Vorhaben, ihm all das Seine zu entreißen, ja ihm selbst das Leben zu nehmen. Am siebenten Tage holte er den Jakob ein. Was that nun Laban? Sein ganzer Grimm war gedämpft, sein ganzer Zorn löste sich in die Worte auf: Warum hast

du also gethan? Nun wärest du wohl in meiner Gewalt; ich könnte dir Böses zufügen: aber ich will es nicht thun? Gen. 31. So sprach Laban. Was hatte denn aber seinen Groll so plötzlich umgewandelt? Er gibt selbst den Grund hievon an. „Gestern sprach der Gott deines Vaters zu mir: Hüte dich, daß du mit Jakob nichts Unfreundliches redest.“ Gen. 31, 29. Wenn denn für einen beleidigten Laban, welcher im gewaltigen Zorne auf Rache sann, ein Wort, welches Gott im Traume zu ihm gesprochen, hinreichte, seine Leidenschaft zu zügeln, seinen Zorn zu besänftigen und ihm die Hände also zu binden, daß er, obschon es in seiner Macht stand, sich zu rächen, er es dennoch nicht that, ja nicht einmal ein hartes Wort gegen den ausstieß, der ihn so sehr beleidiget hatte; welch' eine Schmach für einen Christen, wenn das Wort desselben Gottes, der so deutlich zu ihm spricht, bei ihm weniger vermag! Laban ehrte den Auftrag eines Gottes und befolgte seinen Befehl, welchen er nicht kannte; und du hörst in derselben Angelegenheit nicht auf den Befehl desjenigen Gottes, welchen du über Alles zu ehren vorgibst; nicht auf den Befehl jenes Gottes, der dich so unaussprechlich liebt, da er für dein Heil am Kreuze gestorben ist!

Ein anderes Beispiel der Beschämung. Den Muhamedanern ist es verboten, Wein zu trinken. Wer in ihren Ländern war, weiß, wie sorgfältig sie sich davor hüten. Wie lästig ist nicht dieses Gebot. Dennoch halten es die Türken; und aus welchem Grunde? Weil es ihnen ihr sogenannter Prophet Muhamed befiehlt. Welche Schmach für den Christen, daß der Muhamedaner der Begierde, Wein zu trinken, widersteht, weil es der Koran vorschreibt, weil es Muhamed befiehlt; der Christ dagegen die Begierde, die Feinde zu hassen, nicht unterdrückt, ungeachtet es das Evangelium gebietet, ungeachtet Jesus Christus es befiehlt!

Daß Gott einstens im Gerichte durch das Beispiel der Ungläubigen den Ungehorsam der Christen beschämen wird, ersehen wir deutlich bei dem Propheten Jeremias. Dieser bekam einstens von Gott den Auftrag, er solle die Rechabiten eines Tages in einer Zelle des Tempels bewirthen, und ihnen auch Wein vorsetzen. Diese kamen zwar und aßen, aber vom Wein zu trinken, weigerten sie sich; denn sie sprachen: Wir trinken nicht Wein; Jonadab, der Sohn Rechabs, unser Vater, hat uns geboten und

gesagt: Ihr sollt keinen Wein trinken, noch euere Kinder ewiglich. Jerem. 35, 6. Und nun mußte Jeremias die Obersten der Stadt zusammenrufen und im Auftrage Gottes zu ihnen sagen: Wollet ihr denn keine Zucht annehmen, um meinen Worten zu gehorchen? Ueber die Söhne Rechabs vermochten die Worte Jonadabs so viel, daß, ob sie ihnen gleich etwas verboten, was allen Menschen erlaubt ist, sie dieses doch seit Jahrhunderten immerdar bis auf den heutigen Tag beobachten; und die Söhne Israels, zu denen ich vom frühen Morgen bis zum späten Abende redete und ihnen verbot, was keinem Menschen erlaubt ist; — sie achten nicht auf meine Worte! — Auf gleiche Weise wird Gott die Christen auch bezüglich der Feindesliebe im Gerichte durch das Beispiel der Ungläubigen beschämen, indem er zeigt, daß diese auf das bloße Ansehen der Menschen die schwersten Aufträge gewissenhaft hielten; jene aber, wie in vielen andern Punkten, so insbesonders auch im Gebote der Feindesliebe auf Gottes Befehl nicht achteten.

13. Beweggründe zur Feindesliebe.

Mancherlei Gründe bewegen uns zur Feindesliebe und zwar:

1) Der Wille Gottes. Oft und nachdrücklich hat Gott die Feindesliebe anbefohlen, schon im alten Bunde (cf. oben S. 417 u. flg.), noch mehr im neuen Bunde durch Jesus Christus (cf. oben S. 419 u. flg.). Nun wissen wir, daß es Pflicht des Dieners ist zu gehorchen, wenn der Herr befiehlt. Wir stehen aber Alle im Dienste Gottes; er ist unser aller Herr. Und wie? Wir wollten es wagen, gegen seinen Willen zu thun? Er spricht: Ich sage euch: Liebet euere Feinde! Und wir getrauen uns, seinem Willen zu widerstehen? Gottes Wort ist allmächtig; es hat Himmel und Erde hervorgerufen: nur über unsere Herzen soll es nichts vermögen. Alles gehorcht, wenn Gott spricht: nur der Mensch will widerstehen, Gottes Wort gleichsam zu Schanden machen, und zeigen, daß sein Wort über ihn nichts vermag?

2) Das Beispiel Gottes, insbesonders das Vorbild der zweiten Person in der Gottheit, Jesu Christi. Mehr, als irgend ein Mensch hat Gott Feinde; denn ein Jeder der die Sünde thut, ist eigentlich ein Feind Gottes. Verfolgt aber Gott seine Feinde mit Haß? Er überhäuft sie vielmehr mit seinen Seg-

nungen. Gott könnte leicht bewirken, daß es für die Guten Tag, für die Bösen aber Nacht sei, gleichwie einstens die Israeliten im Lichte wandelten, für die Aegyptier aber Finsterniß war; er könnte den Feldern der Bösen den Regen und Sonnenschein versagen; er könnte die Saaten der Sünder mit Hagel vernichten; er könnte anderes Unheil über ihre Häupter sammeln und zur Strafe über sie kommen lassen. Allein er erträgt seine Feinde mit aller Liebe. Ja er zeigt gegen seine Feinde seine Erbarmungen oft noch im größeren Maaße, als gegen seine Freunde; denn er gehet den Sündern liebevoll auf den Wegen ihrer Verirrungen nach, sucht sie unermüdet auf und trägt die Gefundenen voll Zärtlichkeit in seinen Schafstall zurück, den sie freiwillig verlassen hatten. Wie Gott im Himmel gegen seine Feinde sich höchst liebevoll erweiset, so war er auch auf Erden zu jener Zeit, während welcher er im sterblichen Fleische unter uns wandelte. Niemand wird so gehaßt und verfolgt, als es unserm Herrn und Erlöser widerfuhr. Aber wie benahm sich der Heiland gegen seine Feinde? Er that denen, die ihn haßten, Gutes; er segnete die, welche ihm fluchten. Die Wuth der Feinde Jesu hatte keine Grenzen, sie ruhten nicht, bis sie ihn dem Tode überliefert sahen: aber auch die Liebe Jesu gegen seine Feinde hatte kein Maaß. Er hing bereits in unaussprechlichen Schmerzen am Kreuze, da und war die allgemeine Zielscheibe des Spottes und Hohnes seiner Mörder. Während nun der Mund Aller von den bittersten Lästerungen gegen ihn überfloß, öffnet er seine Lippen, um seinen Feinden Gnade und Barmherzigkeit zu erflehen. Vater, sprach er, verzeihe ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun. Kann sich die Feindesliebe noch deutlicher aussprechen, noch schöner zeigen?

3) Das Beispiel der Heiligen und frommen Diener Gottes überhaupts. Wer immer Gott treu anhing, hat von jeher auch aufrichtige Feindesliebe geübt. Wir haben bereits Beispiele hievon angeführt, sowohl aus dem alten als neuen Bunde.

4) Unsere gleiche Natur mit dem Feinde. Alles Gleichartige fühlt sich gegeneinander angezogen; Abstossung und Feindschaft besteht nur zwischen Ungleichartigem. Nun was steht in näherer Beziehung zu einander, als die Menschen? Gott hat alle nach seinem Ebenbilde erschaffen; er ist unser gemeinschaftlicher Vater, und wir sind seine Kinder. Wie können sich denn aber

Kinder Eines Vaters einander mit Haß vorfolgen? Wir sind alle Brüder zu einander, die einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, sind Kinder Einer Familie und Sprößlinge desselben Elternpaares, des Adam und der Eva. Wie können sich so innig Verbundene gegenseitig anfeinden? Wie zärtlich ist erst das Verhältniß unter Christen! Sie sind Glieder Eines Leibes, von dem Jesus selbst das Haupt ist. Kömmt es wohl jemals vor, daß Glieder ein und desselben Leibes sich gegenseitig verfolgen? Die Gläubigen sollen einig unter sich seyn, wie der Sohn mit dem Vater im Himmel Eines ist. Darum hat Jesus eigens gebetet. Wie innig ist aber nicht das Verhältniß zwischen dem himmlischen Vater und seinem geliebten Sohne! Und wir, die wir ein Bild dieser Vereinigung seyn sollen, wollten uns gegenseitig mit Haß verfolgen?

5) Unser eigener Nutzen. Niemand wird gerne gehaßt, es wünscht vielmehr ein Jeder geliebt zu werden. Dahin zu gelangen gibt es aber kein sichereres Mittel, als die Liebe. Wer einen Jeden liebt, der hat keinen Feind; dem sind vielmehr Alle gut. Dadurch, daß du deinen Nächsten liebst, ziehst du ihn an dich, du vereinigest ihn mit dir; denn die Liebe besteht in Vereinigung. Wie wäre es aber möglich, daß der, welchen du mit dir vereinigest, dir noch Feind seyn könnte? Nein, wo du anfangest, ihn wahrhaft zu lieben, da hört er auf, dein Feind zu seyn, und war er zuvor auch noch so sehr gegen dich erbittert. Wenn du also deinen Feind liebest, so hast du ihn ganz in deiner Gewalt, er muß thun, was du haben willst, und dich wieder lieben. Sieh, wie sehr Jesus Christus für dein Wohl bedacht ist, wenn er dir die Feinde zu lieben befiehlt, und wieviel du dir nützest, wenn du dieses Gebot erfüllst. Du versöhnest dir dadurch deinen Feind, und machst, daß er dich, statt dir noch zu fluchen, segnet; daß er, statt dir noch zu schaden, vielmehr auf deinen Nutzen bedacht ist. Wie viel Unannehmlichkeiten ersparst du dir dadurch, wie viel bittere Uebel entfernst du von dir!

14. Kurze Sprüche (Imperative), sich zur Feindesliebe zu ermuntern.

1) Liebe deinen Feind, damit er auch dich liebe; denn es gibt kein wirksameres Mittel geliebt zu werden, als zu lieben.

2) Liebe deinen Feind; denn wenn du ihn liebst, so liebst du

auch Gott, und wenn er (dein Feind) es nicht um dich verdient hat, daß du ihn liebst, so verdient es Gott um dich, daß du Gott in deinem Feinde liebst.

3) Liebe deinen Feind; denn wenn er dir schadet durch seinen Haß, so schadest du dir noch mehr durch deinen Haß; dein Haß stürzt dich in die Hölle, der seinige aber, wenn du ihn mit Liebe erwiderst, kann dich in den Himmel hinaufheben.

4) Liebe deinen Feind; denn ist er es mit Recht, so mußt du dich bessern; ist er es mit Unrecht, so mußt du ihn bessern.

5) Liebe deinen Feind; denn entweder ist er ein Vollstrecker der göttlichen Gerechtigkeit, deinen Stolz zu züchtigen, oder ein Diener der göttlichen Vorsehung, deine Geduld zu üben und deine Beharrlichkeit zu krönen.

6) Liebe deinen Feind; denn Gott verzeiht demjenigen, der verzeiht, und er verzeiht uns, wenn er uns nur die kleinste Beleidigung vergibt, weit mehr, als wenn wir die größte Unbild vergessen, die uns einer unserer Mitmenschen zugefügt hat.

7) Liebe deinen Feind; denn dadurch, daß er dir übel will, ahmt er den Satan nach; du aber wirst dadurch, daß du ihm Gutes thust, ein Kind Gottes, ja fast wie Gott.

8) Liebe deinen Feind; denn dadurch besiegst du ihn und machest ihn dir zum Freunde.

9) Liebe deinen Feind; denn er ist vielmehr dir Freund als Feind; dein vermeintlicher Freund schmeichelt und liebkoset dir; dein Feind aber tadelt dich, und entdeckt dir deine Fehler. Wovon hast du aber mehr Nutzen?

10) Liebe deinen Feind; denn willst du ihn nicht lieben, weil er dein Feind ist, so mußt du ihn lieben, weil er ein Mensch ist.

11) Liebe deinen Feind; denn entweder ist er mächtiger oder schwächer als du. Ist er mächtiger als du, dann liebe ihn, um deiner zu schonen; ist er schwächer, so liebe ihn, um seiner zu schonen.

15. Mittel zur Beförderung der Feindesliebe.

a) Denke an den Befehl deines Erlösers.: Ich aber sage euch: „Liebet euere Feinde;" — an die glänzende Verheißung, welche er denen macht, die dieses Gebot erfüllen: „Damit ihr Kinder seid eueres Vaters im Himmel, der seine Sonne aufgehen

läßt über Gute und Böse;" — an die Nachtheile, welche die Uebertretung dieser Vorschrift nach sich zieht: „Wenn ihr nur die liebet, die euch lieben, was thut ihr da Großes? Thun dieß nicht auch die Heiden?" Während also die Erfüllung dieses Gebotes bis zum Himmel erhebt und Gott ähnlich macht, steigt man durch Uebertretung desselben bis zu den Ungläubigen hinab, und wird den Heiden gleich. Gedenke aber nicht bloß der Worte, sondern auch des Beispieles deines Erlösers; daher sagt der heil. Augustin: Sieh auf deinen Lehrmeister, auf deinen Herrn und Gott; er sitzt nicht auf dem Lehrstuhl, sondern er hängt am Kreuze, und im Angesichte der Schaar seiner Feinde sagt er: Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Erwäge, wo er dieses thut; am Kreuze, nicht im Himmel; im Himmel ist er immer mit seinem Vater; am Kreuze aber für dich, o Mensch! Hier stellte er sich Allen zum Beispiel auf; für dich sprach er dieses Wort, und von Allen wollte er gehört werden. Er hätte auch im Stillen für seine Feinde beten können; aber dann hättest du nicht sein Beispiel.

b) Empfange oft die heil. Kommunion. Sie ist ja das Sakrament der Liebe; an diesem Tische muß jeder Haß weichen; wer recht kommunicirt, kann nicht in Feindschaften leben. Er trinkt ja das Blut der Versöhnung, und wie es ihn mit Christus vereiniget, so muß es ihn auch wieder mit seinen Mitmenschen einigen, und zwar ohne Unterschied, ob Freund oder Feind. Daher nennt auch der heil. Thomas von Aquin die Eucharistie das Sakrament der Vereinigung.

c) Erwäge, daß das Verzeihen die edelste Rache ist. Durch Nichts wird der Feind mehr gedemüthiget, als wenn man ihm verzeiht. Wer sich an seinem Gegner rächt, der besiegt ihn nicht. Dieß zeigt sich schon dadurch, weil er neuerdings auf Rache sinnt und jede Gelegenheit dazu benützt. Er hat also das Schwert gleichsam noch in der Hand, und gibt den empfangenen Schlag wieder zurück. So lange aber der Feind noch kämpft, ist er nicht besiegt, sondern erst dann, wenn er seine Waffen streckt. Nur durch Verzeihen zwingst du deinen Gegner dazu, weil du machst, daß er nicht weiter sich rächt, sondern sich beschämt fühlt, und sich dir versöhnt. Sieh, dieß ist der edelste und größte Sieg; denn du hast deinen Feind vernichtet, weil er dir nicht mehr Feind ist,

sondern ein Freund geworden ist. Daher sagt der heil. Franziskus von Assis: „Willst du deinen Gegner besiegen, so schone seiner."

d) Unterdrücke deinen Zorn. Die meisten Feindschaften entstehen aus gegenseitigen Beleidigungen. Es begegnet Einem von seinem Nächsten eine Unbild, man erwidert sie; und nun ist der Haß und die Feindschaft schon da. Wirst du daher beleidiget, so beleidige nicht wieder, und du ersparst dir viele Feindschaften. Halte deinen Zorn zurück, und er wird verrauchen. Nur noch einige Stunden überwinde dich; nur noch heute unterdrücke das Wort der Beleidigung. Du bist ja auch sonst im Zahlen nicht so eifrig. Andere Schulden lassest du lange Zeit unbezahlt. Warum muß denn die Unbild sogleich wieder zurückgegeben werden? Wenn du es über dich gewinnest, daß du heute deinen Zorn zurückhältst, so wird er bis morgen gewiß selbst vergehen; du wirst morgen deinen Nächsten nicht mehr beleidigen, und dir so die Unannehmlichkeit einer Feindschaft ersparen.

e) Wäge parteilos das dir widerfahrne Unrecht ab. Die größten Feindschaften entstehen oft aus Kleinigkeiten, die bloß dadurch eine gewisse Wichtigkeit erhalten, weil Keiner dem Andern nachgeben will. Darum erwäge wenigstens, ehe du den wichtigen Schritt zu Feindschaften wagst, ob das, was dich dazu antreibt, auch wirklich verdient, so übel empfunden zu werden; prüfe, ob es auch eine Beleidigung bleibt, wenn du es dem Urtheile der unbefangenen Vernunft unterwirfst, und alle Vorurtheile bei Seite setzest; frage dich insbesonders, ob der ganze Streit, in welchen du dich einlassen willst, etwa gar nur Kinderei und Lächerlichkeit ist, das dich dem Spotte und der Verachtung aller billig Denkenden aussetzen würde.

f) Setze dich an die Stelle deines Beleidigers. Denn nichts schwächt den Widerwillen gegen ihn mehr, nichts macht dich geneigter, ihm zu verzeihen, nichts schlägt den Verdacht, der Andere habe boshaft gehandelt, sicherer nieder, als wenn du dich in seine ganze Lage hineindenkst, und dich frägst, wie du an seiner Stelle, mit seinen Fähigkeiten, Neigungen und in seinen Verhältnißen gehandelt hättest. Je tiefer du in seine Gemüthsverfassung eindringst, je mehr du dir seine Denkweise aneignest, desto einleuchtender wird es dir werden, daß sein Benehmen gegen dich ganz

natürlich ist. Du wirst finden, daß du an seinem Platze dasselbe gethan hättest, vielleicht noch hitziger zu Werke gegangen wärest. Dieß Alles wird aber mächtig auf deinen Widerwillen einwirken, deinen Zorn mindern, ja ihn oft ganz entfernen.

16. Wie sehr der Mensch, der das Gebot der Feindesliebe nicht hält, Gott beleidiget.

Jesus Christus spricht: Ich sage euch: Liebet euere Feinde. Wer spricht hier? Es ist das Wort des allmächtigen Gottes. Wie wunderbar hat sich dieses Wort von jeher erwiesen! Vor Erschaffung der Welt war nichts. Plötzlich trat dieses Weltgebäude in das Daseyn. Und wer hat es erschaffen? Jenes: „Ich sage" in unserer Schriftstelle; denn Gott sprach, und es ist geworden. Der Himmel war noch nicht; aber der Herr sprach: Es werde der Himmel, und er war. Die Erde war nicht; aber Gott sprach: Es werde die Erde, und sie war. Alles war mit Finsterniß bedeckt; aber Gott sprach: Es werde Licht, — und es war Licht. — Dieses Wort, allmächtig in allen seinen Beziehungen, sollte nun über uns nichts vermögen? Nachdem es Alles gewirkt hat, was es wollte, im Himmel und auf Erden, sollte es bei uns seine Grenze gefunden haben, und hier nichts mehr ausrichten? Dieses Wort, welches Alles aus dem Nichts in das Daseyn gerufen hat, sollte, nachdem es uns das Daseyn geschenkt, nicht mehr im Stande seyn, uns so geeigenschaftet zu machen, wie es will, um uns die Feindesliebe einzuflößen? Da wäre ja das Geschöpf bereits mächtiger geworden, als der Schöpfer selbst ist. Das Geschöpf würde es darauf absehen, der Macht des Schöpfers Grenzen zu setzen, und aller Welt zu zeigen, daß es der Gewalt seines Herrn entwachsen sei. Welche Beleidigung für Gott, welch ein Spott auf ihn! Er ist in seiner Wesenheit angegriffen, weil in seiner Größe und Allmacht verletzt.

Sehet, was die Geschöpfe thaten, nachdem ihnen Gott das Daseyn gegeben. Ein bloßes Wort des Herrn genügte, daß sie thaten, was er wollte. Gott sprach zur Erde, sie sollte Gras hervorbringen. In diesem Augenblicke kleideten sich die Berge, die Thäler, die Felder in herrliches Grün; es wuchsen Kräuter und Pflanzen, es sproßten Blumen, erhoben sich Bäume mit ihrem Gezweige, bedeckt mit Blättern und Früchten. Gott sprach zum

Wasser, es solle Fische und anderes in den Wassern lebendes Gethier hervorbringen. Und das Wasser wimmelte von Fischen und Seeungeheuern. Auf gleiche Weise gehorchten Luft und Erde und brachten die mannigfaltigsten Thiere hervor, das eine Vögel, und das andere die Landthiere. Wenn nun die leblose Natur allenthalben dem Worte Gottes folgt, welche Verachtung des Allerhöchsten ist es, wenn nur der Mensch, den doch Gott so sehr bevorzugt und zum Könige der Schöpfung gemacht hat, seinem Willen sich entzieht und seinem Befehl trotzt?

17. Nichts macht uns Gott ähnlicher als die Feindesliebe.

Die größte Ehre des Menschen besteht darin, daß er ein Kind Gottes ist; denn wenn man sich schon geehrt fühlt, von einem vornehmen Herrn an Kindes Statt angenommen zu werden, um wie viel größer ist nicht die Ehre, ein Kind Gottes zu seyn? Nichts schreibt der heil. Gregorius kömmt der Ehre gleich, daß Gott den Menschen sein Kind nennt, und der Mensch zu Gott Vater sagen darf. Was nun zu dieser Ehre verhilft, ist vorzüglich die Feindesliebe. Jesus Christus selbst bezeugt es, wenn er saget: Liebet euere Feinde, daß ihr Kinder euers Vaters im Himmel seid. Matth. 5, 45. Eben deßwegen werden auch nur die Friedfertigen Kinder Gottes genannt, Matth. 5, 9., d. h. jene, die Zank und Streit meiden, keinen Haß kennen, und nur in der Liebe leben. Dieß sind wahre Kinder Gottes. Hingegen wer mit einem seiner Mitmenschen in Haß und Feindschaft lebt, ist von der Zahl der Kinder Gottes ausgeschlossen. Denn schön sagt Papst Leo: Qui non fuerit in charitate fratrum, non habebitur apud summum Patrem in numero filiorum. Dieß darf uns nicht wundern; denn Gott ist die Liebe. Wer also nicht in der Liebe bleibt, bleibt auch nicht in Gott, und kann sonach nicht sein Kind seyn.

Zwischen Gott und den Menschen, die Gottes Kinder seyn wollen, muß eine Aehnlichkeit stattfinden, wie ja auf Erden zwischen Vater und Kindern Aehnlichkeit herrscht. Nun können wir aber Gott nicht in seiner Allmacht, in seiner Weisheit und in seinen übrigen Eigenschaften ähnlich seyn; dazu sind wir zu schwach und armselig. Nur in der Liebe können wir ihm nachahmen, und am meisten

in der Feindesliebe; denn vergeben wir unsern Feinden und erweisen wir ihnen statt der Beleidigungen, welche sie uns angethan, Wohlthaten, so handeln wir so recht wie Gott, sind gleichsam ein Gott auf Erden: zeigen also unsere Aehnlichkeit mit Gott im schönsten Lichte, und beweisen dadurch auch unsere Kindschaft Gottes; denn es wird offenkundig, daß uns dieselbe edle Gesinnung belebt, wie sie unser Vater im Himmel hat.

Schon die erleuchteten Heiden erkannten, daß der Mensch durch Nichts Gott ähnlicher wird, als durch Erbarmen und Liebe. Als daher der römische Kaiser Markus Antoninus angegangen wurde, er solle an seinem Feinde Avidius Cassius, der sich zum Gegenkaiser aufgeworfen hatte, Rache nehmen, gab Antoninus zur Antwort: Dieß thue ich nicht, ich verzeihe ihm vielmehr; denn ein Kaiser kann nichts Göttlicheres thun, als Milde üben; dieß macht ihn zum Gott auf Erden. Zu solch erhabener Würde steigt jeder Christ empor, der wahre Feindesliebe übt. Und in diesem Sinne sagt der heil. Chrysologus: Wohlan, o Christ! sei barmherzig und verzeihe die dir zugefügten Unbilden, damit du die Spuren der Gottähnlichkeit an dir nicht vertilgest.

Christus selbst hat sich nicht minder durch seine Liebe gegen seine Feinde, als durch seine Wunder und außerordentlichen Thaten als Sohn Gottes erwiesen. Daher ruft Tertullian voll Staunen über die Juden aus, die vom Heilande ein Zeichen zum Beweise seiner göttlichen Sendung verlangten: O ihr Thoren, ihr wollt von ihm ein Zeichen haben; aber ist euch denn seine himmlische Geduld und Milde nicht Zeichen genug? An seiner Liebe hättet ihr ihn als Sohn Gottes erkennen sollen; denn eine solche Liebe hat noch kein Mensch geübt. Gerade daran erkannte auch der rechte Schächer Jesum als Sohn Gottes. Die Juden hatten vom Heilande verlangt, er solle vom Kreuze herabsteigen, und dadurch sich als Sohn Gottes erweisen; er lieferte aber diesen Beweis auf eine viel vorzüglichere Weise, indem er am Kreuze hängen blieb und für seine Kreuziger die Barmherzigkeit des Himmels anrief. Dieß öffnete dem rechten Schächer die Augen; dieß machte ihn zum Anhänger und Schüler Jesu. Jenes: „Vater verzeihe ihnen," bemerkt ein heiliger Kirchenlehrer, machte den Schächer gläubig, und überzeugte ihn, daß Jesus der Sohn Gottes sei; denn eine Liebe, wie sie der Heiland noch

am Kreuze gegen seine Feinde übte, ist nur einem Gotte möglich. Auf gleiche Weise legen auch wir an den Tag, daß in uns etwas Göttliches wohne, ja der Geist Gottes selbst in uns sei, und wir also Kinder Gottes seien, wenn wir wahre Feindesliebe üben.

18. In wie ferne die Feindesliebe Gott ähnlich macht.

Es kommt vielleicht wunderbar heraus, wenn ich sage, daß Gott Feinde habe. Und doch ist es so, auch Gott hat Feinde, und wir Alle können diese werden, und sind es in der That, sobald die Sünde uns befleckt; denn die Sünde ist der Grundpfeiler, worauf der Fürst der Finsterniß seinen Thron gebauet; das Reich der Finsterniß ist aber dem Lichtreiche, ist dem Reiche Gottes entgegen, bekämpft dieses und würde, wäre es je möglich, es auch zerstören. Wer die Sünde liebt, der steht im Dienste der Hölle und sucht mit ihren Waffen das Reich Gottes zu bekämpfen. Was einst Lucifer mit seinem Anhange gethan, dessen unterfängt sich in höherm oder niederm Maaße auch der Sünder; wie jene gegen Gott sich aufgelehnt, so empört sich auch dieser wider ihn; wie jene gegen Gott kämpften, so erhebt auch er seine frevelhaften Hände zu diesem ungleichen Kampfe; wie jene das Reich der Gnade zu zerstören bemüht waren, so rüttelt auch er an den Säulen dieses heil. Tempels, und er bedauert nur, die Kraft eines Simson nicht zu besitzen, um sie wirklich auch zerbrechen zu können. Die Sünde ist also eine Empörung, folglich der Sünder ein Empörer gegen Gott, und wie ein Unterthan, der gegen seinen Fürsten sich empört, dessen Feind ist, so wird auch der Sünder ein Feind Gottes. Gott hat also auch seine Feinde; die, welche die Sünde thun, sind sie, und er hat viele Feinde, denn wie groß ist nicht die Zahl der Sünder? Er hat die Blitze in seiner Hand, nur ein Wink, und sie zünden; es stehen ihm die Elemente zu Gebote, nur ein Hauch und der Sünder ist nicht mehr; auf tausenderlei Wegen könnte Gott den Sünder verderben; aber geschieht es? Nein, er läßt das Unkraut unter dem Waizen fortwuchern, und erlaubt seinen Knechten nicht, daß sie es ausjäten und in Büschel binden und verbrennen; und wenn auch hie und da sein Strafarm niederfällt, thut er es nicht aus Rache, sondern aus Liebe, nicht um zu verderben, sondern um vom Verderben zu retten; denn der liebe Vater im Himmel will

nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Gott thut also auch seinen Feinden Gutes, und wie viel Gutes! Leben und Gesundheit, Speise und Trank, Kleidung und Wohnung und alle Güter, die wir besitzen, erhält nicht bloß der Fromme, auch der Bösewicht empfängt sie von seiner segenspendenden Hand. Oder habt ihr schon einmal gehört, daß der Himmel seinen Regen nur über die Aecker der Frommen ausgieße, oder auch nur im kärglichern Maaße die Felder der Sünder befeuchte? Habt ihr schon einmal gesehen, daß nur über die Fluren jener die Sonne ihr Licht und ihre Wärme herabsendet, und nicht auch die Felder dieser damit befruchtet? Sehet also, Gott thut auch seinen Feinden wohl. Gott liebt so recht eigentlich auch diejenigen, die ihn nicht lieben, die ihn vielmehr haßen. Wenn wir nun in dieselben Fußstapfen treten, wenn auch wir denen Gutes thun, die uns Böses zufügen, und die lieben, welche uns mit Haß verfolgen: sind wir da nicht wahrhafte Ebenbilder Gottes? Handeln wir nicht wie Gott? Sind wir nicht ein Gott auf Erden?

19. Nichts fördert mehr in der Vollkommenheit als die Feindesliebe.

Jesus Christus sagt: Die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes. Wer also das Gebot der Liebe erfüllet, der thut Alles, was Gott von ihm haben will; er ist ein vollkommener Christ. Gilt dieß schon von der Liebe überhaupts, so noch mehr von der Feindesliebe. Wer diese übt, der übt sich zugleich fast in allen übrigen Tugenden; denn er ist friedfertig und sanftmüthig; er ist demüthig und geduldig, er verläugnet sich selbst, er ist opferwillig und dienstfertig. Kurz die Feindesliebe enthält fast alle übrigen Tugenden; daher wird sie mit Recht für ein Zeichen großer Vollkommenheit gehalten. Der geistreiche Scupuli erklärt die Feindesliebe geradezu als den sichersten und kürzesten Weg zur Vollkommenheit; denn er sagt: Willst du die Vollkommenheit ohne großen Aufwand und in kurzer Zeit erlangen, so strebe dahin, daß du pünktlich Alles erfüllest, was Christus durch das Gebot der Feindesliebe befiehlt: liebe deine Feinde, thu ihnen Gutes und bete für sie, und zwar mit so großer Herzlichkeit, daß du, gleichsam deiner selbst vergessend, dein ganzes Herz ihrer Liebe erschließest und für sie bittest. Hinsichtlich

des Guten, das du ihnen erweisest, ist das Wohl der Seele das Erste: sei daher sorgsam, daß du ihnen nie Anlaß gebest, ihre Seele deinetwegen zu verletzen, sondern bezeuge ihnen durch Geberden, Worte und Werke, daß du sie liebest, achtest und immer bereit bist, ihnen zu dienen. In Hinsicht des zeitlichen Gutes wird die Klugheit und ein richtiges Urtheil über die Eigenheiten deiner Feinde, deines Standes und der Gelegenheiten dich hinreichend belehren, was zu thun ist. Beobachtest du dieß, so wirst du bald inne werden, daß die Tugend und der Frieden in reichlichem Maße in dein Herz einkehren.

Ein anderer nicht minder berühmte ascetische Schriftsteller, Saint-Jüre, aber sagt: So wie die Feindesliebe eine so ausgezeichnete Sache ist, daß die Liebe zum Nächsten nicht weiter gehen kann, ja die Blume und wesentliche Auszeichnung der Nächstenliebe ist, so ist die Feindesliebe auch das gewisseste Zeichen des wahren und guten Christen. Sie ist ein Heldenmuth, von dem sich die Natur nichts zueignen kann, der ganz der übernatürlichen Gnade zuzuschreiben ist, weßwegen ihm das größte Verdienst anhängt. Während in die Liebe der Freunde sich so leicht die natürliche Neigung einschleicht, ist letztere weit von dieser Gefahr entfernt und ist rein das Werk der Gnade, ein Werk, das man nur bei zarten Seelen antrifft, die von der Liebe zu Gott ganz entflammt sind.

20. Die Feindesliebe ist ein sicheres Unterpfand der ewigen Seligkeit.

Wer die Feindesliebe nach der Vorschrift Christi übt, hat sichere Hoffnung auf Erlangung der ewigen Seligkeit. Ein Solcher hat gleichsam den Schlüssel zum Himmelsthrone in seiner Hand, und darf nicht zweifeln, daß er einmal an jener Pforte keinen Einlaß findet. Die Feindesliebe öffnet den Himmel. Dieß zeigt sich auch in der Martergeschichte des heil. Stephanus. Von ihm stehet geschrieben, daß er kurz vor seinem Tode den Himmel offen sah. Wann war aber dieses? Damals, als er mit lauter Stimme schrie: Herr! rechne ihnen dieses nicht zur Sünde an. Das Gebet für seine Feinde hat dem Stephanus den Himmel aufgeschlossen, sagt der heil. Augustin. Derselbe Kirchenvater bemerkt: Hier zeigt es sich, daß nur die Gewaltthätigen das Himmelreich an sich reißen;

denn welch eine Gewalt wird erfordert, daß der Mensch seinen Feind liebt! Die Feindesliebe war jene gewaltige Waffe, womit sich Stephanus den Himmel erstürmte. Nachdem er für seine Mörder gebetet hatte, war aller Widerstand gebrochen; der Himmel war erstürmt, und bereit, ihn aufzunehmen. Daher sah er ihn jetzt auch offen, und zu seiner Aufnahme bereit; denn gleich nach diesem Gebete heißt es, daß er in dem Herrn entschlief.

Wir dürfen uns gar nicht wundern, daß die Feindesliebe in Erlangung der ewigen Seligkeit so wirksam ist. Der Himmel ist ja für Worte der Liebe feil. Haben nun die Liebeswerke überhaupt schon die Verheißung auf die ewige Belohnung: um wie vielmehr, wenn sie dem Feinde erwiesen werden? Auch heißt es von der Liebe, daß sie die Menge der Sünden bedeckt. Dieß läßt sich noch in höherem Grade von der thätigen Feindesliebe sagen. Jesus Christus sagt ja selbst: Verzeihet, damit auch euch verziehen werde. Luk. 6, 37. Dadurch, daß wir unserem Feinde verzeihen, ihm also wieder gut sind und ihn lieben, erwerben wir uns gleichsam ein Recht zur eigenen Verzeihung. Daher sagt der heil. Chrysologus: Mensch, ob du Verzeihung deiner Sünden erlangen sollst oder nicht, das steht ganz in deiner Macht; verzeihe du, und es wird auch dir verziehen; vergiß du die zugefügten Unbilden, und Gott denkt auch deiner gegen ihn begangenen Sünden nicht mehr.

Die Feindesliebe ist wie ein geheimnißvolles Wasser, das die Seele reiniget vom Schmutz der Sünde; es ist ein heilsames Feuer, das den Rost der Unvollkommenheit hinwegfrißt. Es ist kein Wunder, daß sie deiner sinnlichen Natur widerstrebt. Auch die Anwendung des Feuers ist ja gegen deine sinnliche Natur, weil dir sein Gebrauch an deinem Leibe Schmerz verursacht; aber dennoch bedient sich der Arzt manchmal desselben; er brennt deine Wunden aus, um sie zu heilen. So frißt auch die Feindesliebe das Gott Mißfällige von deiner Seele hinweg.

Sieh, wie viel Hoffnung dir die Feindesliebe zur Erlangung der ewigen Seligkeit macht! Wenn du dich mit deinem Feinde versöhnst, ist auch Gott mit dir versöhnt; sein Zorn ist von dir genommen, du bist ein Kind der Gnade: wie solltest du also nicht selig werden? Dieß, sagt der heil. Chrysologus, bedenke, wenn es dir schwer wird, den Feind zu lieben. Erinnere dich, daß du dich

dadurch selbst liebest. Sich selbst zu lieben, wird aber doch Niemanden schwer fallen.

21. Nur wer verzeiht, ist von Gott zu großen Dingen berufen.

Die Nachgibigkeit und Versöhnlichkeit wird zwar von den Menschen oft als Feigheit und Schwäche bezeichnet; aber anders bei Gott. Solche sind vor ihm die Starken und Mächtigen, darum beruft er sie auch zu großen Dingen. Laßt uns diese Wahrheit an einem geschichtlichen Ereignisse nachweisen. Der König Saul spähte im Gebirge nach David, ihm das Leben zu nehmen. Da gerieth er in eine Höhle, in welcher David mit einigen seiner Getreuen versteckt war. David widerstand der Versuchung, sich an seinem Feinde zu rächen, trotz die Gelegenheit dazu so günstig war, und auch seine Freunde ihn dazu überreden wollten. Kaum hatte sich Saul von der Großmuth des David überzeugt, so rief er aus: Nun weiß ich gewiß, mein Sohn David, daß du über Israel herrschen wirst. „Scio, quod certissime regnaturus sis.“ 1. Kön. 24, 21. Woher schöpfte Saul diese Gewißheit? Aus dem edelmüthigen Betragen des David gegen ihn. Er dachte, und sagte es auch, eine That, wie David sie an ihm geübt, könne nur Gott würdig lohnen, und er könne ihm nichts Geringeres als die höchste Herrschaft, den Thron, geben. Saul erkannte, daß Gott von seinem rachesüchtigen Haupte die Krone nehmen und sie dem versöhnlichen David geben werde. Sieh, der welcher sich rächte, ist gedemüthiget worden; der aber, welcher die Rachgefühle unterdrückte, wurde groß gemacht.

Richten wir unsere Aufmerksamkeit auf ein anderes Ereigniß. Nach dem Gebrauche der Patriarchen, wie es auch noch heutigen Tages gehalten wird, gebührt das Recht der Herrschaft dem Erstgebornen; dennoch ertheilte der sterbende Jakob diesen Segen seinem vierten Sohne, dem Judas. Daß er Ruben, dem Erstgebornen, diesen Segen nicht gegeben, mag einleuchten: dieser hatte sich durch Blutschande solcher Würde verlustig gemacht. Aber Jakob übergeht auch seinen zweiten und dritten Sohn, den Simeon und Levi, und überträgt die Krone und das Szepter dem Viertgebornen, dem Judas. Warum werden doch Simeon und Levi zurückgesetzt? Ihr wißt, diese beiden waren es, die, um die Schmach zu rächen,

welche ihrer Schwester durch den Fürsten Sichem geworden, ihn und alle Sichemiter mordeten, und ihre Stadt zerstörten. So hartherzige und rachsüchtige Männer, wie sie, waren, und mochte die Veranlassung dazu auch noch so gerecht seyn, nicht würdig, die höchste Herrschaft über Andere zu erhalten, und darum übertrug sie Jakob dem Judas.

So werden die Rachesüchtigen, die dem Feinde nicht vergeben wollen, allenthalben gedemüthiget; die Versöhnlichen aber erhebt Gott, und macht sie groß.

22. Ohne vorhergegangene Versöhnung mit dem Feinde nimmt Gott kein Opfer von uns an, und können wir namentlich auch der heiligen Messe nicht mit Nutzen beiwohnen.

Ohne vorhergegangene Aussöhnung hat das größte Opfer vor Gott keinen Werth. Dieses spricht Jesus Christus klar aus, wenn er sagt: „Willst du dein Opfer schon auf den Altar legen, und erinnerst du dich da, dein Bruder habe etwas gegen dich, so laß dein Opfer dort bei dem Altar zurück, und gehe hin und versöhne dich zuvor mit deinem Bruder."

Das Opfer ist ein Sinnbild des Friedens, und der es darbringt, will mit Gott versöhnt werden und von ihm Verzeihung erlangen. Wie kann aber dein Opfer ein Sinnbild des Friedens seyn, wenn du in Zwietracht lebst? Wie kannst du von Gott Verzeihung erlangen, wenn du sie deinem Nächsten nicht gibst, da doch Gott mit dir ebenso verfährt, wie du deinem Mitmenschen thust? Wie willst du den Zorn Gottes versöhnen, ruft Tertullian aus, da du selbst voll Rache gegen deinen Nächsten bist? Wie willst du den Frieden erlangen, da du ihn deinem Mitbruder nicht gibst? Wer kein versöhnliches Herz hat, der kann nicht bloß kein Gott wohlgefälliges Werk ausüben, kein angenehmes Gebet verrichten, kein vollgiltiges Opfer darbringen, er soll es nicht einmal wagen, in das Haus des Friedens, in den Tempel des Herrn, einzutreten. Was soll ich aber jetzt von uns sagen, in welchen Worten soll ich über unsere Verblendung seufzen? Wir haben das Herz voll Rache und Feindschaft, und in einem solchen Zustande kommen wir an die heilige Stätte, um dem großen Friedensopfer beizuwohnen, welches

täglich auf unsern Altären geschlachtet wird. Ja unsere Kühnheit geht noch weiter, wir bringen in Vereinigung mit dem Priester nicht bloß dieses geheiligte Opfer mit feindseligem Herzen dar, noch mehr, wir wagen es selbst, vom Sühnopfer zu essen, ohne versöhnt zu seyn. Denn ach, wie oft finden wir uns am Tische des Herrn ein, ohne zuvor uns mit unserm Nächsten ausgesöhnt zu haben! Dadurch vereiteln wir gleichsam die Absicht Jesu Christi, und machen seine Worte zur Lüge. Er hat das Opfer der heiligen Messe als ein Versöhnungsopfer eingesetzt; wir aber machen daraus ein Opfer des Zornes und der Zwietracht. Denn so oft wir mit Zorn und Feindschaft der heiligen Messe beiwohnen, erlangen wir nicht bloß keine Verzeihung, sondern wir häufen uns vielmehr noch ein größeres Maaß des Zornes Gottes. Als der ägyptische Joseph seinen alten Vater zu sich rufen wollte, versöhnte er zuvor seine Brüder. Er gab ihnen daher beim Abschiede noch eigens den Auftrag: Zanket nicht miteinander auf dem Wege. Gens. 45, 24. Der kluge Joseph wußte nämlich, daß sein Vater Jakob in Mitte uneiniger Brüder die Reise nach Aegypten nicht antreten, und nicht zu ihm hätte kommen wollen. Dieß ist vorbildlich; auch der himmlische Vater steigt nicht zu uns herab, so lange wir uns auf Erden mit unsern Brüdern nicht ausgesöhnt haben. Wollen wir also der heiligen Messe mit Nutzen beiwohnen, so müssen wir zuvor allen Zorn und alle Feindseligkeit abgelegt haben. Deßwegen wurde auch in den frühesten Zeiten der Kirche bei der heiligen Messe vor der Kommunion allen Anwesenden der Friedenskuß gegeben, als ein Zeichen der gegenseitigen Liebe. Dieß geschieht noch heutigen Tages bei den Hochämtern; denn unmittelbar vor der heiligen Kommunion umarmen sich die Priester, welche am Altare dienen und rufen sich zu: Der Friede sei mit dir. Rührend ist die Geschichte, welche vom heiligen Johannes, dem Almosengeber, dem Patriarchen von Alexandrien, bekannt ist. Als dieser einmal schon am Altare stund, und die heilige Messe begonnen hatte, erinnerte er sich, daß ein Mann ohne Ursache auf ihn einen Zorn gefaßt habe. Der heilige Patriarch trat von den Stufen des Altars herab, ging zu demjenigen hin, welcher sich für beleidiget hielt, umarmte ihn, und ließ ihn nicht los, bis dieser versprach, nicht mehr zürnen zu wollen. Jetzt erst stieg Johannes zum Altare hinauf, und fuhr im Gebete

des Herrn bei den Worten fort: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Alle Anwesende aber ergriff eine tiefe Rührung, sie schluchzten laut auf, und nach geendigter heiligen Messe ging jeder zu seinem Feinde, und söhnte sich mit ihm unter vielen Thränen aus.

23. Was es heiße, man soll sich mit seinem Gegner (Feinde) auf dem Wege versöhnen.

Wir müssen uns, sagt Jesus Christus, mit unserem Feinde, während wir mit ihm noch auf dem Wege begriffen sind, versöhnen. Was heißt es: Mit seinem Feinde noch auf dem Wege begriffen seyn? Es will sagen: So lange wir noch in diesem Leben wandeln; denn das gegenwärtige Leben ist die Zeit der Versöhnung. Niemand hoffe in der Ewigkeit bei Gott Frieden zu finden, wenn er sich nicht bemüht hat, hier auf Erden mit seinem Nächsten den Frieden zu halten. Aber faß die Worte: „Vergleich dich mit deinem Gegner schleunig unter Wegs" — näher in's Auge. Sie enthalten eine große Wahrheit. So lange du auf Erden lebst, bist du gleichsam immer auf dem Wege, d. h. in die Ewigkeit. Du weißt weder den Tag noch die Stunde deines Todes. Deßwegen darfst du auch die Versöhnung keinen Augenblick verschieben; denn vielleicht hast du schon in der nächsten Stunde den Weg, ich meine das zeitliche Leben, verlassen. Und wehe dir, wenn du ohne vorhergegangene Aussöhnung in der Ewigkeit anlangst! Da wird dich dein Gegner dem Richter überliefern. Denn ungeachtet er selbst im Gerichte stehet, so hat er doch in Bezug auf dich auch das Recht der Anklage. Aber glaube nicht, daß blos jener Mensch, welchen du beleidiget hast, dein Ankläger sei; das verletzte Gewissen, das verachtete Gesetz, ja Gott selbst wird sich wider dich erheben, und dich anklagen. Ich sage Gott selbst; denn weil du deinen Mitmenschen kränktest und dich mit ihm nicht mehr aussöhntest, hast du Gott selbst zum Feinde bekommen; in deinem Bruder ist Gott beleidiget worden. Du hast hiefür sein eigenes Wort: „Was ihr einem der Geringsten aus euerer Mitte gethan, das habt ihr mir gethan." Wie wirst du dich aber gegen einen solchen Ankläger rechtfertigen können? Was wirst du im Gerichte zu deiner Vertheidigung vorbringen, wenn Gott selbst gegen dich mit Klagen sich erhebt? Dein

Gegner wird dich dem Richter überliefern. Dieser Richter ist Jesus Christus; denn ihm hat der Vater alles Gericht übergeben. Dein Erlöser verlangt jetzt von dir den Werth seines vergossenen Blutes zurück. Armseliger Mensch, womit willst du bezahlen? Weil du also deine Schuld nicht abtragen kannst, übergibt dich der Richter dem Gerichtsdiener. Weißt du aber, wer dieser Gerichtsdiener ist? Ich will ihn dir nennen: Der Teufel ist es. Jetzt bist du ganz in den Händen deines grimmigsten Feindes. Was wird der Satan jetzt mit dir anfangen? Ach, Der Teufel nimmt deine arme Seele und wirft sie in das Gefängniß, in den Abgrund der Hölle. Da bist du nun ganz verlassen, Gott selbst will von dir nichts mehr wissen; du kannst nicht mehr zu ihm kommen, und ihm deine Noth klagen; denn es ist zwischen ihm und dir eine unausfüllbare Kluft. Sieh, dahin kömmst du, wenn du es versäumest, und dich mit deinem Feinde nicht noch unter Wegs, d. h. in diesem Leben, versöhnest!

24. Ein Mensch, der in Feindschaft lebt, kann Gott nichts Wohlgefälliges thun.

Bedenket ihr, die ihr in Feindschaften lebet, in welch bedenklichem Zustande ihr euch befindet. Wenn ihr nicht verzeihet, sondern mit euerem Bruder die Feindschaft fortsetzet, so seid ihr ein beständiger Feind eueres Gottes. Ihr könnt in diesem unglückseligen Zustande kein Sakrament empfangen, ohne einen Gottesraub begangen zu haben; alle euere Beichten und Kommunionen sind lauter schreckliche Entheiligungen des Leibes und des Blutes Christi. Alle euere guten Werke, welche ihr verrichtet; Alles, was ihr leidet, alle euere Mühseligkeiten, all euere Krankheiten, euer Almosen, euer Fasten, euere Abtödtungen, Alles ist verloren. Wenn ihr auch all euer Hab und Gut unter die Armen austheilen, wenn ihr die strengste Buße üben, wenn ihr predigen und die Seelen schaarenweise zu Gott führen, wenn ihr Berge versetzen und die größten Wunder wirken würdet, — es würde Alles bezüglich eueres ewigen Lebens zu Nichts dienen, weil euer Herz liebeleer ist, und die Galle der Rachgierde Alles, was ihr Gutes thuet, vergiftet und verbittert. Aber es ist schon unmöglich, daß man mit einem rachesüchtigen Herzen in der Uebung guter Werke verharre. Ich will euch eine merkwürdige Begebenheit in das Gedächtniß zurückrufen.

Zu Antiochien lebten in der ersten Zeit des Christenthums zwei Christen, Sapricius und Nicephorus, welche sehr gute Freunde waren; da entzweite sie eine Kleinigkeit und machte aus den ehemaligen Freunden bittere Feinde. Bald darauf wurde Sapricius des Glaubens wegen in Bande gelegt und zum Tode verurtheilt, und schon wurde er zur Richtstätte abgeführt. Als Nicephorus dieses hörte, ging er seinen ehemaligen Freund aufzusuchen, warf sich vor seine Füße und bat demüthigst für die zugefügte Beleidigung um Verzeihung. Blutzeuge Jesu Christi, sprach der reumüthige Nicephorus, habe Mitleiden mit mir Sünder; ich habe Unrecht gethan, ich habe dich beleidiget; begehre Genugthuung von mir. Allein in Sapricius hatte sich die Rache so festgesetzt, daß er taub blieb gegen die Bitten des Nicephorus, ihn schonungslos von sich stieß, und ihm nicht verzieh. O hartes Herz, o Jünger des Teufels, und nicht Jesu Christi; o Blutzeuge der Hölle, und nicht des Himmels! Wie? du denkst die Krone der Unsterblichkeit zu erlangen, ohne daß du deinem Bruder verzeihest? In der That, meine Theueren, er verlor seine ihm schon bereitete Marterkrone; denn als er auf der Richtstätte ankam und die Henkersknechte und die Marterwerkzeuge sah, entfloh ihm der Muth; Gott hatte ihm die Gnade der Beharrlichkeit entzogen. Er verleugnete den Glauben und opferte den Götzen. Aber Nicephorus erhob jetzt seine Stimme und rief laut hin, daß auch er ein Christ sei, und als solcher den durch des Sapricius Abfall leer gewordenen Martyrerplatz einnehmen wolle. Sogleich ergriff man ihn, band und tödtete ihn, und ihm ward die Himmelskrone zu Theil, welche Sapricius seines feindseligen Herzens, seiner Rachgierde wegen verloren hatte. Sehet, wie die Unversöhnlichkeit und Feindschaft auch die uns schon zugedachte Krone der Herrlichkeit uns wiederum entwindet. Darum leget ab allen Haß, alle Feindschaft. Wenn je Einer aus euch noch einen Groll in seinem Herzen auf seinen Bruder hat, so beseitige er ihn doch eiligst. Söhnet euch aus, gebt euch einander die Hand der Freundschaft, liebet einander aus Liebe zum Herrn. Vergebet eueren Feinden, vergesset Beleidigungen, denket nicht mehr des zugefügten Unrechtes. Ihr könnt sonst nicht einmal das Vaterunser in Wahrheit beten; so oft ihr es betet, würdet ihr euch einer Lüge schuldig machen. „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schul-

digern" — so sagt ihr in der fünften Bitte. Wenn ihr aber nicht vergebet, habt ihr da nicht eine Lüge gesagt? Ja noch mehr, ihr würdet in diesem Falle Gottes Rache gleichsam selbst über euch herabbeten. Verzeihe uns, himmlischer Vater! wie wir verzeihen; mach es mit uns, wie wir es Andern machen. Dieß ist der Sinn der fünften Bitte des Vaterunsers. Nun aber verzeihet ihr nicht, also wird diese Bitte euere eigene Verdammung und heißt: „Wie wir nicht verzeihen, so verzeihe, Vater im Himmel, auch uns nicht." Welch ein Unsinn, welch eine Thorheit! Gott muß euch so viel verzeihen, und ihr wollet Kleinigkeiten nicht vergessen. Sehet zu, daß die göttliche Barmherzigkeit nicht endlich ermüde. Ihr wißt jene Parabel aus dem Evangelium. Ein Knecht hatte entsetzlich viel Schulden; aber auf seine Bitte erließ sie ihm der Herr alle. Bei seinem Hinweggehen begegnete ihm einer seiner Mitknechte, der ihm nur wenig schuldig war. Ohne die geringste Nachsicht verlangte er von ihm schleunigste Bezahlung, ohne auf seine Thränen zu merken oder sein Flehen zu hören. Da dieses dem Herrn hinterbracht wurde, ergrimmte er und sprach in seinem Zorne: Nehmt diesen unbarmherzigen Knecht, und werfet ihn in die äußerste Finsterniß, und lasset ihn nicht heraus, bis er den letzten Heller bezahlt hat; denn Undankbarer, hättest du nicht auch Schonung gegen deinen Mitknecht beweisen sollen, wie ich sie gegen dich hatte? Geliebte, sehet zu, daß es nicht auch euch so gehe! Verzeihet daher, damit auch euch verziehen werde; denn mit welchem Maaße ihr ausmesset, wird euch wieder eingemessen.

25. Wie rühmlich die Versöhnlichkeit und das Verzeihen der Unbilden ist.

Manche meinen, die Feindesliebe, und namentlich das Verzeihen der erlittenen Unbilden, sei das Zeichen einer niederträchtigen Seele. Aber dieses ist ein großer Irrthum. Wäre das Verzeihen eine Schande, so würde sich Gott selbst am meisten mit Schmach bedecken; denn wer verzeiht öfter und mehr, als Gott? Wie läßt sich aber denken, daß Gott, der so eifersüchtig für seine Ehre ist, dasjenige, was schmählich ist, zu seinem Liebesgeschäfte machen würde?

Nein das Verzeihen ist nicht schmählich, sondern vielmehr rühmlich; hingegen die Rache ist ein Zeichen einer kleinlicher Seele.

Denn wer sich rächt, der folgt nur seiner Leidenschaft. Ist es denn aber rühmlich, sich von seinen blinden Leidenschaften leiten zu lassen? Wer sich aber an dem Feinde der Rache enthält, der überwindet seine Leidenschaft; er besiegt sich selbst, und zeigt eben dadurch, daß er Stärke und Kraft besitzt.

Die Rache ist immer ein Zeichen der Schwäche; denn warum rächt man sich, als weil man zu schwach ist, die vom Gegner erlittene Beleidigung zu ertragen? Daher ist man auch um so schneller zur Rache bereit, je schwächer man ist.

Die Rache ist ein Werk der Gewalt und der Rohheit. Und eine solche Handlung sollte rühmlich seyn? Wer sich rächt, wird nicht von der Vernunft geleitet, sondern von seinen sinnlichen Trieben fortgerissen. Und das soll Edelmuth seyn? Durch Ausübung der Rache nähert sich der Mensch der Handlungsweise der unvernünftigen Thiere, die ebenfalls Gewalt mit Gewalt erwidern. Aber ist es denn rühmlich, ein Thier zu werden?

O wann wird die Welt einmal einsehen, daß im Verzeihen und in der Feindesliebe wahre Seelenwürde besteht, daß aber die Ausübung der Rache mit Schwäche und Niederträchtigkeit verbunden sei! Es verräth keinen großen Geist, schreibt Seneka, rachesüchtig zu seyn, sondern eine kleinliche Seele. Dann gibt er folgenden Rath: Entweder ist der Feind mächtiger als du, oder du bist mächtiger als er. Ist er mächtiger als du, so schone deiner; bist aber du mächtiger als er, so schone seiner. Ersteres gebietet dir die Klugheit, und letzteres die Menschlichkeit.

26. Die Feindesliebe ist der größte Edelmuth.

Ihr habt schon oft das schöne Sittensprüchlein gehört:

„Wer seinen Feinden Gutes thut,
Der zeigt den größten Edelmuth."

Wer fühlt die überzeugende Wahrheit dieser Worte nicht? Gutes thun ist überhaupt ein schöner Zug, ist ein Zeichen eines edeln Herzens; aber den Feinden Gutes thun, die lieben, von welchen man gehaßt wird: wie soll ich dieses nennen? Was gibt es noch Schöneres, was Heldenmüthigeres? Vernehmet folgendes Ereigniß. Ein Vater hatte drei Söhne, die er mit dem Bedeuten in die Fremde schickte, daß er bei ihrer Zurückkunft demjenigen ein

herrliches Geschenk machen würde, der die edelste That ausgeübt hätte. Die Söhne gingen in die weite Welt hinaus, und ein jeder suchte sich des verheißenen Geschenkes würdig zu machen. Als sie nach einiger Zeit wieder heimkehrten, hatte ein jeder eine That aufzuweisen, die ihm des Preises nicht unwerth schien. Der Aelteste ging zuerst zum Vater hinein und sprach: Höre, Vater! die edle That deines Sohnes, und sieh, ob sie des Preises würdig sei. Auf meiner Reise führte mich der Zufall in eine ärmliche Bauernshütte. Vater und Mutter lagen krank an einer ansteckenden Seuche darnieder auf hartem Strohlager. Drei halbnackte, von Hunger abgemagerte Kinder saßen um sie her, bald um Brod schreiend, bald vor Frost klagend, bald über die Krankheit der Eltern weinend. Da brach mir das Herz, und vom Mitleiden ergriffen, gab ich den Armen all meine Habschaft, ja ich stund selbst den Eltern in ihrer Krankheit bei, wurde ihr Wärter, und wich nicht von ihrer Seite, bis sie gesund waren. Vor Freude umarmte der Vater seinen guten Sohn. Du hast edel gehandelt, sprach er; im Lebensbuche ist deine That aufgezeichnet. Gott wird sie dir einstens herrlich belohnen. Doch laß auch deine anderen Brüder erzählen. Ich, Vater! sprach der zweite, kam zu einem brennenden Gebäude; wild prasselte das Feuer; das ganze Haus war in Flammen. Daneben stand die Mutter jammernd und Hände ringend und sprach: Ach, mein Kind, mein einziges Kind, so mußt du denn verbrennen, so kann dich Niemand mehr den Flammen entreißen? Ein Edelmann war an ihrer Seite und zeigte hoch in der Luft eine mit Geld gefüllte Börse und rief: Wer das Kind aus den Flammen rettet, dem soll es seyn. Ich warf mich in das Feuer und brachte das Kind glücklich in die Arme der Mutter zurück. Als aber der Graf mir das Geld geben wollte, war ich fort, und nicht mehr zu erfragen. Der staunende Vater fand kaum Worte genug, diese schöne That zu loben. Noch war der dritte der Söhne übrig, und er sprach also: Vater, ich fand wenig Gelegenheit mich des Preises würdig zu machen, und eine Kleinigkeit ist das, was ich gethan, im Verhältniß zu meinen Brüdern. Als ich einmal in meinen Gedanken vertieft so neben dem Rheine unweit seines Falles bei Schaffhausen einherging, sah ich einen jungen Mann in seinem Schifflein am Ufer schlafen; allein das Schifflein machte sich los, und schwamm dem fürchterlichen

Wasserfall zu. Ich dachte, hier eine edle That zu üben, und entschloß mich, den noch immer Schlafenden zu retten. Denn noch einige Minuten, und das Schifflein wäre von dem Wirbel ergriffen und in den Abgrund geschleudert worden. Als ich aber den Schlafenden näher betrachtete, fand ich, daß dieß eben derjenige sei, der mir früher viel Böses zugefügt hatte. Was sollte ich meinen Feind retten? Mag er zu Grunde gehen. So dachte ich anfangs. Aber plötzlich änderte sich meine Gesinnung. Eben weil er mein Feind ist, sagte ich mir, muß ich ihn retten; denn ich will Gutes thun an dem, der mir Uebles gethan. Und so zog ich das Schifflein an das Land und rettete den Schlafenden vom sichern Tode. Da dieß der Vater gehört, vergaß er seine beiden übrigen Söhne und rief aus: Du hast die edelste That ausgeübt; denn wer seinen Feinden Gutes thut, der zeigt den größten Edelmuth. Nimm daher hin den Preis, dir gebührt er.

Ja, den Feinden Gutes thun, ist der größte Edelmuth. Daß man sich des Elendes seiner Brüder erbarmet, und diesen nach Möglichkeit hilft, dazu bewegt jeden Menschenfreund das natürliche Gefühl. Zu solchen Handlungen fühlt man sich hingezogen, und es kostet Widerstand, will man sich ihnen entziehen. Aber dem Feinde Gutes zu thun, dagegen sträubt sich die Natur. Man muß daher seine Sinnlichkeit überwinden, sich selbst gleichsam besiegen und verleugnen. Dazu bedarf es Muth und Kraft. Daher ist die Feindesliebe die herrlichste Großmuth, der schönste Edelmuth.

27. Von den segensreichen Wirkungen der wahren Feindesliebe.

Der heil. Paulus, der zur thätigen Feindesliebe auffordert, und sagt, wie diese geübt werden müsse, gibt auch die segensreiche Wirkung dieser Tugend an; denn nachdem er gesagt: „Wenn deinen Feind hungert, so speise ihn, und wenn ihn dürstet, so tränke ihn," — setzt er hinzu: „Thuest du dieses, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln." Röm. 12, 20. Was will dieser bildliche Ausdruck sagen? Nichts Anderes, als daß man durch thätige Feindesliebe das Herz seiner Gegner erweicht, seinen Sinn ändert und einen andern Menschen aus ihm macht. Der, welcher dich zuvor beleidigte, wird in sich gehen, sich schämen, sich seine üble

Handlung gereuen lassen; er wird geneigt werden, dir wieder Gutes zu thun; der, welcher früher dein Feind war, wird dein Freund werden.

Dieß ist der Sinn der obigen Worte des heil. Paulus. Darum nimmt er sein Bild vom Schmelzen der Metalle her, welche durch eine um sie gelegte und über sie aufgehäufte Gluth erweicht und fließend gemacht werden. Euer Feind und Widersacher, der so hart und böse gegen euch gesinnt ist, will der Apostel sagen, wird der Großmuth euerer Liebe nicht widerstehen können. Euere edle Handlungsweise gegen ihn wird eine Gluth seyn, die ihn ganz umgeben, bis über sein Haupt sich auf ihn häufen und ihn ganz durchdringen wird, so daß er in Liebe und Rührung gegen euch zerfließen muß.

Daß es so geschehe, lehrt die Erfahrung. Versucht es, thut dem, der euch beleidiget hat, wieder Böses: was geschieht? Sein Zorn wird noch mehr ergrimmen. Aber thut ihm Gutes, so oft sich euch eine Gelegenheit dazu darbietet, so wird sein Zorn entwaffnet werden; er wird euer edles Herz bewundern und unwillkührlich sein Betragen mit dem eurigen zusammenhalten, sich beschämt fühlen, vom Hasse ablassen und zur Liebe übergehen. Wollet ihr dieses durch eine Geschichte bestätiget sehen, so erinnert euch an Saul, der den David bis zum Tode verfolgte. Aber David handelte großmüthig an Saul; denn da es in seiner Macht stund, ihm das Leben zu nehmen, erhielt er ihm vielmehr dasselbe. Was war die Wirkung hievon? Saul wurde dadurch gerührt, und brach in die Worte aus: Du bist gerechter, als ich, o David! Du thatest mir Gutes, da ich dir doch Böses wollte. Und Saul, der zuvor den David verfluchte, fing ihn jetzt zu segnen an; denn er sprach: Der Herr vergelte dir Gutes für diesen Tag, und für das, was du an mir gethan hast. 1. Sam. 24. Zwar war des Saul böser Sinn noch nicht völlig gebrochen; aber David fuhr fort, an Saul freundlich zu handeln. Und nun ward Saul endlich ganz besiegt, so daß er mit Rührung ausrief: Ich habe gesündiget; aber komm wieder, mein Sohn David! ich will dir kein Leid mehr thun. Die heilige Schrift setzt auch hinzu, daß nunmehr Saul den David nicht mehr verfolgte. 1. Sam. 26. So sammelte David feurige Kohlen auf das Haupt des Saul; so überwand er das Böse mit Gutem.

Freilich kann man einwenden: Nicht ein jeder Feind läßt sich also überwinden. Es gibt boshafte Menschen, die durch Nichts gerührt werden. Ich will Solches nicht in Abrede stellen; aber diese Fälle sind selten. Gewiß gibt es nur wenige solche Ungeheuer. Gesetzt aber auch, dein Feind sei ein solches Ungeheuer, daß er deine Liebe nur mit neuem Hasse erwidert; — auch dann höre nicht auf, ihn zu lieben und seine Flüche mit Segensgebeten zu erwidern. Du wirst dadurch der höchsten Auszeichnung gewürdiget; du trittst mit Gott in die schönste Aehnlichkeit und ahmst ihn in seiner herrlichsten Eigenschaft, in der Liebe nach. Du trittst in das zärtlichste Verhältniß zu Gott; denn du wirst ein Kind Gottes. Liebet euere Feinde, sagt Jesus, damit ihr Kinder euers Vaters im Himmel seid, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse. Kann es noch einen größeren Vorzug geben, und soll man, um dieser Ehre theilhaftig zu werden, sich nicht gerne überwinden, und seinen Feind lieben?

28. Wie der heil. Chrysostomus zum Aufgeben der Feindschaften und zum Verzeihen ermahnt.

Es sagt Einer: Ich kann nicht verzeihen; denn man hat mich gar zu sehr beleidiget. Aber was thut der? Da eben muß man seine Tugendfestigkeit zeigen. Wenn sie Niemand reizt, sind auch die Thiere sanftmüthig. Auch diese wüthen nicht immer, sondern nur wenn man sie reizt. Was thun wir also mehr, wenn wir nur ruhen, so lange uns Niemand beleidigt? Die Thiere werden oft mit Recht böse, und ihre Wuth läßt sich aus mancherlei Gründen entschuldigen. Sie werden durch Stossen, Kneipen und Stechen aufgebracht; nebstdem sind sie ohne Vernunft, und die Wildheit liegt schon in ihrer Natur. Wie willst aber du, wenn du tobest, und viehisch zürnest, Verzeihung erhalten? Welche Unbild kann dich rechtfertigen? Du bist beraubt worden. Eben darum mußt du es dulden, damit du mehr gewinnest. — Oder man hat dir deine Ehre genommen. Was hernach? Deßwegen bleibst du doch, wer du bist, wenn du weise bist. Geschieht dir aber kein wahres Leid, warum zürnest du über Einen, der dir nichts Böses gethan, ja der dir genützt hat? Ehrenbezeugungen machen den Unachtsamen nur nachläßig; Schimpf und Nachstellung hingegen

macht den auf sich Wachsamen noch stärker. Ein Sorgloser wird durch Ehrenerweisungen mehr beleidigt als durch Beschimpfungen. Jene, die uns beschimpfen, geben uns Stoff zur Tugend. Die aber, welche uns ehren, erheben unsern Stolz, erfüllen uns mit Hochmuth, Ehrsucht, Prahlerei, und erschlaffen die ganze Seele. Die Probe haben wir an den Vätern, welche ihren Söhnen nicht so viel Schönes als Unangenehmes sagen, aus Furcht, die jungen Herzen durch Schmeicheleien zu verderben. Des nämlichen Mittels bedienen sich auch die Lehrmeister bei der Erziehung. Muß es also gehaßt seyn, so sollten wir eher die Schmeichler als Beleidiger hassen. Schmeichelei ist eine Lockspeise, die dem Unachtsamen weit schädlicher ist, als Schimpf; viel leichter ist es, über diesen zu siegen, als über jene. Auch ist der Lohn größer dafür, und die Sache selbst verdient mehr Bewunderung. Denn es ist bewunderungswürdiger, einen Menschen sehen, der beschimpft, und nicht zum Zorne bewegt wird, als einen, der geschlagen wird, und nicht zu Boden fällt.

Wie ist's aber möglich, daß Einer nicht gereizt werde? — Hat dich Einer beschimpft? Mache das Kreuzzeichen auf die Brust. Erinnere dich an alles dort Geschehene, und ausgelöscht ist Alles. Denke nicht blos auf die Beleidigungen; bedenke auch, was dir der Beleidiger vordem Gutes gethan hat: du wirst sogleich sanftmüthig seyn. Vor Allem erinnere dich an die Furcht Gottes, und du wirst augenblicklich mäßiger und gelassener werden.

Wenn uns ein Besessener schlägt, so werden wir nicht allein nicht böse darüber, sondern bedauern ihn auch. So mache auch du es. Bedauere den Beleidiger. Er ist unter den Zähnen eines wüthigen Thieres, er ist besessen von einem fürchterlichen Teufel — dem Zorne. Befreie ihn aus den Händen des quälenden Teufels, sonst geht er bald zu Grunde. Dieses Uebel braucht keine lange Zeit zum gänzlichen Verderben des Menschen, den es befällt. Daher sagt Jemand: der Augenblick des Zornes ist sein Fall (Jes. Sir. 1, 23.), wodurch er seine Tyrannei am besten ausdrückt, weil er, ohne viel Zeit zu brauchen, die schrecklichsten Folgen erzeugt. Wenn aber zu der innern Stärke der Leidenschaft die längere Dauer kömmt, so wird sie unbezwingbar. Ich hätte Lust, euch zu zeigen, wer der Beleidiger, wer der Tugendhaftausdauernde sei. Beider

Seelen möchte ich euch nackt, wie sie sind, vorstellen. Da würdet ihr des Erstern Seele einem stürmischen Meere, des Letzteren seine einem ruhigen Hafen gleichen sehen. Denn diese wird nicht von heftigen Winden empört, sondern sie dämpft dieselben mit leichter Mühe. Des Beleidigers Absicht ist einzig, wehe zu thun. Sieht er keine Hoffnung dazu, so wird er endlich selbst ruhig, und gibt gebessert nach. Denn es ist nicht möglich, daß ein zürnender Mensch sich nicht selber verdammt. Muß man sich auch rächen, so kann das ja ohne Zorn, kann viel leichter und besser, kann ohne unangenehme Empfindung geschehen. Wenn wir nur wollen, so sind wir im Stande, mit Gottes Gnade uns Sicherheit und Ehre zu verschaffen. Denn wozu strebst du nach anderer Achtung? Ehre du dich selbst, und Niemand kann dich entehren. Entehrest aber du dich, so mag dich die ganze Welt ehren, und du bist doch nicht geehrt. So wahr ist es, daß uns Niemand etwas Böses zufügen könne, wenn wir es uns nicht selbst zufügen. Niemand kann uns beschimpfen, wenn wir's nicht selbst thun. Setzen wir, es werde ein edler, rechtschaffener Mann, „Dieb, Gottesräuber, Mörder oder Straßenräuber" genannt; er aber halte sich nicht darüber auf, beschwere sich nicht, sei sich keines von all diesen Verbrechen bewußt, — was steht er dann für eine Schande aus? Ganz und gar keine. Wie aber, wenn Viele ihn dafür ansehen? Auch so wird er nicht beschimpft, sondern jene beschimpfen sich selbst, welche ihn für das halten, was er nicht ist. Denn sage mir, wenn Einer meinte, die Sonne wäre finster, würde er da die Sonne schimpfen oder sich selbst? Offenbar sich selbst; man würde ihn für einen Narren oder Bösewicht ansehen. So geht es auch denen, die gute Menschen böse nennen: sich selbst entehren sie. Daher müssen wir vorzüglich uns dahin bestreben, unser Gewissen zu reinigen, und keinen Anlaß zu einem gegründeten, bösen Verdacht gegen uns zu geben. Wollen aber Andere Narren sein, und uns, wenn wir so beschaffen sind, dennoch verkennen, so müssen wir uns darum nicht sehr kümmern oder härmen. Wer rechtschaffen ist, und für böse gehalten wird, verliert dadurch nichts von seinem innern Werth: er bleibt immer, wer er ist. Jener aber, der ohne hinlänglichen Grund Argwohn auf ihn wirft, ziehet sich selbst den größten Schaden zu. So gewinnt auch der Böse nichts dabei, wenn man ihn für gut ansieht;

vielmehr macht er sein Gericht schwerer, und fällt in größere Sorglosigkeit. Wer böse ist, und dafür gehalten wird, kann endlich gedemüthiget und zur Erkenntniß seiner Sünden gebracht werden. Ist er aber verborgen, so verfällt er in moralische Indolenz. Wenn Lasterhafte kaum zur Buße sich aufschwingen, da sie von Jedermann bezüchtiget werden; wie würden sie zur Besserung aufblicken können, wenn sie nicht nur nicht bezüchtigt, sondern von Einigen noch gelobt würden? Hörest du nicht, wie Paulus dieß den Korinthern vorwirft, weil sie den Hurer seine Sünde nicht erkennen ließen, sondern durch Beifall und Händeklatschen noch zur größeren Bosheit fortstießen. Darum bitte ich, kehren wir uns nicht an der Leute Meinungen, an Ehre und Unehre: Eines nur suchen wir, daß wir uns nichts Böses bewußt seien, und uns nicht selbst beschimpfen.

29. Die Feindesliebe ist das Kennzeichen einer christlichen Seele.

Jede Sache hat ihre Merkmale, die ihr wesentlich zukommen, woran sie erkannt wird, und in deren Ermanglung sie aufhört, dieselbe zu seyn. So hat auch das wahre Christenthum solche Kennzeichen, und eines der wesentlichsten ist die Feindesliebe. Sie ist wie ein Spiegel, in welchem sich jeder Christ beschauen muß, und wessen Bild aus diesem Spiegel dem Hineinschauenden entgegenleuchtet, der ist ein wahrer Christ; wer sich aber in demselben nicht finden kann, also keine Feindesliebe hat, trägt nur einen bedeutungslosen Namen, er läßt sich nennen, was er nicht ist. Liebet einander, spricht der göttliche Heiland, wie ich euch geliebt habe; denn daran, — fährt er fort, daran, daß ihr euch einander liebet, wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid. Hiemit ist es mit klaren Worten ausgesprochen, daß die Liebe das Kennzeichen, das Merkmal des ächten Christen sei. Die Liebe also; aber was für eine Liebe? Eine Liebe, wie sie der Heiland zu uns gehabt, wie er sie zu allen Menschen gehegt, so lange er auf der Welt gewesen. Denn der Befehl unseres Heilandes heißt: „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe", das will sagen, so wie Jesu Christi Liebe zu uns beschaffen war, muß auch unsere Liebe gegen alle Menschen seyn. Nun aber, sagt schon ein ehrwürdiger Kirchenlehrer, ist es

das Maaß der wahren Liebe, kein Maaß zu kennen; es ist der Unterschied der wahren von der falschen Liebe, in Bezug auf die zu liebenden Gegenstände, die gleiche innere Würde besitzen, keinen Unterschied zu machen. So war auch die Liebe Jesu Christi beschaffen. Ohne Maaß, ohne Unterschied erstreckte sie sich auf alle Menschen, und keinen schloß sie aus. Der göttliche Heiland that nicht bloß Gutes denen, die ihm wohlthaten, er liebte nicht bloß seine Freunde; nein, seine Liebe war nicht einseitig, sie war allgemein: auch seine Feinde umfaßte er mit derselben Zärtlichkeit. Ihr wißt, daß Jesus Christus zwölf Jünger gehabt, ihr wißt aber auch, daß unter diesen auch ein Auswürfling gewesen, — ihr kennet seinen Verräther, den Judas Iskarioth. Der göttliche Heiland durchschaute gemäß seiner göttlichen Allwissenheit die geheimsten Falten seines Herzens; er kannte seine schwarze Seele; er wußte, daß dieser es sei, der ihn an das Kreuz bringen werde; — aber er stieß ihn deßwegen nicht von sich, ja er ließ es ihm nicht im Geringsten entgelten, er entzog ihm darüber seine Liebe nicht; Alles, was er that, war nur, daß er ihn liebreich vor diesem Schritte zu warnen suchte. Als der Herr nach Beendigung des letzten Abendmahls seinen Jüngern die Füße wusch, und auch zum Judas kam: was that er, überging er ihn? Machte er es etwa, wie Viele aus euch thun würden; sagte er vielleicht: Diesem kann ich die Füße nicht waschen, unmöglich kann ich meinem ärgsten Feinde einen Liebesdienst erweisen? O wie ganz anders, — auch ihm, auch dem Judas, auch seinem Todfeinde erwies er denselben Liebesdienst. Und als der Bösewicht wirklich die schwarze That vollbracht, als er seinen Herrn und Meister verkauft hatte, und schon die Kriegsknechte zu seiner Gefangennehmung heranführte, — auch da sprach noch die Liebe aus seinem Munde, ungeachtet er doch volle Macht gehabt hätte, diesen Bösewicht vor seinen Füßen zu Staub zu zermalmen. Nicht Ein bitterer Laut trat über seine Lippen, nur dieses Eine sprach der Erlöser: Mit einem Kuß, Judas, verräthst du den Menschensohn! So behandelte der göttliche Heiland seine Feinde, und so behandelte er sie bis zum letzten Athemzuge. Als er schon am Kreuze hing, legte er davon noch eine merkwürdige Probe ab. Unter den bittersten Schmerzen da hängend, überall mit Schimpf und Spott verfolgt, von allen Seiten geschmäht und verachtet,

entfährt dem Lamme nicht Ein Laut des Unmuthes, und wenn er den Mund öffnete, geschah es nur, um die zu segnen, welche seiner fluchten, um für die Schonung zu erflehen, welche auf ihn, wäre es in ihrer Macht gestanden, alle Leiden der Welt wälzen hätten wollen.

Christliche Zuhörer, habt ihr nun einen Begriff davon, wie die Liebe Jesu Christi zu den Menschen beschaffen gewesen? Wohlan denn, so vergesset nicht, daß auch unsere Liebe zu einander ebenso beschaffen seyn muß; daß sie allgemein seyn, und ohne Unterschied die Feinde eben so wohl als die Freunde umfassen müsse, wenn wir ächte Christen seyn wollen. Denn die Liebe ist der Angel, worin sich die christliche Seele bewegt, sie ist ihr Letztes und ihr Erstes, ihr Einziges und ihr Alles; aber sie muß eine wahre Liebe, sie muß ein treues Nachbild ihres erhabenen Vorbildes seyn; sie muß sich zur Liebe Jesu Christi verhalten, wie ein Portrait zu dem Gegenstande, den es darstellt. Denn die Liebe des göttlichen Heilandes ist der Probierstein für nnsere gegenseitige Liebe. Ihr müßt euch lieben, wie ich euch geliebt habe sagt Jesus. Ich liebte ohne Unterschied Feind und Freund; auch euere Liebe muß diese Eigenschaft haben, dann seid ihr meine Anhänger. Wenn ihr, sagt der Heiland bei einer andern Gelegenheit, nur die liebet, welche euch wieder lieben, was thut ihr da Großes? Thun das nicht auch die Heiden? Und hier könnt ihr nun wie im hellen Lichte die Wahrheit schauen, daß euere Liebe, welche sich nicht auch über die Feinde erstreckt, keine christliche Liebe sei, und daß der aufgehört hat, ein Jünger Jesu im vollen Sinne des Wortes zu seyn, dem die Feindesliebe fehlt. Der Heiland selbst spricht ihm den christlichen Charakter ab, und dieses Urtheil ist nicht trüglich. Bloß die Freunde lieben, dieß thun auch die Heiden; der Christ muß mehr thun können, er muß auch die Feinde lieben können.

30. Die Feindesliebe läßt den Menschen, insbesonders den Christen, in seiner schönsten Würde erscheinen.

Die Feindesliebe zeigt von des Menschen hoher Würde im Gegensatze zu allen übrigen Geschöpfen. Alle Geschöpfe, auch die unvernünftigen Thiere, zeigen gegen jenen Theil eine besondere Vorliebe, der ihnen wohlthuet; insbesondere tragen gewisse Thiere eine besondere Anhänglichkeit zu ihren Wohlthätern. Ich könnte euch dieser

Art mehrere Geschichten erzählen, will mich aber nur auf eine beschränken. Ein seinem Herrn entlaufener Sklave sollte, wieder eingefangen, zur Strafe einem Löwen zum Zerreißen vorgeworfen werden. Allein wie erstaunte man, als der so sehr ausgehungerte Löwe den Sklaven nicht nur nicht angriff, sondern ihm selbst seine Wunden ableckte. Als man der wunderbaren Erscheinung nachforschte, ergab sich, daß der Sklave Damokles diesem Löwen einst einen Dorn aus dem Fuße gezogen und ihn dadurch von großen Schmerzen befreit habe. Man schloß nun daraus, der Löwe habe ihn noch erkannt und aus Dankbarkeit ihm nichts zu Leid thun wollen. So seht ihr, wie auch die unvernünftigen Thiere die zu lieben wissen, von denen ihnen Gutes erwiesen worden; daß aber ein Thier auch seines Feindes instinktmäßig geschont habe, davon weiß ich euch kein Beispiel zu nennen. Lassen wir uns nun von denselben natürlichen Gefühlen leiten und thun auch wir Menschen nur denen Gutes, die uns zuvor schon Gutes thaten, so stehen wir wenigstens hier auf einer nicht viel höheren Stufe als die unvernünftigen Thiere; aber wenn wir auch die Feinde zu lieben wissen, dann leuchtet auch in dieser Hinsicht eine herrliche Würde aus unserm Auge.

Die Feindesliebe unterscheidet den Christen wesentlich auch von jedem Anderen seines Gleichen, von allen übrigen Menschen, die keine Christen sind. Die Feindesliebe ist wesentlich dem Christenthume eigen, und weil diese edle Pflanze nur auf christlichem Boden gedeiht, gestattet sie durchaus keine Versetzung in ein fremdes Erdreich. Keine andere Religion, deren es doch so viele gibt, kennt außer der christlichen das Gebot der Feindesliebe, es sei denn, ihr Stifter habe es dieser entlehnt. Einige arabische Stämme scheinen davon eine dunkle Ahnung zu haben. Sie behandeln ihren ärgsten Feind, so lange er ihr Gastfreund ist, d. h. so lange sie ihm Schutz und Hilfe zugesichert haben, mit der größt möglichsten Schonung und Liebe; kaum ist aber diese Zeit abgelaufen, so kennt ihre Rache kein Maaß, keine Grenzen mehr. Ein Europäer tödtete einst den Sohn eines arabischen Häuptlings. Zufälliger Weise suchte er in demselben Hause auch seine Herberge und Aufnahme, und er fand sie. Da nun seine That ruchbar wurde, rächte sich zwar jener an diesem nicht; aber mit dem frühesten Morgen brachte er ihm ein gesatteltes Pferd mit den Worten: Besteige es eilig und

fliehe schnelle, und fliehe weit von hier; denn sobald du außer meinem Gebiete bist, werde ich meinen Knechten befehlen, daß sie den Mord meines Sohnes, wenn sie dich noch finden, rächen sollen. Von einer solchen Beschränkung weiß das Christenthum nichts; zu jeder Zeit und an jedem Orte bleibt sich die wahre, christliche Feindesliebe immer gleich. O wie herrlich ist der Christ im Schmucke dieser Tugend! Wie ein himmlisches Wesen glänzet er, und so recht zeigt er sich als Bürger eines höheren Lebens.

31. Wie bitter es ist, feindselige und rachsüchtige Gefühle zu nähren.

Die Gottlosen, sagt der Prophet, sind wie ein schäumendes Meer, das nie ruhen kann. Is. 57, 20. Dieß gilt insbesondere von jenen, welche feindselige und rachsüchtige Gesinnungen gegen ihren Nächsten unterhalten. Es läßt sich nichts Traurigeres denken, als der Zustand solcher Menschen. Sie haben nie einen Frieden, kommen nie zu einer Ruhe; immer sind sie voll Verdruß und Zorn. Bald ärgern sie sich über das Glück, welches ihrem Feinde zu Theil geworden ist; bald betrübt es sie, daß sie zu schwach sind, sich an ihrem Gegner nach Herzenslust zu rächen und ihn zu verderben. Was ist elender, ruft der heil. Chrysostomus aus, als ein feindselig gesinnter Mensch! Wie ein Rasender nie zur Ruhe gelangt, so auch derjenige nicht, der auf Rache sinnt; immer kocht und tobt es in ihm, und täglich wächst seine Wuth. Es ist eine schreckliche Krankheit um eine feindselige Gesinnung. Und Thomas von Villanova schreibt: O wie quält der Haß den Menschen! Nicht anders, als hätte er ein schreckliches Gift genommen, also schäumt, wüthet und tobt er; ein Solcher ist immer traurig, immer aufgeregt, immer stürmisch. Nichts gibt dem Teufel mehr Gewalt über dich, als der Haß. Lege daher diese Gesinnung ab, und wenn du es nicht thuest, um den Nächsten zu schonen, so thue es aus Liebe zu dir.

Aman haßte den Juden Mardochäus, und dieser Umstand verbitterte so sehr sein Leben, daß aller Glanz und alle Macht ihn nicht mehr erfreute. Im Besitz Alles dessen, ruft er aus, scheine ich mir nichts zu haben, so lange ich den Juden Mardochäus noch vor den königlichen Pforten sehe. Esth. 5, 13. So gehet es gar

Vielen, die dem Haß und der Feindschaft in ihrem Herzen einen Platz gewähren. Alle ihre Freuden und Herrlichkeiten eckeln sie an. Mit Recht sagt daher der heil. Chrysostomus: Gäbe es auch keine Hölle, in welcher rachesüchtige Menschen ewig gequält werden, so sollte man schon wegen der Qualen, die der Haß auf dieser Welt mit sich bringt, alle feindseligen Gesinnungen ablegen.

Wahr ist es, was der Heide Seneka sagt: Diejenigen, welche eine geringe Unbild nicht stillschweigend hinnehmen konnten, haben sich oft durch Rache die ärgsten Uebel auf den Hals geladen. Die Rachsucht hat schon ganze Häuser und Familien zu Grunde gerichtet, und nicht Wenige selbst unter das Henkerbeil gebracht. O wie viel besser wäre es, ruft derselbe Seneka aus, wenn du dem Staate dientest und auf deine häuslichen Geschäfte dächtest, als daß du die Zeit damit verschwendest, wie du deinem Feinde einen Schaden zufügen könnest!

Es gibt nichts Verderblicheres als die Rachsucht. Der Rachsüchtige möchte sich seinen Feind aus dem Wege schaffen. Aber wenn er es auch wirklich dahin bringt: was gewinnt er? Statt des vernichteten Feindes stehen zehn andere gegen ihn auf, und er hat nun statt Eines Feindes zehn; denn alle Freunde des Gefallenen werden jetzt Feinde dessen, der jenen zu Grunde gerichtet hat.

Schließen wir mit den Worten des heil. Chrysologus: Welch ein Uebel ist es um die Rache und Feindschaft! Ein solcher Mensch trägt ein verzehrendes Feuer in seinem Busen mit sich herum; er hat keine Freude mehr, für ihn gibt es keine Erholung. Die Speise schmeckt ihm nicht, der Trank erquickt ihn nicht; er kennt keine Ruhe und keinen Frieden; selbst der Schlaf flieht ihn. Darum verzeihe, o Mensch, damit du dich selbst von der schrecklichsten Qual befreiest, und ein Gift ausspeiest, das über lang oder kurz dich an Leib und Seele tödten wird.

32. Durch Haß und Feindschaft schadet der Mensch sich selbst vielmehr als seinem Gegner.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß du dir durch die Rache, welche du an deinem Gegner nimmst, selbst vielmehr schadest, als deinem Feinde. Daher sagt der heil. Augustin: Ein jeder, der seinen Mitmenschen leiblich verfolgt, verwundet sich zuvor selbst geistig.

Und der heil. Bernardus bedient sich des Vergleiches: Wenn du deinen Nächsten hassest, so bist du ein Unsinniger, der den Scheiterhaufen seines Nachbars anzündet, um sich darin zu verbrennen. Darauf beziehen sich auch die Worte der Schrift: Ihr Schwert durchdringt ihre eigene Seele. Ps. 36, 15. Ja zuvor durchbohrt der Rachsüchtige seine eigene Seele, und dann erst den Leib seines Gegners.

Wie könnte es aber auch anders sein? Wer seinen Bruder haßt, sagt die heilige Schrift, der ist ein Mörder. Kann dich etwas unglücklicher machen, als ein solches Verbrechen? Wer keine Feindesliebe übt, hat auch keine Liebe zu Gott; im Gegentheil, er ist ein Feind Gottes. Ein Solcher hat keine Ansprüche auf die Verdienste Jesu Christi und die uns durch ihn erworbenen Gnadenschätze: er schließt sich selbst vom Heile aus und versperrt sich den Weg zu den Erbarmungen des Himmels. Was läßt sich noch Schrecklicheres denken? Ist demnach der, welcher mit Willen und Absicht gegen seinen Mitmenschen in Haß und Feindschaft verharrt, nicht ein Unsinniger, der in seinen eigenen Eingeweiden wühlt? Was ist denn der geringe Schaden, welchen er dem Andern zufügt, im Verhältniß zu dem ungeheuern Verlust, den er selbst erleidet? Dem Andern kann er im schlimmsten Falle das Leben des Leibes nehmen; er selbst aber tödtet sich der Seele nach; den Andern kann er im schlimmsten Falle von der mit Mühseligkeiten erfüllten Erde hinwegschaffen, er selbst aber stürzt sich in den Abgrund der Hölle hinab; den Andern befreit er vielmehr durch seine That aus einem Gefängniß, sich selbst aber macht er zum Gefangenen des Satans. Wer Rache nimmt, der muß wahrlich mit Lamech ausrufen: Ich habe einen Mann erschlagen mir zur Wunde und einen Jüngling mir zur Beule. Gen. 4, 23. Daher sagt der heil. Chrysostomus, nichts gefährde den Weg des Heiles mehr, und nichts sei trauriger, als der Haß und die Feindschaft gegen den Nächsten.

33. Wie gnädig Gott für unser Wohl gesorgt hat, daß er uns Versöhnlichkeit zur Pflicht macht.

Wenn sich auch Gott nicht das Recht der Rache und die Gewalt, einem Jeden die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, vorbehalten hätte; wenn er auf dieser Welt nicht die statt seiner

aufgesetzte Obrigkeit zur Verwahrerin des Rechtes angeordnet; wenn er Jedermann erlaubt hätte, sich untereinander selbst Genugthuung zu verschaffen und Rache auszuüben: was wäre wohl unser Leben anders als eine öffentliche Straßenräuberei? Wäre nicht Gift, Schwert und Feuer beständig in den Händen der meisten Menschen? Wäre man noch seines Lebens sicher? Dürfte man noch selbst am hellen Tage aus dem Hause gehen? Denn, wo ist der Mensch, welcher nie Feinde hat? Wo ist der, welcher in Wahrheit sagen kann, niemals einen beleidigt zu haben? Es braucht oft nichts, als ein übel gesetztes, ein obschon ohne böse Meinung entwichenes Wort, eine verächtliche Geberde, ein Scherz oder sonst etwas, und die bitterste Feindschaft und der glühendste Wunsch nach Rache ist im Herzen des Beleidigten aufgestiegen. Wäre es nun einem Jeden erlaubt, Selbstrache auszuüben, würde nicht schon längst die halbe Welt als ein Opfer der Rache gefallen sein? Blicket zurück auf jene finstern Jahrhunderte, wo wegen Mangelhaftigkeit der Gesetze und der Handhabung des Rechtes sich jeder selbst Recht zu verschaffen suchte, Zeiten, welche in der Geschichte unter dem Namen des Faustrechts bekannt sind, — wo gab es damals eine Sicherheit des Lebens oder des Eigenthumes? Waren dieses nicht Tage des Jammers und des Elendes; der Ordnungslosigkeit und des Schreckens? Danket also eueres eigenen Wohles wegen dem Herrn, daß er der Leidenschaft und der Wuth rachgieriger Menschen Schranken gesetzt, und durch ein eigenes Gebot die Ausübung der Selbstrache verboten und im Gegentheil die Verzeihung zum Gesetze gemacht hat. Der Haß wäre unsterblich; man würde Schimpf mit Schimpf erwidern; das Feuer der Zwietracht würde von den Häusern auf die Länder, von den Geschlechtern auf die Völker übergehen. Es würde Blut durch alle Gassen und Straßen fließen; es würde die Mutter den Verlust ihrer Erben, es würden die Häuser den Fall ihrer Stützen, die Reiche und Staaten den Tod ihrer Helden, und der ganze Erdkreis den Verlust des Friedens beweinen. Denn es ist eine Erfahrung, die ihr täglich machen könnet, daß die Rache die Beleidigung gewöhnlich übersteigt. Die gereizte Leidenschaft sieht Alles in einem grelleren Lichte, als die ruhig besonnene Vernunft. Erwäget nur nachstehende Beispiele. Assuerus verstieß seine Gemahlin Vasthi nur deßwegen, weil sie sich weigerte bei einem Gastmahle zu

erscheinen, wobei der König ihre Schönheit den Anwesenden zur Schau ausstellen wollte. Aman wollte das ganze Judenvolk in dem Reiche des Assuerus vertilgt wissen, weil ein einziger Jude das Knie vor ihm nicht beugte. Die Söhne Jakobs, denen ihre Schwester Dina war geraubt und gewaltsam entehrt worden, rächten sich nicht bloß an dem Prinzen Sichem, der sich dieses Vergehens gegen sie schuldig gemacht hatte, sondern sie verwüsteten die ganze Stadt Sichem, erschlugen alle männlichen Einwohner, nahmen ihr Vieh hinweg, verheerten Alles, und führten Weiber und Kinder gefangen hinweg. Und ist es heut zu Tage anders? Seid aufmerksam auf das Benehmen der Menschen, so werdet ihr euch leicht überzeugen, daß die Rache gewöhnlich größer ist, als die Beleidigung. Der Beleidiger hätte sich nun selbst wieder über Unbilligkeit zu beklagen, indem man ihm eine größere Unbild hat fühlen lassen, als er dem Andern zugefügt hatte; er wäre also zu einer neuen Beleidigung berechtiget, und das gäbe dem Andern Anlaß zu einer Wiedervergeltung. So ginge es unaufhörlich fort; so wäre des Beleidigens und Rächens kein Ende. Das Dichten und Trachten der Menschen ginge beständig auf Beschädigung, Kränkung und Mißhandlung, auf das Unglück und Verderben Anderer. So gliche das Menschengeschlecht eher einem Haufen wilder Thiere, deren eines auf den Untergang des andern lauerte, als einer Gesellschaft gebildeter Christen, welche in einer Kirche sich vereiniget haben, um in Liebe und Eintracht einander zu erbauen und durch gegenseitige Dienstbarkeit das Leben zu erleichtern und zu verschönern.

Sehet also, wie gut es Gott eingerichtet, daß er uns die Rache verbietet, und Versöhnlichkeit zur Pflicht macht; er ist mit uns verfahren, wie ein liebevoller Vater, der dem Kinde Gift und Schwert nimmt, daß es sich in seinem Unverstande damit nicht verwundet oder gar tödtet.

34. Die Feindesliebe ist keine Unmöglichkeit.

Es ist unmöglich, hört man oft sagen, sich mit dem wieder auszusöhnen, ja ihn mit aufrichtiger Liebe zu umfassen, der sein größter Feind ist, und fort und fort auf neue Rache sinnt. Meine Freunde, hart mag wohl eine solche Aussöhnung seyn, und unserer Neigung mag sie widerstreben, aber daß sie dennoch möglich ist, ja möglich seyn muß, will

ich euch zeigen. Jesus Christus verlangt von seinen Jüngern und Anhängern keine Unmöglichkeit, ja er hat uns kein drückendes, sondern ein sanftes Joch auflegen wollen. Dennoch verlangt er auf das Bestimmteste und Klarste, daß wir unsere Feinde lieben sollen. Den Alten, sind seine Worte, ist gesagt worden, daß man seine Freunde lieben soll, die Feinde könne man hassen; ich aber, fährt er fort, befehle euch, euere Feinde zu lieben, denen Gutes zu thun, die euch Uebles zufügen, und für die zu beten, welche euer fluchen. Matth. 5. Denn wenn ihr nur die liebet, welche euch lieben, was für einen Lohn habt ihr zu erwarten? Thun das nicht auch die Publikaner und Sünder? Und wenn ihr nur euere Brüder und Freunde grüßet, was thut ihr Großes? Thun dieses nicht auch die Heiden und Ungläubigen. Sehet, Jesus Christus gibt die Feindesliebe, das Vergessen und Verzeihen der Beleidigungen, als das vornehmste Merkmal und als das erste Zeichen seiner Jüngerschaft an. Und um noch mehr dazu anzuspornen, verheißet er denen Verzeihung, welche ihren Feinden verzeihen Matth. 18., und droht denen mit einem Gerichte ohne Barmherzigkeit, welche gegen Andere keine Barmherzigkeit ausüben. Daher heißt auch eine Bitte des Vaterunsers: Vergib uns unsere Schulden, so auch wir vergeben unsern Schuldigern. Aus derselben Ursache hat Jesus Christus dem heil. Petrus, der seinen Herrn und Meister gefragt hatte, wie oft man seinem Feinde verzeihen müsse, geantwortet, daß man nicht nur siebenmal, sondern siebenundsiebenzigmal zur Verzeihung bereitet seyn müsse, d. h. so oft, als man nur immer beleidiget würde. Ja Gott will nicht einmal von uns ein gutes Werk annehmen, wenn wir nicht zuvor dem Beleidiger verziehen haben. Wenn ihr euere Gaben, sagt Jesus Christus, dem Herrn darbringen wollet, und wenn ihr euch erinnert, daß euer Bruder etwas wider euch auf dem Herzen hat, so lasset euer Opfer liegen, gehet zuvor hin, euch mit ihm auszusöhnen, und dann kommet und opfert. Jesus Christus verlangt also mit klaren Worten von unserer Seite, daß wir den Feinden und Beleidigern verzeihen, und daraus schließen wir mit Recht, daß es möglich seyn müsse; denn Gott verlangt von dem Menschen nichts Unmögliches; sein Joch ist ja süß und seine Bürde leicht.

Mehr noch muß uns davon Jesu eigenes Beispiel überzeugen. Das ganze Leben des göttlichen Heilandes ist eine beständige Lehre

vom Verzeihen der Unbilden und von Liebe gegen die Feinde. Wie viele Schmach hatte er nicht während seines irdischen Lebens von Seite der Menschen zu erdulden? Wie viele Lästerungen wurden gegen seine anbetungswürdige Person ausgestoßen? Wie viele ehrenrührerische und verläumderische Reden brachte man gegen ihn in Umlauf? Wie viele teuflische Erfindungen dachte man aus, seine Ehre zu kränken? Was haben die Schriftgelehrten, die Pharisäer, ja das ganze Volk nicht angewendet, ihn aus dem Wege zu räumen und auf den Galgen zu bringen? Wer ist demnach so gekränkt, so verläumdet, so beleidiget, von Freunden und Feinden so verfolgt, vom Fuß bis auf den Scheitel des Hauptes so gepeinigt worden, als Jesus Christus, unser Herr und Heiland? Nun, was war die Rache, welche der Sohn Gottes für alle Beleidigungen an seinen Feinden nahm? Sehet, die Kranken heilet er, die Todten erweckt er, das undankbare Judenland verherrlicht er mit seinen Wundern, Allen bietet er Gnade und Barmherzigkeit an, Allen will er den Himmel, die ewige Seligkeit verdienen. Solche Rache übte Jesus Christus an seinen Feinden. O Christ! betrachte deinen göttlichen Heiland; sieh, wie er seinen Jünger, welchen er zum Felsen seiner Kirche eingesetzt, welchen er vor allen übrigen durch Würde und Gewalt ausgezeichnet, den er zu seinem ersten und vorzüglichsten Stellvertreter auf Erden gemacht, — sieh, wie er diesen Petrus, der ihn öffentlich verleugnet und mißkannt hatte, statt aller Rache und Bitterkeit, demuthsvoll und mit inniger Herzlichkeit anblickte, um ihn durch Liebe und Güte von seinem Falle wiederum aufzuheben. Mein Christ, betrachte deinen Heiland, sieh, wie er, der allmächtige Gott, der Herr des Himmels und der Erde, seinen Erzfeind, der ihn schändlich verrathen und zum Tode verkauft, der ihn seinen Feinden ausgeliefert und den grausamen Henkern übergeben hatte, — sieh, wie er diesen gottlosen Jünger, den verruchten Judas, seiner Frevelthat ungeachtet dennoch nicht von sich zurückstieß, nicht zerschmetterte und zu Staub vernichtete, wie es seine Frevelthat verdienet und die Allmacht des göttlichen Heilandes vermocht hätte, sondern sogar von ihm sich noch den verrätherischen Kuß auf die Lippen drücken ließ, und dabei kein anderes Wort redete, als das wehmuthsvolle: Judas, mit einem Kusse verräthst du den Sohn des Menschen! Mein Christ, betrachte deinen göttlichen Heiland, und sieh,

wie er, der mächtige König Himmels und der Erde, am Kreuze angenagelt, unter Schmach und Verspottung in der größten Qual dahängt; wie er bei allen Schmerzen einem geduldigen Lamm ähnlich, seinen Mund zu keiner Klage öffnete; wie er die segnete, welche seiner fluchten, und wie er endlich, nachdem er schon den Kelch der Leiden bis auf die unterste Hefe geleert hatte, und schon im Begriffe war, seine Seele auszuhauchen, noch einmal die letzten Ueberreste seiner Kräfte sammelte und sie dazu anwendete, um für die Verzeihung zu erflehen, welche seine Henkersknechte gewesen und ihn an das Kreuz geschlagen haben. — O Christ, betrachte dieses Alles, und sieh, wie dein göttlicher Heiland seine schon fast erloschenen Augen zum Himmel richtet und mit sterbender Stimme noch um Gnade für seine Feinde betet, und gleichsam die göttliche Gerechtigkeit nöthiget, das schauerliche Laster des Gottesmordes zu vergessen. Hast du dieses Alles betrachtet und gesehen, mein Christ, wirst du dann noch sagen, seinen Feinden zu verzeihen, sei eine Unmöglichkeit? Wirst du nicht gerührt und ergriffen seyn, wirst du nicht trotz des Widerstandes von Seiten des Fleisches mit beiden Händen nach deinem Feinde und Beleidiger greifen, um ihm zu verzeihen, um ihn zu lieben, um ihn zärtlich zu umfangen? In der That, dein Herz müßte Eisen, deine Seele müßte von Erz seyn, du müßtest unempfindlicher und härter als Stein und Marmor seyn, wenn du einem solchen Beispiele widerstehen könntest. Was denkt ihr denn, ihr Rachgierigen, wenn man euch das entgegenhält, was der sterbende Heiland für seine Kreuziger gethan? Mit welchen Gründen könnt ihr euch weigern, euern Brüdern zu verzeihen und euch mit ihnen auszusöhnen? Wollt ihr die schweren Beleidigungen anführen, die euch geschehen sind? Aber seyd ihr denn, wie euer Heiland, ans Kreuz geschlagen worden? Habt ihr von euerm Feinde gelitten, was Jesus Christus erfahren hat? Wo ist denn dann die Dornenkrone, welche man euch auf das Haupt gedrückt; wo sind die Nägel, womit man euch Hände und Füße durchbohrt? Wo ist der Speichel, welchen man euch ins Angesicht geworfen? Wo sind die Qualen, welche man euch angethan? Ach, man hat euch vielleicht ein übles Wort gegeben, oder man hat euch vielleicht die Wahrheit gesagt, hat euch euere Sünden vorgehalten, hat euch euere Ungerechtigkeiten zu Gemüthe geführt; hat euch einen

unerlaubten Gewinn entzogen, hat euch an einer schändlichen Handlung gehindert, und deßwegen habt ihr Feindschaft und wollet euch nicht versöhnen.

Aber ihr sagt vielleicht: Jesus Christus hat als Sohn Gottes seinen Feinden leicht verzeihen können; er fand keinen Widerstand in seinem Fleische. Auf dieses hin wisset, daß Jesus Christus zwar der lebendige Sohn Gottes gewesen, daß er aber auch der wahrhafte Menschensohn, d. h. ein Mensch gewesen ist, und daß er als Mensch alle Leiden gerade so gut, wie wir, empfand und fühlte. Um jedoch davon zu schweigen, und um euch alle Auswege zu versperren, durchblättert die Geschichte und leset, wie haben sich die Bekenner und Martyrer gegen ihre Feinde benommen? Um bei der heil. Schrift zu beginnen, wie ist David von Saul, seinem Schwiegervater, mißhandelt worden? Wie vielmal hat dieser grausame König seinem Eidam nach dem Leben gestrebt? Hat er nicht Kriegsheere auf die Beine gebracht, um den David aufzusuchen und ihn seiner Rache zu opfern? Und wie hat David Rache ausgeübt? David hat den Saul wie seinen Freund geschützt und erhalten; er hat sogar jenen tödten lassen, welcher sich rühmte, den Saul getödtet zu haben; er hat nach dessen Tod für alle seine Kinder gesorgt. Und um die Blicke näher zu ziehen, wie haben die Heiligen des neuen Bundes gegen ihre Feinde sich benommen? Wie ein heil. Stephanus, wie ein heil. Jakobus, wie die Apostel, wie die Martyrer, — wie alle Heilige? Wo sind die, welche Rache begehrt? Wo sind die, welche nicht das Heil und die Bekehrung ihrer Verfolger und Henkersknechte eifrigst verlangt? Und haben wir in den jüngern Zeiten nicht dieselben Beispiele? Der heil. Jos. Gualbertus ist dem Mörder seines Bruders begegnet; schnell warf sich der Unglückliche zu Boden und flehte um Barmherzigkeit und Schonung. Gualbertus war damals noch ein Weltmensch; aber dennoch übte er die edle Tugend der Verzeihung, und wahrlich die Belohnung blieb dafür nicht lange aus; denn alsobald riß er sich los von der Welt, ging in die Einsamkeit und wurde ein Wunder der Heiligkeit. Solche Beispiele ließen sich noch viele anführen, woraus zugleich ersichtlich ist, wie augenscheinlich Gott diese Tugend belohnt.

Aber um dich, der du nicht verzeihen willst, und die Ablegung deiner Rache als Unmöglichkeit ausgibst, noch mehr zu beschämen

und zu überführen, höre wie selbst Heiden im Stande waren, den Sieg über sich zu gewinnen, welchen du dir als Christ unter dem Beistand Gottes nicht zu erringen getrauest. Auch von Heiden haben wir Beispiele, daß sie die größten Unbilden und Ungerechtigkeiten ihren Feinden großmüthig vergeben haben. Wisset, daß ein Gesetzgeber von Lacedämon, Lykurgus ist sein Name, es nimmermehr hat geschehen lassen, daß einer seiner Feinde, welcher ihm im Aufruhr ein Auge aus dem Kopfe geschlagen, vom Volke gestraft würde; wisset, daß ein Sittenrichter des alten Rom, Cato heißt er, nicht im geringsten sich aufgehalten, daß ein Verwegener ihm einen Backenstreich gegeben; wisset, daß ein Weltweiser zu Athen, mit Namen Sokrates, der unschuldig am Gifte sterben mußte, in demselben Augenblicke, wo er den Gifttrank nahm, die Götter um Gnade anrief. Und für wen glaubt ihr? Für diejenigen, welche ihn zum Tode verurtheilt hatten. Wisset auch, daß der Heide Aristoteles die Ausübung der Rache den unvernünftigen Thieren beilegt; wisset ebenfalls, daß ein anderer Heide, Seneka, schon das Wort Rache schändlich und unmenschlich findet.

Könnet ihr von solchen Beispielen hören, ohne gestehen zu müssen, daß die Verzeihung auch der ärgsten Beleidigungen allerdings möglich sei? Oder wie, werdet ihr weder Christen noch Heiden, weder dem Evangelium noch der heidnischen Weltweisheit glauben, und starrköpfig bei euerer Meinung bleiben, dem Feinde zu vergeben sei unmöglich? Aber vielleicht sagt ihr mir entgegen: Diese Letzteren haben nicht der Religion wegen so gehandelt, und die Unbilden verziehen, sondern nur aus Eitelkeit und Ruhmsucht. Ich gebe es zu, und ihr habt Recht; aber eben das verdammt euch, ihr Rachsüchtigen! Denn, wenn jene ganz irdisch gesinnten Menschen, wenn jene Menschen ohne Glaube und Hoffnung in Ansehung eines zeitlichen Nutzens, wegen einer vergänglichen Ehre oder aus Furcht verzeihen und sich der Rache haben enthalten können, — wenn sie aus so schlechten Beweggründen das haben thun können, was euch so beschwerlich fällt: wie, sollet ihr nicht wenigstens dasselbe in Hinsicht auf die Ewigkeit, und um Gott zu gefallen, um euere Seele zu retten und der ewigen Verdammniß zu entgehen, thun können?

35. Wer sagt, die Feindesliebe sei unmöglich, zeugt gegen sich selbst.

Viele derjenigen, welche die Feindesliebe als Unmöglichkeit bezeichnen, halten nichts desto weniger in gar vielen Fällen dieses Gebot; sie nehmen am Feinde nicht nur keine Rache, sie thun ihm vielmehr Gutes und behandeln ihn als ihren größten Freund. Woher dieser Widerspruch? Sagt, wenn das Gebot der Feindesliebe ganz gegen die Natur ist: warum haltet ihr es denn selbst in gewissen Fällen? Wenn es eine Unmöglichkeit ist, warum erkennt ihr denn seine verbindende Kraft wenigstens manchmal an? Wenn die Rache an dem Beleidiger eine Pflicht für den Mann von Ehre ist: warum übt ihr sie denn nicht? Noch mehr: warum küßt ihr denn die Hand, welche ihr lieber abgehauen sehen möchtet? Warum schmeichelt ihr sogar diesen oder jenen mit dem Munde, den ihr im Herzen verabscheuet? Ihr sagt: Der Grund ist einfach dieser: Wir hängen von solchen Leuten ab; eine Widerspenstigkeit würde uns nur schaden. Wenn ihr nun schon des schnöden, niedrigen Gewinnstes wegen der Rache da euch begeben könnet, wo euch das Gegentheil Schaden brächte: sollt ihr nicht vielmehr auch in den übrigen Fällen dasselbe thun, weil es Gott haben will? Denn glaubt ihr nicht, daß euch die Verletzung des Gebotes der Feindesliebe in allen Fällen Schaden verursacht. Ihr möget zwar durch die Rache, die ihr an einem Niedrigen, Schwachen euerer Mitmenschen nehmet, im Zeitlichen keinen Nachtheil erleiden; aber desto mehr schadet ihr euch an der Seele. Wenn nun schon ein zeitlicher Nachtheil euch von der Rache zurückhalten kann, soll es nicht um so mehr ein ewiger Verlust vermögen? Und ein solcher ist mit der Verletzung der Feindesliebe immer verbunden.

36. Feinde zu haben, ist eine so ehrenvolle Unbild, daß sich, wenn man nicht selbst böswillig Ursache dazu gegeben hat, Niemand darüber betrüben soll.

So auffallend dieser Ausspruch klingt, so wahr ist er; denn wißt ihr, warum euch eure Feinde übel wollen? Häufig deßwegen, weil sie euch im Besitze eines Gutes sehen, welches sie selbst gerne hätten. Wer nicht im Besitze irgend eines Gutes ist, dem will

Niemand übel; man bedauert ihn vielmehr. Es ist gewiß, wer keine Güter hat, der hat auch keine Feinde. Ich beweise euch dieses aus der heiligen Geschichte.

Der erste Feind, den es auf Erden gegeben, war Lucifer; er ist der erste Betrüger, indem er die Gestalt einer Schlange angenommen; der erste Lügner, indem er die Eva durch Falschheit zum Fall brachte; der erste Räuber und Mörder, der dem Adam Alles geraubt, was er besaß, selbst das Leben. Warum wollte aber Lucifer dem Adam so übel, der ihm doch nichts Leides gethan hatte? Weil Adam glücklicher war, als er, der verworfene Geist; weil Adam im Besitz der Freundschaft Gottes war, die Lucifer verloren hatte.

Der erste Feind, den es unter Menschen gegeben, war Kain. Warum empfand aber Kain einen so großen Haß gegen Abel, der doch sein Bruder war? Weil Abel das Wohlgefallen Gottes und seine Gnade besaß; Kain aber den Haß Gottes auf sich hatte.

Joseph mußte den Haß seiner Brüder fühlen und sich endlich verkauft sehen. Und aus welchem Grunde geschah dieses? Weil er den Vorzug vor allen hatte, und nicht bloß der Liebling seines Vaters war, sondern von Gott selbst zu großen Dingen berufen war.

Wenn wir alle Feindschaften, allen Haß auf Erden genau untersuchen, so werden sich immer dieselben Ursachen finden: fremde Güter, die man selbst gerne haben möchte, sind der gewöhnliche Beweggrund zum Haß. Weder Saul würde einen David gehaßt haben, wäre er nicht tapferer gewesen; noch hätten die Statthalter einen Daniel angefeindet, würde er nicht weiser, denn sie, gewesen seyn.

Feinde zu haben, ist zwar an und für sich nicht wünschenswerth; allein keine Feinde zu haben, ist vielleicht noch bitterer; denn wer keine Feinde hat, besitzt gewöhnlich auch keine Vorzüge. Tiefe Wahrheit liegt daher in der Rede jenes griechischen Helden, der, einmal gefragt, warum er traurig sei, da ihn doch Alle lieben, zur Antwort gab: Eben das macht mich traurig, daß mich Alle lieben; denn es ist mir ein Beweis, noch keine ruhmvolle That ausgeübt zu haben, weil ich noch keine Feinde habe. Deßwegen betrübe sich Niemand, wenn er merkt, daß er Feinde habe, sondern danke er vielmehr Gott dafür; denn Feinde zu haben, ist ein Beweis, daß man irgend ein Gut oder einen Vorzug an sich habe, den der Andere entbehrt.

37. Was einen trösten soll, wenn er verborgene Feinde hat.

Oft fühlt man die Verfolgungen seiner Feinde, ohne diese selbst zu kennen. Man erfährt, daß man bei seinen Vorgesetzten verschwärzt worden ist, ohne von den bösen Zungen, die Solches gethan, eine Ahnung zu haben; man wird gekränkt, in der Erreichung seines Zieles gehindert, ohne den Urheber dieser Thaten zu wissen. Ja man merkt oft gar wohl, daß man unter jenen selbst, die mit einem unter demselben Dache wohnen, mit einem in gleichem Dienste stehen, Feinde und Verfolger hat, ohne die gehäßigen Personen selbst zu kennen. Dieß thut wehe. Darüber klagt auch nach der heiligen Schrift der König von Syrien. Er rüstete sich auf das trefflichste gegen das israelitische Volk. Aber Alles wurde diesem verrathen, ohne daß der König die Verräther selbst ausfindig machen konnte. Darüber wurde der König bestürzt und rief voll Unmuth aus: Kann mir denn Niemand den Verräther entdecken und den Treulosen namhaft machen? 4. Kön. 6, 11.

Ja, es ist bitter, so aus verborgenem Hinterhalte angegriffen zu werden; es ist ärgerlich und verdrüßlich, Wunden zu empfangen, ohne die Hand zu kennen, die sie geschlagen hat. Doppelt schlimm sind solche geheime Feinde, weil man sich vor ihnen nicht in Acht nehmen kann. Daher seufzet man oft im Schmerzgefühle auf: O wüßte ich nur, wer dieses gethan; kennete ich nur den mir so gehässigen Menschen! Beruhige dich, mein Christ! Es wird der Tag kommen, der jene Nebel zerstreut, unter die sich jetzt deine Feinde verbergen. An jenem Tage, wo der Herr alle Geheimnisse an das Licht bringt, wird er dir auch deine Feinde vorführen. Du wirst sie erkennen dann, jene schlechten Menschen, und sehen ihre ganze Niederträchtigkeit. Und diese Hoffnung soll uns aufrichten in unsern gegenwärtigen Trübsalen. Damit beruhigte Gott nach der heiligen Schrift auch jenen Bischof von Philadelphia. Boshafte Menschen, die der heilige Mann nicht näher kannte, verfolgten ihn und seine Heerde auf das Bitterste. Gott beruhigte ihn aber mit den Worten: Ecce faciam illos, ut veniant et adorent te ante pedes tuos. Apoc. 3, 9. Sieh, ich werde deine Feinde zwingen, daß sie aus ihrer Finsterniß hervorkriechen, und sich vor deinen Augen stellen, und

mit Ehrfurcht werden sie vor dich hintreten, so daß die, welche dich ehedem schmähten, jetzt deine Anbeter sind. Auf gleiche Weise wird es auch mit unseren verborgenen Feinden geschehen. Wir werden sie kennen lernen, jene boshaften Menschen, die oft unser Glück untergraben, von unsern Stellen uns hinterlistig vertreiben; die uns Steine des Anstosses in den Weg legen, und dann über unsern Fall mit höllischer Freude frohlocken. Welche Ehre wird dies nicht für die jetzt Bedrängten seyn, wenn sie die Menge ihrer geheimen Feinde sehen werden, die dann voll Demuth und Bescheidenheit vor ihnen erscheinen! Welche Beschämung aber wird diese Enthüllung nicht für unsere Feinde sein! Aman, jener boshafte Minister am Hofe des Königs Assuerus, dachte schon lange darüber nach, das unschuldige Volk der Juden bei seinem Herrn in Ungnade zu bringen, ja ganz auszurotten. Er suchte es aber geheim zu halten, daß er ein so bitterer Feind der Israeliten sei. Dessenungeachtet wußte die Königin Esther sein ganzes Vorhaben und entdeckte es dem Könige selbst in Gegenwart des Aman, indem sie sagte: „Aman ist der grausamste Feind meines Volkes." Diese Enthüllung seiner Bosheit war für Aman ein Donnerschlag. Er war wie außer sich, die Schmach drückte ihn zu Boden, er konnte das Angesicht des Königs und der Königin nicht länger ertragen. Auf gleiche Weise werden am Tage des Gerichtes unsere geheimen Feinde vor Schmach sich fast erdrückt fühlen, wenn sie vor uns erscheinen müssen, und alle ihre Schlechtigkeiten, die sie gegen uns im Schilde führten, entdeckt sehen.

Es kömmt noch eine zweite Ehre hinzu, die uns vielfältig für die Kränkungen, die wir jetzt von unsern geheimen Feinden erleiden müssen, entschädiget. Wenn wir unsere Feinde kennen gelernt haben, werden wir sie auch richten; wir werden jenen Urtheilsspruch bestätigen, welchen der Weltrichter über sie ergehen läßt; ja wir werden das Gesetz der göttlichen Gerechtigkeit auf sie anwenden, und gleichsam im Auftrage Gottes das Maaß der verdienten Strafe ihnen zumessen. Welche Ehre, welche Auszeichnung!

Darum wollen wir die Kränkungen, die unsere Feinde im Verborgenen uns verursachen, gerne ertragen; wir wollen die Geduld nicht verlieren, gegen Gott nicht klagen, warum er uns also heimsucht: nein, wir wollen uns dessen vielmehr freuen, in der sichern

Zuversicht, daß einmal ein Tag kömmt, der uns reichlich für all dieß entschädiget, und unsere Schmach in Ehre verwandelt.

38. Um wie viel die Feindesliebe verdienstlicher ist, als die Freundesliebe.

Daß man seine Freunde liebt, ist weder etwas Großes, noch besonders Verdienstliches; das natürliche Gefühl zwingt einen dazu: es haben daher auch alle Völker von jeher, waren sie noch so roh und arm an Religionskenntnissen, die Freundesliebe geübt. Durch Jesus Christus wurde aber ein vollkommener Zustand herbeigeführt. Daher begnügte er sich mit dem, was bisher war, nicht mehr, auch in der Liebe nicht. Er verlangte auch die Feindesliebe, und machte diese zum charakteristischen Merkmale seiner Jüngerschaft; denn er sagt nicht bloß: Liebet euere Feinde, — sondern spricht es auch klar aus, daß wer dieses Gebot nicht hält, kein Christ ist, sondern auf der Stufe der Ungläubigen stehen bleibt. Wenn ihr nur euere Brüder grüßet, was thut ihr da Großes? Thun das nicht auch die Heiden? Wer also nur seine Freunde liebt, ist eigentlich noch ein Heide. Darum sagt Tertullian: Wir haben das Gebot, auch die Feinde zu lieben, und das ist ein uns eigenthümlicher Vorzug; denn die Freunde zu lieben ist Sache Aller; die Feindesliebe aber nur Sache der Christen. Wer also nur seine Freunde liebt, der ist noch ein Heide, und was sollte damit für ein Verdienst verbunden seyn? Ja, noch weniger; denn wer nur seine Freunde liebt, thut nicht mehr, als auch die Thiere thun; denn auch diese unvernünftigen Geschöpfe erweisen sich gegen ihre Wohlthäter dankbar: sie lieben also in ihrer Weise ihre Freunde. Daher sagt der heil. Augustin: Daß wir mehr thun als die Heiden und die unvernünftigen Thiere, so laßt uns auch unsere Feinde lieben.

Es ist ein allgemein anerkannter Satz: Je schwieriger die Arbeit, desto größer der Lohn, weil auch das Verdienst um so herrlicher ist. Daher sagen die Alten: Ubi labor operiosior, inde merces major et corona gloriosior. Die Freundesliebe verursacht aber keine besondere Schwierigkeit, da sie ja in der Natur selbst schon liegt; aber um den Feind zu lieben, muß man sich überwinden und verleugnen. Dieses kostet also Anstrengung; da ist die Mühe groß, und darum auch das Verdienst um so größer. Die

Liebe zu den Freunden, sagt der heil. Antonius von Padua, ist an und für sich nicht verdienstlich, sondern wird es erst durch den Beweggrund, aus welchem jemand den Freund liebt. Daher sagt auch der Heiland: Wenn ihr nur die wieder liebet, welche euch lieben, was werdet ihr für einen Lohn empfangen? Die Feindesliebe aber ist immer verdienstlich, und hat Anspruch auf den herrlichsten Lohn.

Wer nicht auch seine Feinde liebt, der erfüllt das Gebot der Liebe in seiner ersten und vorzüglichsten Richtung nicht, in so ferne es sich nämlich auf Gott bezieht. Er hat gar keine Liebe, weil er Gott nicht liebt; seine sogenannte Liebe zu seinen Freunden ist nur ein gewisses sinnliches Gefühl: aber nicht die wahre Liebe, welche die Erfüllung des Gesetzes ist, und auch dann noch bleibt, wenn der Glaube und die Hoffnung aufgehört haben. Ohne Feindesliebe gibt es auch keine Liebe zu Gott. Dieß spricht klar der heil. Johannes aus: Wenn Jemand behauptet, er liebe Gott, haßt aber seinen Nächsten, so lügt er. 1. Joh. 4, 20. Wie sich Feuer und Wasser miteinander nicht vertragen, so kann auch die Liebe zugleich mit dem Haß nicht bestehen. So wie du also anfangst irgend Jemanden zu hassen, so hast du die wahre Liebe und insbesondere die zu Gott schon verloren, den du ja eben in deinen Mitbrüdern lieben sollst.

39. Wenn auch das Gebot der Feindesliebe noch so sehr dem menschlichen Gefühle zu widerstreiten scheint, so sind wir doch schuldig, es zu erfüllen.

Wie ist es möglich, ruft in Manchem der stolze Verstand aus, ich soll den lieben, der mich haßt; soll dem Gutes wünschen, der mir Böses zufügt, so viel er mir immer vermag; soll den ehren, der mich verleumdet; für den beten, der mich verfolgt! Nein! dieß ist nicht möglich. Alles in mir widerspricht: das Gedächtniß stellt die erlittene Beleidigung, ohne sie je zu vergessen, immer vor Augen; der Verstand wiegt die Größe der zugefügten Schmach ab; der Wille verlangt Rache. Die ganze Welt stimmt in den Grundsatz ein: Freund von Freunden und Feind von Feinden zu seyn. Das Gegentheil ist Niederträchtigkeit, Feigheit. Die Natur selbst heißt diese Handlungsweise gut. Es rächen sich nach ihrem natürlichen

Triebe die Thiere auf Erden, es rächen sich die Vögel in der Luft, es rächen sich selbst die Fische im Meere. Wenn die Natur, die doch keine Vernunft hat, keine Unbilden ertragen kann, wie soll der Mensch, ein vernünftiges Geschöpf, das edelste, lebhafteste, gefühlvollste und reizbarste von allen Wesen Haß mit Liebe vergelten?

Auf diese und ähnliche Art mag gar oft der stolze Verstand über das Gebot der Feindesliebe sich verlauten lassen. Allein dennoch sind wir schuldig, es zu erfüllen, aus dem einfachen Grunde, weil es Gott haben will. Was Gott verlangt, muß geschehen, und soll es auch mit der menschlichen Denkweise scheinbar im Widerspruch seyn. Es verhält sich hier wie mit den Glaubenswahrheiten, die der Mensch als Wahrheit annehmen muß, wenn auch seine Vernunft sie nicht einsieht, ja für Unmöglichkeiten hält. So ist eine der größten Schwierigkeiten für die Vernunft das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit. Wir glauben drei göttliche Personen; wir glauben, daß der Vater Gott, der Sohn Gott und der heilige Geist Gott sei. Und dennoch glauben wir nur an Einen Gott. Wie ist dieß möglich? Die Vernunft sagt: Dieß ist unmöglich. Und dennoch glauben wir es, und zwar mit solcher Festigkeit und Gewißheit, daß wir bereit sind dafür selbst unser Leben hinzuopfern. Der einzige Grund unsers Glaubens ist der Wille Gottes. Gerade so verhält es sich auch mit dem heiligen Altarssakramente. Das Gesicht sagt, es sehe Brod; der Geruch, er rieche Brod; der Geschmack, er koste Brod; das Gefühl, es berühre Brod; selbst das Gehör sagt, wenn die heilige Hostie gebrochen wird, es höre Brod brechen. Trotz des Zeugnisses aller unserer Sinne glauben wir dennoch, daß nimmermehr das Wesen von Brod vorhanden ist, sondern daß die ganze Substanz des Brodes in den Leib unsers Herrn verwandelt worden. Warum glauben wir dieses dem zuwider, was wir sehen und empfinden? Weil es Christus, die ewige Wahrheit, also befiehlt. Mit derselben Bereitwilligkeit müssen wir ihn auch hören, wenn er uns die Feinde zu lieben gebietet, soll auch der ganze sinnliche Mensch sich dagegen sträuben; denn Gott verlangt hier vom menschlichen Willen kein größeres Opfer, als vom Verstande, wenn er die ihm unbegreiflichen Glaubenswahrheiten anzunehmen vorschreibt. In letzterem Falle muß der Mensch seinen Verstand dem Worte Gottes unterwerfen, und im erstern soll er es mit seinem Willen thun.

40. Scheingründe, aus welchen man oft das Nichtaufgeben der Feindschaften entschuldigen will.

1) Die Unbild, welche mir zugefügt worden, ist zu groß.

Freund! schau auf deinen Erlöser. Wem ist mehr Schmach angethan worden, als ihm? Hat man dich schon mit Koth und Speichel beworfen? Hat man dir alle Lästerung, die nur immer die Bosheit erfinden kann, nachgesagt? Hat man dich ans Kreuz genagelt und an demselben noch verspottet? Und dennoch hat Jesus seinen Feinden verziehen, ja für sie sogar zu seinem himmlischen Vater um Gnade gefleht. Dir ist viel weniger widerfahren. Nur einen Namen, den du nicht gerne hörst, hat man dir gegeben; ein zweideutiges Wort hat man sich gegen dich erlaubt; einen muthwilligen Scherz mit dir getrieben, der so böse nicht gemeint war, als du ihn aufnahmst; vielleicht hat man dir auch nur die Wahrheit gesagt; dich auf einen Fehler aufmerksam gemacht, an deine Pflicht dich erinnert. Und dadurch fühlst du dich so beleidiget, daß du nicht verzeihen willst. Wäre aber auch die Beleidigung größer, so müßtest du sie dennoch vergeben, weil Gott es verlangt. Sieh, Gott selbst, der höchste Herr und König des Himmels und der Erde, macht keinen Unterschied, er vergibt auch die größten Missethaten. Und du, der du nur Staub bist, willst deinem Mitknechte nicht verzeihen? Du willst, obschon du nur Staub bist, in der Größe der Beleidigung einen Grund finden, die Verzeihung zu versagen, obgleich dir Gott viel schwerere Unbilden verzeihen muß?

2) Mein Beleidiger ist ein wilder Mensch, er ist nicht werth, daß ich ihm verzeihe.

Mag er wie immer beschaffen seyn, so hast du dennoch die Pflicht ihm zu verzeihen. Gott macht keinen Unterschied, er sagt nicht: „Liebet die gutmüthigen Feinde;“ — auch nicht: „Liebet nur die von euern Feinden, die es verdienen, weil sie ihr Unrecht einsehen und bereuen.“ Nein, Jesus Christus kennt keinen solchen Unterschied; denn er gebietet alle Feinde überhaupt zu lieben. Ist daher dein Feind auch ein boshafter Mensch, ist er ein Wildling, ein Auswürfling des menschlichen Geschlechtes, so hat er dennoch auf deine Liebe Anspruch. Verdient gleichwohl er es nicht, daß du ihm verzeihest, so verdient es doch Gott.

3) Räche ich mich nicht, so wird mein Feind immer trotziger werden und mir neue Unbilden zufügen.

Du irrest dich, mein Freund! die Liebe, die man Einem erweiset, ist kein Stachel, der zu neuen Beleidigungen antreibt; im Gegentheil, sie ist ein wohlthätiges Pflaster, welches das Geschwür der feindseligen Gesinnung heilet. Dadurch macht man die Feindschaften unsterblich und den Haß unauslöschlich, weil man jede Beleidigung mit einer Unbild erwidert; denn die nur zu häufig mit reichlichen Zinsen zurückgegebene Kränkung ruft gewöhnlich eine neue hervor. Die Rache nährt das Feuer der Feindschaften, wer aber eine erlittene Unbild stillschweigend hinnimmt und geduldig trägt, beschämt seinen Gegner. Dieser wird in sich gehen, sein Unrecht erkennen und statt auf eine neue Unbild zu denken, vielmehr wegen der ersten Beleidigung um Verzeihung bitten.

4) Was würden denn die Leute sagen, wenn ich mich nicht rächen würde; meine Ehre ginge darüber verloren.

Wann wird doch einmal die Welt ihre Begriffe von Ehre in Ordnung bringen! Wer sich rächt, folgt nur seinen Leidenschaften, wie ein wildes Thier wird er blindlings fortgerissen; wer hingegen die Rachegefühle unterdrückt, läßt von der Vernunft sich leiten und meistert seine Leidenschaften. Sag jetzt selbst, was rühmlich und ehrenvoll ist: die Unterdrückung der Rache oder die Ausübung derselben? Aber selbst davon abgesehen, und gesetzt, deine Ehre würde die Rache verlangen: bist du deßwegen der Pflicht enthoben, das göttliche Gesetz zu erfüllen? Gott hat dich verpflichtet, eher dein Leben zu lassen, als gegen seinen Willen zu handeln: sollst du nicht auch schuldig seyn, dein Ansehen vor den Menschen zu opfern, wenn es die Erfüllung seiner Gebote bedingt? Du sagst, deine Ehre hänge davon ab, daß du dich rächest; es hängt aber auch die Ehre Gottes davon ab, daß du ihm gehorchest. Ist denn deine Ehre mehr als die Ehre Gottes?

5) Ich bin nicht der schuldige Theil; soll nur jener, der zuerst beleidiget hat, auch zuerst an die Versöhnung denken.

Aber so denkt auch dein Gegner; auch er will nicht zuerst beleidiget haben. Ich meine, ihr sollet überhaupt nicht hierüber streiten,

wer zuerst beleidiget hat, sondern dein ganzes Streben soll dahin gehen, daß du dir das Verdienst und die Ehre, in der Versöhnung der Erste gewesen zu seyn, nicht rauben lassest.

6) Ich will meinem Feinde schon verzeihen, aber er muß sein Unrecht zuvor erkennen.

Aber dann ist auf deiner Seite das Verdienst schon viel geringer; jener hat sich die Verzeihung gleichsam erkauft durch die Genugthuung, die er dir leistete. Und wie dann, wenn er sein Unrecht nie erkannte, wolltest du ihm dann auch nie verzeihen? Und ist denn wirklich nur einzig und allein auf seiner Seite das Unrecht? Vielleicht kömmt dir ein weit größerer Theil desselben zu.

7) Ich habe meinem Feinde schon einmal, ja schon einige Mal verziehen; nun kann ich es doch so gleichgiltig nicht mehr nehmen.

Das Evangelium kennt im Verzeihen keine Grenze; es genügt nicht, dem Feinde ein oder das andere Mal zu verzeihen, sondern so oft, als er dich beleidiget, sollst du ihm vergeben. Als einstens Petrus den Herrn fragte, wie oft man dem Gegner verzeihen soll und hinzusetzte: „Etwa sieben Mal?“ — da antwortete ihm Jesus: „Ich sage dir: Nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal“ Matth. 18, 22. d. h. immer, so oft, als er beleidiget hat.

41. Von der thätigen Feindesliebe überhaupts.

Worin die thätige Feindesliebe besteht, drückt der Apostel mit den Worten aus: „Wenn deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn.“ Röm. 12, 20. Der Sinn dieser Stelle gehet aber offenbar weiter, als die Worte. Es ist hier überhaupts geboten, dem Feinde in einer jeden Verlegenheit und Noth zu helfen, in welche er etwa geräth. Eben deßwegen kann man dem Feinde auch immer helfen; denn gebricht es ihm nicht an dem Einen, so fehlt ihm doch das Andere: wir Menschen sind ja immer in einer hilfsbedürftigen Lage. Der Eine ist arm, der Andere krank, ein Dritter traurig, ein Vierter in Zweifel, und viele Andere sind in andern Nöthen. Willst du deine Feindesliebe thätig zeigen, so hilf einem Jeden hierin, worin er am hilfsbedürftigsten ist. Dein Beleidiger ist im Wohlstande; er hat mehr als er bedarf. Würdest du diesem deine Dienste anbieten, so geschähe, daß er sie mit Ver-

achtung zurück wiese. Aber ihm fehlt gar viel Anderes. Sein Inneres ist zerrissen, er ist in sich selbst zerfallen und höchst unzufrieden; er braucht Trost, um wieder zur Ruhe zu gelangen. Tröste ihn also, richte ihn auf mit sanften Worten, und zeige thätige Feindesliebe gegen ihn. Oft ist dein Feind in leiblichen Nöthen; es fehlt ihm, um sich und die Seinigen fortzubringen. Hier hast du den Ausspruch des Apostels buchstäblich zu erfüllen. Speise ihn, wenn er hungert, kleide ihn, wenn er entblößt ist, übe, kurz gesagt, alle leiblichen Werke der Barmherzigkeit an ihm und den Seinigen. Du mußt auch nicht warten, bis er deine Hilfe anspricht; denn er getrauet sich dieses um so weniger zu thun, als er vielleicht weiß, daß er selbst der verletzende Theil gewesen ist. Du sollst ihm also zuvorkommen, und ungebeten ihm helfen. Dadurch wird auch dein Edelmuth um so größer. Aber hilf ihm auch auf gehörige Weise; denn man kann Jemandem wohl thun, und ihn dabei beleidigen, wodurch die an sich gute Handlung allen Werth verliert. Dieß wäre der Fall, wenn die Wohlthat, die du dem Feinde erweisest, mit bittern Vorwürfen, mit harter Vorrückung der von ihm erlittenen Unbild, oder mit Bezeigung einer Freude, daß du deinen Feind jetzt vor dir gedemüthiget siehst, begleitet wäre.

O verdirb dir doch nicht selbst eine an sich so edle That, nimm ihr nicht selbst den Werth und beraub dich nicht thörichter Weise des Verdienstes. Denn wenn du deinem Feinde nur wohlthust, um ihn zu kränken, so ist deine That nichts Anderes, als eine Art von Rache und für deinen Gegner um so schmerzlicher, da sie den Schein einer Wohlthat annimmt, wofür er noch obendrein dankbar seyn soll.

Eben deßwegen, weil die Nöthen der Menschen so verschieden sind, so kann auch ein Jeder an seinem Feinde thätige Nächstenliebe üben. Denn bist du auch nicht reich, um deinen Beleidiger in der Noth mit Geld und Gut zu unterstützen, und bist du auch nicht so beredt, daß du ihn in der Unwissenheit belehren, im Zweifel rechtrathen oder in der Betrübniß trösten könntest, so bleiben dir noch andere Mittel übrig, ihm wohlzuthun. Sieh, du hörst Uebles über deinen Beleidiger reden. Nimm dich seiner an, so gut du es vermagst, und vertheidige seine Ehre: dadurch erweisest du ihm große Dienste. Ein anderes Mal kannst du durch ein Wort einen Schaden von ihm und den Seinigen abwenden; kannst ihn

auf eine Gefahr aufmerksam machen, die ihm drohet. Wie wenig Mühe ist damit verbunden, und welch großen Gefallen hast du deinem Gegner erwiesen!

Es gibt unter vielem Andern besonders noch eine gar wirksame Weise, seinem Feinde Gutes zu thun. Und dieses Mittel hat ein Jeder, auch der Aermste und Schwächste, in seinen Händen. Dieß ist das Gebet. Falte deine Hände, und flehe zu Gott, er möge deinen Feind segnen, der dir flucht; er möge ihm Alles in reichlicher Fülle verleihen, was zu seinem Glücke ersprießlich ist. Bitte Gott, er möge von ihm, ungeachtet er dir selbst alles Verderben auf den Hals wünscht, jedes Unglück abwenden. Bitte auch, daß der Herr sich seiner Seele erbarme, daß er sie erlöse aus den Banden ihrer Sünde, befreie aus der Gefangenschaft der Hölle, und erflehe auf diese Art demjenigen das Himmelreich, der dir selbst die Hölle wünscht. Dieß ist unter allen die kräftigste Art, dem Feinde wohlzuthun; denn ein solches Gebet, das Gott selbst anbefiehlt, erhört er auch am liebsten.

42. Woran die ächte Feindesliebe sich erkennen läßt.

Die ächte Feindesliebe hat unter andern folgende Merkmale:

a) Sie ist gegen den Feind billig, beurtheilt das zugefügte Unrecht nicht zu streng, entschuldiget es vielmehr aus den Umständen, und gibt den Zwischenträgern, die nur zu oft eine muthwillige Freude daran haben, ihre Mitmenschen recht aneinander zu hetzen, kein Gehör. Darum sagt der heilige Geist: Stell deinen Nächsten zur Rede, vielleicht hat er es nicht gesagt,..... man irrt sich oft; glaube nicht einer jeden Rede, Mancher verfehlt sich mit der Zunge, aber nicht aus Vorsatz. Eccl. 19. Und in einer andern Stelle heißt es: Merke nicht auf Alles, was man sagt. Pred. 7, 21.

b) Sie ist sanftmüthig, d. h. mäßiget ihre Empfindlichkeit bei erlittenen Beleidigungen. Denn sie weiß wohl, daß eine sanfte Antwort den Zorn abwendet, eine Rede aber, die schmerzt, ihn noch mehr anregt. Sprüchw. 15, 1. Auch sagt die Schrift: Zürne nicht wider deinen Nächsten wegen einer jeden Beleidigung. Sir. 10, 6. Ein Muster der Sanftmuth gegen seine Feinde ist Jesus Christus, vorzüglich in seinem Benehmen gegen Judas, den Verräther,

gegen Petrus, der ihn dreimal verleugnete; gegen seine Mörder, für die er um Verzeihung zum Himmel flehte.

c) Sie schließt die Schadenfreude aus; sie freuet sich niemals über ein Unglück, das den Feind traf. „Freue dich nicht, wenn dein Feind fällt, und frohlocke nicht über sein Unglück, damit es nicht Jehova mit Mißfallen sehe und seinen Zorn von ihm wende." Sprüchw. 24, 17. — Als dem David der Tod seines Feindes Saul gemeldet wurde, zerriß er aus Schmerz darüber seine Kleider, trauerte, weinte und fastete bis auf den Abend um Saul. Auch ließ David den Mörder des Saul hinrichten. 2. Kön. 1, 1—19.

d) Sie ist gegen den Beleidiger hilfreich und dienstfertig. So befiehlt es Gott schon im alten Bunde: Begegnet dir deines Feindes verirrter Ochs oder Esel, so führe ihm denselben zurück. 2. Mos. 23, 4. Jesus aber sagt: Thuet Gutes denen, die euch hassen. Luk. 6, 27.

e) Sie betet für die Feinde. So betete schon Moses für seine Feinde. 4. Mos. 14, 19. Dasselbe that der Heiland am Kreuze. Luk. 23, 34. Ausdrücklich befiehlt auch Jesus das Gebet für die Feinde: Betet für die, welche euch verfolgen und verleumden. Matth. 5, 44.

f) Sie verschafft sich nie selbst Recht, sondern stellt dieses Gott anheim. Sprich nicht, ich will Böses vergelten, sondern warte auf Jehova, er wird dir Hilfe leisten. Sprüchw. 20, 22. Rächet euch selbst nicht, meine Brüder, sondern überlasset die Bestrafung Gott, nach seinem Ausspruche der Schrift: die Rache ist mein. Röm. 12, 19.

g) Sie ist versöhnlich, d. h. bereit, die gestörte Eintracht mit dem Nächsten wieder herzustellen, und alle Unbilden zu vergessen; denn die Schrift sagt: Verzeihet einander, sowie auch euch Gott um Christi willen verziehen hat. Eph. 4, 32.

43. Eigenschaften der wahren Feindesliebe.

Jesus Christus hat der Hauptsache nach die Eigenschaften der wahren Feindesliebe angegeben, indem er sagte: „Liebet euere Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und verleumden." Die Feindesliebe muß also seyn im Herzen, darum sagt der Heiland: „Liebet euere Feinde." Sie muß sich äußern durch den Mund; denn es heißt: „Betet für die, welche euch verleumden." Sie muß sich zeigen im Werke; denn es ist

gesagt: „Thut Gutes denen, die euch hassen." Du mußt also deinen Feind innerlich mit aufrichtiger Liebe umfassen, und dieß ist wohl das schwerste; denn wer einmal seine Neigung überwunden hat, und innerlich versöhnt ist, der wird es an der äußern Versöhnung nicht mehr lange fehlen lassen. Er hat ein Bedürfniß darnach, sein eigenes Herz drängt ihn dazu. Im Herzen muß der Anfang gemacht werden, aus der Seele muß zuerst der Haß weichen, und die Liebe sich dort festsetzen. Daraus siehest du, daß es noch keine Versöhnung ist, äußerlich mit dem Gegner reden und eine Art von Freundschaft heucheln, innerlich aber noch die Rache nähren. Nein, dieses ist keine Feindesliebe, sondern ein neues Laster, die schändlichste Heuchelei. Und ach, so sind unsere meisten Versöhnungen beschaffen. Man ist äußerlich gut, aber innerlich grollt man; auf der Zunge hat man Süßigkeiten, aber im Herzen kocht das Gift. Glaube nicht, daß du unter solchen Umständen geheilt bist, deine Krankheit ist viel gefährlicher geworden. So lange ein Geschwür äußerlich ist, ist wenig zu befürchten; wenn es aber zurückgehet und nach Innen sich öffnet, ist oft die Gefahr groß. In dieser Lage befindest du dich; deine Feindschaft ist eine innerliche Wunde geworden, im Herzen eitert sie, und weil das Gift nicht ausgeworfen wird, was läßt sich anders hoffen, als daß zuletzt dein ganzer Leib in Fäulniß übergehet und zu Grund gerichtet wird? Wenn innerlich die Aussöhnung begonnen hat, so wird sie sich bald äußern, und zwar zunächst durch den Mund in freundlichen Worten. Es ist nicht genug, daß du sagst: Innerlich bin ich gut, ich habe keine Rache; aber anreden kann ich ihn nicht. Du täuschest dich; welchem du innerlich gut bist, mit dem kannst du auch leicht reden, ja du sprichst um so lieber mit ihm, je werthvoller er dir ist. Wenn du aber mit einem nicht reden willst, woher anders kommt es, als weil du eine Abneigung gegen ihn hast; woher anders, als weil du ihn nicht liebst, sondern noch hassest? Darum ist es nothwendig, daß du ihn auch anredest, ihn grüßest, und dieses selbst dann, wenn auch zu befürchten ist, er werde dir nicht danken, sondern dich vielmehr neuerdings beleidigen; denn Jesus sagt: „Segnet die, welche euch fluchen." Indeß du sagst vielleicht: Wenn jener mich zuerst anspricht, werde auch ich mit ihm reden. Aber sieh, so denkt auch dein Gegner, und indem ihr so, Einer von

dem Andern den Anfang erwartet, bleibet ihr beide um eines Wortes willen in der alten Feindschaft stecken. Ist das nicht lächerlich? Wirst aber in der That du zuerst gegrüßt, so bleibt dir nichts Anderes übrig, als den Gruß zu erwiedern. Was glaubst du aber jetzt Großes gethan zu haben? Welchen Lohn wirst du dafür zu hoffen haben? Machst aber du den Anfang, so hast du deinen Stolz bezwungen, und großen Nutzen aus einer einzigen Rede gezogen. Ach, so meiden wir denn eine lächerliche Gewohnheit, wodurch oft schon viele Freundschaften zerstört, und dagegen viele Feindschaften erregt worden sind! Darum kommen wir Andern zuvor. Es ist uns ja geboten, daß wir uns um des Friedens willen ohne Widerrede schlagen, berauben, ja selbst mit Gewalt fortschleppen lassen sollen: und wie, hier würden wir um eines Grußes, um eines Wortes willen so großen Streit anregen? Aber du sagst: Wenn ich ihn auch anrede, so werde ich keine Antwort erhalten, ja nur geschmäht und neuerdings beleidiget werden. Was wäre es dann? Welchen Nachtheil hättest du erlitten? Du hättest nur das Gebot Gottes erfüllt, weil du den gesegnet, welcher dir fluchte; du hättest nur dein Verdienst vermehrt, und deine Krone noch herrlicher gemacht. Solltest du dich dafür nicht gerne schmähen lassen? Bedenke aber auch, wenn du ihn nicht anredest, so handelst du gegen den Willen Gottes, und beleidigest deinen Herrn. Ist es nun besser schweigen, und dadurch Gott beleidigen, als reden und ein wenig sich lästern lassen, wodurch man sich ewigen Lohn verdient? — Die ächte Feindesliebe bleibt aber auch bei bloßen Worten noch nicht stehen, sie geht in Werke über; denn die Liebe ist thätig. Darum sagt der heil. Johannes: Laßt uns nicht bloß mit der Zunge, sondern mit der That lieben. Wenn du nicht bereit bist, deinem Feinde auch Gutes zu thun, und ihm, ungeachtet er dir Schaden zugefügt hat, zu nützen, so hast du noch nicht die wahre Liebe. Hast du dich auf diese Stufe erschwungen, daß du die Unbilden nicht bloß verzeihest, sondern sie auch noch mit Wohlthaten erwiederst, und für deinen Beleidiger betest, so bist du in der Liebe zur Spitze der Vollkommenheit gelangt; du bist deinem Vater im Himmel ähnlich geworden, der seine Sonne über Gute und Böse aufgehen und über Gerechte und Ungerechte regnen läßt.

44. Von dem nur scheinbaren Aufgeben der Feindschaften.

Gar Manche rühmen sich, ihre Feindschaften aufgegeben und mit ihrem Gegner sich versöhnt zu haben; aber schaut man der Sache näher auf den Grund, so ist Alles nur Schein und Betrug. Aeußerlich hat man zwar ein gewisses gefälliges Benehmen angenommen, man hat die Miene der Freundschaft gegen den Gegner angezogen; aber im Herzen ist noch Groll und Haß. Von Solchen sagt der heilige Geist: Sie reden friedlich mit ihrem Nächsten, haben aber Böses in ihrem Herzen. Ps. 27, 3. Ich gönne ihm alles Gute, — sagt Mancher bezüglich seines ehemaligen Beleidigers. Aber kaum ist er glücklich in seinen Unternehmungen, so steigt Haß und Mißgunst in deinem Herzen auf. Ich will meinem Feinde nichts Böses thun, heißt es ein anderes Mal; aber kaum erfahren wir, daß ihm ein Uebel begegnet ist, so jauchzet darüber unser Herz. Ich mag ihm nicht zu nahe treten, heißt es wieder; aber ich habe ein besonderes Wohlgefallen daran, wenn Andere seine Fehler überall bekannt machen. Ich hasse ihn nicht; doch kann ich es ihm nicht vergessen, was er mir zu Leide gethan hat. Ich vergesse es zwar, so gut ich kann, was er mir zugefügt hat; doch mag ich mit ihm nichts mehr zu thun haben, ich kann ihn nicht mehr vor meinen Augen sehen; treffe ich ihn von ungefähr, so weiche ich ihm aus. — Wenn aber dieses auch nicht der Fall ist, und man mit seinem Feinde in gegenseitigen Umgang tritt und hie und da demselben auch eine Gefälligkeit erweiset, so bleibt doch eine gewisse Steifheit, ein gewisses Mißtrauen zurück. Man gewahrt am ganzen Benehmen nichts von jenem Eifer, jener Aufrichtigkeit und Liebe, welche die gewöhnlichen Zeichen einer Herzensannäherung sind. Jener Kaltsinn, der aus allen Höflichkeitsbezeugungen und selbst allen Gefälligkeiten so deutlich hervorleuchtet, ist ein klarer Beweis, daß jenes Feuer, welches im Herzen vorhin mit Heftigkeit brannte, noch nicht völlig erloschen ist, sondern nur unter der Asche glimmt, um vielleicht bei nächster Gelegenheit heftiger als je auszubrechen.

Oft sind es nur gewisse Umstände, um welcher willen man vom Hasse und der Feindschaft nachläßt. Wir werden durch die

Länge der Zeit gleichgiltiger gegen die Person des Beleidigers und die uns zugefügte Unbild. Ein Zufall bringt uns mit ihm zusammen, der Wohlstand gebietet es, mit ihm zu reden, und da wir auch von seiner Seite gleiche Gelassenheit bemerken, so nähern wir uns gegenseitig, und treten in ein freundliches Benehmen. Dieß geht um so schneller, wenn unser Vortheil mit ins Spiel kömmt, und wir bei unserer sogenannten Aussöhnung gewinnen. Ist aber dieß eine wahre, aus christlichen Beweggründen hervorgegangene Versöhnung? Ist es nicht vielmehr Betrug und Heuchelei?

45. Wie vielfältig die Veranlassungen zu Feindschaften und Zwisten sind.

Christen sollen sich zwar einander lieben, und nach der Vorschrift ihres göttlichen Erlösers keinen Haß, keine Feindschaft kennen. Aber wie oft geschieht das Gegentheil! Bei allem dem muß man sich in Erwägung der vielen Ursachen, welche die Menschen mit Abneigung gegen einander erfüllen und Gelegenheiten zu Zwisten und feindseligen Angriffen geben können, noch fast wundern, daß die Erbitterung nicht noch allgemeiner ist. Schon die Gemüthsarten der Menschen sind so verschieden und einander entgegengesetzt, daß oft Einer den Andern unleidlich findet, wenn er ihn nur anblickt, und daß die geringste Veranlassung hinreicht, solche schon von Natur sich Abstoßende gegen einander zu erbittern. Hiezu kommen die unzählbaren Fälle, wo wir bald mit, bald ohne Vorsatz einander hinderlich werden, die Absicht Anderer vereiteln, ihren Vortheil ihnen hinwegnehmen, sie übertreffen und verdunkeln, und dadurch ihre Eifersucht reizen, ihren Zorn entflammen und sie wider uns in Harnisch bringen. Wie viel vermag hier überdieß oft der bloße Zufall! Durch Kleinigkeiten, die man nicht achtete; durch Veränderungen, die man nicht vorhersehen konnte; durch Umstände, die sich plötzlich ereigneten, — sind die vertrautesten Freunde entzweit und die innigsten Verbindungen aufgelöst worden. Setzt noch hinzu die Verhetzung boshafter Menschen und das Gift verleumderischer Zungen; setzet hinzu die große Gewalt des Mißverständnisses, das uns so oft mit falschem Verdacht blendet und uns selbst Unschuldige feindselig behandeln läßt, — und ihr habt eine überaus reiche Quelle zu Feindseligkeiten bezeichnet. O wie viel, wie

unendlich viel sind im täglichen Leben die Veranlassungen zu Zwisten! Wie sorgfältig und wachsam darf man seyn, um all diesen Schlingen zu entgehen!

46. Um welcher Kleinigkeiten willen oft große Feindschaften entstehen.

Man muß staunen, welche Kleinigkeiten oft hinreichen, die Gemüther zu erhitzen und Feindschaften hervorzurufen. Man tritt Einen unversehens auf den Fuß, widerspricht ihm nur in einer unbedeutenden Sache, gibt ihm eine zweideutige Rede: dieß ist schon hinreichend Zorn und Zank hervorzubringen. Man ist gegen Einen nicht höflich genug, weicht ihm nicht weit genug aus, bekomplimentirt ihn nicht mit Zuvorkommenheit: auch dieß reizt das Gemüth; man blickt mit lieblosen Augen auf einen solchen Menschen, erlaubt sich bissige Reden gegen ihn, und sagt, ihm noch schon seine Pflicht lernen zu wollen. Was soll ich erst von den ärgerlichen Auftritten sagen, die um des Geldes willen entstehen? Wegen einigen Gulden, oft schon wegen einigen Kreuzern verwickelt man sich in langwierige Prozesse. Die besten Freunde entzweien sich darüber, selbst Brüder und Schwestern ziehen sich um deßwillen bei Gerichten herum. Nicht selten veranlaßt ein unüberlegtes Wort, das man in der Hitze herausließ, traurige Prozesse. Keiner gibt dem Andern nach, und der Streit wird so lange fortgeführt, bis beide zu Grunde gerichtet sind; und wenn Alles verloren ist, erfreut man sich in dem unchristlichen Troste, daß auch die Gegenpartei nichts mehr habe.

47. Von der Pflicht, entstehende Feindschaften bei Zeiten zu unterdrücken.

Alle Feindschaften setzen eine gegenseitige Abneigung derer voraus, die sich einander anfeinden. Diese Abneigung äußert sich aber auch durch mancherlei Handlungen. Feinde lassen es gewöhnlich nicht dabei bewenden, sich bloß im Innern zu hassen; sie ergreifen vielmehr jede Gelegenheit, wo sie ihren innern Haß äußern können. So lange wir die Abneigung gegen einen unserer Nächsten noch im Herzen verschlossen tragen, wird Niemand sagen, daß wir in Feindschaft mit ihm leben, ungeachtet vor Gott die Sünde schon besteht; aber sobald die Abneigung gegen ihn sich zu äußern anfängt,

erklärt uns Jedermann als den Widersacher desselben. Entstehende Feindschaften sind also Verhältnisse, wo eine vorhandene, gegenseitige Abneigung sich in das Bestreben verwandelt, einander entgegenzuwirken. Wer nun entstehende Feindschaften zurückhalten will, muß die Ausbrüche unterdrücken, durch welche die in der Seele tobende Leidenschaft sich zu erkennen geben will. Dauernde Feindschaften kommen nicht auf einmal zum Vorschein; sie sind immer die unglückliche Folge wiederholter Angriffe. Je öfter sich der wechselseitige Widerwille durch Handlungen geäußert hat, je mehr Beweise einer verhandenen Begierde zu schaden von beiden Seiten gegeben worden sind: desto stärker wird der Haß, desto mehr erhitzt sich die Rachsucht, desto mehr schickt sich Alles zu einer ernsten Zwietracht an. So weit würde es aber nicht kommen, wenn man die ersten Regungen des Unwillens sogleich unterdrücken wollte; wenn man dem Andern gar nicht merken ließe, wie viel man gegen ihn einzuwenden hat, oder wenn man, im Falle er es gemerkt haben sollte, Mittel ergreifen würde, ihn wieder zu beruhigen. Durch diese Nachgibigkeit und Versöhnlichkeit werden die bittersten Feindschaften im Werden und zu einer Zeit vernichtet, wo es noch leicht ist, ihnen vorzubeugen.

Wie es aber nicht genug ist, den Brand zu verhüten, wenn man nur die bereits hervorbrechende Flamme dämpft, die Gluth selbst aber fortbestehen läßt, sondern insbesondere die glühende Kohle entfernt werden muß: also genügt es auch zur Unterdrückung entstehender Feindschaften nicht, nur die Ausbrüche zurückzuhalten; es müssen vielmehr auch die innern, feindseligen Gesinnungen entfernt werden. Dadurch wird das Uebel bei der Wurzel gefaßt, und jeder Nachwuchs des Unkrautes beseitiget.

Man darf auch mit der Anwendung der Mittel gegen entstehende Feindschaften nicht lange zögern; denn mit jedem Augenblick wächst die Hitze, und je länger man zaudert, desto schwerer wird der Widerstand. Wir müssen daher schnell und ohne allen Verzug uns ermannen und alle Kräfte anstrengen, den inneren Unwillen auszurotten, sonst werden wir zu Beleidigungen fortgerissen, welche den Grund zu langwierigen Feindschaften legen können. Sind aber wirklich schon Ausbrüche erfolgt, so ist unverzügliches Auslöschen solcher Eindrücke um so nothwendiger; denn sie graben

sich bald sehr tief ein, und werden weit geschwinder unvertilgbar, als wir denken, zumal bei denen, die empfindlich sind und nicht gerne verzeihen.

Zur Uebung der heiligen Pflicht, entstehende Feindschaften im Keime zu unterdrücken, zwingen uns Tugend, Ehre und Ruhe.

Wohlwollen und Liebe ist es, was das Christenthum als Hauptsache, als die Erfüllung des Gesetzes fordert; eine Liebe, die unermüdet Gutes wirkt, die auch Feinden verzeiht, und denen wohlthut, die uns hassen. Wie weit von dieser Liebe sind die Rachsüchtigen und Feindseligen entfernt! Ihr, die ihr diese Leidenschaft unterhaltet, möget zwar manche gute Eigenschaft an euch haben, und manches löbliche Werk ausüben; aber ihr seid nicht wahrhaft tugendhaft; denn der Tugend ist nichts mehr entgegen, als die Unterhaltung feindseliger Gesinnung. In einem Herzen, das der Schauplatz wilder Leidenschaften ist, das grausame Anschläge voll List und Bosheit billiget, das sich freuet, wenn es den Feinden übel geht: da kann die Religion mit ihren Töchtern, den Tugenden, ihren Wohnsitz nicht aufschlagen. Und wer kann uns sagen, wie weit die entfesselte Leidenschaft und die Wuth der Rache uns führen, zu welchen Gräueln sie uns hinreißen, wenn wir nicht gleich die ersten Aufwallungen des Widerwillens dämpfen. Haben wir der Rache einmal die Thüre geöffnet, sind wir nur einen Schritt ihr gefolgt, dann haben wir es nicht mehr in unserer Gewalt, zurückzutreten; dann sind wir in Gefahr, von der wilden Leidenschaft immer weiter getrieben zu werden, und nicht bloß alle christliche Gesinnung, sondern alle menschlichen Gefühle zu verlieren.

Auch unserer Ehre sind wir es schuldig, entstehende Feindschaften bei Zeiten zu unterdrücken. Denn was werden Andere von unserm Verstande urtheilen, wenn sie sehen, daß wir unbedachtsam genug sind, einer Feindschaft nicht vorzubeugen, so lange es noch Zeit ist, sondern daß wir uns lieber den Uebeln aussetzen, die mit ausgebrochenen Feindschaften verknüpft zu seyn pflegen? Was werden Andere von unserm Herzen sagen, wenn sie merken, daß wir uns nicht beherrschen können, und Alles zu befürchten ist, wenn man unsern Unwillen reizt? Glaubet ihr, daß Andere günstig von uns denken und reden werden, wenn sie sehen, daß wir unserer selbst nicht mächtig sind; daß wir jeden noch so kleinen Verlust nicht

verschmerzen können, daß wir die geringste Beleidigung nicht zu ertragen im Stande sind, und uns nicht anders zu helfen wissen, als daß wir jeden, der uns zu nahe tritt, mit einer Art von Wuth anfallen? Glaubt ihr, daß Andere günstig von unserm Verhalten urtheilen werden, wenn sie beobachten, wie sehr wir uns durch die schimpflichen Ausbrüche des Zornes und des Hasses, durch die niederträchtigen Ränke der Bosheit und durch gewaltsame Mißhandlungen unserer Gegner entehren und herabwürdigen? Nein, man schätzt euch nicht, die ihr in Feindschaft mit Andern lebt; man verachtet euch als Sklaven euerer Leidenschaft; man fliehet euch wie wilde Thiere, vor deren Biß und Wuth man nicht sicher ist; Niemand faßt Vertrauen zu euch. Hingegen die, welche den sanften Geist Christi haben; die, welche großmüthig verzeihen; die, welche mit edler Selbstbeherrschung auch da noch Frieden halten, wo Andere vom Geist der Rache empört, Alles beleidigen: Solche sind geehrt und geschätzt; Solche werden gesucht und geliebt, und als Menschen angesehen, die über die gewöhnlichen Schwachheiten weit erhaben sind. Sieh also, wie es unsere Ehre fordert, zu verzeihen und entstehende Feindschaften im Keime zu unterdrücken.

Dieses verlangt auch unsere Ruhe. Alle Feindschaften stören unsern Frieden. Denn kann da ein Frieden bestehen, wo die Leidenschaften des Neides, des Argwohnes, des Widerwillens und der Rachsucht einen Sturm nach dem andern erregen? Kann da Ruhe und Frieden bestehen, wo demüthigende Beschämungen, verdrüßliche Auftritte und kränkende Vorfälle unaufhörlich miteinander wechseln? Redet selbst, ihr, die ihr in Feindschaften verwickelt seid! Wo ist euere Ruhe und euer Frieden? Wo ist euere Heiterkeit und euere Geselligkeit? Hat sich nicht Alles in finstern Gram, in bittern Verdruß verwandelt? Muß euch die Zerrüttung in euerm Innern und euer bleiches Angesicht nicht belehren, wie traurig euer Zustand ist, und wie sehr ihr es euerer Ruhe schuldig gewesen wäret, euere Feindschaften gleich im Entstehen zu unterdrücken?

Artikel LXI.

Firmung.

1. Begriff und Namen der Firmung.

Die Firmung ist jenes Sakrament des neuen Bundes, durch dessen Empfang der Christ die Gnade des heiligen Geistes bekömmt, daß er seinen Glauben standhaft halten und mit Worten und Werken unerschrocken bekennen kann.

Das Wort „Firmung" stammt von dem lateinischen Ausdrucke: Confirmatio, was Befestigung heißt. Man nahm diesen Ausdruck von der Wirkung des Sakraments her, die ja eben darin besteht, daß es den Empfänger im Glauben befestiget. „Confirmatio dicitur quia homo christianus per illam firmior efficitur." Dieses Wortes bediente man sich schon im fünften Jahrhunderte, so im concil. arausic. im Jahr 441 und im concil. arelat. im Jahr 454. Und Beda, der Ehrwürdige, bezeugt, daß dieser Name zu seiner Zeit in der ganzen Kirche üblich war.

Außerdem hatte man noch viele andere Namen für dieses Sakrament. Man nannte es Händeauflegung (manuum impositio), so der heil. Augustin; das Sakrament des Chrysma; der heil. Cyprian heißt es das Siegel des Herrn (signaculum dominicum); der heil. Ambrosius das geistliche Siegel (signaculum spirituale); Papst Leo das Siegel des ewigen Lebens (signaculum vitae aeternae); ein altes Concilium nennt es die Vollendung (perfectio); auch Sacramentum plenitudinis gratiae wird es genannt; die Griechen nennen es das geistliche Chrysma.

2. Schriftstellen.

Sie (Petrus und Johannes) legten ihnen die Hände auf, und sie empfingen den heiligen Geist. Apostelg. 8, 17.

Da sie das gehört hatten, wurden sie getauft im Namen des Herrn Jesu. Und als Paulus ihnen die Hände auflegte, kam der heilige Geist auf sie, und sie redeten in Sprachen und weissagten. Apostelg. 19, 5. 6.

Durch welchen (Christus) auch ihr die Lehre der Wahrheit, das Evangelium eueres Heiles gehört, durch welchen ihr auch geglaubet habt, und mit dem verheißenen heiligen Geiste versiegelt worden seid. Ephes. 1, 13.

3. Väterstellen.

Die Römische Kirche bezeichnet die Gläubigen mit Wasser (Taufe), bekleidet sie mit dem heiligen Geiste (Firmung) und nährt sie mit der Eucharistie (Kommunion). Tertull. de praescript.

Weil die Samariter gesetzlich und nach kirchlicher Vorschrift die Taufe empfangen hatten, durfte man sie nicht mehr taufen, sondern nur das, was noch fehlte, geschah von Johannes und Petrus, nämlich, daß durch Gebet, welches sie für sie verrichteten, und durch Händeauflegung der heilige Geist über sie herabgerufen und ihnen eingegossen würde. Dieses Alles ist auch bei uns noch Gewohnheit, nämlich daß die, welche in der Kirche getauft werden, den Kirchenvorstehern dargebracht werden, und durch unser Gebet und unsere Händeauflegung den heiligen Geist erlangen, und mit dem Siegel des Herrn vollendet werden. Cypr. epist. 71. ad Jubajan.

Durch die Händeauflegung des Bischofs wird einem jeden Gläubigen der heilige Geist gegeben, wie die Apostel bezüglich der Samaritaner nach der Taufe des Philippus durch Händeauflegung thaten, und auf diese Weise den heiligen Geist ihnen mittheilten. — Ein anonymer Schriftsteller de baptismo wider Cyprian, welchen Viele für den Papst Stephan halten.

Sowie das Brod der Eucharistie nach der Anrufung des heiligen Geistes nicht mehr gemeines Brod, sondern der Leib Christi ist; so ist auch diese heilige Salbe (bei der Firmung) nicht mehr bloße Salbe, nachdem sie geweiht worden, sondern ist das Chrisma Christi, welches bei der Ankunft des heiligen Geistes durch seine Gottheit seine Kraft empfängt. Damit werden die Stirn und andere Sinne symbolisch gesalbt. Der Körper wird zwar mit dieser sichtbaren Salbe gesalbt; die Seele aber mit dem heiligen, belebenden Geiste geheiliget. Cyrill. v. Jerus.

Weißt du nicht, daß dieses Gewohnheit der Kirche sei, den Getauften in der Folge die Hände aufzulegen und den heiligen Geist über sie herabzurufen? Du verlangst zu wissen, wo Solches ge-

schrieben stehe? In der Apostelgeschichte. Aber wenn auch das Ansehen der Schrift hierin nicht vorhanden wäre, so würde die Uebereinstimmung des ganzen Erdkreises in dieser Sache für ein Gebot gelten; denn auch viel Anderes, was vermöge Ueberlieferung in der Kirche beobachtet wird, hat durch Gewohnheit das Ansehen eines geschriebenen Gesetzes. Der heil. Hieron.

Wird wohl bei denen, welchen die Hände aufgelegt werden, damit sie den heiligen Geist erhalten, heut zu Tage erwartet, daß sie in fremden Sprachen reden? Und wenn Jemand sieht, daß sie nicht in solchen Sprachen reden, ist er wohl so verkehrten Herzens, daß er sagte: Jene haben den heiligen Geist nicht erhalten? Wenn also durch diese Wunder heut zu Tage die Gegenwart des heiligen Geistes nicht angezeigt wird: wodurch erkennt Einer, daß er den heiligen Geist empfangen habe? Er soll nur sein Herz fragen. Wenn er den Bruder liebt, so bleibt der Geist Gottes in ihm. Der heil. Augustin.'

Philippus war Einer von den sieben Schülern, der zweite von Stephanus an. Daher gab er durch die Taufe nicht den heiligen Geist; er hatte dazu die Gewalt nicht: denn dieß ist nur ein Geschenk der Apostel. Sie (die Diakonen) hatten wohl die Macht empfangen, Wunder zu thun, aber nicht die, den heiligen Geist zu geben. Dieses Letztere war ein Vorrecht der Apostel; daher sehen wir nur sie, diese Berechtigte, dieß thun (firmen), und nicht Andere. Der heil. Chrysostomus.

4. Geschichtliches.

Der Wirkung des heiligen Sakraments der Firmung ist es vorzüglich zuzuschreiben, daß die heiligen Martyrer in ihren grausamen Peinen eine so bewunderungswürdige Geduld und Beharrlichkeit an den Tag legten. Als daher ein gewisser Novatus, der zum katholischen Glauben bekehrt und dann auch getauft worden war, zur Zeit einer Verfolgung wieder abfiel, ward als vorzügliche Ursache dieses Abfalles der Umstand angegeben, weil der Abtrünnige das Sakrament der Firmung nicht empfangen habe, ungeachtet er Gelegenheit dazu gehabt hat.

Der Jesuit Johannes Hajus erzählt, daß die Japanesen mit einem so frommen Sinne das heilige Sakrament der Firmung

empfingen, daß ein Bischof von Japan sagte, er habe nie und bei keinem Christenvolke eine solche Liebe, Andacht und Verehrung gegen dieses heilige Sakrament angetroffen, als bei den Japanesen. Darum darf es uns nicht wundern, daß die Gnade dieses Sakraments bei den Japanesen sich besonders wirksam zeigte und sie stärkte, auch in den grausamsten Verfolgungen standhaft auszuharren; denn mit wie viel Martyrerblut wurde der Acker des Herrn, den der heil. Franz Xaver zuerst in Japan bebaut hatte, daselbst getränkt? Schon im Jahre 1590 wurden nach dem Berichte Puffendorfs mehr als 20,000 Christen beiderlei Geschlechtes theils enthauptet, theils gekreuziget, theils lebendig verbrannt. Eben so wenig darf es aber euch wundern, daß in unsern Tagen der Glaube vieler Christen so schwach ist, weil nämlich die heilige Firmung oft mit so geringer Andacht empfangen und die dabei erhaltene Gnade so gering geschätzt wird. Cf. Schmids historischer Katechismus.

Es ist auch in spätern Zeiten nicht selten vorgekommen, daß durch den Empfang der heiligen Firmung selbst Wunder geschehen sind. So wird von Faro, dem Bischof von Meaux, erzählt, daß, als er seinen Diözesanen das heilige Sakrament der Firmung spendete, unter andern auch ein blinder Knabe hinzutrat, sich firmen zu lassen. Aber kaum war an ihm die heilige Handlung vollbracht, so erhielt er das Augenlicht wieder.

5. Gleichnisse.

Wie einstens die Krieger und Wettkämpfer mit Oel sich einrieben, um ihre Glieder gelenkig und stark zu machen; so werden auch wir in der Firmung mit Chrysam gesalbt, der eine Flüssigkeit aus Oel und Balsam ist, und zum Kampfe gegen die Feinde unseres Heiles gerüstet.

Wie vornehme Herren demjenigen, was ihnen gehört, ihr Wappen aufdrücken, woran man sogleich erkennt, wessen Eigenthum eine Sache ist; so drückt auch uns Gott durch das heilige Sakrament der Firmung ein geheimnißvolles Zeichen auf, wodurch wir als sein Eigenthum erklärt werden; denn der gefirmte Christ gehört ganz Gott an.

Wie einstens dem Kaiser Constantin, dem Großen, am Himmel ein Kreuz erschienen ist, welches die Umschrift hatte: „In diesem

Zeichen wirst du siegen"; — so wird unserer Stirne beim Empfange der heiligen Firmung das Zeichen des Sieges, das heilige Kreuz, eingeschrieben, und durch die Mittheilung der Gnade des heiligen Geistes uns zugleich die Kraft verliehen, den Sieg auch wirklich erkämpfen zu können.

6. Die Firmung ist von Jesus Christus eingesetzt.

Daß die Firmung von Jesus Christus eingesetzt, also ein wahres Sakrament sei, wird bewiesen:

I. Aus der heiligen Schrift.

Vorzüglich zwei Stellen finden sich, die für die göttliche Einsetzung der Firmung zeugen.

Apostelgeschichte Kap. 8, Vers 14—18 heißt es: „Als die Apostel, die in Jerusalem waren, hörten, daß Samaria das Wort Gottes angenommen habe, sandten sie den Petrus und Johannes zu ihnen. Da diese gekommen waren, beteten sie für sie, daß sie den heiligen Geist empfangen möchten; denn er war noch über keinen derselben gekommen, sondern sie waren nur getauft im Namen des Herrn Jesu. Da legten sie ihnen die Hände auf, und sie empfingen den heiligen Geist." Aus diesen Worten ist ersichtlich, daß die Apostel den schon Getauften ein Heilmittel spendeten, das in Händeauflegung bestund, und die Mittheilung des heiligen Geistes zur Folge hatte. Dieß war ein wirkliches Sakrament, weil durch seinen Empfang eine eigene Gnade, der heilige Geist, gegeben wurde; es war ein von der Taufe verschiedenes Sakrament, weil es ja die bereits Getauften empfingen; seinen Empfang hielt man für nothwendig, weil, um es zu spenden, eigens zwei Apostel, Petrus und Johannes, von Jerusalem nach Samaria gingen. Nun hätten die Apostel nicht wissen können, daß sie den Gläubigen die Hände auflegen und auf solche Art ihnen den heiligen Geist mittheilen könnten und sollten, wenn ihnen Christus hiezu keinen Befehl gegeben hätte. Sie würden überhaupts ohne Anweisung ihres Herrn und Meisters eine solche Handlung gar nicht vorgenommen haben; denn sie hielten sich nur für die Ausspender der göttlichen Geheimnisse, 1. Korinth. 4, 1. nicht für Personen, die aus sich, als aus eigener Macht, den heiligen Geist mittheilen und mit einem

äußeren Zeichen eine unsichtbare Gnade verbinden können. Dieß Alles zwingt zur Annahme, daß Jesus Christus seinen Aposteln den Auftrag gegeben, das in Rede stehende Sakrament den schon Getauften zu spenden, was seine Einsetzung von ihm voraussetzt.

Apostelgeschichte Kap. 19, V, 1—7 ist zu lesen: „Es geschah aber, als Apollo in Corinth war, daß Paulus die obern Länder durchzog und nach Ephesus kam. Daselbst fand er gewisse Jünger, und er sprach zu ihnen: Habt ihr, nachdem ihr gläubig geworden, den heiligen Geist empfangen? Sie aber sprachen zu ihm: Wir haben nicht einmal gehört, ob ein heiliger Geist sei. Da sprach er: Womit seid ihr denn getauft worden? Sie sagten: Mit des Johannes Taufe. Paulus aber sprach: Johannes taufte das Volk mit der Taufe der Buße, und sagte, daß sie an den, welcher nach ihm käme, glauben sollten, das ist an Jesum. Da sie das gehört hatten, wurden sie getauft im Namen des Herrn Jesu. Und als Paulus ihnen die Hände auflegte, kam der heilige Geist auf sie, und sie redeten in Sprachen und weissagten. Es waren aber in Allem bei zwölf Männer." — Fassen wir die Stelle näher ins Auge. Der Apostel fragt jene Jünger, die er zu Ephesus traf, ob sie den heiligen Geist empfangen hätten. Dieß heißt nichts Anderes, als ob ihnen das Sakrament der Firmung gespendet worden sei. Denn Paulus hielt sie, da sie sich für Schüler Christi ausgaben, bereits für getauft; aber ob sie auch gefirmt seien, zweifelte er mit Recht, weil zu Ephesus kein Bischof war, dem allein es zukommt, das Sakrament der Firmung zu spenden. Nun ergab sich aber, daß diese Männer erst die Johannes Taufe empfangen hatten. Was that Paulus? Er ließ ihnen die christliche Taufe spenden; denn es heißt: „Sie wurden getauft im Namen des Herrn." Es geschah aber noch ein Weiteres. Paulus legte ihnen die Hände auf, in Folge dessen der heilige Geist auf sie herabkam, daß sie in fremden Sprachen redeten und weissagten. Es wurde ihnen also ein von der Taufe verschiedenes Heilmittel gespendet, das in Händeauflegung und Mittheilung des heiligen Geistes bestund. Wer erkennt hierin nicht unsere Firmung?

Hebr. VI, 1 und 2 heißt es: „Darum wollen wir die Anfangsgründe der Lehre Christi übergehen und zum Vollkommenen eilen, indem wir nicht abermal einen Grund legen mit der Bekehrung

von todten Werken und mit dem Glauben an Gott, mit der Lehre von den verschiedenen Taufen, der Händeauflegung, der Auferstehung der Todten und des ewigen Gerichtes." Hier nennet der Apostel nur Hauptgegenstände des Glaubens, wie Taufe, Auferstehung des Fleisches, Gericht. Würde er wohl die Händeauflegung so wichtigen Artikeln beigemischt haben, wenn sie nicht ebenfalls ein wichtiger Glaubenssatz wäre? Und da er die Händeauflegung unmittelbar nach der Taufe nannte; was konnte er anderes damit gemeint haben, als die Firmung?

Ephes. I, 12—14 ist zu lesen: „Daß wir, die wir zuvor auf Christus gehofft haben, zum Lobe seiner Herrlichkeit seyn sollen, in welchem auch ihr, nachdem ihr das Wort der Wahrheit gehört hattet, da ihr glaubtet, besiegelt worden seid mit dem verheißenen, heiligen Geiste." Der heil. Paulus erinnert hier die Ephesier an ein äußeres Zeichen, durch welches sie den heiligen Geist empfangen haben, wenn er sagt, daß sie mit dem verheißenen, heiligen Geiste versiegelt worden seien. Es muß ihnen also auch ein solches Heilmittel gespendet worden sein; und was könnte dieß für ein anderes, als unsere Firmung seyn?

II Aus den Aussprüchen der heiligen Väter.

In den ersten Zeiten der christlichen Kirche wurde zwar die Firmung unmittelbar nach der Taufe gespendet; aber deßwegen war sie nicht ein und dasselbe Sakrament mit der Taufe, sonst hätte auch die heilige Kommunion, welche in der ersten Kirche mit der Taufe und Firmung zu gleicher Zeit gegeben wurde, ebenfalls nur ein Sakrament mit denselben ausmachen müssen. Auch heut zu Tage wären dann die Kommunion und die letzte Oelung ein und dasselbe Sakrament, da diese beiden den Kranken gewöhnlich unmittelbar nacheinander gespendet werden.

Die heiligen Väter unterscheiden allerdings die Firmung als ein von der Taufe verschiedenes Sakrament. Tertullian schreibt: „Wenn wir aus dem Taufbecken herausgegangen sind, werden wir mit geweihter Salbe gesalbt.... Nachher wird uns die Hand aufgelegt, und der heilige Geist durch die Segnung angerufen und eingeladen. Bapt. c. 7. Tertullian redet hier offenbar von einem von der Taufe verschiedenen Heilmittel, weil er ja sagt, daß es erst nach

empfangener Taufe gespendet werde. Dieses Heilmittel bestund aber in Salbung und Händeauflegung und innerer Mittheilung des heiligen Geistes. Kann es noch ein deutlicheres Zeugniß für unsere Firmung geben?

Auf dieselbe Weise spricht der heil. Cyprian: „Es ist nothwendig, daß der, welcher getauft worden ist, auch noch gesalbt werde, damit er durch den Empfang des Chrisma, das ist der Salbung, Gott gesalbt seyn und die Gnade Christi in sich haben kann.“ Epist. 70. ad Januar.

Cyrillus von Jerusalem sagt: „Nachdem ihr aus dem Taufwasser herausgestiegen seid, ist euch gegeben worden das Chrisma (die Salbung), welches ein Bild derjenigen Salbung ist, womit Christus gesalbt worden ist; dieß aber ist der heilige Geist. In cateches. 3.

Ephrem, der Syrer, redet in nachfolgender Stelle offenbar von der Eucharistie und der Firmung. Er sagt nämlich: Die Gottheit, welche nicht gegessen wird, wurde im Brode zur Speise,... und im Oele werden wir mit Kraft gesalbt.

Der heil. Ambrosius schreibt: Es folgt das geistliche Siegel, weil nach der Taufe noch übrig ist, daß die Vollendung geschehe, wenn auf das Gebet des Priesters der heilige Geist eingegossen wird. Ambros. dial. advers. Lucif.

Der heil. Hieronymus bezeugt, daß schon seiner Zeit die Bischöfe das Land zu bereisen pflegten, um die bereits Getauften zu firmen. „Es ist Gewohnheit der Kirche, daß der Bischof auf das Land hinausreiset, um denjenigen, welche vor längerer Zeit in kleinern Städten durch die Priester oder Diakonen getauft worden sind, unter Anrufung des heiligen Geistes die Hände aufzulegen.“ Lib. 15. de trinit.

Der heil. Augustin sagt, die Apostel haben gebetet, daß der heilige Geist über die komme, denen sie die Hände auflegten, und dann fügt er bei: „Diese Gewohnheit beobachtet die Kirche noch heutigen Tages bezüglich ihrer Vorsteher (Bischöfe).“ Tract. 6. in Joan.

Der heil. Chrysostomus bemerkt zu den Worten in der Apostelgeschichte: „Sie beteten über sie“ — Folgendes: „Du siehst, daß dieses nicht einfach geschieht, sondern es ist viel Kraft nothwendig, um den heiligen Geist geben zu können; denn es ist nicht einerlei,

Sündenvergebung erlangen und den heiligen Geist erhalten. Hom. 18. in act. Apost.

Papst Innocenz I. schreibt: Was das Firmen der Kinder betrifft, so ist bekannt, daß dieses von niemand Anderm, als dem Bischofe geschehen darf; denn die Priester, obschon sie Opferer sind, haben doch nicht die Fülle der oberpriesterlichen Gewalt. Daß die Bischöfe allein firmen oder den heiligen Geist geben können, beweist nicht bloß die kirchliche Gewohnheit, sondern es ist dieses auch in der Apostelgeschichte zu lesen, wo es heißt, Petrus und Johannes seien abgeordnet worden, um den Getauften den heiligen Geist zu spenden. Epist. ad Decent. episc. Eugubinum.

III. Aus den Beschlüssen der Concilien.

Das Concilium von Elvira, welches im Jahr 305 gehalten worden ist, verlangt in seinem 77. Kanon, daß die, welche getauft worden sind, der Bischof durch die Segnung vollende. Dazu bemerkt Tournely: Einen durch die Taufe bereits gerechtfertigten Menschen vollenden, heißt ihn zu einem vollkommenen Christen durch die Firmung machen, welche neue Kräfte und volle Stärke mittheilt. Da nun dieß durch die Händeauflegung geschieht, so kann sie, wenn sie diesen Erfolg hat, keine bloße Ceremonie seyn, sondern muß ein Sakrament seyn.

Das Concilium von Laodicea im vierten Jahrhundert sagt im 43. Kanon: „Die, welche getauft werden, müssen nach der Taufe mit himmlischen Chrisam gesalbt werden."

Das Concilium von Florenz sagt: Das zweite Sakrament ist die Firmung, deren Wirkung ist, daß durch dasselbe der heilige Geist gegeben wird zur Stärkung des Glaubens..., damit nämlich der Christ tapfer den Namen Christi bekenne. In Eugen. decreto ad Armen.

Das Tridentinum endlich erklärt: Siquis dixerit, confirmationem baptizatorum otiosam ceremoniam esse, et non potius verum et proprium sacramentum, aut olim nil aliud esse, quam catechesin quandam, qua adolescentiae proximi fidei suae rationem coram ecclesia exponebant, anathema sit. Sess. 7. de confir. can. 1.

IV. Aus der Uebereinstimmung der orientalischen Kirche mit der occidentalischen.

Die morgenländische Kirche stimmt in dem Dogmă, daß die Firmung ein Sakrament sei, vollkommen mit der abendländischen überein. Die griechische Kirche hat die Firmung immer als Sakrament festgehalten. Dieß erhellet vorzüglich aus der Synode zu Jerusalem im Jahre 1672, wo der Calvinist Cyrillus Lukaris verdammt wurde, weil er unter Anderm auch leugnete, daß die Firmung ein Sakrament sei.

Auch die übrigen morgenländischen Sekten erkennen die Firmung als Sakrament, z. B. Nestorianer und Jakobiten, wie dieses aus den Schriften ihrer Theologen und aus ihren Ritualien erhellet.

V. Aus der Praxis der Akatholiken.

Es ist bekannt, daß die Protestanten für ihre Jugend, wenn sie in das reifere Alter eintritt und mit freier Selbstbestimmung zu handeln anfängt, eine sogenannte Confirmation haben; und diese Handlung, wiewohl sie kein Gnadenmittel ist, ist ihnen dennoch besonders ernst und feierlich. Durch Einführung dieses Aktes legen sie selbst Zeugniß hiefür ab, daß es für diese Periode des menschlichen Lebens in der Kirche etwas Besonderes geben soll, um jenes Alter zu weihen und es zu den ihm bevorstehenden Kämpfen zu stärken. Das Abendmahl kann jenes Mittel wohl nicht seyn, da sie dieses den ihrigen auch später und überhaupt öfters im Leben spenden. Hätte Christus für diese Zeit des menschlichen Lebens nicht mit einem besonderen Gnadenmittel gesorgt, so wären ihm offenbar unsere Bedürfnisse nicht sämmlich bekannt gewesen, oder er hätte nicht die Macht gehabt, allen abzuhelfen.

VI. Aus Vernunftgründen.

Es ist gewiß, daß Jesus Christus nicht nur seinen Aposteln, sondern überhaupts Allen, die an ihn glauben würden, den heiligen Geist verheißen hat. Denn bei Johannes sagt Jesus: „Wer an mich glaubt, aus dessen Leibe werden, wie die Schrift sagt, Ströme des lebendigen Wassers fließen.“ Joh. 7, 38. Diesen Worten fügt der Evangelist wie zur Erklärung hinzu: „Das sagte er aber von dem Geiste, welchen diejenigen empfangen sollten, die an ihn glauben würden; denn der heilige Geist war noch nicht gegeben, weil

Jesus noch nicht verherrlichet war.“ Ebendas. 7, 39. Aus dieser Stelle ist klar, daß Jesus Allen, die an ihn glauben würden, den heiligen Geist verheißen hat. Wenn daher die Worte Jesu keine Täuschung seyn sollen, so muß er ihnen auch mitgetheilt werden. Christus pflegt aber all seine Gnaden durch äußere, sichtbare Zeichen zu geben. Es setzt also das Bedürfniß der Mittheilung des heiligen Geistes ebenfalls voraus, daß Jesus ein solches sinnliches Zeichen, wodurch den Gläubigen der heilige Geist gespendet wird, angeordnet habe.

Die Apostel wären nicht im Stande gewesen, ohne den heiligen Geist ihre hohe Bestimmung zu erreichen. Dasselbe gilt von uns; auch wir bedürfen außer der Taufe noch eines besondern Gnadenmittels, um das zu werden, wozu wir bestimmt sind, vollkommene Christen. Wie nun Jesus Christus seinen Aposteln den heil. Geist wunderbarer Weise vom Himmel gegeben hat, so läßt sich von seiner Liebe und Güte erwarten, daß er es auch uns an jenem Gnadenmittel nicht hat fehlen lassen, wodurch uns jene höhere Weihe und Vollendung gegeben wird. Daß wir aber nach der Taufe noch das Bedürfniß eines besondern Gnadenmittels haben, liegt auf der Hand; denn durch die Taufe wird zwar die Erbsünde in ihrem Wesen zerstört; aber es bleibt noch die Begierlichkeit zurück, die uns Ursache zu gar vielen Kämpfen ist. Die Gewalt der Begierlichkeit beschreibt uns der heil. Paulus im Briefe an die Römer, wo er sagt: Wohl wissen wir, daß das Gesetz geistig ist; allein ich bin sinnlich ein Sklave des Hanges zur Sünde. Mir unbewußt werde ich hingerissen zur Sünde; was ich thue, billige ich nicht; ich thue nicht das, was ich als gut finde, vielmehr das Böse, das ich mißbillige, thue ich, u. s. w. So beschreibt uns der Apostel unsere Natur, und so finden wir sie täglich in uns. Wir alle finden in uns einen Hang zum Sinnlichen, und thun dieses leichter und lieber, als was das Gesetz Gottes verlangt. Selbst wenn wir es in der Tugend schon etwas weiter gebracht haben, werden wir gar leicht von der Sünde überrascht. Dieser Kampf wird noch um so schwerer, weil es auch außer uns so viele Gefahren gibt, die uns Ursache zum Falle werden. Diese Gefahren kommen von bösen Menschen, die uns umgeben. Diese stellen uns durch ihre schlauen Worte oft die Sünde recht reizend dar und überreden uns dadurch, dieselbe zu

thun; ein anderes Mal werden sie uns durch ihr Beispiel ein Stein des Anstosses. Dann erst die Reize der Welt selbst und die Versuchungen des Satans! Wie viel Kraft gehört dazu, um so vielen Angriffen immer Widerstand zu leisten! Wer erkennt aus diesem nicht die Nothwendigkeit eines besondern Gnadenmittels nach der Taufe?

Die Nothwendigkeit einer besondern Stärkung durch den heiligen Geist stellt sich vorzüglich für das Jünglings- und Mädchenalter heraus. Denn so lange wir noch Kinder sind, kümmern wir uns nicht viel um die Welt, wir kennen sie gar noch nicht. Unschuldige Freuden und Spiele machen unsere Beschäftigung aus. Wir leben unter der Aufsicht unserer Eltern, oder derer, denen unsere Erziehung anvertraut ist. Unsere Gesellschaft ist auf engen Kreis beschränkt, es sind ebenfalls Kinder, und größtentheils wählen wir uns dieselben nicht selbst, sondern die Eltern führen sie uns zu, oder schließen doch diejenigen aus, von denen sie wissen, daß sie uns gefährlich werden könnten. So bleibt es aber nicht immer, sondern mit dem Alter wachsen die Gefahren, und nicht immer erscheint uns eine sorgsame Hand, die uns vor denselben schützt. Mit den Jahren lernen wir immer mehr Menschen kennen; wir gehen zur Schule, und werden mit verschiedenen Kindern in Verkehr gebracht, von denen nicht alle fromm sind. Manche genießen eine schlechte Erziehung. Diese bringen ihre Unarten und schlimmen Reden in die Schule mit; wir sehen ihre Fehler, und hören ihre Reden, und finden oft Wohlgefallen daran. Auch sind die Eltern oft nicht mehr vorhanden, oder doch nicht mehr so unausgesetzt uns an der Seite. So fangen wir an, unsere Gesellschaft selbst zu wählen, und sehen es oft nur zu spät ein, daß wir in böse Hände gekommen sind. Es fehlt ferner auch an erwachsenen Leuten nicht, die sich oft ein eigenes Geschäft daraus machen, die Kinder zu verführen. Ueberdieß kommen uns nicht selten schlechte Bücher in die Hände, welche über Religion und Sittlichkeit sich hinaussetzen, oft das Heiligste dem Spotte preis geben und so ein geheimes Gift in unsere Herzen streuen, welches allmählig die Wurzel des Glaubens zerstört. Diese und noch viele andere Gefahren drohen uns, wenn wir in das Jünglings- und Mädchenalter treten. Diese Gefahren sind um so größer, weil gerade jetzt die Sinnlichkeit erwacht ist und immer stärker wird. Die Jugend ist ja ohnehin gewöhnlich leichtsinnig, so daß sie im Ge-

fühle ihrer Kraft und bei täglich zunehmender Stärke mehr auf Muthwillen, als auf das Ernste denkt. Da reizt uns die jetzt erlangte Freiheit noch mehr an; wir glauben, uns für den früher erlittenen Zwang entschädigen zu müssen, und geben uns so dem Verderben preis. Wenn wir aber in der Jugend einmal verdorben und auf Irrwege gerathen sind, so kommen wir in spätern Jahren nicht immer wieder zur Besinnung; oft sind wir für die ganze Lebenszeit verloren. Wie viel hängt also davon ab, daß wir gerade in diesem Alter jene Kraft von Gott und jene Stärke erhalten, durch die wir jenen vielen Gefahren Widerstand leisten und uns in der Tugend erhalten können! Wie viel hängt davon ab, daß gerade in dieser Zeit Gottes heiliger Geist uns erleuchtet, damit die Lehre Jesu in all ihrer Hoheit immer vor uns stehe, auf daß wir ihr nicht treulos werden! Ja, wenn es einen Zeitpunkt im menschlichen Leben gibt, in welchem wir den heiligen Geist, den Geist der Stärke, der Erkenntniß und der Furcht Gottes nothwendig haben, so ist es gewiß das Jugendalter. Wie sehr müssen wir demnach nicht die Weisheit Gottes anbeten, daß uns gerade im gefährlichsten Alter der heilige Geist im Sakrament der Firmung ertheilt wird! Da zeigt sich wieder recht lebendig die Liebe und Erbarmung Gottes.

Die Wichtigkeit des Sakraments der Firmung muß insbesonders auch im Hinblick auf unsere Zeiten einleuchten. Wir leben in einer Zeit, wo das Laster selbst die Maske hinwegwirft, die es früher trug; wo es sich in seiner wahren Gestalt zeigen darf, ohne fürchten zu müssen, Mißbehagen oder Schrecken zu erregen. Unsittlichkeit und Unzüchtigkeit werden ohne Widerstreben angehört und ohne Gewissensbisse mitgemacht. Noch mehr, ein Ausdruck der Abneigung, in solcher Schlechtigkeit mitzumachen, und das Zeichen eines Widerwillens oder die Kundgebung eines Mißfallens dagegen wird als die Wirkung von Schwäche und Geistesarmuth verächtlich behandelt. So wird die dem Laster gebührende Schmach auf die Tugend geworfen, und die Furcht, verachtet zu werden, hilft mit, das Herz zu verderben. Wenn also in unsern Tagen auch die Qualen der Verfolgungen nicht mehr zu befürchten sind, so ist die Tugend doch nicht minder großen und heftigen Angriffen ausgesetzt, denen zu widerstehen vielleicht keine geringere Kraft von Oben erfordert

wird, als zur standhaften Ertragung der Qualen von Seite der Verfolger in den ersten Zeiten der christlichen Kirche.

7. Von der Salbung bei der Firmung.

Von einer Salbung findet sich in jenen Stellen der heiligen Schrift, wo von der Firmung die Rede ist, zwar keine ausdrückliche Meldung; indeß kommen doch Ausdrücke vor, welche einige Beziehung darauf haben. So sagt der heil. Paulus: „Der uns mit euch in Christo befestiget, und der uns gesalbt hat, ist Gott; er hat uns versiegelt und hat das Pfand des Geistes in unserm Herzen hinterlegt." 2. Cor. 1, 21. 22. Auf gleiche Weise sagt der heil. Johannes: Ihr habt die Salbung vom Heiligen. 1. Joh. 2, 20. Und ebendaselbst Vers 27: „Was euch betrifft, so bleibe die Salbung, die ihr von ihm empfangen habt, in euch." — Mehre heilige Väter, wie Cyrillus von Jerusalem, Ambrosius, Augustinus, Theodorus und Andere verstehen diese Stellen von der Firmung. Sei aber, wie ihm wolle, so ist so viel gewiß, daß vom Anfange an in der Kirche bei der Firmung immer die Salbung üblich war. Dafür legen die ältesten Kirchenväter Zeugniß ab. Tertullian sagt: Wenn wir aus dem heiligen Bade herausgestiegen, werden wir mit der geweihten Salbe gesalbt. De bapt. c. 7. Origenes bemerkt: Alle, die mit dem Balsam des heiligen Chrisam gesalbt worden, sind zu Priestern erhoben. (Hom. 9. in lev.). Manche Kirchenväter nennen die Firmung schlechthin Salbung. So sagt der heil. Ambrosius: Der Getaufte empfängt das Geheimniß, das ist, die Salbe über das Haupt. De sacram. l. 3, c. 1. Die Chrisamsalbung wird auch immer als ein Zeichen großer Wirkung gepriesen. So schreibt Cyrillus von Jerusalem: „Wie das Brod des Abendmahles nach Anrufung des heiligen Geistes nicht mehr ein gemeines Brod ist, sondern der Leib Christi, so ist auch nach der Weihe diese heilige Salbung nicht mehr eine rohe, und daß ich also rede, nicht mehr eine gemeine Salbe, sondern eine Gnadengabe, welche die Gegenwart Christi und des heiligen Geistes, das ist, dessen Gottheit bewirket." Catech. 3. Mystag. Und Cyrillus von Alexandrien sagt: Hiezu (zu der Taufe) kam der Gebrauch des heiligen Oeles, welches den durch die Taufe in Christo Geheiligten zur Vollendung gedeihlich ist. Comment. in Joel. Auf ähnliche Weise erklärt sich das Concilium von Trient: Wenn Jemand behauptet, diejenigen seien Beleidiger

des heiligen Geistes, welche dem heiligen Chrisam der Firmung eine gewisse Kraft beilegen, der sei im Banne. Sess. 7. de conf. c. 2.

Der gelehrte Binderim macht die Bemerkung: „Die Apostel erhielten und ertheilten den heiligen Geist in sichtbarer Gestalt, eine äußere Salbung war daher nicht so nothwendig; aber nachdem die äußern Zeichen aufhörten, und der heilige Geist nicht mehr sichtbar erschien, fing die Kirche an, sich statt des äußern Zeichens der Salbung mit Chrisam zu bedienen, welche die innere Stärke und geistige Kraft vorstellen soll, damit das äußere Zeichen das anzeigen soll, was die innere Gnade wirkt. Aehnlicher Ansicht ist Optat von Milevi, indem er sagt: „Als Christus durch die Hände Johannes gewaschen worden, folgte die Ordnung der Geheimnisse. Gott Vater hat vollbracht, was der Sohn geboten, und der heilige Geist angekündiget hat. Der Himmel hat sich geöffnet, und Gott der Vater seinen Sohn gesalbt; das geistige Oel ist in Gestalt einer Taube heruntergestiegen, auf dessen Haupt gesessen und hat sich über ihn ausgegossen. Deßwegen ist er genannt worden Christus (der Gesalbte), weil er von Gott, dem Vater, ist gesalbt worden. Damit aber dem Sohne die Händeauflegung nicht abginge, ist die Stimme Gottes gehört worden, die aus der Wolke rief: „Dieser ist mein Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe." — Hingegen hätte nach dem Zeugnisse des Papstes Fabian*) Christus selbst den Gebrauch des Chrisam bei der Spendung des Sakraments der Firmung anbefohlen; ja sogar sollen die Apostel die Zubereitung dieser Substanz von dem Herrn selbst gelernt haben.

Daß die Salbung von jeher in der Kirche bestand, bezeugen auch die Concilien, so das von Laodicea, das vierte Concilium von Toledo, das zweite von Lyon u. s. w. Das allgemeine Concilium von Florenz (in decret. Eugen. P. 4.) sagt: Die Materie der Firmung ist der Chrisam, bestehend aus Oel, welches den Glanz des Gewissens bedeutet, und aus Balsam, welcher andeutet den Wohlgeruch eines guten Gewissens. Die Form aber ist: Ich bezeichne dich mit dem Zeichen des Kreuzes und firme dich mit dem Chrisam des Heiles im Namen des Vaters u. s. w. Cf. das Concilium von Trient. Sess. 7. de Sacram. confir. can. 2.

---

*) Diesen Brief des Papstes Fabian an die Orientalen erkennt übrigens die Kritik nicht als ächt an.

Die Salbung geschah anfangs mit gewöhnlichem Olivenöle; indeß spricht schon Gregor von Tours vom Chrisma. Heut zu Tage ist nach Vorschrift der Kirche das Oel mit Balsam zu mischen. Ob zur Giltigkeit des Sakraments Balsam erforderlich sei, leugnen mehre Theologen. Sie berufen sich dabei auf Innocenz III., der auf die Frage, ob die Firmung, die bloß mit Oel ertheilt wurde, wiederholt werden müsse, antwortete: Man darf nichts wiederholen, sondern vorsichtig muß man nachholen, was unvorsichtig unterlassen worden ist. Dessenungeachtet erklären angesehene Theologen, wie Thomas von Aquin, Bellarmin u. s. w. die Firmung, welche ohne Balsam gespendet worden ist, für ungiltig. Dafür spricht auch das Concilium von Florenz, welches ausdrücklich erklärt, die Materie der Firmung sei Chrisam, der aus Balsam und Oel bereitet worden ist. Der heil. Liguori sagt, daß eine Firmung ohne Balsam wenigstens zweifelhaft sei, daher bedingnißweise wiederholt werden muß. Die Griechen fügen dem Balsam noch vierzig andere Arten Wohlgerüche hinzu.

Das Salböl wird seit den ältesten Zeiten in der Kirche besonders gesegnet. Schon die ältesten Väter reden davon. So sagt Tertullian: „Nach der Taufe werden wir mit geweihtem Oele gesalbt.“ Dasselbe bezeugen Cyprian, Cyrill von Jerusalem u. s. w. Thomas von Aquin und Bellarmin halten sogar die Firmung für ungiltig, wenn die Segnung des Chrisam unterblieben wäre.

Die Salbung geschieht im Abendlande und Morgenlande nicht an denselben Theilen des Leibes. Die Römische Kirche salbt seit den frühesten Zeiten die Stirne allein. Thomas von Aquin behauptet, die Salbung der Stirne sei zur Giltigkeit des Sakraments unumgänglich nothwendig. Auch die Chaldäer, Nestorianer, malabarischen Christen und Maroniten salben bloß die Stirne. Eugen IV. gibt als Grund an, warum die Stirn gesalbt wird: „Weil die Stirn der natürliche Sitz der Schamhaftigkeit ist, so wird der Christ darauf gesalbt, damit er sich des Namens Christi nicht schäme.“ Die Griechen und andere christliche Sekten des Orients salben verschiedene Theile des menschlichen Leibes. Daß dieses auch schon im Alterthum der Fall war, bezeugt der heil. Cyrill von Jerusalem. Er sagt: „Es wird die Stirne gesalbt mit Chrisam, damit durch diese Salbung die Scham, die der erste Mensch als Uebertreter des

Gesetzes beständig herumtrug, von uns hinweggenommen, und zugleich dadurch die Würdigkeit erlangt werde, die Herrlichkeit Gottes mit offenem, freiem Blicke anschauen zu können. Nachher werden die Ohren gesalbt, damit ihr Ohren habet, die göttlichen Geheimnisse anzuhören. Isaias sagt von diesem: Der Herr hat mir Ohren gegeben zum Hören. Und der Herr selbst spricht im Evangelium: „Wer Ohren hat zum Hören, der höre." Nach diesem wird die Nase gesalbt, damit ihr nach dem Empfange dieser göttlichen Salbung sagen könnet: Gott fühlet einen angenehmen Geruch bei denen, die selig werden. Hierauf wird die Brust gesalbt, damit ihr, mit dem göttlichen Panzer angethan, großmüthig wider die Anfälle des Teufels bestehen könnet." Catech. 3. mystag.

Die Salbung geschieht in Kreuzesform. Dieses fand schon in der ältesten Zeit statt; Cyprian, Ambrosius und Andere sind Zeugen dafür. Schon die Worte, welche bei der Firmung gesprochen werden: „Signo te signo crucis" — verlangen die Bildung der Kreuzesform.

Die Salbung geschieht mit dem Daumen der rechten Hand; es wäre unstatthaft, wenn sich der Minister statt des Daumens etwa eines Instruments bedienen würde.

Um die gesalbte Stirn wurde früher die Firmbinde gebunden, welche die Firmlinge oft drei Tage, nach dem Römischen Pontifikale aber bis die Salbung vertrocknet war, tragen mußten.

Die Abnahme durfte in vielen Bisthümern nur von Geistlichen geschehen, und waren hiefür eigene Ceremonien und Gebete vorgeschrieben. Heut zu Tage wird statt dessen die Stirne des Firmlings sogleich nach der Salbung mit Baumwolle abgetrocknet.

8. Von der Händeauflegung bei der Firmung.

Daß den Firmlingen die Hände aufgelegt werden, ist ein von den Aposteln herstammender Gebrauch. Dieß erhellet klar aus Apostelgesch. 8, 19. In dieser Stelle, wo von der Firmung die Rede ist, wird namentlich der Händeauflegung erwähnt. Man beobachtete diesen Gebrauch jeder Zeit in der Kirche; daher erhielt das Sakrament der Firmung auch den Namen die Händeauflegung (manuum impositio). Dafür zeugen auch die ältesten Kirchenväter. Tertullian sagt, daß nach der Salbung (bei der Firmung) durch die Hände-

auflegung der heilige Geist eingeladen und herbeigerufen werde. (De baptism. c. 7.) — Cyprian leitet die Händeauflegung bei der Firmung von den Aposteln her, und sagt, daß sie auch seiner Zeit üblich war. Was den vom Diakon Philippus Getauften noch abging, erhielten sie von Petrus und Johannes, die das Gebet über sie sprachen und die Hände ihnen auflegten, damit der heilige Geist sich über sie ausgöße. Dieses wird auch bei uns noch beobachtet, daß nämlich Alle, die in der Kirche getauft worden, den Vorstehern der Kirche dargestellt werden, auf daß sie durch die Händeauflegung den heiligen Geist empfangen. Epist. 72. ad Jubajan. Auf gleiche Weise schreibt der heil. Hieronymus: „Kennst du nicht die in der Kirche übliche Gewohnheit, den Getauften die Hände aufzulegen, und den heiligen Geist über sie herabzurufen?“ Advers. Lucif. c. 4. Auf dieselbe Weise reden Augustinus, Ambrosius u. s. w.

Daß bei der Ausspendung der Firmung die Händeauflegung vorkömmt, darf nicht Wunder nehmen. Es wird ja durch sie der heilige Geist mitgetheilt; die Händeauflegung pflegt aber das äußere Zeichen von der Mittheilung des heiligen Geistes zu seyn. Viele Kirchenväter machen daher geradezu von der Händeauflegung die Spendung des heiligen Geistes bei der Firmung abhängig. So schreibt Ambrosius in seinen Bemerkungen zum Briefe an die Hebräer: „Jene Händeauflegung wird hier verstanden, durch welche der heilige Geist empfangen zu werden geglaubt wird.“ So reden auch Epiphanius, Chrysostomus und Andere.

Die Concilien schreiben die Händeauflegung vor, oder reden doch von derselben als einem allgemeinen Gebrauche. Das Concilium von Arles befiehlt, daß denen, welche von einer ketzerischen Sekte zur Kirche zurückkehren, wenn sie auf die heilige Dreifaltigkeit bereits getauft sind, die Hände aufgelegt werden sollen, auf daß sie den heiligen Geist empfangen. Das zweite Concilium von Lyon sagt, daß das Sakrament der Firmung die Bischöfe durch Händeauflegung spenden.

Es ist demnach eine ausgemachte Sache, daß die Händeauflegung bei der Firmung eine apostolische Ueberlieferung ist, und in der Kirche immer beobachtet worden. Dessenungeachtet ist es unter den Theologen eine Frage, ob die Händeauflegung zum Wesen des Sakraments der Firmung gehöre, und ihre Giltigkeit bedinge.

9. Was gehört zum Wesen und zur Giltigkeit des Sakraments der Firmung?

Zu einem jeden Sakrament gehört nach der Schulsprache eine Materie und eine Form, und hievon hängt die Gültigkeit des Sakraments selbst ab. Hinsichtlich der Form bei der Firmung ist kein Zweifel; sie besteht in den Worten: N. signo te signo crucis, et confirmo te chrismate salutis in nomine patris et filii et spiritus sancti. Amen.*) Diese Form besteht seit dem zwölften Jahrhundert in der abendländischen Kirche. Früher war sie anders; denn im Ordo Romanus, der aus dem achten Jahrhundert stammt, heißt es bloß: Ich firme dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Das Pontifikal des Bischofs Edelbert von York, der in der Mitte des achten Jahrhunderts lebte, enthält folgende Form: „Empfanget das Zeichen des heiligen Kreuzes mit dem Chrisma des Heiles in Jesu Christo, unserm Herrn, zum ewigen Leben, Amen" u. s. w.

Was die Materie betrifft, so sind die Meinungen getheilt. Die Einen lassen nur die Händeauflegung, die Andern die Salbung als solche gelten; wieder Andere nehmen beides zugleich als Materie an. Der heil. Liguori sagt hierüber Folgendes: „Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß zur Firmung sowohl die Salbung mit Chrisam, als auch die Händeauflegung gehört, aber man muß wissen, daß diese Händeauflegung mit der Salbung verbunden ist." — Man sieht, daß der heil. Liguori unter Handauflegung nicht jene allgemeine Handausstreckung versteht, welche am Anfange des Firmaktes über Alle geschieht, sondern die der Bischof während der Salbung des Einzelnen vornimmt. Jene gemeinschaftliche Handausstreckung über alle Confirmanden als Materie zu bezeichnen, hat überhaupts sein Bedenkliches, indem in der Praxis an vielen Orten darauf gar keine Rücksicht genommen und die Firmlinge nicht

---

*) Manche wollen auch jenes Gebet, welches der Bischof gleich anfangs mit ausgestreckten Händen über alle Firmlinge betet, zur Form gerechnet wissen, was indeß um so weniger der Fall sein dürfte, da ja nicht einmal an allen Orten darauf gedrungen wird, daß die Firmlinge bei demselben zugegen sind.

angehalten werden, bei derselben gegenwärtig zu seyn. Hingegen hat die von Liguori vertheidigte Ansicht, zu der sich auch viele andere bedeutende Theologen bekennen, die schon Beda venerabilis kannte, viel Scharfsinniges und ist geeignet, die hierin stattfindenden Differenzen auszugleichen, indem dadurch jede Salbung zugleich auch Händeauflegung wird, und es sich leicht denken läßt, daß die Apostel das sichtbare Zeichen bei der Firmung bald Händeauflegung, bald Salbung nannten, da es der Sache nach ein und derselbe Akt wär. Man darf sich auch nicht wundern, die Salbung selbst als Händeauflegung bezeichnet zu sehen, weil ja immerhin eine Berührung des Hauptes mit der Hand stattfindet.

Der heil. Liguori beweiset seine Behauptung noch umständlicher. Er beruft sich zunächst auf die Worte des Papstes Innocenz III., der da sagt: Durch die Salbung der Stirne wird die Handauflegung vollzogen, die mit einem andern Namen Firmung genannt wird, weil durch sie der heilige Geist zum Wachsthume und zur Stärke ertheilt wird. — Bei einer andern Gelegenheit sagt derselbe Papst: „Das heilige Sakrament der Firmung dürfen die Bischöfe allein ertheilen, indem sie den Wiedergeborenen salbend die Hände auflegen." Dazu schreibt der heil. Liguori: Man bemerke die Worte: „Salbend ihnen die Hände auflegen". Es ist also die Händeauflegung und Salbung mit der Firmung Eines und dasselbe. Derselbe fährt fort: Dieß wird auch durch das Glaubensbekenntniß des Kaisers Paläologus bestätiget, welches in dem Schreiben an Gregor X., das vom zweiten Concilium zu Lyon gutgeheißen worden, enthalten ist, und wo es heißt: Ein Anderes ist das Sakrament der Firmung, welches die Bischöfe durch Händeauflegung den getauften und neu zu salbenden Christen ertheilen. Liguori vergißt dabei nicht auf die Erklärung Eugen IV., der die Materie bei der Firmung nur in die Salbung mit Chrisam zu setzen scheint, indem er sagt: „Das zweite Sakrament ist die Firmung, deren Materie der Chrisam ist, der aus Oel und Balsam bereitet wird, welche der Bischof gesegnet hat." Dabei gedenkt unser Gewährsmann aber auch eines Ausspruches des Papstes Benedikt XIV., der in seinem Rundschreiben an die Erzbischöfe und Bischöfe des griechischen Ritus zwar die Meinungen bezüglich der Materie und Form bei der Firmung frei gibt, also auch jene nicht

tadelt, welche jene allgemeine Handauflegung bei Beginn des Firmaktes mit zur Materie und das dabei zu sprechende Gebet zur Form rechnen; aber dennoch auch sagt, daß das Sakrament der Firmung ertheilt werde, sobald heiliger Chrisam, der aus Olivenöl und Balsam besteht, angewendet werde, und der Ausspender auf der Stirne des Empfängers das Kreuzzeichen mache, und dabei die vorgeschriebenen Worte ausspreche. Dadurch setzt Benedikt das Wesen der Firmung offenbar in die Salbung, verbunden mit Berührung der Stirne durch die Hand und Aussprechung der dabei üblichen Worte.

10. Wer ist Minister der Firmung.

Der ordentliche Ausspender des Sakraments der Firmung ist der Bischof. Dieses erhellet:

a) Aus der heiligen Schrift. Der Diakon Philippus predigte und taufte in Samaria; den Neubekehrten aber den heil. Geist zu ertheilen, wurden die beiden Apostel Petrus und Johannes dahin geschickt. Apostelg. 8, 14. Cf. 19, 6.

b) Aus den Aussprüchen der heil. Väter. Cyprian sagt: Die, welche in der Kirche getauft werden, werden den Vorstehern der Kirche, d. h. den Bischöfen, (zum Firmen) gebracht. — Firmilian legt nur den Bischöfen die Gewalt bei, die Hände auflegen zu können. — Chrysostomus sagt, daß die Mittheilung des heiligen Geistes nur Sache der Apostel war. — Papst Innocenz (ep. 1. ad Decent c. 3) schreibt: In Beziehung auf die Firmung der Kinder ist bekannt, daß sie keinem Andern, als dem Bischofe zustehe. — Der heil. Augustin (de trin. l. 13 c. 26) nennt das Firmen ein den Bischöfen von den Aposteln überliefertes Recht, und bezeugt, daß es auch seiner Zeit in der Kirche so gehalten werde, und das Recht zu Firmen den Bischöfen vorbehalten sei. Darum gingen auch, wie der heil. Hieronymus berichtet, die Bischöfe auf das Land hinaus, um die Getauften zu firmen. (Advers. Lucifer c. 4.). Und der heil. Papst Gregor ermahnt die Bischöfe, daß sie die entfernten Landkirchen besuchen sollen, um den Getauften das Siegel des Herrn mitzutheilen. (l. 8. ep. 46.).

c) Aus den Beschlüssen der Concilien. Das Concilium von Elvira verlangt, daß der Getaufte zum Bischof geführt

werde, um die Vollendung zu empfangen. Can. 38. — Der dritte Kirchenrath von Carthago sagt in seinem dritten Kanon, daß die Bereitung des Chrisam und die Weihe der Kinder nicht Sache des Priesters sei. Auf dieselbe Weise erklärt sich das erste Concilium von Toledo in seinem zwanzigsten Kanon. — Das allgemeine Concilium von Florenz erklärt den Bischof als ordentlichen Minister der Firmung. Endlich das Concilium von Trient hat entschieden: Wenn Jemand sagt, der ordentliche Minister der heiligen Firmung sei nicht einzig und allein der Bischof, sondern jeglicher einfacher Priester, so sei er im Banne. Sess. 7. de confirm. can. 3.

d) Aus Billigung der Vernunft. Durch die heilige Firmung wird der Christ vollendet; es ist also gleichsam das Sakrament der Gnadenfülle, ja man empfängt den heiligen Geist selbst durch dasselbe. Wer könnte dieses Heilmittel füglicher spenden, als der Bischof, der zunächst das Organ des heiligen Geistes in seinem Sprengel ist? Vorzüglich geziemt es sich in unsern Tagen, daß der Bischof die Firmung den Gläubigen spende, wo es für jene der Veranlassungen so wenige gibt, unmittelbar mit ihnen in Gemeinschaft zu treten.

Dieses Alles schließt nicht aus, daß auch die Priester giltig firmen können, wenn sie hiezu die Vollmacht von dem kirchlichen Obern erhalten haben. In der That haben die einfachen Priester schon oft das heilige Sakrament der Firmung gespendet. So heißt es in einem Commentar, der dem heil. Ambrosius zugeschrieben wird: „Bei den Aegyptiern firmen die Priester, wenn der Bischof nicht gegenwärtig ist.“ Comment. in ep. ad Eph. Der heil. Hieronymus scheint ebenfalls zu behaupten, daß die Priester das Sakrament der Firmung spenden können, wenn er sagt: „Was thut der Bischof mit Ausnahme der Ordination, das nicht auch der Priester thun würde?“ — In Spanien erlaubte das erste Concilium von Toledo den Priestern in Abwesenheit des Bischofs zu firmen. In Sardinien war es gewöhnlich, daß die Priester firmten. Papst Gregor, der Große, verbot dieses in einem Briefe an den dortigen Erzbischof Januarius. Als aber dieses Verbot Aufsehen machte, schrieb der Papst an den genannten Erzbischof: „Nebenbei ist uns das Aergerniß einiger Leute zu Ohren gekommen, welches daraus entstanden seyn soll, daß wir den Priestern verboten haben, ihre Täuflinge mit dem Chrisam zu salben. Zwar haben wir dieß ganz

nach dem alten Gebrauche unserer Kirche verboten; weil sich aber doch darüber Einige so sehr aufhalten und ärgern, so wollen wir gleichwohl den Priestern erlauben, daß sie ihre Taufkinder im Falle, wo keine Bischöfe zugegen sind, auch an der Stirne mit dem Chrisam salben dürfen." Nach diesem darf es nicht wundern, wenn Papst Eugen IV. im Dekrete an die Armenier sagt: „Der ordentliche Minister der Firmung ist der Bischof; man liest jedoch, daß durch Dispensation des apostolischen Stuhles wegen eines triftigen und dringenden Grundes auch der einfache Priester, wenn durch einen Bischof das Chrisma geweiht war, das Sakrament der Firmung gespendet habe." — Bei allem dem bildet es die Ausnahme, daß in der abendländischen Kirche die einfachen Priester firmten. Die Päpste ertheilten dieses Privilegium vorzüglich den Missionären. So gab Hadrian VI. den Franziskanern in Indien die Vollmacht zu firmen; Benedikt XIV. bewilligte dasselbe den Wächtern des heiligen Grabes. Auch die Aebte durften manchmal firmen, wie der Abt von Montecassino. Benedikt XIV. erlaubte dem Fürstabte von Kempten und seinen Nachfolgern, ihre Unterthanen zu firmen.

Damit aber einfache Priester firmen können, bedarf es der Delegation hiezu von Seite des Oberhauptes der Kirche; ohne diese Erlaubniß wäre die Firmung nicht nur unerlaubt, sondern, wie es Benedikt XIV. ausdrücklich sagt, sogar ungiltig. Delegiren kann aber hiezu nur der Papst, nicht der Bischof, wie Clemens VI. und Benedikt XIV. es klar aussprechen. Auch wird kein Beispiel angeführt werden können, daß in der lateinischen Kirche die Bischöfe einfache Priester zur Spendung des heiligen Sakraments der Firmung bevollmächtiget haben. Daraus schließt Gibbon, daß die Bischöfe eine solche Macht nicht besitzen. Als Grund, warum nur der Papst delegiren kann, muß man angeben, weil nur er die Fülle der Gewalt in der Kirche besitzt, und vermöge dessen kann er, wie Thomas von Aquin schreibt, Einiges, wozu die höheren Weihen erfordert werden, jenen übertragen, die in niedern Weihen stehen, wie er z. B. auch einigen Priestern zugesteht, daß sie die Ordines minores ertheilen können, was doch auf die bischöfliche Gewalt Bezug hat.

Anders verhält es sich in der morgenländischen Kirche. Schon vor Nestorius war es dort gebräuchlich, daß die Priester firmten. Dieser Gebrauch kam zuerst in Alexandrien in Aegypten auf, und

verbreitete sich später in den übrigen Kirchen des Orients. Drei Päpste, nämlich Leo X., Clemens VII. und Alexander VIII. hießen diese Gewohnheit gut, indem sie erklärten, die Griechen sollen sich bei der Uebung ihres Ritus nicht beunruhigen. Offenbar haben die Päpste die orientalische Kirche in diesem Punkte dispensiren wollen, um ihnen die Einigung mit der abendländischen nicht zu erschweren.

11. Wer kann gefirmt werden?

Dem Empfange der Firmung muß die heilige Taufe vorhergehen. Auf die Frage, wer gefirmt werden könne, lautet also die Antwort: Nur ein getaufter Christ. Indeß war hierin die Disciplin der alten Kirche von der in unserer Zeit verschieden. In den früheren Zeiten ertheilte man unmittelbar nach der Taufe die Firmung, und in der orientalischen Kirche besteht noch diese Gewohnheit. Für diese Verbindung der Firmung mit der Taufe reden die ältesten Kirchenväter. So schreibt Tertullian: „Wenn wir aus dem Taufbecken herausgehen, werden wir nach alter Disciplin mit geweihter Salbe gesalbt." — Cyrillus von Jerusalem sagt: Euch ist, nachdem ihr aus dem Taufwasser herausgestiegen seid, das Chrisma gegeben worden. — Von dieser Gewohnheit, auch unmündige Kinder zu firmen, reden in spätern Zeiten Innocenz I., Alkuin u. s. w. Es scheint diese Uebung, die Firmung mit der Taufe zu verbinden, bis zum dreizehnten Jahrhunderte beibehalten worden zu seyn.

In späterer Zeit fand man für gut, mit der Spendung der Firmung zuzuwarten, damit der Empfänger sich desto besser vorbereiten könne. Die Firmung ist ja zur Seligkeit nicht unumgänglich nothwendig, sondern es wird durch sie der Christ zum Kampfe gerüstet, und in so ferne vollendet. Da ohne Gebrauch der Vernunft keine geistigen Kämpfe stattzufinden pflegen, so hielt man auch nicht für nothwendig, daß dieses Gnadenmittel schon unmündigen Kindern gespendet werde. Maldonat zieht die heutige Praxis der Kirche der alten vor, indem er sagt: Lobwürdiger ist die Gewohnheit der heutigen als der alten Kirche; denn in den ältern Zeiten ward alsobald nach der Taufe die Firmung und das heilige Abendmahl auch den Kindern gegeben; jetzt aber wartet man auf die Zeit, bis die Getauften selbst ihren Glauben zu bekennen vermögen.

Der Römische Katechismus findet für gut, mit der Spendung

dieses Sakraments wenigstens bis zum siebenten Lebensjahre zu warten, wenn einem das zwölfte zu weit hinausgeschoben däucht, weil eine Vorbereitung und gewisse Erkenntniß vorausgeschickt werden müsse.

Indeß können auch hierin wieder Ausnahmen stattfinden, namentlich sollen schwer kranke Säuglinge ungesäumt gefirmt werden. Schon Thomas von Aquin sagt: Den Sterbenden ist dieses Sakrament zu spenden, daß sie bei der Auferstehung als vollendet erscheinen. Daher meinen auch einige Theologen, es wäre gut, für diesen Fall auch den Priestern die Vollmacht zum Firmen zu ertheilen. In der That will der heil. Karl Borromäus, daß in der Todesgefahr der Pfarrer die Kinder firme; doch soll dieses jedes Mal dem kirchlichen Obern angezeigt werden. Auch im Falle einer längern Verwaisung der Diözese dürfen unmündige Kinder gefirmt werden. Dahin erklärt sich namentlich Papst Benedikt XIV.

Auch Blödsinnige dürfen gefirmt werden. Sind die Firmlinge so schwach, sagt Gennadius, daß sie die christliche Lehre nicht fassen, so sollen statt ihrer, wie bei der Taufe, die Pathen antworten. Würde jedoch bei Solchen die Spendung nicht mit der dem Sakramente gebührenden Ehrfurcht vorgenommen werden können, so wäre sie zu unterlassen.

12. Zeit und Ort der Firmung.

Was die Zeit der Firmung betrifft, so wurde sie in den erstern Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung bekanntlich gleich nach der Taufe gespendet, nur selten bildete sie einen eigenen, der Zeit nach von der Taufe gesonderten Akt. Im fünften Jahrhunderte wurde der Donnerstag in der heiligen Charwoche als Firmungstag bestimmt. Der Cardinal Lambertini schreibt in seiner Abhandlung von den Festen, daß vor Alters am grünen Donnerstage drei Messen gelesen wurden; in der ersten wurden die Büßer aufgenommen, in der zweiten wurde der Chrisam geweiht, und die dritte wurde um des Festes willen gelesen. Nach der zweiten heiligen Messe fand also wahrscheinlich die Firmung statt.

Das Römische Pontifikal überläßt die Bestimmung des Firmungstages der Wahl des Bischofes. Der heil. Ulrich von Augsburg firmte häufig am Ostermontage. Eine gewöhnliche Firm-

zeit ist das Pfingstfest, und zwar mit Recht, da es ja das Erinnerungsfest an die Ausgießung des heiligen Geistes ist. Uebrigens firmen die Bischöfe auch zu einer jeden andern Zeit des Jahres, vorzüglich bei ihren Visitations- und Firmreisen.

Auch die Stunde des Tages kann beliebig gewählt werden. Eine Synode von Paderborn im Jahre 1688 schlägt die dritte Stunde, das ist neun Uhr Vormittags, dazu vor, weil um diese Zeit auch am Pfingstfeste der heilige Geist über die Apostel herabgekommen ist.

Was den Ort der Firmung anbelangt, so war er in frühern Zeiten wohl ein und derselbe mit der Taufe; man firmte also im Baptisterium oder wohl auch in der Kirche. Es hat hie und da auch eigene Firmkirchen gegeben. Heut zu Tage ist die Wahl des Ortes dem Bischofe überlassen. Doch schreibt der Ordo Romanus vor, daß die Firmung in der Kirche oder in der Sakristei gespendet werden soll. Es wird daher auch regelmäßig in der Kirche gefirmt, und zwar am Bischofssitze in der Cathedralkirche. Bezüglich des Ortes in der Kirche will der heil. Karl Borromäus, man soll, wenn es thunlich ist, vor dem Hochaltare firmen.

13. Von den Firmpathen.

Bei der Firmung werden, wie bei der Taufe, Pathen erfordert. Ursprünglich, wo die Firmung gewöhnlich sogleich nach der Taufe gespendet worden ist, sind wohl die Taufpathen auch zugleich die Firmpathen gewesen; später sorgte man für eigene Firmpathen. Das achte Jahrhundert kennt sie bereits.

Die Firmpathen haben bei der Ausspendung des heiligen Sakraments der Firmung Folgendes zu beobachten: Ist der Firmling noch ein Kind, so halten sie es auf dem rechten Arme bei der Firmung; ist er schon größer, so legen sie ihm die rechte Hand auf die rechte Schulter, und stehen daher hinter ihm. Die Bedeutung hievon ist bei der Erklärung der Ceremonien der heiligen Firmung angegeben. Früher mußten die Firmpathen ihren rechten Fuß dem Fuße des Firmlings unterstellen, zum Zeichen, daß sie selbst ihren Fuß immer auf der rechten Bahn, d. h. auf dem Wege der göttlichen Gebote haltend dem Firmling stets mit gutem Beispiele voranleuchten, und ihn durch ihre Kraft auf dem rechten Wege bewahren, um so mit

einander den Fußstapfen Jesu nachzufolgen. — Außerdem war es früher noch das Geschäft der Firmpathen, daß sie den Firmlingen die Firmbinde umbanden und wieder abnahmen. Dieses Umbinden war so gewöhnlich, daß das Geschäft der Firmpathen oft nur geradezu ein Binden genannt wurde. Symbolisch wurden hiedurch die Pathen aufgefordert, sich mit christlicher Liebe der Firmlinge anzunehmen.

Die Firmpathen sind zunächst Zeugen des empfangenen Sakraments; dann haben sie aber auch noch, wie schon aus dem hervorgeht, was sie bei der Firmung zu thun haben, eine viel wichtigere Bedeutung: sie sind die geistlichen Eltern der Firmlinge. Daher sagt das Römische Pontifikal: Die Pathen sollen ihre Söhne in den guten Sitten unterrichten und sie anweisen, daß sie das Böse fliehen und das Gute thun. Daraus folgt, daß in der Wahl der Pathen mit Vorsicht zu Werke gegangen werden soll. Die Kirche verlangt von den Firmpathen zunächst körperliche und geistige Mündigkeit. Schon eine Synode zu Paris vom Jahre 829 verlangt, daß die Firmpathen sowohl die Kraft des Sakraments der Firmung genau kennen, als auch die Pflichten wissen sollen, welche sie als Pathen hiebei übernehmen. Eine Synode von Köln im Jahre 1662 will, daß der Firmpathe von reifem Alter sei. Der heil. Karl Borromäus ließ keinen Firmpathen zu, der unter vierzehn Jahr alt war. Viele Kirchen wollen, der Firmpathe soll, in so weit es möglich ist, nicht jünger seyn, als der Firmling ist; daß er bereits selbst gefirmt seyn soll, versteht sich ohnehin. Sodann wird erfordert Rechtgläubigkeit und unbescholtener Lebenswandel. Wie will denn der Akatholik die Pflicht erfüllen, seinen Firmling zu einem guten Katholiken zu machen? Aber auch nicht ein jeder Namenkatholik ist dazu geeignet. Die Synode von Paris im Jahre 829 verlangt Unbescholtenheit der Sitten; andere Synoden schließen alle jene davon aus, welche ihre Osterkommunion nicht eingebracht haben, ein ärgerliches Leben führen oder in einer Kirchenstrafe sich befinden. Der Grund hievon ist einleuchtend, sie können ja ihre Firmlinge nicht in der Tugend fördern. — Die Gleichheit des Geschlechtes wurde früher nicht beachtet; noch der heil. Thomas von Aquin findet dieses ganz gleichgiltig; heut zu Tage aber ist es Gewohnheit, die Gleichheit des Geschlechtes beizubehalten. Die Kirche hat

es sicherlich so eingeführt, um alles Unschickliche zu vermeiden; denn es würde gewiß anstößig seyn, wenn ein Jüngling der Pathe eines nicht viel jüngern Mädchens wäre, und umgekehrt; Fälle, die sich leicht ereignen könnten. — Endlich werden auch noch passende Lebensverhältnisse von Seite des Firmpathen gefordert. Es darf nämlich der Pathe nicht Vater, Mutter oder Ehetheil des Firmlings seyn, weil dadurch die Absicht der Kirche, dem Firmling einen geistigen Vater zu geben, mehr oder weniger vereitelt würde. Stiefeltern sind hier den leiblichen Eltern ganz gleich zu achten. Um so weniger kann ein Kind Firmpathe seiner Eltern werden. Auch Mönche und Nonnen können, so lange sie im klösterlichen Verbande leben, nicht Pathen werden, weil es sich mit ihren Ordensstatuten nicht verträgt, über einen in der Welt befindlichen Menschen geistliche Vater- oder Mutterstelle zu übernehmen. Wenn es füglich vermieden werden kann, soll man auch nicht die Taufpathen zugleich zu Firmpathen desselben Kindes machen. Als Grund gibt eine Synode von Köln im Jahre 1662 an, weil für die Wohlfahrt des Firmlings um so besser gesorgt ist, wenn mehre (ein Taufpathe und ein Firmpathe) für ihn aufgestellt sind. Der Firmpathe soll ferner am Firmtage nicht selbst Firmling seyn; denn wäre es nicht lächerlich, demjenigen die geistliche Führung eines Dritten anzuvertrauen, der zu gleicher Zeit selbst unter väterliche Aufsicht gestellt wird? Der Firmpathe soll auch an ein und demselben Tage nicht mehr, als höchstens drei Kindern die Firmung umbinden; überhaupts ist es nicht rathsam, sich um zu viele Firmlinge anzunehmen, weil dieß leicht eine Ursache werden kann, daß man seine Pflichten bei einem jeden vernachläßiget.

Der Firmpathe soll nur Einer seyn; die Kirche hat dabei die Absicht, daß die Schließung von Ehen durch die geistliche Verwandtschaft so wenig als möglich erschwert werde; denn bekanntlich kontrahirt der Firmpathe das Verhältniß der geistlichen Verwandtschaft.

Endlich ist noch zu bemerken, daß der Firmpathe sein Geschäft bei der Ausspendung des heiligen Sakraments durch einen Prokurator besorgen lassen kann. Cf. Schmid's Liturgik.

14. Die Firmung darf nur einmal empfangen werden.

Die Firmung hat eben so, wie die Taufe und Priesterweihe, das Besondere, daß sie nur einmal empfangen werden kann, weil sie der Seele ein unauslöschliches Zeichen, einen unaustilgbaren Charakter eindrückt.

Für die Eindrückung eines unauslöschlichen Merkmales zeugt nach der Meinung vieler Väter schon eine Stelle im Hebräerbriefe, wo es heißt: Es ist unmöglich, diejenigen, welche einmal erleuchtet worden, auch gekostet haben die himmlische Gabe und theilhaftig geworden sind des heiligen Geistes, und doch abgefallen sind, wieder zur Buße zu erneuern. Hebr. 6, 4. 6. Auch daraus, daß Paulus jene Jünger, welche er zu Ephesus fand, zuvor fragte, ob sie den heiligen Geist schon empfangen hätten, und sie erst auf ihr Verneinen nach empfangener Taufe firmte, wollen Einige schließen, daß die Firmung nur einmal empfangen werden kann.

Nach der Tradition ist es eine ausgemachte Sache, daß die Firmung nur einmal gespendet werden darf. Denn die heil. Väter nennen die Firmung: Signaculum spirituale, sigillum regium oder mit ähnlichen Ausdrücken, welche einen bleibenden Charakter bezeichnen. Der heil. Cyrillus von Jerusalem sagt, daß die Firmung ein in Ewigkeit unauslöschliches Zeichen sei. Papst Gregor, der Große, sagt, daß, wenn gegründeter Zweifel vorhanden ist, ob Jemand gefirmt oder getauft sei, einem Solchen die Taufe oder die Firmung gespendet werden soll, weil das nicht als Wiederholung angesehen werden kann, was nicht als zuverläßig bereits gespendet sich erweiset (non monstratur iteratum, quod non certis indiciis ostenditur rite peractum.) Ein klares Zeugniß, daß es allgemeiner Glaube war, die Firmung könne nur einmal empfangen werden. Deutlich erklärt sich die Synode von Toledo vom Jahre 653. „Sanctum chrisma collatum et altaris honor evelli non queunt.“ Eben so bestimmt spricht das Concilium von Trient. „Siquis dixerit, in confirmatione non imprimi caracterem in anima, hoc est signum quoddam spirituale et indelebile, anathema sit. Sess. 7. de sacram. can. 9.

Auch die Griechen halten dafür, daß die Firmung nicht wiederholt werden dürfe. Daher beklagte sich der Patriarch Photius

in seiner Epistola Encyklika, daß die Lateiner die von den griechischen Priestern gefirmten Bulgaren wieder firmten.

Wenn in alten Zeiten vorkömmt, daß man Ketzern, welche zur Kirche zurückkehrten, die Hände auflegte, ungeachtet sie schon gefirmt waren, so kann man daraus nicht folgern, die Firmung selbst habe man wiederholt, da vielmehr gewiß ist, daß diese Händeauflegung keine Firmung, sondern nur eine Wiederaufnahmsceremonie war. Unter Andern sagen Cyprian sowohl als Papst Stephan ausdrücklich, daß den Zurückkehrenden die Hände zur Buße aufgelegt wurden.

Wenn es aber heißt, dem Gläubigen werde in der heiligen Firmung ein unauslöschliches Merkmal (Charakter) eindrückt, so ist dieses näher zu erklären. Unter Merkmal versteht man überhaupts ein Zeichen, wodurch eine Sache von der andern unterschieden wird. So sind Flügel und Federn Merkmale eines Vogels, Flossen und Schuppen die eines Fisches, u. s. w. Wenn es nun heißt, durch die Firmung werde der Seele ein Merkmal eingedrückt, so ist das so viel, als die Seele erhalte ein Zeichen, wodurch sie von einer jeden, die dieses Sakrament nicht erhalten hat, unterschieden ist. Daß aber dieses Merkmal uns im gegenwärtigen Leben nicht sichtbar ist, kann nicht auffallen, da sowohl die Seele ein Geist, als auch das eingedrückte Merkmal geistig ist. Der heil. Basilius vergleicht den sakramentalischen Charakter überhaupts mit einem geheimen Zeichen, woran sich die Freunde eines Feldherrn und die Soldaten, die unter seiner Führung stehen, gut erkennen, so daß sie sich nicht mit den Gegnern vermengen. „Ob du von unserer oder der Feinde Partei bist, wer kann dich kennen, wenn nicht gewisse geheimnißvolle Zeichen deine Freundschaft andeuten, wenn dich nicht auszeichnet das Licht des göttlichen Antlitzes? Wenn der Engel bei dir den Charakter nicht wahrnimmt, wie kann er für dich streiten und deine Feinde verjagen? Wie wirst du behaupten, ich gehöre Gott zu, ohne ein Zeichen vorzuweisen. Erinnert euch, daß in Aegypten die Erstgebornen der bezeichneten Häuser verschont, dagegen die der nicht bezeichneten erschlagen worden sind. Ein unbezeichnets Schaf geht leicht verloren. Hom. 13. Auch der heil. Augustin drückt sich auf ähnliche Weise aus; er vergleicht den Charakter mit dem kaiserlichen Zeichen, welches den konskribirten Soldaten aufgedrückt wird. Der göttliche Charakter, welchen wir bei dergleichen Menschen finden,

darf ja nicht durch Wiederholung verletzt werden, wie das kaiserliche Zeichen nicht wieder aufgedrückt wird, wenn ein Krieger die Fahne verläßt. Anderswo sagt derselbe Kirchenvater: „Bei den Frommen bleibt der Charakter zur Belohnung, bei den Bösen zur Strafe." — Thomas von Aquin nennt den sakramentalischen Charakter ein geistliches Siegel. Der Römische Katechismus nennt ihn ein Merkmal, wodurch der Eine von dem Andern unterschieden wird.

Der Firmcharakter ist demnach eine gewisse Ehre und Würde, welche dem Gefirmten ertheilt wird, und diese Ehre ist so bleibend und dauernd, daß der Gefirmte durch sein ganzes Leben, ja durch die ganze Ewigkeit von dem Nichtgefirmten unterschieden wird. Dadurch ergibt sich ein großer Unterschied der Firmung vom Sakrament der Buße, des Altares u. s. w. Der Mensch kann das durch die Buße rein gemachte Ebenbild Gottes wieder mit neuen Sünden beflecken, und aufhören ein Kind Gottes zu seyn. Daher ist ihm neuerdings das Sakrament der Buße nothwendig. Ebenso ist ihm die Stärkung der Seele durch Jesu Fleisch und Blut fortwährend nothwendig, gleichwie zur Erhaltung und Vermehrung der Leibeskräfte täglich Speise und Trank erfordert werden. Auch der Empfang dieses Sakraments ist daher wiederholt nöthig. So verhält es sich auch mit der letzten Oelung und Ehe; nicht so aber bei der Taufe und Firmung, weil hier das Ertheilte nicht mehr verloren gehet.

Man kann ferners sagen: Durch die Firmung wird die Gnade der Vollendung ertheilt, daher wird sie auch das Sakrament der Vollendung genannt. Wenn aber die Gnade im vollen Maße gegeben ist, so ist eine abermalige Ertheilung derselben nicht mehr nothwendig. Von Seite der Gnade ist also das Merkmal unauslöschlich, d. h. wir haben so viel Gnade, als wir brauchen. Wenn auch der Mensch damit nicht wirkt, so weicht sie doch selbst nicht mehr von ihm, nicht einmal durch die Sünde geht das Charakteristische der Firmung verloren; aber die Gnade ist wie gebunden. Der Mensch darf nur dieses Hinderniß entfernen und seinen Willen damit vereinigen, so wirkt sie wieder. Reden wir in einem Gleichnisse. Im Stahle liegt die Kraft Feuer zu geben; wird er an einen harten Stein geschlagen, so gibt er auch Funken von sich. Ein Feuer selbst entsteht jedoch erst, wenn ein brennbarer Stoff die Funken aufnimmt. Ist aber auch kein brennbarer Stoff vorhanden, und

wird der Stahl auch nicht an einen Stein geschlagen, so bleibt dessenungeachtet im Stahle die Kraft zu entzünden. So bleibt auch die durch die Firmung empfangene Kraft des heiligen Geistes in uns; aber erst dann entflammt er uns in heiliger Liebe und in voller Gluth für das Bekenntniß des Christenthums, wenn wir uns von seinen Funken entzünden lassen. Weil also in der Firmung so viel Kraft uns ertheilt wird, als wir nöthig haben, um vollendet zu seyn; weil diese Kraft in uns bleibt, und nicht mehr von uns genommen wird, so ist ihr Merkmal unauslöschlich, und sie darf nicht mehr wiederholt werden. Darum erhielten auch die Apostel nur einmal den heiligen Geist, und es reichte hin für das ganze Leben bis zum martervollen Tode, den sie, durch diesen heiligen Geist gestärkt, für Jesus erlitten. Warum dieses Gott gerade bei der Firmung so veranstaltet habe, warum die empfangene Gnade des Leibes und Blutes Jesu nicht auch so in uns bleibt, daß sie für unser ganzes Leben wirkt, können wir nicht beurtheilen; es ist ein Werk der Weisheit Gottes.

15. Verhältniß der Firmung zur Taufe.

Zwischen Taufe und Firmung findet ein inniges Verhältniß statt. Die Taufe weihet den Menschen für Gott ein, macht ihn zum Christen. Die Firmung aber vollendet ihn. Die Taufe legt den Grund zum Christenthume, und daher ist sie auch nothwendiger als die Firmung; denn ohne Grund läßt sich nirgends bauen. Die Firmung aber setzt dem durch die Taufe begonnenen Werke die Krone auf. Die Gnade des heiligen Geistes, welche in der Firmung gespendet wird, hat auf den nämlichen Bund, der in der Taufe geschlossen wurde, Beziehung. Der nämliche Bund wird hier nur bestärkt und befestiget. In der Taufe wird der Glaube verliehen; in der Firmung die Gnade gegeben, ihn zu bekennen. In der Taufe gibt Gott die Gnade, wenn ich so sagen darf, die innern Hindernisse der Tugend, die Schwäche des Willens, zu überwinden, was er dann fortwährend im Sakramente des Altars erneuert; in der Firmung stärkt er den nämlichen schwachen Willen, um die äußern Hindernisse zu besiegen. In der Taufe wird die Sünde getilgt; in der Firmung aber der heilige Geist ertheilt, so daß wir nun recht wahrhaft Christen, und als solche theilhaftig sind der Sohnschaft

Gottes. Daher sagt der heil. Augustin: „Christianos dicimus propter mysticum chrisma.“ Die Firmung steht somit höher als die Taufe in Beziehung auf ihre höhere Gnadenstufe; hingegen ist die Taufe wieder wichtiger als die Firmung, weil sie ist der Grund und die Pforte aller Gnaden.

Die heiligen Väter bezeichnen nicht minder genau das Verhältniß, welches zwischen beiden Sakramenten stattfindet. So sagt Pacian: „In der Taufe werden wir rein von Sünden, in der Firmung wird uns der heilige Geist eingegossen.“ Ein anderer alter Kirchenlehrer erklärt sich umständlich, indem er sagt: „Die Kriegsordnung erfordert es, daß ein Feldherr einen Neuangeworbenen nicht nur unter seine Soldaten aufnehme und bezeichne, sondern auch mit gewöhnlichen Waffen zum Streite ausrüste... Hast du also einen Soldaten angeworben, so gib ihm auch Waffen zum Kriege... Der heilige Geist, der sich mit einem heilsamen Fluge auf das Taufwasser heruntergelassen, gibt uns in diesem Brunnen die Fülle der Reinheit, in der Firmung das Wachsthum in der Gnade, weil wir, so lange wir uns in diesem Leben befinden, unter unsichtbaren Feinden und Gefahren wandeln müssen. In der Taufe werden wir zum Leben wieder geboren, nach der Taufe werden wir zum Kampfe gerüstet. In der Taufe werden wir abgewaschen, nach der Taufe werden wir gestärkt. Und so erklecken für jene, die alsobald hinsterben, die Gutthaten der Wiedergeburt; die Hilfsmittel der Firmung werden denen, die länger leben, nothwendig. Die Wiedergeburt macht an sich selig die, welche sogleich zum Frieden der andern Welt hinüberschlummern. Die Firmung bewaffnet und unterrichtet Alle, die zum längern Streite vorbehalten sind.“

Daß Gott die Gnade der Vollendung gleich in der Taufe hätte geben können, daran kann nicht gezweifelt werden. Da er es aber nicht gethan, sondern die Vollendung erst in einem besondern Sakrament gibt, so muß es wohl so am Beßten seyn; denn der Allweise thut nichts ohne Grund, und wählt nie hiezu mehrere Mittel, was kürzer zu thun weiser gewesen wäre. Uebrigens pflegt Gott überall auf ähnliche Weise zu Werke zu gehen; er führt allmählig zur Vollendung. So ist auch der Heiland mit seinen Jüngern verfahren; er hat sie von Stufe zu Stufe emporgeführt, und endlich durch die Sendung des heiligen Geistes vollendet.

16. Von der Pflicht, das heilige Sakrament der Firmung zu empfangen.

Die Firmung ist zur Erlangung des ewigen Heiles nicht so nothwendig, wie die Taufe; nichts desto weniger hat aber der katholische Christ die Pflicht, dieses Heilmittel zu empfangen, und die absichtliche Vernachläßigung derselben wäre in jedem Fall eine große Sünde. Der heil. Thomas von Aquin sagt hierüber: Omnia sacramenta sunt aliqualiter necessaria ad salutem, sed quaedam sunt, sine quibus non est salus, quaedam vero sunt, quae cooperantur ad perfectionem salutis; et hoc modo confirmatio est de necessitate salutis, quamvis sine ea possit esse salus, dum tamen non praetermittatur ex contemtu sacramenti.

Wie nothwendig und heilsam der Empfang der Firmung für die Gläubigen ist, beweiset die Handlungsweise der Apostel; sie sorgten mit größter Wachsamkeit, daß sie den Gläubigen gespendet würde, und reisten zu diesem Zwecke eigens nach Samaria. Die Kirche hat dieses ebenfalls zu allen Zeiten anerkannt, daher wurden die Bischöfe verpflichtet, auf das Land zu gehen und die Gläubigen zu firmen. Das Concilium von Elvira verordnet, diejenigen, welche nothgetauft worden waren, zum Bischofe zu bringen, auf daß sie auch gefirmt würden. Die alte Kirchendisciplin verurtheilte Eltern, deren Kinder aus ihrer Schuld ohne Firmung gestorben sind, zu einer dreijährigen Buße. Mehre Provincialconcilien, namentlich das von Laodicea, das von Elvira und später ein solches von Rheims schärfen es nachdrücklich ein, daß der Empfang der Firmung nicht vernachläßiget werde. Der Römische Katechismus sagt: Obschon die Firmung nicht so nothwendig ist, daß ohne sie Niemand selig werden kann, darf sie doch von Keinem vernachläßiget werden; denn was Gott für Alle gemeinschaftlich zum Heile angeordnet hat, muß auch von Allen mit größtem Eifer empfangen werden.

Wer wollte aber auch den Empfang der heiligen Firmung gering achten oder gar vernachläßigen, da durch dieselbe der heilige Geist gegeben wird, und in Folge dessen eine Menge Gnaden in unser Herz einströmet? Wer ein so erhabenes Geschenk gering achtet, zeigt sich eben so undankbar gegen Gott, als gleichgiltig gegen sein Heil. Soll das keine Sünde seyn?

Die Nothwendigkeit, das heilige Sakrament der Firmung zu empfangen, steht mit dem Gebote, das Fleisch des Herrn zu essen und sein Blut zu trinken, im gleichen Verhältnisse. Ist der Gläubige zum vollständigen Gebrauche seiner Vernunft gekommen, so wird er sich nach der Stimme seines Gewissens bei der ersten Gelegenheit bereit halten, ein Geschenk und eine Würde zu empfangen, die so sehr seine Seele adelt und ihm so herrliche Schätze zubringt.

Es darf der Empfang der heiligen Firmung um so weniger gering geachtet werden, da man durch sie erst ein vollendeter Christ wird. Der kann kein vollendeter Christ seyn, sagt ein alter Kirchenlehrer, der dieses Sakrament aus Lauigkeit oder Gleichgiltigkeit vernachläßiget. Wie der Soldat die Waffe nothwendig hat, um kämpfen zu können, also bedarf der zum Gebrauche der Vernunft gekommene Christ der heiligen Firmung zum siegreichen Streite gegen die Feinde seines Heiles.

17. Von der Vorbereitung zur heiligen Firmung.

Zum Empfange eines jeden Sakraments ist eine Vorbereitung nothwendig. Dasselbe gilt auch von der heiligen Firmung. Die Vorbereitung zum Empfange des heiligen Sakraments der Firmung verlangt:

1) Der zu Firmende muß in den Wahrheiten des Christenthums bereits gut unterrichtet seyn, namentlich die Hauptlehren desselben kennen. Die Apostel waren auch bereits drei Jahre in den Hauptlehren unsers heiligen Glaubens durch Christus selbst unterrichtet, und dann erst empfingen sie den heiligen Geist. Durch den Empfang der Firmung wird der Christ ein vollendeter Streiter Jesu Christi, er schwört zur Fahne seines Heilandes, und muß darum auch wissen, was dieser Kriegsdienst ihm für Pflichten auflegt; eine Kenntniß, die nur derjenige hat, welcher in den Lehren des Christenthums unterwiesen ist. Daraus gehet für einen Jeden, der gefirmt werden will, die Pflicht hervor, daß er zuvor den Religionsunterricht fleißig besuche, und die Heilswahrheiten gut seinem Gedächtnisse einpräge. Die Eltern sollen daher nicht so sehr eilen, ihre Kinder zur Firmung zu bringen; sie sollen es vielmehr dem Seelsorger überlassen, bis dieser sie hiezu für genügend vorbereitet hält.

2) Wer gefirmt werden will, muß im Stande der

Gnade seyn. Die Firmung ist ein Sakrament der Lebendigen, d. h. durch sie wird die schon vorhandene Gnade nur vermehrt. Wer sie daher empfangen will, muß bereits rein von Sünden seyn. Denn wenn die heiligmachende Gnade durch sie vermehrt wird, so muß sie schon zuvor vorhanden seyn. Deßwegen müssen wir vor dem Empfange der Firmung unser Herz durch eine reumüthige Beicht reinigen, um die priesterliche Lossprechung und dadurch die Rechtfertigung und den Stand der Gnade zu erhalten. So gereinigt dürfen wir erst zur heiligen Firmung hinzutreten. Außerdem empfängt der Firmling auch zuvor den Leib des Herrn, weil ja auch dadurch seine Seele für die Gnade noch mehr geöffnet und empfänglich gemacht wird. Welch ein herrlicher Zustand des Christen, der so vorbereitet zum Empfange der Firmung hinzutritt! Rein von Sünden, im Stande der Gnade, stark durch die heiligste Speise, steht er vor dem Bischofe, um jenes Siegel der Vollendung durch den heiligen Geist zu erlangen, durch welches er siegt über die ganze Welt, und bewahret das heiligste Kleinod, den Glauben an Jesus, den Sohn Gottes, der da ist und seyn wird des Menschen Hoffnung und sein unaussprechlicher Lohn die ganze Ewigkeit hindurch!

3) Man sei dem Leibe nach ordentlich gekleidet. Dieß verlangt schon der Anstand, und zwar um so mehr, als man von dem Aeußern gerne auf das Innere schließt. Uebrigens wird kein übertriebener Putz verlangt, was vielmehr zu tadeln wäre, sondern nur ein anständiger Anzug. — Es ist nicht nöthig, daß man beim Empfange des heiligen Sakraments der Firmung nüchtern sei; aber höchst tadelnswürdig ist es, wenn man sich zuvor übermäßig mit Speisen überladet, wozu leider die Pathen selbst manchmal ihre Firmlinge verleiten. *)

4) Jeder Firmling muß seinen Pathen haben. Ueber die Firmpathen selbst haben wir an einem andern Orte das Nöthige gesagt. Vergl. S. 515.

---

*) Es wurden hie und da allerdings Vorschriften erlassen, welche den Firmlingen auflegen, von Mitternacht an nüchtern zu seyn. So sagt ein Provincialconcilium: „Donum spiritus sancti non detur nisi jejunis." Da übrigens dortmals mit der Firmung der Empfang der Eucharistie verbunden war, so erklärt sich eine solche Verordnung von selbst.

18. Was haben die Firmlinge während der heiligen Handlung der Firmung selbst und unmittelbar nach derselben zu beobachten.

Während das heilige Sakrament der Firmung ausgespendet wird, soll sich der Firmling besonders der Andacht befleißen. Er beschäftige sich nur mit dem, was er zu empfangen im Begriffe ist; er stelle sich lebendig vor Augen das große Ereigniß, welches sich zu Jerusalem am Pfingstfeste zutrug und die Gnade, welche die Apostel durch den heiligen Geist empfingen. Der Firmling soll sich daher schon auf dem Wege zur Firmung mit heiligen Gedanken beschäftigen; er soll seine Aufmerksamkeit nicht auf andere Dinge wenden, wie etwa auf die Geschenke, die er erhalten wird, oder auf das schöne Kleid, welches er an seinem Leibe trägt. Ist er an dem Orte, wo das heilige Sakrament ertheilt wird, angekommen, so stelle er sich ruhig an seinen Platz; er plaudere nicht, lache nicht, schaue nicht vorwitzig herum, dränge nicht, sondern warte, bis die Reihe an ihn kömmt. Inzwischen beschäftige er sich in seinen Gedanken mit Jesus, dem Gekreuzigten, zu dessen Lehre er neuerdings feierlich eingeweiht wird.

Wenn der Bischof schon etwas näher kömmt, soll der Firmling in seinem Herzen den Glauben erwecken; dazu kann ihm das apostolische Glaubensbekenntniß dienen, welches er im Stillen betet.

Die größte Andacht und Ehrfurcht beseele den Firmling, wenn der Bischof ihm das heilige Sakrament selbst spendet. Unter dieser Handlung kann er mit voller Herzlichkeit die Worte bei sich selbst sagen: Herr, ich glaube; Herr, ich hoffe; Herr, vom Herzen liebe ich dich! O Gott, stärke meinen Glauben; vermehre meine Hoffnung; entzünde meine Liebe!

Ist die Firmung für den Einzelnen vorüber, so eile er nicht sogleich fort, sondern warte bis Alle gefirmt sind, und der Bischof die Schlußgebete verrichtet hat. In der Zwischenzeit statte er Gott Danksagungen ab für die ihm ertheilte große Gnade, bete sonst etwas und stelle andere fromme Betrachtungen an.

Ist die heilige Handlung für Alle vollendet, und sind die letzten Gebete verrichtet, so begebe sich der Firmling an der Seite seines Pathen mit Anstand und Sittsamkeit von dem Orte oder aus der

Kirche, wo gefirmt worden ist, hinweg; er erlaube sich unterwegs keinen Muthwillen; er scherze nicht, er lache nicht ausgelassen, er sei eingezogen und ruhig in all seinen Geberden. Der Tag der Firmung soll ihm besonders heilig seyn. Bereiten ihm seine Eltern oder sein Pathe ein besonderes Vergnügen, so soll er dasselbe nur im Hinblick auf die empfangene Firmung genießen; er soll sich erinnern, daß diese Freude nur wegen der Firmung ihm zu Theil wird, und daß er nur dann derselben würdig ist, wenn er sich bestrebt, auch Gott Freude zu machen. Ganz und gar ungeeignet aber ist es, wenn dieser Tag durch unmäßiges Essen und Schwelgen entheiliget wird.

19. Ueber die sogenannten Wundergaben beim Empfang der heiligen Firmung in den ersten Zeiten.

Durch den Empfang der heiligen Firmung erhielten Viele in den ersten Zeiten der christlichen Kirche die sogenannten Geistesgaben, so daß sie in fremden Sprachen redeten, Weissagungen thaten u. s. w. Aber diese Gaben sind nur zufällige, außerordentliche Wirkungen des empfangenen heiligen Geistes; das Wesen der Firmung besteht keineswegs in ihnen. Manchen waren diese Gaben schon in den ersten Zeiten nicht zu Theil geworden, ungeachtet sie den heiligen Geist empfangen hatten. Andere besaßen sie oft schon vor der Firmung. Auch hatte sie Christus den Getauften als solchen, freilich auch nicht allen Einzelnen und für alle Zeiten, verheißen: denn Marc. 16, 17. sagt er: Es werden aber denen, die glauben (und getauft sind, wie der vorhergehende Vers enthält), diese Wunder folgen: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Sprachen reden u. s. w. Auch Chrysostomus knüpft diese Gaben schon an die Taufe.

Aus Allem gehet hervor, daß diese Gaben nur zufällig waren, und bloß der ersten Zeit angehörten. Daher kann durch sie nicht die Firmung selbst bedungen seyn, und darf von ihrem Aufhören nicht auch auf das Aufhören der Firmung geschlossen werden. Schon der Apostel Paulus ermahnt die Gläubigen, daß sie diese Charismen in sich nicht zu hoch stellen sollen. 1. Cor. Kap. 12, 30 und 31. Daß die Charismen später aufhörten, lag im Plane der Vorsehung. Der heil. Augustin redet deutlich davon, daß sie zu seiner Zeit

nicht mehr bestunden. Dieser Kirchenlehrer sagt: „Heut zu Tage wird der heilige Geist durch Händeauflegung nicht mehr unter augenscheinlichen Wundern gegeben, wie es früher der Fall war, um den Glauben zu empfehlen und die noch junge Kirche auszubreiten. Denn wer erwartet in unserer Zeit, daß die, welchen die Hände aufgelegt werden, daß sie den heiligen Geist empfangen, plötzlich in fremden Sprachen zu reden anfangen? Aber unsichtbarer Weise und verborgen wird ihren Herzen durch das Band des Friedens die göttliche Liebe eingehaucht." Lib. III. de baptism. Bei einer andern Gelegenheit sagt derselbe Kirchenlehrer: „Wird wohl heut zu Tage von denen, welchen die Hände aufgelegt werden, daß sie den heiligen Geist empfangen, erwartet, daß sie in fremden Sprachen reden? Und ist wohl Jemand so verkehrten Herzens, daß er, wenn er sieht, daß sie nicht in fremden Sprachen reden, behauptet, jene haben den heiligen Geist nicht empfangen? Wenn also heut zu Tage durch diese Wunder die Gegenwart des heiligen Geistes nicht bestätiget wird; woran erkennt Einer, daß er den heiligen Geist empfangen habe? Er frage sein Herz. Wenn er den Bruder liebt, bleibt der Geist Gottes in ihm." Tract. 6. in I. Joan. epist.

20. Von den Wirkungen des Sakraments der Firmung bei den Aposteln.

Die Apostel wurden wunderbarer Weise von Gott selbst am Pfingstfeste gefirmt und erhielten dadurch den heiligen Geist. Die Wirkungen hievon waren sogleich augenscheinlich. Wie mit einem Male sind sie ganz verändert. Es tritt aber vorzüglich an ihnen hervor:

1) Eine so vollständige Kenntniß der Lehre Jesu, daß wir erstaunt ausrufen müssen: Wahrhaftig, hier hat Gott gewirkt! Jetzt ist keine Rede mehr von einem irdischen Messias, welcher ihr Volk von der Dienstbarkeit der Römer befreien soll. Sie denken nicht mehr auf die ersten Ministerstellen in diesem Reiche; sondern sie predigen jetzt laut den für das Wohl der Menschen gekreuzigten Jesus, und daß nur im Glauben und im Vertrauen auf diesen Tod und im eigenen Mitwirken mit der göttlichen Gnade Rettung für die Menschen zu finden sei. Sie predigen laut, daß Gott Jesum von den Todten auferweckt habe, daß er im Himmel

aufgenommen sei und von dort aus seine Kirche mit allmächtiger Hand leite. Nun wissen sie es, daß Jesus der wahre Sohn Gottes sei, und daß die Juden den Urheber des Lebens getödtet haben; sie wissen es, daß Jesus es sei, vor dem sich alle Knie auf Erden, im Himmel und unter der Erde beugen, und daß wir nur in seinem Namen selig werden können. Welch eine unbegreifliche Veränderung, die vorher unwissend waren, sind nun eingedrungen in die tiefsten und heiligsten Geheimnisse!

2) Ein unbegreiflicher Muth und eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit, mit der sie die Lehre Jesu bekannten. Die vorher so schüchternen und furchtsamen Apostel treten nun in der nämlichen Stunde, wo sie den heiligen Geist empfangen hatten, öffentlich aus ihrem verschlossenen Orte hervor, verkünden vor einer unzählbaren Menge Menschen Jesum, den Gekreuzigten, werfen den Juden ohne Scheu ihr Unrecht vor, das sie in der Kreuzigung des Heilandes verübt hatten. Dieses that vorzüglich der nämliche Petrus, der kurz vorher aus Furcht geschworen hatte, Jesum gar nicht zu kennen. Aber nicht nur vor dem gemeinen Volke, sondern auch vor dem hohen Rathe predigten sie den Gekreuzigten, ja sie wagten es dem hohen Rathe, der ihnen verbot, in Zukunft noch von Jesus zu reden, ins Angesicht zu sagen, daß sie Gott mehr als den Menschen gehorchen müßten, und daß sie also nicht schweigen könnten. Dieses Alles thaten die vorher so schüchternen Apostel!

3) Eine heilige Liebe gegen Gott, ihren Heiland und gegen alle Menschen. Jetzt verlangen sie kein Feuer mehr vom Himmel wegen eines versagten Liebesdienstes, sondern sind bei allem Ernste voll Geduld und Sanftmuth. Sie verkünden mit Kraft das Evangelium; wo sie aber keinen Eingang finden, gehen sie gutwillig weiter. Ein heiliger Liebebrand hatte ihre Herzen ergriffen, der sie fast zu verzehren schien. Sie hatten jetzt nur Einen Wunsch, die ganze Welt für ihren Herrn und Meister zu gewinnen, und um dieses Ziel zu erreichen, war ihnen keine Mühe zu viel, kein Opfer zu groß. Dafür unterzogen sie sich gerne allen Anstrengungen; dafür nahmen sie alle Leiden auf sich, dafür waren sie auch bereit, in den Tod zu gehen. Ja sie wollten selbst gerne ver-

dammt werden, wenn nur die Welt gerettet würde. Kann es eine größere Liebe geben?

4) Die Gabe der Sprachen und der Wunder. Alle, sagt die heilige Schrift, wurden voll des heiligen Geistes, und fingen an in fremden Sprachen zu reden. Apostelg. 2, 4. Da die Apostel bestimmt waren, in die ganze Welt auszugehen und überall das Evangelium zu verkünden, so würde sie die Nichtkenntniß der Sprachen in der Erreichung ihrer Bestimmung gehindert haben. Diesem abzuhelfen, gab es zwei Mittel: entweder mußten sie diese Sprachen lernen, oder Gott mußte ihnen dieselben auf eine außerordentliche Weise geben. Aber wie hätten die Apostel diese Sprachen erst lernen sollen? Sie waren in den Jahren schon vorgerückt. Das Lernen der Sprachen kostet überdieß Zeit; sie würden eher gestorben seyn, als sie es hierin zur gehörigen Fertigkeit gebracht hätten. Darum wählte Gott, dem nichts unmöglich ist, das leichteste Mittel; er verlieh ihnen die Gabe der Sprachen. Auf gleiche Weise verlieh ihnen Gott die Wundergabe, wodurch sie sich als Gesandte Gottes erwiesen.

21. Von den Wirkungen des Sakraments der Firmung bei den Gläubigen der ersten Zeit des Christenthums.

Die Apostel theilten durch Händeauflegung den ersten Christen denselben heiligen Geist mit, welchen sie selbst wunderbarer Weise am Pfingstfeste erhalten hatten. In Folge dessen erhielten die ersten Christen im Allgemeinen dieselben Gaben, deren die Apostel selbst sich erfreuten, nur mit dem Unterschiede, daß bei dem Einen diese Wirkungen mehr, bei dem Andern minder hervortraten.

Ihr Verstand wurde erleuchtet, daß sie die Lehre Jesu einsahen und in ihrer Wahrheit erkannten. In der That erfreuten sich damals viele Gläubige einer wunderbaren Einsicht in die Geheimnisse des Glaubens, wie es sich in vielen Schriften der heiligen Väter ausspricht. Wie die Sonne die materielle Welt erhellet, so zündete ihnen der heilige Geist ein überirdisches Licht auf, daß sie die Thorheiten des Heidenthums verabscheuen, zugleich aber auch die Wahrheiten des Christenthums lieben lernten. Der heilige Geist ist es ja, der den Verstand erleuchtet.

Sie erhielten Kraft und Stärke, die Lehre Christi überall mit

Wort und That zu bekennen. Ohne besondern Beistand des heiligen Geistes wäre es Niemanden möglich gewesen, sich zur Lehre Jesu Christi zu bekennen. Das Heidenthum war damals noch in Ehren, es hatte alle Lebensverhältnisse durchdrungen; es war der Weg zur Ehre und zu Aemtern. Alle, welche für Weise galten, bekannten sich zu demselben. Mit dem Christenthum aber war Schmach und Schande verbunden; es galt als Thorheit. Die Bekenner der Lehre Jesu mußten alle Familienbande zerreißen, auf alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichten. Dazu kommen noch viele andere Opfer, welche die Anhänger Jesu zu bringen bereit seyn mußten. Drei Jahrhunderte lang wurde das Christenthum mit Feuer und Schwert verfolgt; täglich lagen die Gläubigen auf der Schlachtbank und mußten bereit seyn, für das Evangelium Blut und Leben hinzuopfern. Unzählige Martyrer hauchten auch wirklich unter namenlosen Qualen zur Ehre ihres göttlichen Erlösers ihren Geist aus. Der heilige Geist verlieh den Gläubigen den Muth und die Kraft, daß sie all diese Opfer bereitwillig brachten, und all diesen Leiden sich freudig unterzogen; daß sie felsenfest an ihrem Glauben hingen und mit unerschütterlicher Treue bis zum letzten Athemzug ihn bekannten.

Die heilige Liebe wurde ihren Herzen eingegossen. Nichts ist an den ersten Christen bewunderungswürdiger, als ihre Liebe. Die Heiden selbst staunten darüber, und riefen nicht selten aus: Sehet doch, wie sie sich einander lieben! Diese Liebe machte, daß sie all das Ihrige, ja sich selbst für einander hingaben. Sie waren Ein Herz und Ein Sinn; so recht wahrhaft Glieder an Einem Leibe. Diese Liebe goß der heilige Geist in ihre Herzen aus. Der heilige Geist ist ja der Spender der Liebe. Wie der Sonne es eigen ist, zu erwärmen, so zündet der heilige Geist im gläubigen Herzen das Feuer der Liebe an.

Auch die sogenannten Charismata, d. h. die Gaben, in fremden Sprachen zu reden, Weissagungen und andere Wunder zu thun, erhielten viele Christen der ersten Zeit durch den Empfang der heiligen Firmung. Von diesen außerordentlichen Gnadengaben redet der Apostel Paulus, wenn er schreibt: „Den Einen wird durch den Geist verliehen das Wort der Weisheit, den Andern aber das Wort der Wissenschaft nach demselben Geiste, einem Andern der Glaube

in demselben Geiste; einem Andern die Gabe zu heilen durch denselben Geist; einem Andern Wunder zu wirken, einem Andern Weissagungen, einem Andern Unterscheidung der Geister, einem Andern mancherlei Sprachen, einem Andern Auslegung der Reden. Dieses Alles bewirkt ein und derselbe Geist, der einem Jeden zutheilt, wie er will. 1. Cor. 2, 4—12. In der Apostelgeschichte wird unter Anderm erzählt, daß jene, welche der heil. Paulus zu Ephesus firmte, auch die Charismata erhielten; denn sie fingen, nachdem sie den heiligen Geist empfangen hatten, in fremden Sprachen zu reden an, und weissagten. Apostelg. 19, 6. Ueberhaupts ist die Kirchengeschichte der erstern Zeit voll von Zeugnissen, daß die Gläubigen in der Firmung auch verschiedenerlei wunderbare Gaben erhielten.

22. Von den Wirkungen des Sakraments der Firmung bei den Christen im allgemeinen, also namentlich in unsern Tagen.

Durch den Empfang des Sakraments der Firmung erhält der Christ den heiligen Geist. Zwar wird er schon durch die Taufe zum Tempel des heiligen Geistes eingeweihet; durch die Firmung aber wird der geistige Bau gleichsam erst vollendet, und daher die Gnade in viel höherem Maße verliehen. Es tritt durch die Firmung also Vermehrung der schon vorhandenen Gnade ein. Daher sagt der heil. Thomas von Aquin: In der Firmung wird die Taufgnade vermehrt. Und Papst Eugenius IV. schreibt in seinem Dekret an die Armenier: Durch die Taufe werden wir geistig wiedergeboren; durch die Firmung aber wird uns die Gnade vermehrt.

Nach dem Empfange der Firmung ist die Gnade in hohem Maße, ja der heilige Geist selbst in den Herzen der Gläubigen vorhanden. Daher wird die Firmung auch immer als jenes Sakrament bezeichnet, in welchem der heilige Geist gegeben wird. So heißt es schon in der heiligen Schrift: „Nachdem ihnen Paulus die Hände aufgelegt hatte, kam der heilige Geist über sie.“ Dahin erklären sich auch die heiligen Väter. Der heil. Cyprian schreibt: „Die, welche in der Kirche getauft worden sind, erhalten durch unser Gebet und unsere Händeauflegung den heiligen Geist.“ Cy-

rillus von Jerusalem sagt: Während mit sichtbarer Salbe der Körper gesalbt wird, wird die Seele mit dem heiligen und belebenden Geiste geheiliget. Der heil. Ambrosius erklärt sich auf eine besonders deutliche Weise: „Auf das Gebet (des firmenden Bischofs) wird dem Firmling der heilige Geist eingegossen, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rathes und der Kraft, der Geist der Erkenntniß und der Frömmigkeit, der Geist der heiligen Furcht." Der heil. Basilius, der Große, schreibt: Der Mensch von Staub und Asche erhält durch den heiligen Geist, der nun (in der Firmung) sein Inwohner geworden ist, die Würde eines Propheten, Apostels und Engels. Dieses voraussehend, konnte der Apostel einst von den Menschenkindern sagen: Ihr seid Götter, Söhne des Allerhöchsten; denn eine jede fromme Seele, mit dem heiligen Geiste vereiniget, ist in Gott... Der heilige Geist hat in sich das Leben, und die, welche ihn empfangen, leben auf eine göttliche Weise, genährt aus einem göttlichen und himmlischen Leben... Wer mit dem heiligen Geiste verbunden und gleichsam Eines mit ihm geworden ist, der wird den Ausspruch verwirklichen: Wer dem Herrn anhängt, der ist mit ihm nur Ein Geist. Basil. lib. de spir. sanct. Auch das allgemeine Concilium von Florenz sagt: Die Wirkung dieses Sakraments (der Firmung) besteht darin, daß in ihm der heilige Geist zur Stärke gegeben wird, wie er verliehen worden ist den Aposteln.

Aus diesem erhellet, wie wenig eigentlich gesagt ist, wenn es heißt, in der Firmung empfange man die Gnade des heiligen Geistes. Dieß ist wohl wahr, aber es ist noch nicht genug. Nicht bloß die Gnade wird uns gegeben, sondern der Gnadenspender selbst kömmt zu uns. Daher ist der gefirmte Christ recht wahrhaft ein Tempel des heiligen Geistes; der heilige Geist erfüllt ihn, er wohnt in ihm. Der heil. Polykarp rühmt sich noch auf dem Blutgerüste, daß er diesen göttlichen Inwohner immer bei sich erhalten habe: „O wie freue ich mich, in die Zahl deiner Zeugen, o Gott, aufgenommen zu werden, an dem Leidenskelch Jesu Christi Theil zu nehmen, und bis daher den heiligen Geist getreulich aufbewahrt zu haben." Gerade hierin besteht die hohe Würde des Sakraments der Firmung, daß uns in demselben der heilige Geist gegeben wird.

Es muß daher gesagt werden, daß man in der Firmung den heiligen Geist empfange. So erklären sich alle heilige Kirchenlehrer. Hält man dieses fest, so ist auch klar, in welchem Verhältnisse die Taufe zur Firmung steht. Man kann sagen: In der Taufe wird unser Herz zum Tempel des heiligen Geistes geweiht, es gehört ihm bereits und erhält daher von ihm auch besondere Gnaden; in der Firmung aber kömmt der heilige Geist selbst in seinen Tempel. Es sind nicht mehr einzelne Strahlen, welche die Sonne in das Herz herabsenkt, sondern die Sonne selbst ist in demselben. Diese Wahrheit hat ganz klar ein alter Theologe, Gottfried von Vindor, ausgesprochen, wenn er von der Firmung sagt: „Man ruft den heiligen Geist an, daß er komme, und das Haus, welches er (durch die Taufe) geheiliget hat, selbst bewahre, befestige und beschirme." Wir müssen noch einer Stelle des heil. Thomas von Aquin gedenken. Der englische Lehrer sagt bezeichnend: Nicht bloß die Gabe des heiligen Geistes, sondern die göttliche Person des heiligen Geistes selbst wird (in der Firmung) unsichtbarer Weise gespendet.

Wird nun der heilige Geist der gläubigen Seele in der Firmung gegeben, so ist es natürlich, daß er ihr auch besondere Gnaden mittheile. Der gefirmte Christ hat sich insbesonders der Gnade zu erfreuen, daß er seinen Glauben standhaft zu bekennen und festzuhalten vermöge. Dieß liegt schon in dem Namen der Firmung, welches Wort Stärke, Befestigung bedeutet. Befestiget wird also der gefirmte Christ in seinem Glauben, und die Folge davon ist, daß er denselben in Wort und That zu bekennen vermag. Daß der heilige Geist denen, die ihn haben, diese Kraft verleihe, deutet schon Jesus Christus an, wenn er sagt: Wenn der heilige Geist, den ich euch vom Vater schicken werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, kommt, so wird er Zeugniß geben von mir, auch ihr werdet Zeugniß geben u. s. w. Joh. 15, 26. Dafür zeugen auch die heiligen Väter, indem sie sagen, daß die Firmung Kraft gebe, sich des Namens Christi würdig zu erweisen. Nach der geheimnißvollen Salbung, sagt der heil Cyrillus von Jerusalem, werdet ihr angethan mit den Waffen des heiligen Geistes; jetzt widersteht ihr der euch entgegengesetzten Gewalt, jetzt kämpfet ihr, indem ihr saget: Ich vermag Alles in dem, der mich stärket. Wenn ihr das Geschenk des heiligen Chrisma empfangen habt, werdet ihr mit Recht

Christen genannt; jetzt macht ihr euern Namen erst zur Wahrheit. Der heil. Thomas von Aquin erklärt sich auf folgende Weise: „In der Firmung empfängt der Christ die Kraft zum geistigen Kampfe gegen die Feinde des Glaubens, wie aus dem Beispiele der Apostel erhellet, die, ehe sie die Fülle des heiligen Geistes empfingen, im Speisesaal im Gebete verharrten; nachher aber gingen sie hinaus, und fürchteten sich nicht mehr, öffentlich ihren Glauben zu bekennen, auch in Gegenwart der Feinde des christlichen Bekenntnisses. Der geistige Kampf gegen die unsichtbaren Feinde kömmt Allen zu; aber gegen die sichtbaren Feinde, d. h. gegen die Verfolger des Glaubens zu kämpfen, indem man den Namen Christi öffentlich bekennt, ist Sache der Gefirmten, die bereis geistiger Weise zum männlichen Alter fortgeschritten sind.

Man kann überhaupts sagen, die Firmung macht theilhaftig der sogenannten Gaben des heiligen Geistes. Diese sind zwar nach Röm. 12, 6. verschieden, doch zählt die heilige Schrift vorzüglich sieben derselben auf, nämlich: 1) Die Weisheit; sie ist die Gabe, den wahren Werth der Dinge zu kennen, sein Herz nicht unordentlich an das Vergängliche zu hängen und nach dem wahren Gute zu streben. Vor Pfingsten hatten die Apostel diese Gabe nicht; denn sie zankten sich um den Vorrang. Matth. 18, 1.; wohl aber nach Pfingsten. Darum sagt jetzt der Apostel: Wir haben nicht den Geist dieser Welt empfangen, sondern den Geist, der aus Gott ist. 1. Cor. 2, 12. — 2) Verstand; er ist die Gabe, die Lehren und Wahrheiten des Glaubens zu verstehen und im Gemüthe zu bewahren. Vor Pfingsten mangelte diese Gabe den Aposteln; darum beklagt sich auch Jesus öfters, daß sie ihn so wenig verstehen. „So lange Zeit bin ich bei euch, und ihr kennet mich noch nicht?" Joh. 14, 9. Nach Pfingsten war ihnen aber Alles klar und deutlich. — 3) Rath; er ist die Gabe, das Gute vom Bösen, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden und das Beßte immer zu wählen. Vor Pfingsten wußten sich die Apostel oft nicht zu rathen; nach Pfingsten aber wurden sie sichtbarlich vom Geiste Gottes geführt, so daß sie immer das Rechte auch in den verwickeltsten Fällen trafen. — 4) Stärke; sie ist die Gabe, alle Hindernisse des Heiles, alle Versuchungen zum Bösen von Innen und Außen standhaft zu überwinden, alle Gebote Gottes treu zu beobachten, die

Leiden mit christlichem Sinne und Muth zu ertragen und bis zum Ende auszuharren. So schwach die Apostel vor Pfingsten sich zeigten, so stark waren sie nach Pfingsten in allen Leiden bis zum Tode. — 5) Wissenschaft; sie ist die Gabe, den rechten Weg des Heiles zu kennen, und auf ihm seine Seligkeit zu finden. Vor Pfingsten wandelten die Apostel im Dunkeln; aber nach Pfingsten im himmlischen Lichte. — 6) Andacht; sie ist die Gabe, gern und oft an Gott zu denken, ihn im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, mit kindlichem Gemüthe auf ihn zu vertrauen und in Vereinigung mit ihm zu wandeln. Vor Pfingsten konnten die Apostel keine Stunde mit ihrem Herrn und Meister wachen und beten, aber nach Pfingsten waren sie vom Geiste des Gebetes beseelt; nur Gott und Jesus, der Gekreuzigte, war in ihrem Herzen und Munde. — 7) Gottesfurcht; sie ist die Gabe, Gott über Alles und von ganzem Herzen zu lieben und nichts mehr zu fürchten, als die Sünde. Vor Pfingsten war in den Aposteln Menschenfurcht, aber nachher unzertrennliche Liebe zu Gott. — All diese Gaben und Gnaden spendet der heilige Geist auch den gefirmten Christen in höherm oder niederm Grad, wie er eben will.

Eine besondere Wirkung der Firmung ist auch noch der unauslöschliche Charakter, welchen das Concilium von Trient ein gewisses, geistiges und unauslöschliches Siegel oder Zeichen nennt, und wovon wir bereits oben geredet haben.

23. Pflichten eines gefirmten Christen.

Nach dem Empfange der heiligen Firmung hat der Christ die Pflicht:

a) Nach immer deutlicherer und klarerer Einsicht in die Lehre Jesu zu streben. Uns wird die Kenntniß göttlicher Dinge nicht wie den Aposteln und manchen Gläubigen der erstern Zeit wunderbarer Weise eingegossen, sondern uns liegt ob, diese Wissenschaft uns auf natürlichem Weg zu verschaffen. Der heilige Geist wird uns in diesem Streben unterstützen, und machen, daß die himmlische Lehre nicht bloß im Gedächtnisse hafte, sondern auch, daß der Wille geneigt sei, sie auszuüben. Um nun immer tiefer in unsern Glauben einzudringen, sind wir gehalten, beim christlichen Unterrichte fleißig zu erscheinen und die vernommenen

Worte recht zu Herzen zu nehmen. Auch das Lesen guter Bücher vermehrt die Religionskenntnisse; es soll daher nicht unterbleiben. Es ist ein übles Zeichen, wenn man bei einem Christen nur Romane und Theaterstücke und alle übrigen Bücher eher findet, als ein religiöses. Nehmen wir vielmehr jene Schriften zur Hand, welche von Jesus Christus handeln, um in der so wichtigen Wissenschaft des Heiles immer größere Fortschritte zu machen.

b) Der gefirmte Christ hat die heilige Pflicht, so viel er kann, alle jene Gesellschaften zu meiden, in welchen böse Menschen zusammenkommen, um über Gott und Religion zu spotten. In der Firmung wird uns zwar die Gnade ertheilt, auch im Aeußern die Lehre Jesu zu bekennen, über den Spott und die Verachtung, mit welcher böse Menschen oft den wahren Christen begegnen, zu siegen; aber ein altes Sprüchwort sagt: Wer die Gefahr liebt, kömmt darin um. Wenn wir leichtsinnig und ohne Noth in solche Gefahren uns begeben, so wird der heilige Geist an uns kein Wunder wirken. Gehen wir daher nie an Orte, wo unsere Tugend einer Gefahr ausgesetzt ist, und pflegen wir keinen Umgang mit Menschen, deren Sitten zweideutig sind, und deren Mund so gerne von unfläthigen Reden oder andern ärgerlichen Worten überströmt. Dieses sollen sich besonders junge Leute in größern Städten merken, wo die Menschen gemischter, schwerer zu erkennen, und daher auch die Gefahren zur Verführung größer sind.

c) Muß der gefirmte Christ unvermeidlich mit religionsspöttischen Menschen zusammenleben, oder geräth er manchmal zufällig in ihre Mitte, so mache er nur sogleich von der in der heiligen Firmung empfangenen Gnade Gebrauch und bekenne sich als wahren Schüler Jesu. — Wir dürfen dabei weder Spott noch Verachtung, noch andere zeitliche Nachtheile scheuen. Zeigen wir Abscheu vor solchen Gesprächen; hüten wir uns vor einem jeden Zeichen, das eine Billigung derselben scheinen könnte; suchen wir die Unterredung auf andere Gegenstände zu leiten; äußern wir geradezu unsern Unwillen über solche Gespräche, und erklären wir, wie unschicklich sie für Christen seien. Es kann aber manchmal geschehen, daß solche Reden, wenn wir auch in Mitte derer, welche

sie führten, Widerspruch erhoben haben, einen gewissen Stachel in uns zurücklassen; sie stellen sich später uns wieder dar, sie verursachen vielleicht sogar einige Zweifel und eine gewisse Unruhe in uns. In diesem Falle ist es Pflicht, daß wir uns hinwerfen vor Gott, und von ihm Trost und Erleuchtung uns erflehen. Auch suchen wir bei unserm Seelsorger Belehrung, um der Zweifel wieder los zu werden und den Frieden des Herzens zu erlangen.

d) Der gefirmte Christ soll in seinem ganzen Wandel Zeugniß ablegen, daß er den heiligen Geist empfangen habe und in seinem Herzen besitze. Aus seinem Munde komme um so weniger mehr ein leichtfertiges Wort, da er ja solchen Reden bei Andern entgegentreten muß. Er hüte sich vor einer jeden Sünde; denn die Sünde ist ja eine Verleugnung des Glaubens; er aber ist verpflichtet, seinen Glauben zu bekennen. Er mache die Uebungen seiner Religion fleißig mit. Darum sei er im Gebete, im Besuche des öffentlichen Gottesdienstes, in Anhörung des göttlichen Wortes, im Empfange der heiligen Sakramente eifrig. Laß sich Keiner vom schlimmen Zeitgeiste hievon abhalten, achte er nicht des Spottes, den die Welt auf die Uebung solcher Werke gelegt hat. Er hat es ja als Pflicht übernommen, für Jesus Christus auch Schmach zu ertragen. Und wenn die ersten Christen für ihren Glauben sich gerne martern ließen, so wird es doch von uns nicht zu viel verlangt seyn, wenn wir uns ein wenig Spott gefallen lassen. Der gefirmte Christ lasse sein Licht leuchten; er bekenne sich vor aller Welt als eifrigen Anhänger der katholischen Kirche; er nehme täglich zu an Tugend und Vollkommenheit; er achte nicht die Schwierigkeiten, welche damit verbunden sind. Durch die Firmung wird ja ein Jeder zum Streiter Jesu Christi eingeweiht. Was muß sich aber der Soldat nicht Alles gefallen lassen; welche Entehrungen hat er auf sich zu nehmen; wie hat er oft Hitze und Kälte zu ertragen; wie oft muß er Hunger leiden; alle Opfer muß er bringen, das Leben selbst darf er nicht achten; täglich liegt er auf der Schlachtbank, weil er täglich zum Tode bereit seyn muß. Und dieß Alles thut er um eines vergänglichen Sieges wegen. Soll der Krieger Jesu Christi weniger bereit seyn, den Schwierigkeiten sich zu unterziehen, welche mit der Ausübung der Tugend verbunden sind, da es sich doch hier um einen Sieg handelt, der ewigen

Lohn mit sich bringt. Nach der Firmung darf also Niemand den Kämpfen sich entziehen: denn er ist durch den Empfang derselben zum Krieger Jesu geweihet worden. Es genügt auch nicht, nur einige Tage sich dem Streite zu unterziehen; nein, er muß kämpfen alle Tage seines Lebens, bis sein Lauf vollendet ist, und der Herr seinem treuen Diener im jenseitigen Leben die verdiente Siegeskrone reicht.

e) Der gefirmte Christ muß bereit seyn, für seinen Glauben jedes Opfer zu bringen. In unsern Ländern haben zwar die Verfolgungen der christlichen Bekenner im eigentlichen Sinne des Wortes aufgehört; man wird um seines Glaubens willen nicht mehr gefoltert, ins Gefängniß geworfen oder zur Schlachtbank geschleppt; allein es kann gar oft geschehen, daß mit dem offenen Bekenntnisse seiner religiösen Ueberzeugung mancherlei Nachtheil und Schaden in zeitlichen Dingen verbunden ist. Diese Opfer, und sollten sie auch noch viel größer seyn, dürfen uns nicht abhalten, Christo, unserm Herrn, Zeugniß zu geben. Wir haben uns ja dazu in der heiligen Firmung eigens verpflichtet. Wohlan, sei Keiner schwach, opfere Keiner seine religiöse Ueberzeugung einer irdischen Rücksicht. Laßt uns heldenmüthig unsern Glauben bekennen, mag es kosten, was es wolle!

24. Kennzeichen, daß der heilige Geist, den wir in der Firmung empfangen haben, in uns wirke.

Wenn die heilige Liebe in uns wohnt, dann wirkt der heilige Geist in uns. Dieß gibt auch der heil. Augustin als Kennzeichen des uns inwohnenden heiligen Geistes an. Denn auf die Frage, wie sich erkennen lasse, daß man den heiligen Geist empfangen habe, da doch jene außerordentlichen Wirkungen, wie sie bei den ersten Christen vorkamen, nicht mehr stattfinden, antwortet der heilige Vater: Man brauche nur sein Herz zu fragen; wenn Einer den Bruder liebt, so ist der Geist Gottes in ihm.

Die heilige Liebe besteht aber nicht in schmelzenden Gefühlen und gleichsam in einem Versinken in die Tiefen der Gottheit, oder in sogenannten übernatürlichen Erleuchtungen und Offenbarungen Gottes; sie setzt sich nicht über die Kirche Jesu hinaus, als wollte sie dieselbe meistern. Diese heilige Liebe zeigt sich aber in einem

brennenden Eifer für Jesus und seine heilige Kirche; sie sucht in der Kirche das Heil durch jene Mittel, welche der Sohn Gottes daselbst angeordnet hat. Diese Kirche Jesu sucht sie, so viel sie kann, unter denen, die ihrer Sorge anvertraut sind, zu verbreiten. Es schmerzt sie, wenn sie die Religion bei Einzelnen in Verfall kommen sieht, und sie bemühet sich, nach Möglichkeit diesem Uebelstande abzuhelfen. Diese heilige Liebe ist auch zu einem jeden Opfer bereit, welches die Lehre Jesu fordert; sie hält Alles für gering im Vergleich mit dem Himmlischen; Jesus geht ihr über Alles.

Wenn wir in einer solchen Gemüthsstimmung uns befinden, wie hier angedeutet ist, so wirkt der heilige Geist, den wir in der Firmung empfangen haben, in uns. Seine Kennzeichen sind also:

1) Abscheu vor Allem, was die Religion Jesu herabsetzt.

2) Brennender Eifer, das Reich Gottes zu verbreiten, und Freude, wenn es von Andern geschieht.

3) Bereitwilligkeit, für Jesus Alles zu opfern.

4) Bei allem Eifer für die Religion Jesu Christi durch Schonung gegen diejenigen, welche in religiösen Dingen anders denken und Anwendung der gelindesten Mittel, ihre Ueberzeugung zu verbessern und ihre Ansichten zu berichtigen.

O daß doch Alle, welche das heilige Sakrament der Firmung bereits empfangen haben, diese Wirkungen bei sich empfänden! Daß doch die, welche sie bisher noch nicht bei sich fühlten, von ihrem Schlummer aufwachten, und durch ihr Mitwirken die Gnade anfachten, welche ihnen durch Auflegung der bischöflichen Hände zu Theil geworden ist! Cf. der Firmunterricht von Pletz.

25. Von der Bedeutung der Ceremonien der heiligen Firmung.

So wie alle Ceremonien unserer heiligen Kirche höchst lehrreich und voll tiefen Sinnes und von hoher Bedeutung sind: so findet dieses auch bei der Firmung statt. Wir wollen den Sinn dieser Ceremonien näher kennen lernen.

Am festgesetzten Tage erscheinen die Firmlinge sammt ihren Pathen mit dem Beichtzettel und dem von ihrem Seelsorger ausgestellten Zeugnisse, daß sie im Christenthume überhaupts und in dem, was das Sakrament der Firmung insbesonders betrifft, gut

unterrichtet sind, an dem vom Bischofe bestimmten Orte. Sie stellen sich da in einer Reihe auf; die Pathen stellen sich hinter sie und legen die rechte Hand auf die rechte Schulter der Firmlinge. Hierauf erscheint der Bischof, umgeben von seiner Geistlichkeit in einem weißen Ornat. Die weiße Farbe ist nämlich das Zeichen der Freude. Was könnte es aber Freudigeres geben, als die in Aussicht uns gestellten Gnaden, deren wir durch die heilige Firmung theilhaftig werden. Die Firmung ist ein wahres Freudenfest, da wir durch sie vollendete Streiter Jesu Christi werden, und die Gnade erhalten, alle Pflichten eines so wichtigen und ehrenvollen Dienstes zu erfüllen.

Inzwischen sind alle Firmlinge mit ihren Pathen auf ihre Knie niedergefallen. Es ist dies ein Zeichen der Verdemüthigung. Der, welcher eine große Gnade empfangen will, muß sich vor Allem demüthigen, um sich derselben würdig zu machen. Der Bischof aber faltet seine Hände und ruft den heiligen Geist auf die Firmlinge herab, sprechend: „Der heilige Geist komme über euch, und die Kraft des Allerhöchsten bewahre euch vor Sünden.“ Hiemit stimmen die anwesenden Priester ein, indem sie „Amen“ sprechen. Hierauf bezeichnet sich der Bischof mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, welches ist die Quelle aller Gnaden, und spricht abwechselnd mit den Priestern: B. „Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn. Pr. Der Himmel und Erde gemacht hat. — B. Herr, erhöre mein Gebet! Pr. Und laß mein Rufen zu dir kommen! — B. Der Herr sei mit euch! Pr. Und mit deinem Geiste.“ Diese Worte, in welchen das Bekenntniß ausgedrückt ist, daß alle unsere Hilfe von Gott kommt, pflegt die Kirche gewöhnlich ihren Gebeten vorauszuschicken; sie sind gleichsam eine Vorbereitung und der Eingang zu denselben. Nun kömmt das Gebet selbst: „Lasset uns beten! Allmächtiger, ewiger Gott! der du diese deine Diener durch das Wasser und den heiligen Geist hast gnädig wieder geboren werden lassen, und der du ihnen die Nachlassung aller Sünden ertheilet hast, schicke über sie den siebenfachen heiligen Geist, den Tröster!“ — Die Priester sprechen hierauf wieder: „Amen“. — Bei diesem Gebete streckt der Bischof die Hände über die Firmlinge aus, um sie desto kräftiger zum Empfange des heiligen Geistes vorzubereiten, und als jene zu bezeichnen, welche die göttliche Gnade erhalten sollen.

Der Bischof legt hier gleichsam Allen miteinander die Hände auf, was er später bei jedem Einzelnen eigens wiederholt. Die Händeauflegung ist aber immer das Symbol der Mittheilung des heiligen Geistes. —

Der Bischof bezeichnet sodann die Gaben näher, welcher die Firmlinge theilhaftig werden sollen, und bittet, daß ihnen dieselben mitgetheilt werden möchten. Denn er fährt fort: „Schicke über sie den Geist der Weisheit und des Verstandes." Die Priester fallen ein und sagen: „Amen". Der Bischof: „Den Geist des Rathes und der Stärke." Die Priester: „Amen". Der Bischof: „Den Geist der Wissenschaft und der Frömmigkeit." Die Priester: „Amen." Der Bischof: „Erfülle sie mit dem Geiste deiner Furcht." Dieß sind bekanntlich die sieben Gaben des heiligen Geistes, deren wir im Empfange des heiligen Sakraments der Firmung theilhaftig werden sollen. Alle Gnade aber ist uns durch den Kreuztod Jesu Christi erworben. Daher bezeichnet der Bischof die Firmlinge jetzt auch mit dem Kreuze und spricht: „Bezeichne sie gnädig mit dem Zeichen des Kreuzes Christi; durch eben denselben Jesum Christum, unsern Herrn, deinen Sohn, der mit dir lebet und regieret in Einigkeit, eben desselben heiligen Geistes, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit." Die Priester sagen: „Amen."

Die Firmlinge stehen nun auf, und der Bischof gehet zu einem jeden einzelnen, frägt einen jeden um den Namen, der ihm bei der Firmung ertheilt werden soll, taucht den Daumen der rechten Hand in den heiligen Chrisam, macht mit dem Daumen das Kreuzzeichen auf die Stirn eines jeden, legt die Hand auf seinen Kopf und spricht: „Ich bezeichne dich mit dem Zeichen des Kreuzes und salbe dich zur Stärke mit dem Chrisam des Heiles, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Die Priester sagen: „Amen." Hiebei ist Alles wichtig.

Der Bischof firmt einen jeden Einzelnen, und während er ihn firmt, steht der Pathe hinter dem Firmling, und legt die rechte Hand auf die rechte Schulter desselben, zum Zeichen, daß der Pathe gleichsam immer hinter seinem Firmlinge seyn und ihn schützen wolle vor allen Gefahren. Der Firmling bekömmt einen eigenen Namen. Dieses geschah früher häufig deßwegen, damit der Taufname, wenn er etwa ein unschicklicher wäre, mit einem mehr ent-

sprechenden verwechselt würde. Dieses verlangt ausdrücklich eine Synode von Mailand. Heut zu Tage aber nimmt man zum Taufnamen gewöhnlich den Firmnamen noch besonders hinzu, um sich um so mehr zur Nachahmung des Lebens der Heiligen zu ermuntern. Der Firmname ist gewöhnlich der des Pathen.

Der Bischof taucht den Daumen seiner rechten Hand in heiligen Chrisam und salbt damit den Firmling. Der Chrisam ist eine aus Oel und Balsam bereitete und eigens in der Kirche geweihte Flüssigkeit. Das Oel ist ein Sinnbild der Stärke; daher pflegten sich die Streiter in früheren Zeiten damit zu salben, um ihren Leib zu stärken und zugleich ihre Glieder gelenkig und geschmeidig zu machen. Auf gleiche Weise soll der Christ durch die heilige Firmung gestärkt werden zum Kriegsdienste Jesu Christi; er soll geschmeidig und gelenkig, d. h. bereitwillig werden, Alles zu thun, was das Evangelium von ihm verlangt. Der Oelzweig ist überdieß ein Zeichen des Friedens und der Gnade überhaupt. Auch darum wird der Firmling gesalbt, um anzudeuten, daß er ein Kind des Friedens ist, und ihm Gott besonders gnädig seyn will. Es ist daher das Oel ein Sinnbild der zu erhaltenden Gnade des heiligen Geistes. — Dem Oele ist Balsam beigemischt. Der Balsam ist wohlriechend und zugleich heilsam; in letzterer Beziehung ist angedeutet, daß die Firmung ist ein Heilmittel gegen unsere Schwachheiten; in ersterer, daß wir durch den Empfang derselben und den rechten Gebrauch der dabei erhaltenen Gnaden Gott mit angenehmem Geruche durch Ausübung der guten Werke erfreuen werden.

Der Bischof salbt den Firmling auf der Stirn. Diese ist der hervorragendste Theil des menschlichen Leibes, was an derselben eingeschrieben steht, ist aller Welt sichtbar; der Mensch trägt dieses überall mit sich herum. So soll er auch seinen Glauben nach der Firmung aller Welt zeigen, gleichsam überall mit sich herumtragen, und sich durch Nichts zur Verleugnung desselben herbeilassen. Um dieses anzudeuten, wird die Stirne gesalbt. Daher sagt Papst Eugen IV.: Weil die Stirne der natürliche Sitz der Schamhaftigkeit ist, so wird der Christ darauf gesalbt, damit er sich des Namens Christi nicht schäme. Zugleich geschieht die Salbung in Form eines Kreuzes, einmal um auszudrücken, daß alle Gnade, und sohin auch die durch die Firmung uns gewordene, vom Kreuze stammt, und an

demselben vom Herrn verdient worden ist; dann aber auch, um dem Firmlinge das Zeichen und Siegel seines Herrn und Königs aufzudrücken. Durch die Firmung wird nämlich der Mensch als ein Streiter Jesu Christi aufgenommen. Wie nun der Soldat das Feldzeichen und die Kleidung seines Königs trägt, und dadurch von Andern unterschieden wird, so ziemt es sich, daß auch der Streiter Christi an dem vorzüglichsten Theile seines Leibes, an der Stirne, das Kennzeichen seines Herrn und Königs, nämlich das Kreuz des Erlösers, trage. Darum wird das Kreuz auch das Sigill Christi genannt. Endlich ist das Kreuz, verbunden mit der Salbung, ein Sinnbild, daß alle Leiden durch die Salbung der Gnade leicht und angenehm werden.

Mit der Salbung ist auch die Händeauflegung von Seite des Bischofs verbunden. Die Händeauflegung ist apostolischen Ursprunges; sie ist ein Sinnbild der Mittheilung des heiligen Geistes, und deutet an, daß der Gefirmte in vorzüglicher Weise unter dem göttlichen Schutze und unter der Fürsorge des heiligen Geistes stehe, wie Papst Melchiades in einem Gleichnisse sagt: „Es nützt nichts, wenn die sterbenden Eltern ihren noch unmündigen Kindern viele Güter und Reichthümer hinterlassen; sie müssen ihnen zugleich einen Vormund und Beschützer geben, welcher sowohl für die Personen, als für die Erbschaft solcher verlassener Waisen Sorge trägt. Eben so wäre es nicht genug gewesen, daß uns Jesus Christus durch seinen blutigen Kreuztod alle himmlischen Gnaden und Gaben erworben und bei seiner Rückkehr in den Himmel hinterlassen hätte; er mußte uns auch den heiligen Geist senden, der diese göttlichen Gaben in uns erhält und vollkommen macht.“ Oder um deutlicher zu reden, es war nicht genug, daß wir in der heiligen Taufe Kinder Gottes und Erben seiner Gnaden wurden; in der Firmung mußte uns durch die Händeauflegung des Bischofs auch noch der heilige Geist mitgetheilt, und uns zum Beschützer in unserer geistlichen Kindheit gleichsam zum Vormunde gegeben werden, damit wir unter seinem Schutze vor den Nachstellungen des Satans sicher sind.

Hierauf gibt der Bischof dem Firmling einen Backenstreich und spricht: „Der Friede sei mit dir.“ Der Backenstreich wird gegeben zur Erinnerung der empfangenen Firmung und zum Zeichen, daß man tapfer streite gegen alle Versuchungen von Innen und

von Außen, und daß man bereit seyn soll, starkmüthig alle Widerwärtigkeiten und Verfolgungen für den heiligen Glauben auszustehen, nach dem Beispiele Jesu, und wie die Apostel thaten, die sich freuten, wenn sie würdig gefunden worden waren, für den Namen Jesu Schmach zu leiden. Dadurch erlangt auch der Gefirmte den wahren Frieden und Freude im heiligen Geiste; denn es gibt ohne Leiden keinen wahren Frieden.

Sind alle Anwesenden auf diese Weise gefirmt, so reiniget der Bischof mit Brod den Daumen und wascht ihn sammt den Händen in einem Becken. Dieses Wasser wird nebst dem Brode in den Wasserbehälter des Sakrareums geschüttet. Während er die Hände wäscht, ertönt folgende Antiphon aus dem Munde der Altardiener: „Bekräftige, o Gott! was du in uns gewirkt hast; von deinem heiligen Tempel aus, der zu Jerusalem ist.“ Dann folgt das: Ehre sei Gott dem Vater u. s. w. Alsdann legt der Bischof seine Inful ab, und betet, zum Altare gewendet, mit vor der Brust gefalteten Händen: „Herr, zeige uns dein Erbarmen.“ Die Priester erwiedern: „Und dein Heil schenk uns!“ Der Bischof: „Herr, erhöre mein Gebet.“ Die Priester: „Und mein Flehen steige zu dir hinauf.“ Der Bischof: „Der Herr sei mit euch.“ Die Priester: „Und mit deinem Geiste.“ Der Bischof: „Lasset uns beten! O Gott, der du deinen Aposteln den heiligen Geist gegeben und gewollt hast, daß er durch sie und ihre Nachfolger den übrigen Gläubigen ertheilt werde; sieh mit Gnaden auf meine Unwürdigkeit herab, und verleihe, daß der nämliche heilige Geist in die Herzen derjenigen, deren Stirne ich mit dem heiligen Chrisam gesalbt und mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnet habe, herabkomme, in ihnen gnädigst wohne und sie zu einem Tempel deiner Ehre mache; der du mit dem Vater und diesem heiligen Geiste lebest und regierest als wahrer Gott in alle Ewigkeit.“ Die Priester sagen hierauf: „Amen.“ Der Bischof fährt fort: „Sieh, so wird ein Jeder gesegnet, der den Herrn fürchtet.“ Jetzt wendet sich der Bischof zu den Firmlingen, macht über sie das Kreuzzeichen und spricht: „Es segne euch der Herr aus Sion, daß ihr die Güter Jerusalems alle Tage euers Lebens sehet und das ewige Leben habet.“ Die Priester schließen mit: „Amen.“ — Man könnte hier fragen, wozu denn noch obiges Gebet über die Firm-

linge, da sie den heiligen Geist schon empfangen haben? Die Ursache ist, weil die Kirche nie ermüdet, Bitten und Gebete einzulegen, und auch um das schon Erlangte zu bitten fortfährt, in der Absicht, daß es die, welche damit begnadiget worden sind, es auch behalten möchten. Insbesondere rührend ist noch der Segen, den der Bischof den Firmlingen zuletzt ertheilt; er segnet sie in Form eines Kreuzes, und erinnert sie dadurch noch einmal, daß vom Kreuze aller Segen und alle Gnade kömmt, und will sie ermuntern, mit Jesu das Kreuz künftig zu tragen und den Kelch der Leiden willig zu trinken.

Nach der Firmung pflegen die Pathen den Firmlingen gewisse Geschenke zu geben. Diese sollen den Firmlingen Erinnerungszeichen an den Empfang des heiligen Sakraments der Firmung seyn; zugleich haben aber die Pathen dabei die Absicht, ihren Firmlingen den Tag der Firmung freudig zu machen, und sie zu einem gottesfürchtigen Lebenswandel zu ermuntern, in Folge dessen sie einstens von Gott viel herrlichere und kostbarere Güter erlangen werden.

26. Gegner der Firmung.

Einige behaupten, schon die Donatisten, Novatianer, Waldenser und Wikleff's Anhänger hätten das Sakrament der Firmung geleugnet. Dieß scheint aber unrichtig. Hingegen ist bekannt, daß die Reformatoren das Sakrament der Firmung in Abrede stellten. Daher schreibt der seiner Zeit berühmte Theologe Stattler: Calvinus et Lutherus, si non primi negarunt, certe primi acrius ex instituto impugnarunt hoc dogma de confirmationis sacramento.

Luther zählt in seinem Buche de captiv. babyl. die Firmung unter die ritus mere ecclesiasticos, und sagt, es sei zu wundern, daß man ein Sakrament daraus machen wolle. Melanchthon nennt in locis commun. die Firmung ceremoniam otiosam. Kalvin lib. 4. instit. cap. 24. sagt: Posterior ætas re prope obliterata fictitiam nescio quam confirmationem pro Dei Sacramento posuit. Ja er geht so weit, daß er die Firmung an einem andern Orte inter maxime exitiales satanae praestygias zählet. Die Magdeburger Centuriatoren schreiben in ihrer Unwissenheit, man lese nirgends etwas von der Firmung, als in den abendländischen Geschichtsbüchern. Auf ähnliche Weise reden die übrigen protestantischen Theologen.

27. Einwendungen gegen die Firmung und ihren sakramentalischen Charakter.

1) Unter dem heiligen Geiste, den die Apostel durch Gebet und Händeauflegung mittheilten, sind nur die dona spiritus sancti miraculosa zu verstehen, wie die Sprachen-, Prophetengabe u. s. w. Da nun diese Gaben nur auf den Anfang des Christenthums beschränkt waren, so hat die Mittheilung des heiligen Geistes wieder ihr Ende genommen, und kann von einer Firmung in unsern Tagen keine Rede mehr seyn. — Allerdings war es der Fall, daß an den Empfang der Firmung in den ersten Zeiten des Christenthums wunderbare Wirkungen gebunden waren, die später, nachdem das Christenthum schon fester begründet, und solche Wunder nicht mehr nöthig waren, wieder aufhörten. Allein dieß war nicht die einzige, auch nicht die gewöhnliche Wirkung der Firmung. Denn die Apostel theilten den Gläubigen jenen heiligen Geist mit, den sie selbst am Pfingstfeste empfangen hatten. Dadurch erhielten die Apostel nicht bloß die Kraft, in fremden Sprachen zu reden und Wunder zu wirken, sondern auch vorzüglich die Gnade, welche ihren Verstand erleuchtete, und sie stärkte, daß sie vor aller Welt ihren Glauben mit Worten und Werken bekannten, und dadurch auch Andere dafür gewannen. Daraus folgt, daß auch Andere, denen die Apostel den heiligen Geist mittheilten, die nämliche Gnade erhielten. Auch hörten die Nachfolger der Apostel nicht auf zu firmen, ungeachtet der Empfang dieses Sakraments keine wunderbaren Wirkungen mehr zur Folge hatte. Insbesonders deutlich spricht der heil. Augustin dieß in einer bei einer andern Gelegenheit angeführten Stelle aus: „In den ersten Zeiten der Kirche kam der heilige Geist über die Gläubigen, und durch ihn redeten sie Sprachen, die sie nicht gelernt hatten. Es war dieß ein sehr passendes Wunder; denn weil das Evangelium durch alle Sprachen auf der ganzen Erde verkündet werden sollte, so war es sehr schicklich, daß auf diese Weise die Mittheilung des heiligen Geistes in allen Sprachen angedeutet würde. Dieß war ein vorübergehender Wink. Erwartet man aber wohl auch heut zu Tage, daß diejenigen, denen man die Hände auflegt, um den heiligen

Geist zu empfangen, auch fremde Sprachen reden sollen; oder da wir diesen Kleinen die Hände auflegten, hat Jemand unter euch erwartet, ob sie Sprachen reden würden, und da er dieß nicht bemerkte, war er so verkehrt, daß er sich zu fragen getraute, sie haben den heiligen Geist nicht empfangen?" — Von dem Aufhören der sogenannten Charismata kann also nicht auf das Aufhören der Firmung selbst geschlossen werden, da jene nur etwas Zufälliges, vorzüglich für die erste Zeit Berechnetes waren.

2) In der Apostelgeschichte geschieht keine Meldung von einer Salbung mit Chrisam; nun wird die Firmung nicht anders ertheilt, als mittelst Salbung. Es kann daher von jener Mittheilung des heiligen Geistes in der Apostelgeschichte auf unsere Firmung kein Schluß gemacht werden. — Lukas spricht zwar in der Apostelgeschichte nichts von einer Salbung; allein aus diesem Stillschweigen folgt noch nichts gegen die Firmung. Es ist ja bekannt, daß die Apostel nicht Alles aufgeschrieben haben. Uebrigens weiß man aus der ältesten Erblehre, daß man schon in den ersten Zeiten des Christenthums nebst der Händeauflegung auch die Salbung zur Ertheilung des heiligen Geistes gebraucht habe, und es ist höchst wahrscheinlich, daß auch die Apostel mit der Händeauflegung die Salbung verbunden haben. Auf jeden Fall ist gewiß, daß die Apostel durch Händeauflegung den heiligen Geist mitgetheilt haben, was noch heutigen Tages ein wesentlicher Bestandtheil bei der Spendung der Firmung ist, und daher beweist, daß unsere Firmung mit dem, was man in den apostolischen Zeiten Händeauflegung nannte, identisch ist.

3) In unsern Tagen gibt es keine Verfolgungen um des Glaubens willen mehr; daher bedarf es auch keiner besondern Stärke zum standhaften Bekenntnisse desselben, wodurch die Firmung von selbst für unsere Zeiten als unnöthig hinwegfällt. — Wenn es heut zu Tage auch keine offenbaren Verfolgungen mehr gibt, so fehlt es doch nicht an geheimen. Die Verfolgungen selbst haben eigentlich nur eine andere Gestalt angenommen; die Religion wird nicht mehr mit dem Schwerte ausgerottet, sondern mit Spott und Hohn sucht man sie zu unterdrücken. Es fehlt auch nicht an bösen

Beispielen und andern sündhaften Bemühungen, wodurch vorzüglich die Jugend für das Laster und den Unglauben gewonnen wird. Dazu kommen noch gar mancherlei äußere Gefahren und innere Versuchungen, die sich insbesondere in jener Zeit stark regen, wo der Mensch zum Gebrauch der Vernunft kömmt und die Welt allmählig kennen lernt. Wie nothwendig ist da eine besondere Gnade und Stärke, um so vielen Feinden seines Heiles die Spitze bieten zu können!

4) Durch Gebet, das Wort Gottes und vorzüglich den Empfang der Eucharistie muß man sich gegen diese Gefahren stärken, daher bedarf es keiner Firmung. — Allerdings; aber dieses sind die gewöhnlichen Stärkungsmittel, und schließen daher als solche ein außerordentliches Mittel nicht aus. Ueberdieß wird durch die Taufe und die Firmung das geistige Leben eigentlich erst geweckt; durch das Wort Gottes aber und die Eucharistie fortwährend erhalten und genährt.

5) Durch die Firmung geschieht der Taufe Eintrag. — Keineswegs, sondern durch die Firmung wird erst das, was in der Taufe begonnen worden ist, vollendet. Wie eine Wohlthat nicht verringert wird, wenn man ihr eine neue Spende hinzu fügt, eben so wenig geschieht der Taufe durch die Firmung Eintrag.

6) Petrus hat den Cornelius nicht gefirmt, sondern ihn und die Seinigen nur getauft. Apostelg. 10, 48. — Daraus, daß die Apostelgeschichte der Spendung der Firmung nicht ausdrücklich gedenkt, folgt nicht, daß sie von Petrus unterlassen worden sei, weil die heiligen Schriftsteller nicht Alles aufgeschrieben haben. Hätte aber auch Petrus die Händeauflegung bei Cornelius und den Seinigen unterlassen, so wäre es deßwegen geschehen, weil sie den heiligen Geist schon empfangen hatten. Cf. Apostelg. 10, 44.

7) Viele heilige Väter, und zwar aus der ältesten Zeit, thun vom heiligen Sakrament der Firmung keine Erwähnung. — Dieser negative Beweis hat um so weniger Gewicht, da viele andere heilige Väter von der Firmung reden. Sodann lassen sich wohl auch Gründe angeben, warum mehre heilige Väter die Firmung mit Stillschweigen übergehen, entweder hatten sie keine Gelegenheit, davon zu sprechen, oder sie zählten die Firmung, welche damals unmittelbar gleich nach der Taufe gespendet

wurde, zu dieser letzteren, ohne aber zu leugnen, daß sie zwei von einander verschiedene Sakramente seien. Wie viele Werke der heiligen Väter gingen überdieß zu Grunde, in welchen von der Firmung die Rede seyn konnte!

Artikel LXII.

Fluchen (Schelten, Gotteslästern).

1. Begriff.

Unter Fluchen versteht man den Gebrauch gotteslästerischer Reden; dann aber auch Verwünschungen, welche man gegen den Nächsten, oder auch über Thiere und leblose Gegenstände ausstoßt. Es kann zwar Fälle geben, wo erlaubter Weise Jemanden der Fluch aufgelegt wird. Aber dann muß eine wichtige Ursache dazu vorhanden seyn. Auch darf Solches nur von der dazu befugten Obrigkeit geschehen. So verhängt Moses Deut. 17. viele Verwünschungen gegen diejenigen, welche Gottes Gebote überschreiten würden. Auch der Kirchenbann ist nichts Anders, als ein Fluch, womit der Schuldige belegt wird. Die Verwünschungen im gewöhnlichen Leben aber von Privatpersonen sind sämmtlich unstatthaft und sündhaft.

2. Schriftstellen.

Wer seinen Eltern flucht, soll sterben. 2. Mos. 21.

Fluche nicht den Vorstehern des Volkes. 2. Mos. 22.

Fluche nicht einem Tauben. 3. Mos. 19.

Wer Gott flucht, muß seine Sünde tragen. 3. Mos. 24.

Weil er Fluch haben wollte, wird er ihn auch erhalten. Er wird ihn wie ein Hemd anziehen, und sich damit umgürten, wie mit einem Gürtel. Ps. 108, 17—19.

Wie ein Vogel vorüberfliegt, so ein unverdienter Fluch; er trifft nicht. Sprüchw. 26, 2.

Der Mutter Fluch zerstört das Haus der Kinder. Sir. 3.

Segnet, aber fluchet nicht. Röm. 12, 14.

Vergeltet nicht Fluch mit Fluch, sondern segnet dafür. 1. Petr. 3, 9.

3. Väterstellen.

Nichts ist schrecklicher, als die Gotteslästerung; ein solcher Mensch erhebt seinen Mund gegen den Himmel. Daher kömmt nicht leicht eine andere Sünde dieser gleich. Der heil. Hieron.

Fürchtest du nicht, es möchte Feuer vom Himmel herabfallen und dich auffressen, der du deinen Mund gegen den Allmächtigen öffnest? Fürchtest du nicht, es möchte die Erde sich öffnen, und dich verzehren? Täusche dich nicht, o Mensch! Es ist unmöglich, der Hand des Schöpfers zu entgehen. Höre den, der sagt: Die Lästerer werden Gott Rechenschaft geben müssen, der die Lebendigen und Todten richten wird. St. Ephräm 2. paraen. n. 43.

Wenn du Jemand auf der Straße oder auf dem Markte Gott lästern hörst, so gehe hin und weise ihn zurecht. Und wenn es Noth thut, so erhebe sogar deine Hand, schlage ihn ins Gesicht und zermalme ihm den unheiligen Mund. St. Chrysost. hom. 1. ad popul.

Alle andern Sünden scheinen theils aus menschlicher Schwachheit, theils aus Unwissenheit hervor zu gehen; aber die Sünde der Gotteslästerung entspringt aus eigener Bosheit, und je größer die beleidigte Person ist, desto größer ist auch die Schuld und Bosheit des Fluchens. S. Bernardin.

4. Geschichtliche Beispiele.

Der heil. Aloysius von Gonzaga that sein ganzes Leben hindurch Buße, weil er als siebenjähriger Knabe einstens unter den Soldaten einige Fluchworte ausgestoßen hatte.

Als dem heil. Polykarp vor dem heidnischen Gerichte gedroht wurde, man werde ihn lebendig verbrennen, wenn er nicht auf Christus fluche, gab er zur Antwort: Sechsundachtzig Jahre sind es, seitdem ich Christo diene, und in dieser langen Zeit habe ich nur Gutes von ihm erhalten: wie sollte ich also meinem größten Wohlthäter fluchen können?

Der grausame König Antiochus wurde wegen seiner Gotteslästerungen mit einer furchtbaren Krankheit bestraft, so daß ihn bei lebendigem Leibe die Würmer auffrassen.

Zur Zeit des Arianismus hatte ein Anhänger dieser Ketzerei fürchterliche Blasphemien gegen Gott ausgestoßen. Plötzlich verfiel er aber in Raserei und fing an mit den Nägeln seinen eigenen Leib zu zerfleischen, bis er unter fürchterlichem Geheul seinen Geist aufgab.

Als Rupert von der Pfalz, der im Jahr 1400 zum deutschen Gegenkaiser erwählt worden war, nach Speier kam, baten mehre Verbrecher um Erlassung ihrer Strafe. Unter diesen war auch einer, der aus Speier verbannt worden war, weil er beim Spiel öfters gotteslästerische Worte ausgestoßen hatte. Der Kaiser that nun folgenden Ausspruch: Alle will ich begnadigen, mit Ausnahme des Gotteslästerers; denn die Uebrigen haben sich mehr gegen die Menschen verfehlt: dieser aber griff Gott selbst an und beging so das größte Majestätsverbrechen.

Der Kaiser Justinian gab das Gesetz, daß Gotteslästerer mit dem Tode bestraft werden sollen.

Ludwig IX., König von Frankreich, verordnete, daß Einem, der öffentlich Gott gelästert hat, mit einem glühenden Eisen die Zunge soll durchstochen werden.

Ein berüchtigter Flucher und Schelter wurde von einem kleinen Mädchen einstens auf folgende Weise gebessert. Das Kind fühlte nämlich, so oft es den Mann so arg fluchen hörte, einen tiefen Widerwillen gegen ihn, und fragte einst die Mutter, ob denn der böse Mann auch das Vaterunser bete. Die Mutter erwiederte, daß sie es nicht wisse. Die Kleine gab nun genau auf ihn Acht, und hörte ihn wirklich eines Morgens das Vaterunser beten; bald darauf aber brach er wieder in gräuliche Fluchworte aus. Das Mädchen trat nun zu ihm hin und fragte ganz ernstlich: „Sie haben ja heute morgens das Vaterunser gebetet, und Gott Ihren Vater genannt?“ — „Ja, war die Antwort, warum fragst du darnach?“ „Aber wie kann denn Gott Ihr Vater seyn, entgegnete das Mädchen, wenn Sie so fluchen, und ihn dadurch so lästern?“ — Der Mann wurde roth, sagte kein Wort darauf, und fluchte von nun an nicht mehr. (Histor. Katechismus von Schmid.)

Nach der Sündfluth legte Noe einen Weinberg an, preßte Trauben, und noch unbekannt mit der Stärke des Weines, trank er mehr, als ihm gut war. Der Schlaf bemächtigte sich seiner,

und in diesem mochte er unbewußter Weise auch die Kleider von sich geworfen haben. So erblickte ihn Cham, einer seiner Söhne, spottete der Blöße seines Vaters, eilte zu seinen Brüdern zurück und erzählte ihnen schadenfroh, was er gesehen hatte. Noe erwachte von seiner Trunkenheit, und hörte von dem schändlichen Betragen seines Sohnes. Da erzürnte er sich über Cham und verfluchte, zwar nicht zunächst ihn, sondern den Sohn des Cham. In seinem Sohne sollte nämlich Cham gestraft werden, weil er als Sohn gesündiget hatte. Verflucht, sprach Noe, sei Canaan. Und welche Folgen hatte dieser Fluch? Ein von Gott abtrünniges Geschlecht ging aus den Lenden des verfluchten Enkels hervor. Anstatt den Gott des Himmels anzubeten, zündeten die Canaaniter Rauchwerk an vor den Bildern des Teufels und färbten die Altäre mit dem Blute ihrer eigenen Kinder. Ihre Bosheit war so groß, daß man sich ihnen ohne Gefahr nicht nähern durfte, und Gott den Israeliten befahl, sie gänzlich von der Erde zu vertilgen. Und dieß noch nicht genug. Wer kennt nicht die Neger Afrika's? Diese unglücklichen Geschöpfe werden heerdenweise, wie das Vieh, zusammengetrieben, auf den Marktplätzen als Sklaven verkauft, auf Schiffe gepackt und dann an den Ort ihrer unglücklichen Bestimmung abgeführt. Sie werden nicht wie Menschen, sondern wie das Vieh, ja wie eine bloße Sache behandelt. Es muß einem jeden denkenden Menschen, der die Schicksale der Völker betrachtet, höchst auffallend seyn, warum denn gerade diese unglücklichen Schwarzen Afrika's unter allen Völkern der Erde zum elendesten Loose bestimmt sind. Die heilige Schrift gibt uns darüber Aufschluß. Die Neger sind die Nachkömmlinge Chams, die bei der Verbreitung des Menschengeschlechtes nach Afrika auswanderten. Und sehet, der Fluch des Großvaters folgt ihnen auf der Ferse nach; sie müssen dem noch lebenden Menschengeschlechte Zeugniß geben von den furchtbaren Folgen des Elternfluches. Sie stehen da als warnendes Beispiel der Eltern und Kinder, um ihnen gleichsam zuzurufen: Sehet den Fluch des Großvaters, der noch nach Jahrtausenden auf unsern Häuptern lastet!

5. Wie abscheulich das Fluchen ist.

Welch ein häßliches, gottloses Reden ist es um das Fluchen! Ist denn der Teufel ein so liebenswürdiger Genosse, daß man ihn immer im Munde führen muß? Man redet gern von dem, welchen man lieb hat. Daraus folgt fast, daß der Teufel Vielen recht ins Herz gewachsen seyn müsse, weil ihr Mund davon stets übergeht. Dieser abscheuliche Gast steht uns ohnehin immer zur Seite, er kommt ungeladen zu uns, und sucht, wo er nur immer kann, unserer Seele Schaden zuzufügen. Es wäre also nicht nothwendig, daß man ihn noch eigens herbeiruft. Ja, der Teufel ist viel zu gütig, oder vielmehr, der liebe Gott ist viel zu barmherzig; denn wenn Gott ihm Gewalt gäbe, jedes Mal das zu thun, was wir von ihm wünschen oder begehren: wie Viele wären schon lebendig zur Hölle geschleppt worden! Wie Viele wären vom Teufel besessen! Wie Vielen hätte dieser böse Geist den Hals schon gebrochen! Denn solch Unsinniges wünscht man sich gegenseitig. Aber fahret nur fort in euerer gottlosen Gewohnheit zu fluchen, und es wird noch schon geschehen, was die heilige Schrift sagt, wenn es heißt: Er hat den Fluch geliebt, und er wird auf ihn kommen; er hat den Fluch angezogen, wie ein Kleid, und so werde er ihm wie ein Kleid, womit er sich bedeckt, und wie ein Gürtel, mit welchem er sich immer umgürtet. Ps. 108, 18. Was ist es für ein Wunder, wenn Krieg, Hungersnoth und alle Drangsale ganze Länder heimsuchen; es gehen ja dadurch nur die unsinnigen Verwünschungen in Erfüllung, welche täglich von so Vielen ausgestoßen werden. Entschuldiget euch nicht, ihr Flucher! indem ihr saget, es sei euch nicht Ernst damit, es geschehe nur aus Gewohnheit. Die Menschen schauen euch nicht ins Herz hinein, sie hören nur euere Worte, woran sie sich ärgern, die sie bei ähnlichen Gelegenheiten selbst nachsprechen; denn nichts ahmt man leichter nach, als das Böse. Auch ist das Fluchen schon an und für sich so abscheulich, daß es ohne Rücksicht auf die innere Absicht des Fluchenden als höchst verwerflich und sündhaft erscheint: in den Worten selbst liegt schon die Ruchlosigkeit; denn sie sind gemeiniglich so abscheulich, daß sie unter Christen gar nicht genannt werden sollen.

6. Das Fluchen und Schelten ist eine schwere Sünde.

Das Fluchen und Schelten wird zwar von Manchen für gering geachtet; es ist aber eine der größten und schwersten Sünden. Höre, was der heilige Apostel sagt: Weder die Götzendiener, noch die Ehebrecher, noch die Meuchlinge, noch die Diebe, noch die Geizhälse, noch die Trunkenbolde, noch die Flucher, noch die Räuber werden das Reich Gottes besitzen. 1. Cor. 6, 9. Sieh, der Apostel setzt das Fluchen unter die größten Verbrechen, und schließt Solche, welche es thun, von der ewigen Seligkeit aus, — und es sollte nur eine Kleinigkeit sein? Und in der That, wenn man die Unbild, welche durch das Fluchen Gott zugefügt wird, erwägt, und zugleich in Betrachtung zieht, wie sehr dadurch die Liebe des Nächsten verletzt wird: wie könnte man es noch für eine Kleinigkeit halten? Höre, o Flucher! du wünschest deinem Hausgenossen aus Zorn und Unwillen, deinem Nachbar aus Neid und Grimm, deinem Feinde aus Haß und Rachsucht, daß er den Hals breche, daß er eines jähen Todes sterbe, daß er vom Gewitter erschlagen, vom Teufel besessen oder von ihm geholt werde. Dadurch massest du dir, indem du ein so hartes Urtheil über deinen Nächsten sprichst, das Richteramt, welches Gott allein gebührt, an, und greifst in die Rechte Gottes ein, gegen die Mahnung des Apostels, der will, daß man nicht richten soll. Aber noch mehr, du machst Gott, so zu sagen, zu deinem Gerichtsdiener, zu deinem Scharfrichter, indem du verlangst, er solle das Uebel vollziehen, welches du durch deine Flüche über den Nächsten verhängt wissen willst. Daher sagt der heil. Augustin: Es ist gewiß, daß ein menschlicher Richter den Uebelthäter nicht selbst tödtet. Der Richter sagt und befiehlt nur, er soll getödtet werden. Der Henker ist es, der die Hände an ihn legen und ihn würgen muß. Eben so, o Mensch, machst du dich, wenn du sagst: „Mein Feind soll getödtet, vom Blitze erschlagen oder vom Teufel geholt werden" — zum Richter, und willst haben, daß Gott der Scherge und Henker sei. Welch eine Unbild für den großen Gott! Welch eine Vermessenheit von dem armen Menschen! Und dennoch meinst du dein Fluchen habe nicht viel zu bedeuten?

Wie sehr ist dann das Fluchen der Nächstenliebe widersprechend! Wenn es schon die Liebe verletzt, nur im Herzen sich über einen

Unfall des Nebenmenschen zu erfreuen: wie sollte es nicht noch mehr gegen dieselbe seyn, wenn du das, was du in deinem zornigen, racheschnaubenden Herzen trägst, dem Nächsten offen in das Angesicht wirfst, mit dem Wunsche, es möge sofort erfüllet werden! Und wer ist derjenige, dem du solches wünschest? Es ist dein Bruder in Christo, dein Miterlöseter, ein Kind Gottes, das zur ewigen Seligkeit berufen ist! Demjenigen also, welchen Gott so herzlich liebt, daß er sein Blut für sein Heil vergossen hat, und für ihn gestorben ist, verfluchest du! Den, welchen Gott im Himmel haben will, möchtest du in der Hölle wissen? O welche Lieblosigkeit welch' schreiendes Unrecht!

7. Das Fluchen ist ein Zeichen, daß man ein Kind der Hölle sei.

Aus der Sprache pflegt man abzunehmen, was man für ein Landsmann sei. Hört man Einen französisch reden, so denkt man sogleich: Dieser ist ein Franzose, der sich auf die deutsche Sprache nicht versteht. So sehr auch Petrus im Vorhofe des Hohenpriesters Kaiphas sich sträubte, ein Jünger Jesu zu seyn, so sehr er auch betheuerte, diesen Menschen gar nicht zu kennen; es half nichts, man berief sich auf seine Sprache, und sagte: Sieh, deine Sprache verräth dich, daß du ein Galiläer bist. Matth. 26, 73.

Wollt ihr wissen, welche Landsleute so viele Christen sind, so dürft ihr nur auf ihre Sprache hören. Aus dieser werdet ihr erkennen, ob Jemand ein Bürger des Himmels oder ein Insaß der Hölle ist, ob er zur heiligen Stadt Jerusalem gehört, oder zum höllischen Babylon. Die Sprache der Heiligen im Himmel beschreibt uns der Evangelist Johannes. Ich sah und hörte, spricht er, die Stimme vieler Engel rings um den Thron, und ihre Zahl war tausendmal tausend, und sie sprachen mit starker Stimme: Würdig ist das Lamm, das getödtet worden ist, zu empfangen Macht und Gottheit und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob... Alle hörte ich sagen: Dem, der auf dem Throne sitzt und dem Lamme sei Lob und Ehre, Preis und Macht in alle Ewigkeit. Offenb. 5, 11—14. Im vierten Kapitel hörte Johannes diese Sprache von den vierundzwanzig Aeltesten: Sie hatten keine Ruhe Tag und Nacht und riefen: Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr,

der Allmächtige. Im vierzehnten Kapitel schreibt Johannes: Darauf hörte ich eine Stimme großer Schaaren im Himmel, die sprachen: Alleluja! Heil und Ehre und Kraft sei unserm Gott. Und eine Stimme ging vom Throne aus und sprach: Lobsinget unserm Gott all seine Knechte, und die ihr ihn fürchtet, klein und groß. Und ich hörte wie eine Stimme einer großen Schaar und wie das Rauschen großer Wasser, und wie das Rollen starker Donner, die sprach: Alleluja! Gott sei gelobt. Lasset uns freuen und frohlocken, und Gott die Ehre geben! — Sehet also, die Sprache der Engel und Auserwählten im Himmel besteht darin, daß sie Gott loben, preisen und ehren.

Wie lautet aber die Sprache der Verdammten in der Hölle? Diese bringen ganz andere Töne hervor. Sie heulen vor Wuth; sie knirschen mit den Zähnen vor Zorn; sie verfluchen die Stunde, in welcher sie empfangen und geboren worden sind; sie verwünschen ihre Eltern, die sie gezeugt haben; sie vermaledeien Gott, ihren Herrn und Schöpfer, der sie ins Dasein gerufen hat; sie verfluchen den Teufel, der sie peiniget, und alle ihre Genossen, die sich gegenseitig einander die Strafe vermehren. Darin besteht die Sprache der Hölle, nämlich im Fluchen, Verwünschen und Lästern.

Dieses vorausgeschickt, läßt sich leicht erkennen, zu welchem Lande Einer gehört. Finde ich nämlich einen geduldigen, sanftmüthigen Menschen, der nach dem Beispiele seines Herrn und Meisters Jesu Christi keine bittern Reden führt, der auch in Drangsalen dieses Lebens mit dem auf der Düngstätte sitzenden Job sich nicht versündiget mit seinen Lippen, sondern immer zufrieden mit den Schikkungen Gottes die Worte spricht: „Der Name des Herrn sei gepriesen;“ — der, wenn er von Andern gottlose Worte hört, mit dem alten Tobias sagt: „Redet nicht also, denn wir sind Kinder der Heiligen“, — und der mit dem heil. Paulus in Wahrheit sagen kann: „Man flucht uns, und wir segnen, wir leiden Verfolgung und dulden sie, wir werden gelästert und wir beten,“ — finde ich einen solchen Menschen, und fragt mich Jemand, welcher Landsmann er sei, so brauche ich ihm nur zu antworten: Höre seine Sprache, und du kennst ihn, er ist ein Bürger des Himmels; denn er spricht die Sprache der Heiligen und Auserwählten Gottes. Finde ich aber Einen, — und solche Leute darf man nicht lange

suchen, sie begegnen uns schaarenweise auf allen Straßen, — der bei jeder Kleinigkeit, wenn z. B. sein Hund zu viel bellt, wenn sein Pferd oder sein Ochs nicht recht einhergeht, wenn das Geschäft ihm nicht nach Wunsch gelingt u. s. w. — sogleich mit Fluchen und Verwünschungen losbricht und sagt: Daß dich der Teufel hole; daß dich das Wetter, der Donner und Blitz erschlüge; daß du den Hals brächest u. s. w., — finde ich einen solchen Menschen, so sagt mir ebenfalls seine Sprache, welchem Lande er angehört. Er steht mit dem Teufel in Gemeinschaft; dieser unreine Geist ist sein Vater. Darum spricht er auch seine Sprache. Er redet, wie in der Hölle gesprochen wird, und ist daher auch ein Kind der Hölle. Cf. Hunolts Predigten.

8. Das Fluchen und Schelten ist eine höchst ärgerliche Rede.

Aergerliche Reden sind diejenigen, welche den Zuhörern Gelegenheit zur Sünde geben. Nun kann man zwar auf verschiedenerlei Weise durch seine Reden Aergerniß geben; aber nicht leicht geschieht es mehr, als durch Fluchen und Schelten. Unzüchtige Gespräche sind allerdings ein Gift; allein sie haben in sich selbst etwas Abschreckendes, so daß ein Jeder, der noch einiges Schamgefühl besitzt, davor seine Ohren sich verstopft, und selbst wenn er sie anhört, Schamröthe seine Wangen überzieht. Eine solche Sprache wird auch nicht so öffentlich, sondern nur unter Gleichgesinnten geführt: daher ist auch ihre Ansteckung nicht so allgemein. Aber wer sieht nicht täglich, wie leicht Einer vom Andern das Fluchen lernt? Die Kleinen ererben es von den Großen, die Jungen von den Alten, und zwar ohne Scheu und ohne Schamröthe. Es ist schon so allgemein geworden, daß es fast alle Schändlichkeit verloren hat. Es ist so weit gekommen, daß solche Reden bei Vielen für gar keine Sünde mehr gehalten werden. Trefflich vergleicht David solche Mäuler mit einem offen stehenden, übelriechenden Grabe, indem aus demselben, so oft es sich öffnet, eine solch verpestete Luft aufsteigt, daß alle Umstehenden und die ganze Gegend davon angesteckt und vergiftet wird. Ein offenes Grab ist ihr Rachen; mit ihren Zungen handeln sie trüglich; Natterngift ist unter ihren Lippen. Ihr Mund ist voll von Fluch und Bitterkeit. Ps. 13, 3.

Wehe daher den Fluchern: sie richten nicht bloß ihre eigene Seele zu Grunde, sondern auch die ihrer Mitmenschen, da sie durch ihr Fluchen auch Andern diese böse, höllische Kunst lehren.

9. Das Fluchen ist ein schädliches Laster.

Wer flucht, der fügt sich selbst großen Schaden zu; denn er verbittert sich dadurch das Leben. Das Fluchen geschieht ja immer im Zorn und in der Heftigkeit. Ein solcher Mensch trägt einen geheimen Wurm in seiner Seele herum, der an ihm nagt, und seinen Frieden und seine Ruhe zerfrißt. Wie könnte er glücklich seyn! Es wird ihm auch in seinen Geschäften und Unternehmungen wenig oder nichts gelingen. Durch sein Fluchen verscheucht er den Segen Gottes von sich, und was vermag der Mensch, wenn ihm der göttliche Beistand mangelt? Den allergrößten Schaden fügt sich aber der Flucher dadurch zu, daß er seine Seele zu Grunde richtet, und sich der Gefahr aussetzt, ewig verdammt zu werden. Denn die Flucher, sagt der Apostel, können das Himmelreich nicht besitzen.

Auch dem schaden die Flüche, gegen welchen sie ausgestoßen werden. Dieß bezeugt die heilige Schrift selbst, indem sie sagt: Gib denen, welche dich bitten, keine Veranlassung, dich hinter deinem Rücken zu verfluchen; denn wenn dir Jemand in der Bitterkeit seiner Seele Böses wünscht, so wird sein Fluch erhört werden; es wird ihn der hören, der ihn erschaffen hat. Ekkl. 4, 5—7. Obgleich also die Worte eines Menschen, welcher da flucht und verwünscht, nicht die Kraft haben, daß sie jenes Uebel und Unglück, welches sie dem Menschen wünschen, alsbald in Vollzug setzen können, so erhört doch Gott, der Herr, öfters den Fluch, und läßt zu, daß entweder das angewünschte Uebel oder ein anderes dem begegne, welchem geflucht worden ist.

Die Folgen des Fluches greifen aber noch weiter, auch den Unschuldigen erreichen sie; denn die Strafe hiefür erstreckt sich oft über eine ganze Nachbarschaft, über eine ganze Gemeinde, über eine ganze Stadt und Landschaft. Man wundert sich, warum manches Land weniger gesegnet ist, als ein anderes, dagegen mit vielen Unglücksfällen heimgesucht wird. Gar häufig rührt dieses von der allgemeinen Gewohnheit zu Fluchen her. Sogar die heidnischen Kaiser erkannten dieses. Daher sagen sie in ihren Edikten: Wegen

der Gotteslästerungen entstehen Hunger, Erdbeben und Pest. Und in der That, wie kann denn in einem Hause, in einer Gemeinde, in einer Stadt oder in einem Lande Gottes Segen seyn, wenn Alles den Mund mit Fluchwörtern voll hat? Deßwegen sagt der heil. Chrysostomus, daß, wenn Jemand zum Fluchen den Mund aufthut, Alle auf denselben zulaufen sollen, um ihm mit vereinten Kräften das Maul zu stopfen, aus welchem so große Uebel ihren Ursprung nehmen.

10. Das Fluchen ist ein thörichtes Laster.

Durch Fluchen richtet man seine Seele zu Grunde. Dieß geschieht zwar durch eine jede Sünde; aber mit den übrigen Sünden ist häufig doch im Augenblick des Genusses ein sinnlich angenehmes Gefühl verbunden. Diese Annehmlichkeit hat das Fluchen nicht; sein Antheil ist überall nur Qual und Leiden. Thöricht handelt der Hoffärtige, der Geizhals, der Unzüchtige, der Trunkenbold, da er um ein wenig Ehre, um eines zeitlichen Gewinnes, um einer augenblicklichen Lust, um der Gefräßigkeit willen seine ewige Seligkeit auf das Spiel setzt. Und doch sind solche Sünder gewissermaßen noch eher zu entschuldigen, als die, welche sich das Fluchen angewöhnt haben. Denn jene haben wenigstens dem Scheine nach und in der Einbildung noch Vortheil von ihren Sünden, nämlich die gesuchte Ehre, das gewünschte Geld, die sinnlichen Genüsse u. s. w. Das sind Dinge, welche noch geeignet sind, unsere schwache und zum Bösen geneigte Natur, besonders wenn günstige Gelegenheit und heftige Versuchung dazu kömmt, mit einer süßen Gewalt anzuziehen, das Licht der Vernunft zu verdunkeln und den ohnehin zu solchen Dingen geneigten Willen zu verkehren. Wenn nun Solche einmal in der Hölle brennen, so können sie, — mag der Trost auch noch so gering seyn, auf die Frage, warum sie in den höllischen Flammen brennen, sich doch zur Antwort geben: Weil unser Fleisch sich ehedem gegen das göttliche Gebot erlustigte und die verbotenen Vergnügungen kostete, oder weil wir ehedem durch Stolz und auf andere ungerechte Weise Ehren und Reichthümer uns sammelten. Diese wissen also doch wenigstens noch, warum sie gesündiget, und die Hölle verdient haben. Aber welchen Nutzen, welchen Gewinn, welche Lust oder welches Vergnügen haben denn

die Flucher von ihrer Sünde? Ihr müßt in euerm Herzen gestehen, wenn ihr aufrichtig seid, daß ihr nie und nirgends durch euere Sünde etwas Anderes als Schmerz und Leiden erlanget. Gleich den rasenden Hunden fallet ihr mit Zorn und Grimm die Menschen an, und erfüllt euer Geblüt und innerstes Eingeweide mit lauter Gift und bitterer Galle. Sehet, das ist die Lust und die Freude, die ihr von euerm Fluchen und Verwünschen habt. Und was richtet ihr sonst damit aus, wenn ihr euch satt geflucht? Habt ihr nun den Verdruß, der euch zu solch einer höllischen Sprache angeregt hat, weniger zu tragen, als wenn ihr mit christlicher Sanftmuth geredet hättet? Ist euer Schmerz darum geringer geworden? Ist der erlittene Schaden dadurch wieder gut gemacht? O nein, ihr leidet noch eben so, wie zuvor, denselben Verdruß, dieselbe Noth, denselben Schaden. Ja, es ist Alles ärger und schlimmer geworden. Sehet, das ist der Vortheil, den ihr gewonnen habt. Gibt es also noch einen größeren Unsinn, als das Fluchen und Schelten, wodurch man sich in die Hölle stürzt, und schon auf Erden das Leben sich ganz und gar verbittert?

11. Das Fluchen ziemt sich für Niemand, am allerwenigsten für einen Christen.

Hörte ich einen Heiden und Ungläubigen fluchen, so würde ich mich darüber zwar entsetzen und denken: Dieß ziemt sich nicht für einen Menschen, der Vernunft hat; indeß ist es an einem blinden Götzendiener noch zu entschuldigen. Gott selbst würde ihn noch ertragen; denn er sagt ja: Wenn mir mein Feind geflucht hätte, so würde ich es noch ertragen. Ps. 54, 13. Hingegen ganz anders verhält es sich mit dem Fluchen im Munde eines Christen: dieses ist für Gott ein unausstehlicher Gräuel. Und wahrhaftig, welch ein Verbrechen ist es, daß derjenige, den Gott zu seinem Vertrauten gemacht, den er in der Kirche seines Sohnes hat geboren werden lassen; den er ernähret und speiset am Tisch der Engel mit dem Fleisch und Blute Jesu Christi; den er unter jenes Volk gesetzt hat, von welchem es heißt: Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das Volk der Erwerbung (1. Petr. 2, 9.), — welch ein Verbrechen, sage ich, ist es, daß der katholische Christ im Bunde des Teufels und der Verdammten ist, die Höllen-

sprache in der Welt ausbreiten hilft und die Geschöpfe Gottes mit Flüchen und Verwünschungen anfüllt. O Christen! was denkt ihr doch bei euerm gräulichen Fluchen? Liebt ihr denn die Gesellschaft der Verdammten bereits schon, ehe ihr in derselben seid? Ist es denn euch so Ernst und seid ihr fest entschlossen, in die Hölle kommen zu wollen? So wartet doch wenigstens, bis die euch bestimmte Zeit vollendet ist. Ist es denn euch nicht lange genug, daß ihr die ganze Ewigkeit hindurch fluchen, verwünschen und lästern könnet? Ist es denn nöthig, schon während euers irdischen Lebens das Geschäft der Verdammten zu treiben? Cf. Hunolt's Predigten.

12. Wie häufig das Fluchen und Schelten ist.

Fast nichts ist in der Welt allgemeiner, als Fluchen und Schelten. Man darf nur umhergehen, so wird man selbst hören, daß die Mäuler von Flüchen, Verwünschungen und Vermaledeiungen erfüllt sind; man wird fast bei jedem Schritt vom Teufel, Donner, Hagel und Blitz hören. Das schreien die Soldaten bei ihren Waffenübungen; das rufen die Bauern auf dem Felde; das sprechen die Jungen auf den Straßen; das sagen die Handwerksleute in ihren Werkstätten; das poltern die Herren und Frauen, wenn Knechte und Mägde, Kinder und Hausgenossen nicht sogleich auf den ersten Wink bereit sind; das knurren und brummen die Dienstboten, so oft ihnen etwas gegen ihren Willen befohlen wird. Keine Arbeit wird gethan, kein Pferd läuft, ohne daß der Teufel dazu gerufen würde, nicht anders, als sollte er Vorspann leisten. Allenthalben ist der Teufel auf der Zunge: diesem weihet man fast die Hälfte seiner Worte; man macht sich eine Ehre daraus, wenn man im Fluchen ein Meister ist. Selbst die kleinen Kinder können, wenn sie noch kaum Worte zu stammeln wissen, schon fluchen. Es ist dieß aber auch kein Wunder. Was der junge Vogel die Alten singen hört, das pfeift er nach. Die Eltern fluchen bei jeder Gelegenheit, die Kinder eignen sich dasselbe an.

13. Von den Flüchen, welche unsinnige Eltern oft über ihre Kinder ausstoßen.

Nichts ist gräßlicher als der Elternfluch. Das Herz der Eltern ist ja ganz zur Liebe geschaffen. Darum wählt Gott selbst, wenn

er die Größe seiner Liebe zu den Menschen darstellen will, das Bild eines Vaters und einer Mutter, sagend: Kann wohl eine Mutter ihres Kindes vergessen? Und wenn auch eine Mutter ihres Kindes vergessen könnte, so würde doch ich, o Mensch, deiner nicht vergessen. Js. 49, 15. Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ist die zärtlichste und aufopferndste. Und wie? aus einem solchen Herzen, in welchem die Liebe so glühend brennen soll, kann ein Fluch kommen gegen eben diejenigen, welche die Natur selbst zum Gegenstande der brennendsten Liebe gemacht hat? Mutter! neun Monate hast du diese Kinder unter deinem Herzen getragen, mit Todesschmerzen sie geboren und an deinem eigenen Leibe ihre ersten Bedürfnisse gestillt. Vater! diese Kinder sind dein Fleisch und dein Blut, ihr Leben ist wie ein Funken von dir. Und diesen Kindern wünschet ihr oft ein ewiges Siechthum, noch mehr: einen gähen Tod. Ihr saget im Zorn zu euern Kindern: O daß euch doch das Wetter erschlüge, daß ihr den Hals brechen, und todt hinfallen würdet! Wißt ihr, wozu euch diese Sprache macht? Zu Mördern an euern Kindern. Euere gottlose Zunge ist der Dolch, womit ihr die Brust euerer Kinder durchbohrt. Ein Elternherz wird eine Mördergrube: läßt sich noch etwas Entsetzlicheres denken? Manche Eltern gehen in ihrer Wildheit selbst noch weiter. Sie wünschen ihre Kinder zum Teufel und in die Hölle hinein. Also hat Christus umsonst für diese Kinder den Tod und die Hölle besiegt? Ist er umsonst für sie am Kreuze gestorben? Wie, Vater! dem Satan wünschest du deine Kinder? Nie sollen sie in das Reich der Freude eingehen? Nie der Gesellschaft der heiligen Engel sich erfreuen? Welch ein Wunsch! Löwen spielen mit ihren Jungen, und Tieger liebkosen dieselben: und der vernünftige Mensch, — er verflucht seine Kinder! Kann es noch etwas Gräßlicheres geben? Freilich saget ihr, Eltern, es seien dieß bloß Ausbrüche des Zornes, das Herz meine es so böse nicht. Hören aber darum euere Verwünschungen auf, Verwünschungen zu seyn? Tödtet das Gift weniger, wenn es gedankenlos hingereicht wird? Kein Gedanke ist unglücklicher, als wenn man meint, durch Zorn seine Sünde entschuldigen zu können, da ja der Zorn selbst schon eine Sünde ist.

Und wie sehr, unvernünftige Eltern, schadet ihr durch euer Fluchen euern Kindern! Gott läßt gar oft zu, daß sich die Ver-

wünschungen der Eltern an den Kindern erfüllen. Dieses deßwegen, um gleichsam das Ansehen und die Obergewalt der Eltern, die er an seine Stelle bei den Kindern gesetzt hat, zu bestätigen; dann aber auch zur Strafe der Kinder, welche die Eltern durch ihren Ungehorsam und ihre Widerspenstigkeit betrüben und zum Zorn reizen, und endlich auch zur Strafe der Eltern selbst, um sie vor solch sündhaften Verwünschungen abzuschrecken. Ja zweifelt nicht, Eltern, daß Gott euere Flüche, welche ihr gegen euere Kinder ausstoßet, gar oft in Erfüllung gehen läßt. Die heilige Schrift selbst sagt: Der Segen des Vaters befestigt die Häuser der Kinder, aber der Mutter Fluch reißt sie nieder. Ekl. 3, 12. Wie Pech hängt sich der Elternfluch an die Kinder, schlingt sich wie eine Kette um sie und macht sie zu Sklaven des Elendes, läßt ihnen keine gute Stunde mehr übrig und zehrt an ihnen wie ein verborgener Wurm. Väter, wie wollet ihr euch also wundern, wenn euere Söhne den abscheulichsten Ausschweifungen sich überlassen? Denkt an euere Flüche zurück, die sich auf ihren Häuptern gesammelt haben, und ihr wißt die Ursache davon. Mütter, ihr wundert euch noch, wenn euere Töchter euere Erziehung verachten? Euere Verwünschungen haben sie taub gemacht vor euern Lehren. Ich wundere mich gar nicht, sagt schon der Heide Seneka, wenn uns von unsern kindlichen Tagen an alle Uebel auf der Ferse nachfolgen, wenn wir von einer Schandthat in die andere fallen und die Ausschweifungen kein Ende nehmen. Wir wachsen ja unter lauter Flüchen und Verwünschungen auf, sind den Pflanzen gleich, die nie von einem reinen, sondern immer mit giftigem Regen begossen werden. Da soll es mich wundern, wenn noch ein guter Blutstropfen in uns angetroffen würde. Eben so können auch euere Söhne und Töchter, ihr Eltern! über euere Flüche, als die vornehmste Ursache ihres Elendes schreien. Ist's zu wundern, können sie sagen, wenn über uns die Leidenschaften herrschen, wenn wir bald dieser, bald jener bösen Neigung unterliegen, wenn wir Sünden auf Sünden häufen? Du, Vater! du, Mutter! ihr habt uns ja dem Satan verwünscht, ihr habt ihm Gewalt über uns eingeräumt, und nun drückt er uns sein Siegel auf, von den eigenen Eltern dazu berechtiget. (Cf. Westermayers Glaubens- und Sittenpredigten.)

14. Scheingründe, mit welchen Viele ihr Fluchen entschuldigen wollen.

1) Ich kann nichts dafür, daß ich fluche, ich will es nicht; das Haushalten, die widerspenstigen Kinder und Dienstboten, die boshafte Nachbarschaft ist Schuld daran. — Keineswegs, mein Freund, tragen diese die Schuld; sie sind nur die Gelegenheit und die Veranlassung dazu. Aber du weißt ja, daß man der Versuchung widerstehen soll; warum thust du es nicht auch hier? Sei aufrichtig, und bekenne deinen Fehler, statt daß du ihn entschuldigest. Deine Ungeduld, die nicht das Geringste ertragen kann; dein Eigensinn, der überall das letzte Wort haben will; dein Zorn, der überall sich rächen will: das sind die Ursachen deines Fluchens.

2) Mein Fluchen ist keine Sünde; denn es ist mir mit meinen Verwünschungen nicht Ernst; ich will nur den Leuten eine Furcht einjagen und machen, daß sie künftig achtsamer sind. — So wäre am Ende dein Fluchen sogar noch ein Verdienst, und Gott wird dir dafür, daß du deinem Nebenmenschen den Teufel und alles Schlimme an den Hals gewünscht hast, sogar noch einen Lohn geben müssen! Du sagst, es sei dir nicht Ernst. Ich möchte es nicht auf eine Wette ankommen lassen. Im Augenblicke, wo der Zorn die abscheulichen Worte aus dir herausspricht, ist es dir in den meisten Fällen allerdings Ernst; später aber, wenn die Besonnenheit wieder zurückkehrt, mag es anders seyn. Allein auch gesetzt, es sei dir mit deinen Verwünschungen gar nie Ernst, ist es dir denn überhaupts erlaubt, solche ärgerliche Worte in den Mund zu nehmen? Wenn man schon unnütze Reden im Gerichte verantworten muß, was wird denjenigen geschehen, deren Mund stets von Fluch- und Scheltworten überfloß? Auch ist es ein großer Irrthum, zu glauben, man verschaffe sich durch Fluchen und Schelten bei seinen Untergebenen Ansehen und mache sich gefürchtet. Im Gegentheil, man wird alles Ansehen verlieren und alle Furcht ihnen nehmen. Deine täglich wiederholten Flüche werden ihnen zuletzt ganz gleichgiltig, sie werden mit deinen Verwünschungen nur Spott treiben, und statt achtsamer und gehorsamer zu werden, nur noch widerspenstiger seyn.

3) Ich fluche nur aus Unachtsamkeit und Gewohnheit. — Das ist allerdings bei sehr Vielen der Fall, aber macht denn die Gewohnheit die Sünden geringer, und nicht vielmehr schwerer? Was Einem einmal zur Gewohnheit geworden ist, das setzt schon eine gewisse Fertigkeit in Sünden dieser Art voraus. Einem Solchen ist das Fluchen bereits gleichgiltig geworden; er erkennt es fast für keine Sünde mehr. Das verräth einen hohen Grad von Bosheit, ist schon eine Art von Verstocktheit. Und du willst gerade dieß, was deine Sünde vergrößert, zur Entschuldigung vorbringen?

4) Ich fluche nur im Zorne, es reuet mich dann gleich wieder. — Macht denn der Zorn die Sünde geringer, und nicht vielmehr größer? Ist es nicht Pflicht für dich, dem Zorn zu widerstehen, und dich nicht von demselben überflügeln zu lassen. Was ist der Zorn anders als eine Leidenschaft, und er soll deine Sünde entschuldigen? Freilich sagst du, nach der Hand es sogleich zu bereuen; aber viel besser wäre es, wenn du diese Reue nicht brauchtest und vorher nicht geflucht hättest. Durch die Reue kannst du wohl, wenn sie ernstlich ist, von Gott Verzeihung erlangen; aber du hebst die Folgen deines Fluches bei den Menschen nicht wieder auf. Wenn aber deine Reue ernstlich wäre, so würdest du auch künftig des Fluchens dich enthalten; denn was man ernstlich bereut und verabscheut, thut man künftig nicht mehr. Es scheint daher mit deiner Reue nicht weit her zu seyn; sie besteht nur in Worten. Du kannst sie daher um so weniger zur Entschuldigung deines Fluchens anführen.

15. Mittel, das Fluchen sich abzugewöhnen.

Es ist schwer, eine böse Gewohnheit abzulegen. Der heilige Geist selbst bestätiget es mit den Worten: Wenn ein Mohr seine Haut verändern kann oder ein Panther seine Flecken, so könnt ihr auch Gutes thun, nachdem ihr das Böse gelernt habt. Jer. 13, 23. Wer von Jugend auf in der französischen Sprache unterrichtet und erzogen und dabei alt geworden ist, wird selten, wenn er auch deutsch gelernt hat, seine Zunge also zu regieren wissen, daß man ihm nicht den französischen Accent anmerkte; und wer von Jugend auf an das Fluchen sich gewöhnt hat, der wird nur mit der größten

Mühe es dahin bringen, daß ihm kein Fluch mehr entfährt. Daraus sehet ihr, wie schwer es ist, die abscheuliche Gewohnheit zu fluchen abzulegen, und ihr dürft um so weniger eine Mühe und Anstrengung hierin scheuen. Um nun aber vom Fluchen euch zu befreien, wendet unter Andern folgende Mittel an:

1) Erwäget, wie abscheulich solche Reden sind; wie wenig sie sich für einen Christen geziemen, der nicht fluchen, sondern segnen soll. Denkt daran, welch ein Aergerniß ihr dadurch gebt, das noch bestehen und fortwuchern wird, wenn ihr vielleicht einmal mit Gottes Gnade die Sündhaftigkeit eueres Fluchens eingesehen habt. Stellet euch vor, daß ihr selbst erschrecken und auf das empfindlichste gestraft seyn würdet, wenn Gott euere unsinnigen Verwünschungen in Erfüllung gehen ließe. Betrachtet, daß mit Fluchen nichts ausgerichtet ist: die Arbeit gelingt euch nicht besser, der Schmerz wird nicht geringer, die Last nicht leichter, sondern Alles noch schwerer, weil ihr euch durch Fluchen der Gnade Gottes beraubt.

2) Denkt daran, welch eine schwere Verantwortung ihr euch für das Gericht anhäuft; denn wenn man schon eines unnützen Wortes willen zur Rechenschaft gezogen wird: was wird denn mit Einem geschehen, dessen Mund stets von Lästerworten überströmte?

3) Habet acht auf euere Reden und straft euch selbst, so oft euch leichtsinnig ein Fluchwort entfahren ist. Würdet ihr für einen jeden Fluch einen Sechser bezahlen müssen, ich denke, ihr würdet die Gewohnheit zu schelten bald abgelegt haben. Nun, so schenkt jedes Mal, so oft ihr fluchet, den Armen einen Sechser, und ihr werdet bald nicht mehr fluchen.

4) Nehmet zum Gebete euere Zuflucht, und bittet Gott, daß er euere Zunge regiere. Insbesonders wenn ihr eben geflucht habt, so fallet schnell auf euere Kniee nieder, und betet ein andächtiges Vate unser, damit euch Gott euer Fluchen verzeihe und künftig euch davor bewahre.

5) Wählt euch einen klugen Beichtvater und befolgt genau seinen Rath, und wendet unverdrossen die Heilmittel an, welche er euch vorschreibt.

6) Wenn euere Untergebenen fluchen, so straft sie sogleich auf geeignete Weise, Kinder mit der Ruthe, Dienstboten durch Zurechtweisung 2c.

16. Von der Gotteslästerung insbesonders.

Vom heil. Alphons v. Liguori.

Alle Sünden sind ein Gräuel vor den Augen Gottes; am meisten aber verdient die Gotteslästerung als solcher bezeichnet zu werden. Daher sagt auch der heil. Chrysostomus, daß Gott durch Nichts so sehr erzürnt werde, als wenn sein allerheiligster Name gelästert wird. Um dieses Laster in seinem ganzen Gewichte kennen zu lernen, wollen wir erwägen:

I. Welch eine große Sünde die Gotteslästerung ist;

II. Wie strenge Gott diese Sünde bestraft.

I. **Welch eine große Sünde die Gotteslästerung ist.** Worin besteht denn eigentlich die Gotteslästerung? Sie ist eine beleidigende Rede wider Gott. Wer also Gott lästert, der greift geradezu Gott selbst an. Von einem Solchen gelten die Worte der Schrift: Er hat wider den Allmächtigen seine Kraft gebraucht. Job. 15, 25. Wie, ruft der heil. Ephräm aus, fürchtest du denn nicht, Gotteslästerer, daß Feuer vom Himmel herabfallen und dich verzehren werde; erzitterst du nicht, die Erde möchte sich öffnen und dich verschlingen? Wenn die Teufel, sagt der heil. Gregorius von Naziang, den Namen Jesu Christi nennen hören, so zittern sie: und wir fürchten uns nicht, ihn zu beschimpfen? Der Rachsüchtige mißt sich mit seines Gleichen; aber der Gotteslästerer scheint sich an Gott selbst rächen zu wollen. Es ist aber ein großer Unterschied, ob man das Bild des Königs, oder ihn selbst beleidiget hat. Der Mensch ist das Bild Gottes, aber der Gotteslästerer greift Gott selbst an. Wer das Gesetz des Königs übertritt, ist schuldig; wer aber die Person des Königs selbst beleidiget, begeht ein Majestätsverbrechen, und hat eine um so größere Strafe zu erwarten.

Der heil. Chrysostomus kann sich nicht genug wundern, wie der Staub der Erde es wagt, Gott, seinen Herrn, zu lästern. Und in der That kann man über ein solches Wagestück nicht genug staunen. O Mensch, du stehst ohnehin vor dem Abgrunde der Hölle, und wenn dich die Barmherzigkeit Gottes nicht bis jetzt am Leben erhalten hätte, so wärest du schon längst verdammt. Statt daß du Gott dafür dankest, lästerst du ihn fast in demselben Augenblicke,

da er dir Wohlthaten erweiset. Dieß veranlaßt Gott, daß er in die Worte ausbricht: Ja, wenn mein Feind mir geflucht hätte, so würde ich es ertragen haben. Ps. 54, 13. O teuflische Zunge, ruft der heil. Bernardin von Siena aus, was treibt dich denn an, deinen Gott zu lästern, der dich erschaffen, der dich mit seinem Blute erlöset hat. Christus, sagt der heil. Augustin, ward von den Juden durch Geißelhiebe schrecklich mißhandelt; aber noch schmerzlicher geißeln ihn manche Christen durch ihre Lästerworte, welche sie gegen ihn ausstoßen. Auch die seligste Jungfrau Maria lästern Einige, unsere gute Mutter, die uns so innig liebt, und die stets für uns um Gnade fleht. Solche Bösewichter hat aber der Herr oft schon schrecklich gezüchtiget. So wird erzählt, daß ein solcher Bösewicht, der Maria lästerte und sogar in einer Kirche ihr Bildniß durchstach, sogleich, als er dieselbe verlassen hatte, vom Blitze erschlagen wurde.

Wer ist aber derjenige, der Gotteslästerungen sich erlaubt? Ach, es ist ein Christ! Derjenige lästert Gott, der ihn loben soll. Die nämliche Zunge, die Gott preisen soll, wird ein Schwert, welches das Herz Gottes durchbohrt. Dieß erwägend setzt der heilige Bernardin die Gotteslästerung unter den Sünden oben an, und sagt, daß keine Sünde mehr Bosheit in sich schließe, als die Gotteslästerung. Dem heil. Hieronymus scheint sogar jede Sünde im Vergleich zur Gotteslästerung gering. Und hiezu bemerken die heiligen Väter, daß Lästerungen wider heilige Dinge oder Tage, wider die Heiligen selbst und insbesonders wider das allerheiligste Altarssakrament dieselbe Gattung der Sünde sei, als wenn man Gott selbst lästert. Denn sagt der heil. Thomas von Aquin, da die Ehre, welche man den Heiligen, heiligen Dingen und Tagen erweiset, sich auf Gott bezieht, so fällt die Beleidigung der Heiligen auf Gott selbst zurück, der die Quelle aller Heiligkeit ist.

Die Gotteslästerung nennen viele heilige Väter eine größere Sünde als selbst Ehebruch und Todtschlag. Alle andern Sünden, sagt der heil. Bernardin, entspringen entweder aus der Schwachheit oder aus der Unwissenheit. Die Gotteslästerung aber entspringt aus der Bosheit. Weil diese Sünde aus dem bösen Willen und einem gewissen Haß gegen Gott hervorgeht, so wird der Gotteslästerer den Verdammten ähnlich, die der göttlichen Gerechtigkeit

fluchen, welche sie straft. Die Gotteslästerung ist daher eine höllische Sprache; denn gleichwie Gott durch den Mund seiner Heiligen spricht, so redet der Teufel durch den Mund der Gotteslästerer. Als der heil. Petrus im Pallaste des Kaiphas Jesum verleugnete, und schwur, daß er ihn nicht kenne, sagten die Umstehenden zu ihm, seine Sprache verrathe ihn, daß er ein Anhänger Jesu sei. Auf gleiche Weise kann man dem Gotteslästerer sagen: Du bist aus dem Lande der Hölle und ein wahrer Schüler des Lucifer; denn keine Sprache gleicht mehr der Sprache der Verdammten, als das Fluchen und Gotteslästern. Die Verdammten in der Hölle sind unaufhörlich damit beschäftiget, Gott zu lästern und zu verwünschen. Darum heißt es auch in der heiligen Schrift: Sie zerbissen ihre Zunge vor Schmerz und lästerten den Gott des Himmels. Apok. 16, 10. 11. Wer also das Laster der Gotteslästerung angenommen, der gehört schon zur Zahl der Verdammten, weil er ihr Handwerk treibt.

Zur Bosheit der Gotteslästerung kommt noch die Bosheit des Aergernisses, das fast immer diese Sünde begleitet; denn man lästert gewöhnlich in Gegenwart von Andern. Der heil. Paulus tadelte die Juden, daß sie durch ihre Sünden Schuld seien, daß die Heiden Gott lästerten und sein Gesetz verlachten. Röm. 2, 24. Aber um wie viel strafbarer sind jene Christen, welche durch ihre Lästerungen ihre Mitmenschen dazu reizen, sie nachzuahmen! Woher kommt es, daß man an manchen Orten nur selten Gotteslästerungen hört, während sie in andern Gegenden so häufig sind, daß man sagen kann, was der Herr beim Propheten Isaias sagte: Immer den ganzen Tag wird mein Name gelästert. Is. 52, 5. Wo anders kommt es her, als weil Eines das Andere ansteckt, die Kinder lernen es von den Eltern, die Knechte von den Herren, die Kleinen von den Großen. Es scheint, als ob in gewissen Häusern das Lästern ein Erbgut wäre. Der Vater ist ein Gotteslästerer, und nun sind es auch die Söhne, die Enkel, ja ein jeder Nachkomme sucht sich diese schöne Erbschaft anzueignen. O unglückseliger Vater, statt deine Kinder zu lehren, daß sie Gott preisen, lehrst du sie, ihn und seine Heiligen zu lästern. Aber du wendest vielleicht ein: Ich weise sie immer zurecht, wenn ich sie lästern höre. Ach, was können deine Ermahnungen nützen, da du ihnen selbst mit deinem

Munde das böse Beispiel gibst? Darum beschwöre ich euch, ihr Hausväter! lästert doch nie wider Gott; hütet euch besonders in Gegenwart euerer Kinder davor. Wenn ihr aber dennoch euere Kinder solche frevelhafte Worte aussprechen hört, so weiset sie strenge darüber zurecht. Und solltest du ihnen auch Schläge auf den Mund geben, sagt der heil. Chrysostomus, so wird deine Hand dadurch geheiliget werden.

II. Wie strenge Gott die Sünde der Gotteslästerung straft. Der Prophet Isaias ruft aus: Wehe dem sündigen Volke, sie haben den Heiligen Israels gelästert. Ja, wehe den Gotteslästerern; sie verdammen sich selbst, wie die Schrift sagt: Du ahmest nach die Zunge der Lästerer, dein Mund wird dich verdammen, nicht ich. Job. 15, 5. 6. Gott wird zu einem solchen Unglückseligen, wenn er ihn verurtheilt, sprechen: Ich bin es nicht, der dich zur Hölle verdammt; dein eigener Mund verdammt dich, weil du es gewagt hast, mit demselben mich und meine Heiligen zu lästern. O die unglückseligen Gotteslästerer! In der Hölle fahren sie zu ihrer größten Pein fort, Gott zu lästern und ewig ihm zu fluchen, und vermehren sich dadurch auch immer ihre Qualen.

Aber nicht bloß in der Hölle, sondern schon auf dieser Erde werden die Gotteslästerer bestraft. Das alte Gesetz befahl, daß Solche von allem Volke gesteiniget werden sollen. „Wer den Namen des Herrn lästert, soll des Todes sterben; steinigen soll ihn die ganze Gemeinde. Levit. 24, 16. Der Kaiser Justinian verurtheilte die Gotteslästerer zum Tode. Der heil. König Ludwig von Frankreich ließ ihnen die Zunge durchbohren und die Stirne mit einem glühenden Eisen brennen, und wenn ein solcher später wieder lästerte, war er des Todes. Oft wurden die Gotteslästerer auch als ehrlos erklärt, und waren unfähig, vor Gericht Zeugniß abzulegen. Papst Gregor XIV. beraubte sie auch des christlichen Begräbnisses. In einem alten Gesetze wird Hungersnoth, Erdbeben und Pest als Folge der Gotteslästerung bezeichnet. Darum beklage dich nicht mehr, Gotteslästerer, wenn du trotz all deiner Mühe immer im Elend bleibest, und sage nicht: Es ist mir unbegreiflich, warum das Elend mich überall verfolgt. Wie, du kennst die Ursache dieses Verderbens nicht? Der Grund hievon sind jene abscheulichen Lä-

sterungen, die du stets auf deinen Lippen führst; sie machen, daß dich Gott im Elende läßt.

O wie viele furchtbare Beispiele von Gotteslästerern ließen sich anführen, die eines schlimmen Todes gestorben sind! Als man einstens in Mexiko einen Gotteslästerer seiner gräulichen Ausdrücke wegen zurechtwies, gab er zur Antwort: er wolle es jetzt noch ärger machen. Aber was geschah? In der folgenden Nacht klebte dem Unglücklichen fest die Zunge an dem Gaumen, und er mußte elendiglich sterben. Drexelius berichtet, daß ein anderer Gotteslästerer plötzlich an beiden Augen erblindete. Sarnelli erzählt von einem Menschen, der zu Constantinopel nach einer Gotteslästerung, die er ausgestoßen hatte, gleich einem wüthenden Hund seinen Leib anfiel und bis zum Tode sich zerfleischte. Von einem gewissen Simon von Tournay wird erzählt, daß er nach einer Gotteslästerung plötzlich die Augen verdrehte, hierauf zur Erde niederfiel und laut heulend seinen Geist aufgab.

Zum Schlusse frage ich dich noch, Gotteslästerer, was du denn durch deine abscheulichen Lästerungen gewinnst? Du kannst kein Vergnügen darin finden; denn die Gotteslästerung ist eine Sünde, die keine Lust gewährt. Du gewinnst auch kein Geld dabei; umgekehrt macht die Gotteslästerung arm, da sie des Segens Gottes beraubt. Sie bringt dir auch keine Ehre, sondern vielmehr Verachtung. Sage mir also, warum du denn eigentlich lästerst? Du antwortest vielleicht: Weil ich mich einmal daran gewöhnt habe. Aber meinst du, daß dich diese Ausrede vor Gott entschuldigen werde? Du sagst vielleicht auch: Du lästerst, weil dich deine Frau, deine Kinder oder andere Leute dazu reizen. Wie, weil deine Frau oder Kinder dich zum Zorne reizen, so rächest du dich an den Heiligen, ja an Gott selbst dafür? Aber du bringst auch noch vor, daß der Teufel dich dazu versuche. Das mag wohl seyn; aber dann sollst du es machen, wie jener Jüngling, der, als der Teufel ihn zum Fluchen versuchte, ihm zur Antwort gab: Warum sollte ich wohl Gott lästern, der doch mein größter Wohlthäter ist? Nein, ich kann ihn nicht lästern, weil er so unendlich gut gegen mich ist; aber loben und preisen will ich ihn jetzt in der Zeit und einstens noch mehr in der ganzen Ewigkeit.

Vergl. auch den Artikel Eid, B. 5, besonders S. 257—260.

Artikel LXIII.

Freiheit
(sowohl in moralischer als politischer Beziehung, dann die Gegensätze davon, insbesondere Sklaverei).

1. Worin besteht das Wesen der Freiheit überhaupts?

Die Freiheit ist nicht, wie Viele insbesonders in unsern Tagen fälschlich meinen, eine unumschränkte Befugniß ohne Rücksicht auf Recht und Pflicht alles das ungestraft thun zu dürfen, was Laune und Willkühr verlangt. Dieß ist vielmehr Zügellosigkeit, welche den Menschen zum wilden Thiere, ja zum gefürchteten Teufel macht. Wer möchte mit Solchen zusammenleben, die eine jede Handlung für erlaubt hielten, zu welcher sie ihre Leidenschaften hinreißen, und die keinem Gesetze gehorchen wollten, welches mit ihren selbstsüchtigen Neigungen streitet? Nein, die Freiheit ist nicht Gesetzlosigkeit, sondern selbstgewollte Unterwürfigkeit unter das Gesetz; sie ist nicht Zügellosigkeit, sondern zwangloser Gehorsam und selbsteigene Wahl des Guten. Der Mensch trägt nämlich, wie schon der Apostel sagt, ein doppeltes Gesetz in sich selbst: auf der einen Seite fühlt er sich zum sinnlich Angenehmen hingezogen, mit dessen Genuß häufig eine Sünde verbunden ist; auf der andern hat er ein Bedürfniß nach dem sittlich Guten in seiner Seele. Das Fleisch gelüstet wider den Geist, der Geist aber ist wider das Fleisch; denn diese sind einander entgegen, so daß ihr nicht thuet, was ihr wollet. Gal. 5, 17. Vermittelst der Freiheit des Willens können wir uns für Eines von Beiden bestimmen; wir können das Gute oder das Böse wählen. Freilich bedürfen wir zum Erstern wieder einer besondern Gnade. Aber die Gnade hebt die Freiheit des Willens nicht auf, sondern macht sie nur vollkommen, im Gegentheil hat der Mensch die Freiheit, die Gnade auch zurückzuweisen. Die Gnade ist nicht zwingend, sondern nur helfend, und macht, daß der Mensch dasjenige, was er will, auch vollbringen kann.

Um das Wesen der Freiheit in moralischer Beziehung kurz zu bestimmen, so können wir sagen, sie sei die Macht durch sich selbst zu handeln. Ich sage: „Durch sich" — und nicht: „Aus sich"; denn nur Gott hat Alles in sich selbst, und handelt daher auch aus sich. Der Mensch aber hat Alles von Gott erhalten, und daher auch die Freiheit, oder die Macht, durch sich zu handeln. Nachdem aber Gott dem Menschen diese Gewalt einmal gegeben hat, so kann er durch sich selbst handeln; er ist frei vom äußern und innern Zwang, in so ferne hat seine Thätigkeit in ihm selbst seinen Grund, nämlich in der Vernunft, die ihm ebenfalls Gott verliehen. Daraus folgt aber, daß nur vernünftige Wesen frei seyn können; die Vernunft ist gleichsam die der Freiheit vorgezeichnete Bahn, in welcher sich diese zu bewegen hat. Ich rede aber von einer erleuchteten Vernunft. Das Licht für die Vernunft ist das göttliche Gesetz. Daher können wir auch sagen, daß es ohne Gesetz keine Freiheit gibt, sondern nur eine Willkühr. Die Freiheit setzt also eine durch das Gesetz erleuchtete Vernunft voraus, und darum gehört zur wirklichen Uebung der Freiheit eine gewisse Reife und Entwickelung. Aber dieß Alles genügt noch nicht; es ist noch eine Kraft nothwendig, welche das Urtheil des Verstandes vollstreckt. Denn wir wissen aus eigener Erfahrung, daß es nicht genügt, das Gute nur zu erkennen, um es zu thun; gar oft wissen wir, was recht ist, aber wir vollbringen es nicht. Wir sind in uns selbst zerfallen, und unser Wille kämpft mit dem Gewissen. Man braucht also eine gewisse Willenskraft, um die Versuchungen zum Bösen zu überwinden, das Gute zu üben und das Gesetz zu erfüllen. Demnach hat der Mensch der Potenz nach die Freiheit, seit er in die Welt getreten ist; denn sie ist ihm wesentlich, und ohne sie würde er gar kein Mensch seyn. Aber sie geht nicht mit Einem Schlage in Handlungen über; es müssen die Bedingungen ihrer Uebung gegeben seyn: einerseits die Fassungskraft des Verstandes, anderseits die Energie des Willens. Darum werden die Kinder, ehe sie zum Gebrauche der Vernunft gekommen sind, für unfähig gehalten zu sündigen.

2. Schriftstellen.

Durch Einen Geist sind wir Alle zu Einem Leibe getauft, Juden oder Heiden, Sklaven oder Freie. 1. Cor. 12, 13.

Ihr Alle, die ihr in Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Da ist weder Jude noch Grieche; da ist weder Sklave, noch Freier. Gal. 3, 27 und 28.

Ziehet den neuen Menschen an,... wo nicht Heide noch Jude ist, nicht Beschneidung noch Vorhaut, nicht Barbar und Skythe, nicht Sklave und Freier, sondern Alles und in Allem Christus. Kol. 3, 10 und 11.

Wer im Herrn berufen ward als Sklave, ist ein Freigelassener des Herrn; deßgleichen wer als Freier berufen ward, ist ein Knecht des Herrn. 1. Cor. 7, 22.

3. Aussprüche der Kirchenväter.

Magst du ein Sklave oder ein Freier seyn, in Christus sind wir alle Eines. Bei Christus gilt die Freiheit nicht mehr als die Sklaverei, und kein Unterschied ist zwischen den Verdiensten der Sklaverei und der Freiheit. Der heil. Ambrosius. Exhort. Virgin.

Das ist die größte Freigebigkeit, wenn man die Gefangenen (Sklaven) loskauft, vorzüglich, wenn die Loskaufung von einem wilden Feinde geschieht. Derselbe de Off. l. 1. c. 15.

Da der Apostel Paulus sagt: Die ihr in Christus getauft worden seid, habt Christum angezogen — so muß man in unsern gefangenen Brüdern Christum sehen, und in denselben ihn von der Gefahr der Sklaverei loskaufen. Der heil. Cyprian.

Die ersten Richter waren eher als Hirten über eine Heerde gesetzt, denn als Könige über andere Menschen; deßhalb gibt dir Gott zu verstehen, was die Ordnung der Geschöpfe verlangte, und was die Strafe für die Sünde gefordert hat; denn der Stand der Sklaverei ist dem Sünder mit Recht auferlegt worden. Auch finden wir in der heiligen Schrift das Wort Sklaverei niemals vor dem Tage, an dem der gerechte Noa sie als Strafe über seinen schuldigen Sohn erkannte. Daher folgt dieses Wort aus dem Vergehen, nicht aus der Natur. Der heil. Augustin.

Nach den Worten des Apostels, sowie auch Jesu Christi selbst,

darf man von den Sakramenten der Kirche weder den freien Mann noch den Sklaven abhalten; eben so ist es durchaus nicht zuläßig, die Heirathen unter den Sklaven zu hindern. Und wenn diese Heirathen trotz des Widerspruches und Entgegentretens von Seiten der Herren geschlossen worden sind, so dürfen sie durchaus nicht mehr aufgelöst werden. Papst Hadrian I.

4. Von dem sogenannten Liberum arbitrium.

1) Begriff.

Unter liberum arbitrium versteht der heil. Thomas von Aquin die freie Macht aus dem, was zu einem gewissen Ziel führt, das Eine vor dem Andern zu wählen. Nur ein vernünftiges Wesen, wie die Engel und die Menschen sind, besitzen ein liberum arbitrium. Dabei handelt es sich nicht um den Zweck, sondern nur um die Mittel. Der Akt des liberum arbitrium besteht in der Wahl. Dieses kann auf doppelte Art geschehen: einmal indem man aus zwei oder mehreren Dingen eines wählt, und dieses heißt man die Freiheit der Contrarietät; oder indem man, wenn nur Eines vorliegt, dieses entweder annimmt oder verwirft, was man die Freiheit der Contradiktion nennt.

2) Welche Freiheit zum liberum arbitrium erforderlich sei.

Es fragt sich hier, welche Freiheit zum liberum arbitrium (zur freien Wahl) erforderlich ist. Ehe wir diese Frage beantworten, wollen wir zuerst erklären, wie vielfach überhaupts die Freiheit seyn kann. Der heil. Bernard und Andere unterscheiden eine dreifache Freiheit, nämlich die Freiheit der Natur, die der Gnade und die der Verherrlichung. Es liegt auf der Hand, daß das liberum arbitrium die Freiheit der Natur sei. Diese Freiheit haben auch die Bösen, obgleich sie Sklaven der Sünde sind; aber sie entbehren als Sünder der Freiheit der Gnade, und werden als solche auch zur Freiheit der Verherrlichung nicht gelangen. Die Freiheit der Natur ist aber wieder doppelter Art: sie ist nämlich entweder die Freiheit vom Zwange (a coactione), die darin besteht, daß man zwar mit Willen handelt, aber zugleich so, daß das Gegentheil nicht möglich ist; oder die Freiheit von aller Nöthigung (a necessitate), wobei das Wollen oder auch Nichtwollen ganz in die freie Willkühr

gesetzt ist, so z. B. hängt es ganz von mir ab, ob ich spreche oder schweige 2c.

Um Verdienst oder Strafe auf sich zu ziehen, genügt nicht, wie Luther und Calvin lehrten und auch die Jansenisten behaupteten, eine Freiheit vom Zwange, sondern wird eine Freiheit von aller Nöthigung erfordert. Dafür zeugt

a) Die heilige Schrift; denn hier heißt es: Gott hat vom Anfange an dem Menschen die freie Wahl gelassen; er gab seine Gebote und Gesetze; willst du seine Gebote halten, so wirst du auch bewahrt; er hat dir Feuer und Wasser vorgelegt, strecke deine Hand nach dem aus, was du willst; der Mensch hat vor sich Leben und Tod, Gutes und Böses: was er will, wird ihm gegeben werden. Jes. Sir. 15, 14—19.

b) Die Aussprüche der heiligen Väter. Origenes lehrt, das liberum arbitrium sei das Vermögen, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, und das zu wählen, was es billiget. Lib. 3. de princip. cap. 1. — Der heil. Gregor von Nazianz: Die Freiheit des Wahlvermögens hat eine gleiche Bewegung nach beiden Richtungen hin. — Der heil. Hilarius: Ein Jeder von uns hat Freiheit des Lebens, und ist nicht nothgedrungen nach einer Seite hin gebunden. In Comment. Ps. 2. — Optatus Milevi: Ein Mörder kann das Verbrechen thun, und kann es auch unterlassen, und so verhält es sich auch in allen übrigen Dingen, in welchen der Mensch freie Wahl hat. — Der heil. Augustin: Hätten sie es nothgedrungen gethan, so würden sie keine Sünde haben. — So reden auch die übrigen Väter.

c) Die Entscheidung der Kirche. Hier haben wir zunächst das Concilium Arausicanum, welches entschied, daß der getaufte Mensch, wenn er will, fromm leben kann, woraus von selbst folgt, daß er bei entgegengesetztem Willen auch das Gegentheil wählen kann. Das Concil von Trient lehrt in seiner sechsten Sitzung, daß der Mensch mit freiem Willen der göttlichen Eingebung beistimmen, ihr aber auch widerstehen kann. An einer andern Stelle sagt derselbe heilige Kirchenrath, daß die freie Wahl bei der Rechtfertigung mitwirke, weil der Mensch, wie er der Gnade beipflichten, so ihr auch entgegen sein kann. Das Concilium hat ohne Zweifel eine Erklärung bezüglich der damaligen Irrthümer in dieser Lehre

treffen wollen. Nun ist aber den dortmaligen Ketzern nicht eingefallen, den Menschen die Freiheit vom Zwange abzusprechen, sondern nur die Freiheit von der Nothwendigkeit bestritten sie. Offenbar hat demnach der Kirchenrath für die Freiheit von der Nothwendigkeit sich erklärt. Und in der That, wenn der Mensch nicht bloß einstimmen, sondern auch widersprechen kann, so muß er nicht nur vom Zwang, sondern auch von der Nothwendigkeit frei seyn.

d) Die Vernunft. Wenn der Mensch auf Lohn oder Strafe Anspruch machen will, muß er von aller Nöthigung frei seyn; die Freiheit vom Zwange reicht dazu nicht hin. Denn dieses ist kein Verdienst, und auch keine Sünde, was ich mit Nothwendigkeit thun muß. Wo man nothgedrungen handelte, schreibt Optatus von Milevi, da muß man Alles verzeihen. Wenn es wahr wäre, und eine Freiheit vom Zwange zur moralischen Würdigung einer Handlung genügte, so könnte man auch von den Thieren sagen, daß sie einen freien Willen besitzen, da auch sie nicht gezwungen, sondern spontaneiter und auf ihre Weise der sinnlichen Lust nachgehen. Damit aber der Mensch wahrhaft die Freiheit besitze, wird erfordert, daß er von aller Nöthigung frei sei, und indifferent bleibe, zu wählen, was er will, dem Ausspruche des Apostels gemäß: Nicht genöthiget, sondern Freiheit des Willens habend. 1. Cor. 7, 37.

Die Einwendungen, welche man gegen die Lehre, daß der Mensch sich einer Freiheit von der Nothwendigkeit erfreuet, vorbringt, entbehren alles Haltes. Denn wenn die Gegner behaupten, Gott sei es, der in uns alles Gute wirke, da es in der heiligen Schrift heiße: Gott ist es, der Alles in Allem wirkt. 1. Corinth. 12, 6.; und: „All unser Thun thust du, o Gott! für uns“ Js. 26, 12.: — so ist es allerdings keinem Zweifel unterworfen, daß Gott Alles in uns durch seine Gnade thut, aber er thut es nicht ohne uns, sondern mit uns, wie der heil. Paulus sagt: Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, — die Gnade Gottes mit mir. 1. Cor. 15, 10. Gott regt uns nämlich durch die zuvorkommende Gnade zum Guten an, er steht uns zur Vollendung desselben mit der helfenden Gnade bei; aber er will, daß auch wir das Unserige zu der Gnade hinzuthun. Deßwegen ermahnt er uns, nach unserm Vermögen mitzuwirken. So sagt er: Bekehrt euch zu mir. Zach. 1, 3.

Machet euch ein reines Herz. Ezech. 18, 31. Er macht daher auch denen Vorwürfe, die seinem Rufe nicht nachkommen. So sagt er: Ich rief, und ihr habt nicht gewollt. Sprüchw. 1, 24. Wie oft wollte ich deine Kinder versammeln, und du hast nicht gewollt. Matth. 23, 37. Ihr widersteht allzeit dem heiligen Geiste. Apost. 7, 51. Alle diese göttlichen Aufforderungen und Vorwürfe wären sowohl eitel als unbillig, wenn Gott bezüglich unseres Heiles Alles ohne unsere Mitwirkung vollbrächte. Gott ist zwar allmächtig, und hat an dem Guten, das wir vollbringen, den größten Antheil, allein er will, daß auch wir das Wenige, was wir vermögen, dazu beitragen. Daher ruft der heil. Paulus aus: Ich habe mehr, als alle Apostel gearbeitet, doch nicht ich, sondern die Gnade Gottes mit mir. 1. Cor. 15, 10.

3) Warum hat Gott die vernünftigen Wesen, die Engel und die Menschen, mit der Macht, sich selbst zu bestimmen und frei zu wählen (cum libero arbitrio) erschaffen?

Es lassen sich hiefür mehre Gründe angeben, und zwar schuf Gott die Engel und Menschen frei:

a) Um seine Macht und Weisheit zu zeigen. Gott hat dadurch bewiesen, daß seine Vorsehung durch Nichts gehindert werden könne, wenn er auch die Geschöpfe nach ihrem freien Willen leben läßt. Ist es nicht wunderbar, wenn man bedenkt, die vernünftigen Geschöpfe Gottes können thun, was sie wollen, und doch sind sie nicht im Stande, die Ordnung zu stören, welche Gott von Ewigkeit her festgesetzt hat; sie mögen thun, was sie wollen, so müssen sie die Zwecke Gottes fördern. Dieß verhält sich gerade so, als wenn Jemand unzählige Vögel ausfliegen ließe, und durch einen geheimen Kunstgriff bewirken könnte, daß sie alle an dem Orte sich sammeln müßten, wo er sie haben will.

b) Um seine Gerechtigkeit zu offenbaren. Weil die vernünftigen Wesen, und namentlich auch die Menschen, mit freier Selbstbestimmung dem Guten oder dem Bösen sich zuwenden können, so sind sie auch belohnenswerth oder strafwürdig. Indem ihnen aber Gott das Eine oder das Andere zutheilt, je nachdem sie es verdienen, zeigt sich im hellsten Lichte seine unbestechliche Gerechtigkeit.

c) Um seine Güte zu zeigen. Gottes unendliche Güte leuchtet dadurch hervor, daß er uns nicht bloß die ewige Herrlichkeit mittheilen will, sondern auch macht, daß wir sie auf die vornehmste Weise, nämlich in Folge unserer Verdienste erlangen. Freilich könnte man erwidern: Aber Gott selbst hat die ewige Herrlichkeit nicht in Folge der Verdienste, und doch besitzt er sie ohne Zweifel auf die vornehmste Art. Hierauf ist zu erwidern: Die vornehmste Art, Ruhm zu haben, ist die, ihn aus sich zu haben. Nun kann aber dieß in mehrfacher Weise geschehen. Die erste Stufe ist, ihn ganz und gar der Natur gemäß zu besitzen, so daß er zur Wesenheit dessen gehört, der ihn hat; und diese Art, Ruhm zu besitzen, ist Gott allein eigen. Der zweite Grad, welcher Christus allein zukömmt, besteht darin, daß man den Ruhm einigermaßen naturgemäß besitzt, nämlich nicht so, daß die Glückseligkeit der Seele Christi wesentlich anhängt, sondern so, daß sie von Innen hervorströmt; Christus hat nämlich als Gott sich selbst wie einem Menschen Gnade und Glückseligkeit gegeben. Auf der dritten Stufe endlich stehen diejenigen, welche die Ehre aus sich haben, nicht naturgemäß, sondern mit freier Wahl und Hilfe der Gnade sie erlangen, und dieses ist der Fall bei den Engeln und Menschen.

d) Um seinen unendlichen Reichthum kund zu thun. Hätte Gott ein bestimmtes Maß von Gütern, womit er seine treuen Diener belohnen könnte, so würde er den Engeln und Menschen keine Freiheit des Willens gegeben haben; denn sie hätten ja, im Falle sie sich ein zu großes Maß von Verdiensten gesammelt haben würden, leicht die Schätze Gottes erschöpfen können; diese wären am Ende gar nicht mehr hinreichend gewesen, sie würdig zu belohnen. Aber weil die Reichthümer Gottes unendlich sind, und keine Gefahr vorhanden ist, daß sie je einmal erschöpft werden können, hat Gott den Engeln und Menschen vermöge des freien Willens es selbst überlassen, einen so großen Lohn, als sie nur immer wollten, sich zu erwerben. Es verhält sich hier gerade so, als wenn Jemand so reich wäre, daß er zu allen Bettlern sagen könnte: Nehme sich ein Jeder von meinen Schätzen, so viel er nur will; sie werden nicht bloß für Alle reichen, sondern zuletzt noch in reichlicherer Fülle übrig bleiben, als ihr Alle mitsammen habt nehmen können.

e) Um zu beweisen, daß Gott sich allein genüge, und er unserer Dienste nicht bedürfe. Die Menschen, welche fremde Dienste nöthig haben, und weder sich noch das Ihrige ohne die Beihilfe Anderer erhalten können, suchen auf alle Weise den Abfall der Ihrigen zu verhindern; sie verbinden sich daher dieselben so viel als nur möglich ist durch Verträge und Eide. Gott aber, der Niemandens Dienste nöthig hat, gibt einem Jeden die Freiheit, nach eigener Wahl entweder ihm anzuhängen, oder von ihm abzufallen, ohne daß er deßwegen den mindesten Schaden erleidet, und gerade dieses ist ein Beweis, daß er sich selbst genug ist, und Niemandens Hilfe bedarf, ja nicht einmal beeinträchtiget wird, wenn man das Gegentheil von dem thut, was er will.

f) Es schien dieses die Vollendung und die Zierde des Universums zu fördern; denn da es etwas gibt, das wirkt, aber nicht bewirkt wird, wie Gott; und etwas, das bewirkt wird, ohne selbst zu bewirken, wie das vernunftlose Geschöpf; so war es billig, daß es auch etwas gebe, was bewirkt würde, und zugleich auch selbst wirken würde, und von dieser Art sind die verständigen, mit freier Wahl begabten Wesen, wie die Engel und Menschen. Auf die Frage aber, warum Gott nicht gleich anfangs den Engeln und Menschen die Wahlfreiheit im Guten befestiget hat, so daß sie frei gewesen wären und doch nicht hätten sündigen können, antwortet der heil. Augustin: Gott habe der Ordnung gemäß vorschreiten und zuerst zeigen wollen, was die Wahlfreiheit vermöge, und hierauf was seine Gnade und seine Gerechtigkeit.

5. Daß der Mensch Freiheit des Willens habe, ist ein Glaubenssatz der katholischen Kirche.

Daß der Mensch frei sei, ist kein Traum, keine Einbildung, sondern eine Wirklichkeit. Dieß läßt sich beweisen:

I. Aus der heiligen Schrift.

Gott hat den Menschen frei geschaffen; denn er hat ihm ein Gesetz gegeben und ihn seines Ungehorsams wegen bestraft. Wenn es dem Menschen nicht freigestanden wäre, diesen Ungehorsam zu vermeiden, so würde es eine Ungerechtigkeit gewesen seyn, ihn darüber zu bestrafen; aber einer Ungerechtigkeit ist Gott nicht fähig.

Der freie Wille ist wohl durch die Sünde Adams geschwächt, aber nicht unterdrückt worden. Als Kain mit Mordgedanken gegen seinen Bruder Abel umging, sprach Gott zu ihm: „Wenn du Gutes thust, erhältst du Lohn; wenn aber Böses, wird sogleich die Sünde vor der Thür seyn. Aber ihre Begierde soll unter dir seyn, und du sollst über sie herrschen.“ Gen. 4, 7. Diese Rede hätte Gott nicht führen können, wenn der Mensch nicht frei wäre.

Für die Freiheit des Menschen zeugen noch andere Stellen der heiligen Schrift, und zwar: „Gott hat vom Anfange an den Menschen geschaffen und ihm die freie Wahl gelassen.“ Sir. 15, 14. Bedenke, daß ich dir heute vorgelegt Leben und Gutes, Tod und Böses, auf daß du den Herrn, deinen Gott, liebest und in seinen Wegen wandelst, seine Gebote und Vorschriften und Rechte thuest, und lebest und dich mehrest .... Wenn aber dein Herz sich abwendet, und du nicht gehorchen willst und dich verführen lassest und andere Götter anbetest und ihnen dienest, so verkünde ich dir heute, daß du umkommest. Deut. 30, 15—18. Wie deutlich ist hier das Gehorchen in die freie Wahl des Menschen gelegt! Auf dieselbe Weise spricht Gott durch seinen Propheten: „Sieh, ich lege vor euch den Weg des Lebens und den Weg des Todes.“ Jer. 21, 8. Deßgleichen sagt Jesus: Wenn du in das Leben eingehen willst, so halte die Gebote. Matth. 19, 17. Ist hier nicht das Seligwerden dem freien Willen des Menschen überlassen? Wiederum sagt der Heiland: „Wenn Jemand dessen Willen thun will, so wird er von meiner Lehre erkennen, ob sie aus Gott sei.“ Joh. 7, 17. Der Apostel Paulus schreibt: „Wer festen Entschluß gefaßt hat in seinem Herzen, und nicht genöthiget ist, sondern Freiheit hat, nach seinem Willen zu handeln u. s. w.“ 1. Cor. 7, 37. Eine Zeile vorher sagt derselbe Apostel: „Es thue Einer, was er will.“ Der Apostel redet von der Wahl des ehelichen oder jungfräulichen Standes, und gibt diese Wahl einem Jeden frei. Der Apostel könnte nicht so reden, wenn der Mensch nicht frei wäre.

II. Aus der Lehre der Kirche.

Die Kirchenväter zeugen für die Freiheit des Menschen. Theophilus sagt: „Frei und seiner selbst mächtig schuf Gott den Menschen.“ — Clemens von Alexandrien schreibt: Durch Gehorsam

wurde das gerechtfertiget, was am Manne zunahm, nämlich das, was in seiner Gewalt lag als freie Willkühr. Strom. lib. 4. c. 23. Der heil. Irenäus: Den Menschen machte Gott gleich anfangs zu einem Freien, welcher seine Macht, sowie seinen Geist hat, um freiwillig und von Gott nicht gezwungen vom Spruche Gottes Gebrauch zu machen. Advers. haer. l. 4. c. 71. Origenes: „Auch dieß ist im kirchlichen Lehramte entschieden, daß ein jedes vernünftige Wesen Freiheit des Willens hat. Princ. prol. — Tertullian: Ich finde, daß der Mensch frei, und im Besitze seines Willens und seiner mächtig, von Gott geschaffen worden sei. Advers. Marc. — Gregor von Nazianz: Gott setzte den mit Freiheit des Willens begabten Menschen in das Paradies. Orat. 42. in pasch. 2. — Cyrillus von Jerusalem: Auch jenes vorzügliche Werk Gottes wisse, daß du eine Seele von freier Macht habest. Catech. 4.

Die heiligen Väter entwickeln auch die Gründe, warum der Mensch im Besitze der Freiheit sein müsse, weil nämlich die Freiheit alle Sittlichkeit und alles Verdienst bedingt, und nur ein freier Dienst des vernünftigen Wesens Gott wohlgefällig ist. Ohne Freiheit könnten wir weder tugendhaft, noch Gott wohlgefällig werden. So Origenes, Basilius, Chrysostomus und andere Kirchenväter.

Die Kirche hat den Glaubenssatz von der Freiheit des Menschen immer fest gehalten und gegen die Irrlehrer vertheidiget. Die Reformatoren heben die Freiheit des menschlichen Willens auf, namentlich behauptet Calvin, daß Adam allein den freien Willen gehabt, welchen aber durch die Sünde nicht nur er, sondern alle seine Nachkommen verloren haben; weßhalb Calvin ausdrücklich bemerkt, daß der freie Wille jetzt ein Name ohne Wirklichkeit sei. Diesen Irrthum hat aber das Concilium von Trient ausdrücklich mit dem Anathem belegt, da es sagt Sess. 6. can. 5.: Wenn Jemand behauptet, der freie Wille des Menschen sei nach der Sünde des Adam verloren und ausgelöscht worden, oder es sei nur um einen Namen zu thun, ja es sei ein Name ohne Wirklichkeit, und endlich eine vom Satan in die Kirche eingeführte Erdichtung, der sei im Banne.

III. Aus der Vernunft.

Daß wir das Vermögen der Freiheit des Wollens besitzen, davon überzeugt uns ein Blick in unser Leben. Schon das Gesetz der Sittlichkeit ist ein Beweis hiefür. Nie hätte Gott dieses Gesetz unserm Herzen eingeprägt, wenn uns nicht die Fähigkeit verliehen wäre, auch das Gegentheil von dem zu thun, was unsere Neigungen begehren. Müßte der Mensch nothwendig eines von Beiden thun, sei es das Gute oder das Böse, so wäre er wie eine Maschine. Dann läßt sich aber nicht einsehen, warum ihn Gott so oft ermahnt, den sinnlichen Neigungen zu widerstehen und der Tugend sich zu widmen. Es sind dieß fruchtlose Worte. Besitzt der Mensch keine Freiheit des Willens, so gibt es auch keine Tugend; denn er thut dann Alles aus Zwang. Nichts hebt aber das Wesen der Tugend eher auf, als der Zwang. Und doch wird auf sie so großes Gewicht gelegt, und wir werden so nachdrücklich ermahnt, sie auszuüben. Aber nein; der Mensch ist frei. Dieß fühlen wir jeden Augenblick unsers Lebens; denn wir thun nur das, was wir wollen, und was wir thun, das könnten wir auch unterlassen. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß äußere Einflüsse oft so mächtig auf unsern Willen einwirken, daß dieser kaum mehr im Stande ist, seine Freiheit geltend zu machen; aber die Freiheit selbst heben sie nicht auf, wie z. B. auch eine Gluth dadurch, daß sie mit Asche bedeckt wird, nicht ausgelöscht ist. Selbst in jenen Fällen, wo eine fremde Gewalt uns zwingt, daß eine gewisse Handlung wenigstens äußerlich geschieht, können wir die Freiheit unsers Willens geltend machen; wir können die Einstimmung in dieselbe versagen. Und gerade hier zeigt es sich augenscheinlich, daß der Mensch frei ist. Die durch fremde Gewalt von ihm erzwungene Handlung ist in Bezug auf den, von welchem sie erzwungen worden, gleichsam todt; erst durch die Einwilligung würde er ihr die Seele einhauchen. — Wären wir nicht frei, und stünde es nicht in unserer Gewalt, unsere Sinnlichkeit zu bezähmen: woher denn unsere Angst, wenn wir gesündiget haben? Nichts peiniget den Menschen mehr, als das Bewußtsein, daß er anders hätte handeln sollen und können; nichts schlägt seinem Herzen tiefere Wunden, als die Vorstellung, daß er von seiner Freiheit einen strafbaren Mißbrauch gemacht hat. — Wäre der Mensch nicht frei, so gäbe es für ihn weder einen Lohn, noch

eine Strafe. Mit der Freiheit ist daher gewissermaßen der Himmel und die Hölle für uns aufgehoben. Könnte uns Gott immerhin aus Gnaden den Himmel geben, so wäre doch unsere Seligkeit eine geringere, weil alles und jedes Verdienst uns gänzlich mangelte; in die Hölle den Menschen zu verstoßen, wäre aber von Gott ganz und gar ungerecht. Der Mensch käme gezwungener Weise dahin; denn es hätte ihm ja schon an Freiheit gefehlt, anders handeln zu können.

Mit Recht sagt daher Fenelon: Nimm die Freiheit hinweg, und das ganze menschliche Leben ist umgestürzt; jede Spur von Ordnung ist erloschen. Sind die Menschen nicht mehr in dem Guten und Bösen frei, das sie thun, so ist das Gute nicht mehr Gutes, das Böse nicht mehr Böses. Wenn eine unausweichliche und unüberwindliche Nothwendigkeit uns zwingt, Alles zu wollen, was wir wollen, so ist unser Wille für unser Wollen nicht verantwortlicher, als die Triebfeder einer Maschine für die Bewegung verantwortlich ist, die ihr unausweichlich und unüberwindlich eingeprägt ist. In diesem Fall ist es lächerlich, den Willen zur Rechenschaft zu ziehen, der nur in so ferne will, als eine von ihm verschiedene Ursache ihn zu wollen zwingt. Wer demnach die Freiheit hinwegnimmt, der läßt auf dem Erdkreise weder Laster, noch Tugend, noch Verdienst übrig. Dann sind aber auch Belohnungen lächerlich, Strafen ungerecht; denn ein Jeder thut nur, was er soll, da er aus Nothwendigkeit handelt. Alles ist in der Ordnung; denn die Ordnung ist, daß Alles der Nothwendigkeit weiche.

Und derselbe fährt fort: Was ist also widersinniger, als daß man seinen eigenen Ideen, nämlich der Stimme der Vernunft widerspreche, und hartnäckig darauf bestehe, zu behaupten, was man ohne Unterlaß im praktischen Leben genöthiget ist, der Lüge zu zeihen? Was ist widersinniger, als eine Lehre aufzustellen, die alle Ordnung und Polizei umstürzt, das Laster mit der Tugend vermischt, zu allen schamlosen Niederträchtigkeiten berechtiget, alle Scham und alle Rügen des Gewissens tilgt, und das ganze menschliche Geschlecht entwürdiget und entstellt? Und woher die Wuth, die Stimme der Vernunft also zu ersticken? Daher, weil man das Joch der Religion abwerfen, weil man eine schmeichelnde Unmöglichkeit für das Laster gegen die Tugend vorschützen will. Nur

Hochmuth und andere Leidenschaften können den Menschen bis zu diesem furchtbaren Frevel gegen seine eigene Vernunft antreiben. Aber auch hier läßt sich anwenden, was Cicero von den Epikuräern sagt: Eine solch abscheuliche und so wahnsinnige Lehre muß nicht von der Schule untersucht, sondern durch die Obrigkeit bestraft werden.

IV. Aus den Zugeständnissen der Gegner, und dem Umstand, wohin man kömmt, wenn der Mensch nicht frei ist.

Die ungläubigen Philosophen, welche die Freiheit des Menschen in Abrede stellen, lassen sonderbarer Weise dieselbe bei andern Gelegenheiten wieder gelten. Unter den ungläubigen Philosophen nehmen die Encyklopädisten die oberste Stelle ein. Nun sagen diese Feinde der Freiheit des menschlichen Willens in ihrem Naturrechte: „Es ist offenbar, daß, wenn der Mensch nicht frei ist, weder vernünftige Güte, noch vernünftige Bosheit stattfindet, ob es gleich thierische Güte und thierische Bosheit geben kann; es findet alsdann weder moralisches Gutes, noch moralisches Böses, weder etwas Gerechtes, noch etwas Ungerechtes, weder Verbindlichkeit noch Recht statt: woraus man sieht, wie viel daran gelegen ist, daß man auf eine gründliche Art die Wirklichkeit der Freiheit festsetze.“ Gar vielfältig sehen sich überhaupts die Fatalisten und Materialisten gezwungen, die Wirklichkeit der Freiheit zuzugeben. Die gegentheilige Annahme verwickelt zu oft in Widersprüche und Unsinn. Nur einige Andeutungen in dieser Beziehung:

Daß es ohne Freiheit nichts Gutes und nichts Böses, also auch keinen Lohn und keine Strafe gebe, ist schon gesagt worden. Und wohin dieses führt, liegt auf der Hand.

Der Geist ist vermöge seiner Natur eine thätige Substanz. Es ist also ungeeignet, wenn man annimmt, daß er seine Bestimmungen oder Willensthätigkeiten immer von einer andern Ursache, als von sich selbst, empfange; dieses heißt eine ins Unendliche gehende Mittheilung der Bewegungen annehmen.

Wenn wir zwischen zwei Bewegungsgründen Ueberlegungen anstellen, bilden sich die Fatalisten ein, unser Wille sei in eben demselben Zustande, wie eine Waage, deren Wagschaalen mit zwei gleichen Gewichtern beschwert sind; die Schaale auf der einen Seite wird sich nicht neigen, wenn man nicht noch ein Gewicht in sie

hineinlegt, oder das Gewicht der entgegengesetzten Schaale nicht vermindert. Eben so wird sich der in Zweifel befindliche Wille nicht entscheiden, wenn nicht einer von den Bewegungsgründen durch neue Ideen stärker gemacht wird. Alsdann gewinnt der stärkere über den schwächern die Oberhand. Der Wille wird durch den überwiegenden Bewegungsgrund hingerissen, so wie die eine von beiden Wagschaalen durch das schwerere Gewicht niedergesenkt wird. Allein wie ungereimt ist in diesen Bemerkungen Alles! Es ist schon der Vergleich eines moralisch handelnden Wesens mit einem leidenden Wesen unstatthaft. Um einen Körper zu bewegen, ist ein Stoß oder ein Gewicht nöthig; der Geist hingegen bewegt sich durch seine eigene Energie, und bedarf keine äußere Bewegungsursache. Die Waage gibt sich nicht selbst ein Gewicht, sondern bedarf einer fremden Ursache; der Geist aber schafft sich durch eigenes Nachdenken neue Ideen. Oft geschieht es, daß wir zwischen zwei uns gleich scheinenden Bewegungsgründen wählen, ohne daß ein neuer Grund hiezu gekommen wäre, der nach einer Seite hin den Ausschlag gegeben hätte; noch mehr, auch das kömmt vor, daß wir uns für dasjenige entscheiden; welches die wenigsten Bewegungsgründe für sich hat, indem wir unserer Neigung Gewalt anthun und gegen sie wählen. Es ist unmöglich, daß eine Waage von dem leichtern Gewichte zu Boden gezogen wird; wie kann es geschehen, daß der Mensch, wenn er nicht frei ist, von dem geringern Bewegungsgrund zum Handeln veranlaßt wird?

6. Die Freiheit des menschlichen Willens ist eine über allen Zweifel erhabene Wahrheit.

Die Freiheit unsers Willens ist eine jener Wahrheiten, von welchen ein jeder Mensch, der nicht blind in den Tag hineinschwätzt, eine so klare Idee hat, daß die Gewißheit derselben unüberwindlich ist. Man mag wohl aus Leidenschaft gegen diese Wahrheit streiten, wie die Pyrrhonisten lächerlicher Weise über ihr eigenes Dasein stritten, um an allem ohne Ausnahme zu zweifeln. Man kann aber von denen, die den freien Willen bestreiten, eben so füglich sagen, wie man von den Pyrrhonisten sagt: Es ist eine Sekte von Lügnern, und nicht von Philosophen; sie rühmen sich, an Allem zu zweifeln, ob auch der Zweifel durchaus nicht in ihrer Macht steht.

Ein jeder vernünftiger Mensch, der sich selbst befragt und anhört, trägt in seinem Innern eine unüberwindliche Entscheidung für die Freiheit. Dieß, schreibt der heil. Augustin, ist eine Wahrheit, welche zu erhellen, es keineswegs nothwendig ist, die tiefsinnigen Urtheile gelehrter Bücher zu ergründen; dieß ist der laute Schrei der Natur; dieß ist durch die Freigebigkeit des Schöpfers dem Grunde unserer Herzen eingeprägt; dieß ist heller denn der Tag; dieß wissen alle Menschen, von der Schule angefangen, wo die Kinder lesen lernen, bis zum Throne Salomons; dieß singen die Hirten auf den Bergen; dieß lehren die Bischöfe auf heiliger Stätte; dieß verkündiget das menschliche Geschlecht auf dem ganzen Erdkreise.

Der Zweifel über die Freiheit ist so wenig aufrichtig und ernstlich, als der Zweifel über die Körper, die uns umgeben. Im Streite erhitzt man sich die Einbildungskraft, und betrügt sich selbst. Man bildet sich ein zu zweifeln, und verwirrt durch ein Gewebe von Trugschlüssen die handgreiflichsten Wahrheiten; im praktischen Leben jedoch setzt man die Freiheit voraus, wie man voraussetzt, daß man Arme, Beine, einen Körper hat, und von andern Körpern umgeben ist. Vernünftle so viel du magst über deine klaren Ideen: du folgst ihnen entweder nothwendig, ohne Furcht, dich zu irren, oder du gehörst zu jenen Thoren, die in den Tag hinein behaupten, sie zweifelten an Allem.

Ja die Wahrheit des freien Willens ist so anschaulicher, so inniger und so überzeugender Gewißheit, daß kein Mensch, der nicht träumt, im praktischen Leben daran zweifeln kann. Es gibt daher keine größere Thorheit, und zugleich nichts, was des Menschen unwürdiger ist, als die Freiheit des Willens in Abrede stellen zu wollen. Die Solches behaupten, sind keine Philosophen, sondern unsinnige Träumer oder schamlose Lügner, weil sie sich bei jedem Schritte, den sie machen, überzeugen können, daß der Mensch frei ist, ja sie selbst jeden so behandeln, als sei er frei; denn Niemand wird so albern seyn, und einen Menschen, der ihn bestohlen hat, um der Einrede willen: Ich konnte nicht anders, ich mußte es thun, weil ich nicht frei bin, — straflos ausgehen lassen. Und doch müßten sie es thun, wenn ihr Grundsatz, daß den Menschen die Freiheit des Willens fehle, richtig wäre.

7. Die Freiheit des Willens ist ein Merkmal unserer Aehnlichkeit mit Gott.

Gott ist nur darum das höchste Wesen, weil er frei ist vom Einflusse einer jeden fremden Macht; er ist darum das vollkommenste Wesen, weil er Alles ohne Zwang mit freiester Selbstbestimmung vollbringt. Ein Geschöpf, das keinen freien Willen hat, das bloß äußern Antrieben folgt, das immer nur von einer fremden Macht gestoßen, gelenkt und bestimmt wird, hat keine Aehnlichkeit mit Gott. Blicket dagegen in euer Inneres; nehmt es wahr, daß eine Kraft in euch ist, die, um thätig zu seyn, keines Stosses von Außen bedarf; überlegt es, daß ihr die freien, unabhängigen Urheber unzähliger Handlungen werden könnet, sobald ihr nur wollet: so werdet ihr fühlen, daß das Bild des Unendlichen in euch wiederstrahlet; ihr müßt euch dadurch unendlich gehoben fühlen, und werdet euch dadurch erst wahrhaft euerer Auszeichnung, deren euch Gott gewürdiget hat, bewußt. Ohne Freiheit würde der Mensch zum Thiere herabsinken; durch die Freiheit seines Willens aber steigt er bis zu Gott empor. Denn jetzt erst ist ihm die Möglichkeit gegeben, sich sittlich zu vervollkommnen; jetzt thut er das Gute mit freier Selbstbestimmung, und ist dadurch eines Verdienstes fähig, und im Stande, seine Seligkeit mit der Gnade Gottes zu verdienen, überhaupts immer seliger und dadurch auch Gott immer ähnlicher zu werden.

8. In der Freiheit des Willens besteht die höchste Würde des Menschen.

Entschließt sich der Mensch freiwillig, den ehrenvollen Kampf mit seinen Lüsten zu kämpfen und keiner seiner sinnlichen Neigungen nachzugeben, die mit seinen Pflichten streitet; nimmt er sich nicht bloß vor, Gott den vollkommensten Gehorsam zu leisten, sondern thut er es in der That, so ist er zu jener Freiheit gelangt, zu welcher uns Jesus Christus führen will, nämlich zur Freiheit von der Sünde. Und hierin besteht die höchste Würde des Menschen; denn er ist dann ein sittlich gutes Wesen. Wodurch könnte er sich noch eine höhere Würde erwerben, als wenn er ungezwungen und frei nur das will und thut, was die Pflicht ihm auflegt und Gott von

ihm fordert? Alle übrigen Vorzüge, deren sich der Mensch sonst noch erfreut, geben ihm nicht jene Würde, als er im rechten Gebrauche seiner Freiheit besitzt. Alle übrigen Vorzüge haben keinen Werth an sich, sie erhalten ihn erst unter den Händen des Tugendhaften; sie sind nicht ohne Ausnahme und Einschränkung nützlich und begehrungswürdig; sie werden nur alsdann ein würdiger Gegenstand unserer Wünsche und unseres Bestrebens, wenn wir den unwandelbar guten Willen haben, sie gewissenhaft zu gebrauchen.

Ohne Freiheit des Willens ist der Mensch eine Maschine; wie diese nothwendig von einer äußern Kraft getrieben wird, der sie nicht widerstehen kann, so der Mensch ohne Freiheit. Er ist ohne sie sich selbst ein Räthsel; denn einerseits soll er sich der Tugend widmen, und anderseits ist es ihm nicht möglich, sie zu erreichen. Nur wenn wir frei sind, können wir auch tugendhaft werden; können uns Verdienste sammeln und dadurch unsere Hoffnung auf Erlangung der ewigen Seligkeit befestigen. Als freie Wesen sind wir erst wahrhaft glückliche Geschöpfe; all unser Werth, den wir haben, ist durch die Freiheit des Willens bedingt, weil wir ohne Freiheit entweder bloß Thiere sind, welche blindlings ihren Trieben folgen, oder Maschinen, die von fremden Kräften in Bewegung gesetzt werden. Auch die Thiere thun, was sie nach der Absicht ihres Schöpfers thun sollen, nur nicht mit Bewußtsein und freiem Willen. Selbst die leblose Körperwelt erfüllt den Willen ihres Urhebers auf das pünktlichste; aber ebenfalls ohne es zu wissen und ohne sich dazu aus eigener Wahl entschlossen zu haben. Daher sprechen wir den Verrichtungen der Thiere, so wie den Bewegungen der unbelebten Körperwelt, so nützlich uns auch ihre Dienste sind, dennoch alles Verdienst ab, weil wir in denselben keine Spur von freier Vernunftthätigkeit entdecken. Würden also unsere Handlungen selbst mit dem Gepräge einer völligen Gesetzmäßigkeit nicht ebenfalls verdienstlos, wenn wir der Freiheit des Willens entbehrten? Die Freiheit ist also nothwendige Bedingung aller Tugend, und daher ist es uns nur durch sie möglich, unsere höchste Bestimmung zu erreichen, die in nichts Anderm besteht, als daß wir unser ganzes Verhalten durch den freien Gebrauch aller uns verliehenen Kräfte mit dem göttlichen Willen in Uebereinstimmung bringen.

9. Wie der heil. Chrysostomus gegen die eifert, welche die menschliche Freiheit durch Annahme eines nöthigenden Verhängnisses aufheben.

Daß man die Lehre von einem blinden Verhängnisse verabscheuen soll, ist kein Gebot, welches erst lange bewiesen werden muß; ein nöthigendes Schicksal glauben, gehört unter die offenbaren Sünden; denn so deutlich es ist, daß der Mord und Ehebruch etwas Böses sei, eben so klar ist es auch, daß der Glaube, Alles geschehe in der Welt nach einer unbedingten Nothwendigkeit, unter die schlimmen Dinge gehöre. Selbst nach dem Gesetze der Griechen gehört der Glaube an ein blindes Verhängniß eben so unter die verbotenen Dinge, als der Mord und Ehebruch. Würde nicht ein Ehebrecher, der vor Gericht, wo er seines Verbrechens wegen angeklagt worden ist, sagen wollte: Ich bin nicht schuldig, sondern die Natur; ich wollte mich des Verbrechens enthalten, allein die Natur hat mich dazu gezwungen, und wider meinen Willen darein gestürzt, — würde ein solcher Verbrecher nicht eben deßwegen noch härter bestraft, weil er seine Zuflucht zu einer solch lächerlichen Vertheidigung nimmt? Er wird also um dieses Vorgebens willen keine Vergebung erhalten. Und dennoch, wenn Alles einem blinden Verhängnisse zuzuschreiben ist, und nichts auf unserm freien Willen beruht, so kann keine Vertheidigung gründlicher und richtiger seyn, als die obige. Denn wenn Alles nach einer unbedingten Nothwendigkeit erfolgen muß, man mag thun und anfangen, was man will, so wird man ohne Ursache bestraft. Aber Niemand wird mit dieser Rechtfertigung zufrieden seyn. Sonst ist es zur Vertheidigung eines Schuldigen genug, wenn er beweisen kann, daß er zu einer That mit Gewalt von einem Menschen genöthiget worden ist; ja sie höret unter solchen Umständen auf, ein Verbrechen zu seyn. Viele Obrigkeiten sind schon bestraft worden, weil man sie überwiesen hat, daß sie einen ungerechter Weise hingerichtet haben. Die Henker aber, welche die Verurtheilten hingerichtet und das ungerechte Urtheil mit eigener Hand vollstreckt hatten, wird Niemand vor Gericht fordern, weil sie zu ihrer Handlung genöthiget worden sind. Läßt man nun einem Menschen Vergebung widerfahren, weil er von seines Gleichen gezwungen worden ist, um wie viel mehr

sollte nicht ein Mensch Vergebung erhalten, den das Schicksal zu einer That nöthiget? Du hättest fliehen sollen, sagt man. Aber die Herrschaft des Schicksals ist ja so unüberwindlich, daß du seinem Willen nicht entfliehen kannst, du magst dich in eine Wüste, oder auf das Meer oder an einen andern Ort flüchten. Ist es also nicht ungereimt, einem Menschen Vergebung widerfahren zu lassen, und ihn nicht einmal anzuklagen, wenn er durch die Gewalt der Barbaren zu einer Handlung gezwungen worden ist, hingegen denjenigen, welchen, wie man sagt, eine höhere Macht zu seinen Handlungen zwingt, zu bestrafen, und wenn er sich damit entschuldiget, seine Rechtfertigung nicht anzunehmen? Und doch ist gewiß noch Niemand dadurch seiner verdienten Strafe entgangen, daß er die Schuld davon dem Verhängnisse zuschrieb: kein Missethäter vor Gericht, kein Knecht im Hause, kein Knabe in der Schule, kein Lehrling in den Gewerben. Wie können also die, welche das Schicksal vertheidigen, dasselbe zugleich auch so sehr entehren, daß sie der Gewalt, die man von ihm leidet, so wenig Geltung zuerkennen?

10. Nähere Untersuchung der Frage, ob Gott, das unendlich vollkommene Wesen, überhaupts freie Geschöpfe erschaffen, d. h. dieselben ihrer freien Wahl zwischen dem Guten und Bösen, zwischen der Ordnung und dem Umsturz der Ordnung überlassen konnte.

Man will oft die menschliche Freiheit unter dem Vorwande in Abrede stellen, daß man sagt, das höchste Wesen, welches seiner Natur nach immer nach der höchsten Vollkommenheit seiner Werke zielt, kann Wesen mit freiem Willen gar nicht erschaffen; es kann dieselben ihrer freien Wahl zwischen dem Guten und Bösen, zwischen der Ordnung und dem Umsturze der Ordnung nicht überlassen. Aus welchem Grunde hätte Gott denn dieselben ihrer eigenen Schwäche hingegeben, da er doch voraussah, daß sie durch den Gebrauch ihres freien Willens sich zu Grunde richten und das ganze göttliche Werk in Unordnung bringen würden?

Hierauf antworten wir mit dem geistreichen Fenelon, daß das, was man leugnen möchte, unbestreitbare Thatsache ist. Denn einerseits bekennt man, es gebe ein unendlich vollkommenes Wesen, das die Menschen erschaffen hat; anderseits ist es ein lauter Schrei der

ganzen Natur, daß unsere Willen frei sind. Einen Menschen, der schamlos genug ist, dieses zu leugnen, kann man fast unzählige Mal des Tages bei allen ernstlichen Geschäften dahin bringen, daß er es als wahr bekenne; wider seinen Willen wird die Wahrheit aus seinem Munde hervorbrechen, so voll ist er derselben, selbst dann, wenn er sie bestreiten will. Offenbar ist es daher, daß das unendlich vollkommene Wesen uns mit freiem Willen erschaffen hat. Will man nun sagen, das unendlich vollkommene Wesen habe diese Unvollkommenheit und diesen Quell der Unordnung nicht in sein Werk legen und keine freie Willen schaffen können, so ist die Antwort kurz diese: Das unendlich vollkommene Wesen weiß besser als wir, was seiner unendlichen Vollkommenheit geziemt. Nun aber ist es anschaulich gewiß, daß der Mensch, sein Werk, frei ist; und nimmer kann man dieses leugnen, ohne seiner eigenen Vernunft zu widersprechen; folglich fand das unendlich vollkommene Wesen, daß die Freiheit des Menschen mit der unendlichen Vollkommenheit des Schöpfers sich vereinigen ließ. So muß denn also die endliche Verstandeskraft sich demüthigen und schweigen. Wenn das unendlich vollkommene Wesen die ganze Streitfrage praktisch entscheidet, hat es ohne Zweifel die Ordnung nicht gestört. Frei ist einmal der Mensch; diese Wahrheit ist ausgemacht. Kann nun der beschränkte Mensch nicht begreifen, wie diese Freiheit, die eine Quelle aller Unordnungen ist, mit der allerhöchsten Ordnung im Werke Gottes sich vereinbaren lasse, so darf er nur demüthig glauben, was er nicht versteht; seine Vernunft selbst hält ihn durch diesen unüberwindlichen Eindruck seines freien Willens unabläßig unterjocht. Wenn er auch durch seine Vernunft eine Wahrheit nicht begreifen könnte, worüber doch dieselbe Vernunft keinen Zweifel duldet, so müßte er diese Wahrheit gleich so vielen andern in der natürlichen Ordnung betrachten, die sich weder erklären, noch beweisen lassen.

Es ist ein unendlicher Unterschied zwischen der Vollkommenheit des Schöpfers und der seines Werkes. Das Werk des unendlich vollkommenen Schöpfers kann immer nur eine endliche Vollkommenheit haben. Hätte das Werk eine unendliche Vollkommenheit, so wäre es der Schöpfer selbst; denn nur Gott kann unendlich vollkommen seyn. Nichts kann in Ewigkeit ihm gleich seyn; Alles ist unendlich tief unter ihm. Hieraus ergibt sich der Schluß, daß Gott ungeachtet seiner Allmacht

nichts außerhalb seiner hervorbringen kann, das unendlich vollkommen wäre, d. h. nicht unendlich tief unter seiner allerhöchsten Vollkommenheit stünde. Um zu erfassen, was Gott außerhalb seiner hervorbringen kann, müssen wir ihn uns also denken, als sähe er unendliche Stufen der Vollkommenheit unter den seinigen. Bei welcher Stufe er nun stehen bleiben mag, findet er noch unendlich andere, wenn er gegen sich empor, und wenn er unter sich hinabsteigt. Er kann also sein Werk auf keine Stufe erheben, die nicht einen unendlich niedrigen Rang gegen die seinige hätte. Alle diese verschiedenen Stufen sind gegen einander mehr oder minder erhaben; alle aber sind unendlich geringer als das höchste Wesen. Offenbar irrt demnach, wer sich einbildet, das unendlich vollkommene Wesen sei wegen der Erhaltung seiner Vollkommenheit und seiner Ordnung es sich selbst schuldig, seinem Werke die größte Ordnung und die höchste Vollkommenheit zu geben, die er ihm geben kann. Vielmehr ist es im Gegentheil gewiß, daß Gott niemals ein Werk auf eine Stufe der Vollkommenheit erheben kann, ohne daß er es auf eine noch höhere Stufe hätte erheben können, wenn er immer höher gegen das Unendliche zu aufgestiegen wäre, das er selbst ist.

Sonach ist es gewiß, daß Gott nicht immer die höchste Stufe der Vollkommenheit will, ja daß er auch niemals bis zur höchsten Stufe gehen kann, sondern immer bei einer Stufe stehen bleibt, die tiefer denn andere ist, welche ohne Unterlaß gegen das Unendliche fortsteigen. Soll man also erstaunen, wenn Gott den Willen des Menschen nicht so vollkommen bildete, als er ihn hätte bilden können? Allerdings konnte er denselben so machen, wie der der himmlischen Geister im Stande der Seligkeit ist. In diesem Stande wären die Menschen vollkommener gewesen und hätten größern Antheil an der höchsten Ordnung gehabt. Aber die Einwendung bliebe dessenungeachtet immer dieselbe, da es noch über die himmlischen Geister hinaus, welche begränzt sind, unendliche Stufen der Vollkommenheit gibt, die immer fort bis zu Gott hinauf fortschreiten, und auf welchen der Schöpfer hätte Wesen erschaffen können, die noch erhabener denn die Engel gewesen wären.

So müssen wir denn schließen, daß Gott entweder nichts außerhalb seiner erschaffen kann, weil, was immer er erschaffen würde, unendlich tief unter ihm und folglich unendlich unvollkommen wäre; oder

bekennen, daß Gott bei Erschaffung seines Werkes niemals die höchste Stufe der Vollkommenheit wählt. Diese Wahrheit stellt Alles in helles Licht, und entkräftet die ganze Einwendung. Freilich hätte Gott den Menschen vollkommener erschaffen, wenn er ihn nicht frei, sondern gleich ursprünglich unsündlich gemacht haben würde, wie er ist, wenn er zur Seligkeit gelangt ist. Dieß aber lag nicht in seiner Absicht; er wollte ihn nicht vollkommener erschaffen, als er ihn wirklich gemacht hat. Uebrigens hat jede Stufe, auf welche er Geschöpfe stellt, eine des Schöpfers würdige Vollkommenheit, so auch der Mensch; er ist der Ordnung gemäß, die ihm Gott geben wollte, und daher Gottes würdig, obschon der unsündliche Mensch noch besser wäre.

Gott überließ den Menschen auch keineswegs sich selbst; er erleuchtete ihn nicht bloß durch das Licht der Vernunft, sondern durch eine eigene Offenbarung; er sucht ihn durch seine Liebe für das Gute zu gewinnen, und durch seine Drohungen von der Sünde zurückzuhalten; er verzeiht ihm, wenn er gesündiget, und ladet ihn durch seine Erbarmung zur Buße ein. Freilich wenn man sich den Menschen ohne Freiheit für das Gute denkt, und doch dabei Gott Tugenden von ihm fordern läßt, so versetzt man den Menschen in eine schaudervolle Lage; nimmermehr aber widerstrebt es der Ordnung, daß Gott es der Macht des von der Gnade unterstützten Menschen frei stellte, durch die Tugend glückselig oder durch die Sünde unglückselig zu werden, so daß es, wenn er von der himmlischen Belohnung ausgeschlossen wird, nur darum geschieht, weil er dieselbe verwarf, als sie, so zu sagen, in seinen Händen lag. Unter solchen Verhältnissen leidet der Mensch kein Uebel, außer desjenigen, das er sich selbst zufügt, da es ihm vollkommen frei steht, das größte aller Güter sich zu verschaffen.

Als Gott den Menschen frei erschuf, gab er ihm dadurch einen wunderbaren Zug der Aehnlichkeit mit der Gottheit, deren Bild er ist. Es ist fürwahr ein wunderbares Vermögen in dem abhängigen Wesen, daß durch seine Abhängigkeit seine Freiheit nicht vermindert wird, und daß es sich stimmen könne, je nachdem es ihm beliebt. Es macht sich gut oder schlecht, je nach seiner Wahl; es wendet seinen Willen zum Guten oder Bösen, und ist, wie Gott, Herr seiner innersten Wirkung, ja es hat sogar, wie Gott, eine Mischung von Freiheit für gewisse Güter und Nothwendigkeit für

andere. Wie Gott, ist es nothgedrungen, sich zu lieben, und nie Anderes, als das Gute zu lieben. Der Mensch kann nur lieben, was einen Grad Gutes an sich hat, und liebt Gott nothwendig, sobald er ihn vollkommen erkennt. Anderseits findet sich Gott, der unendlich über jedes von ihm verschiedene Gut erhaben ist, durch diesen unendlich höhern Rang vollkommen frei, unter den untergeordneten Dingen zu erwählen, was immer ihm gefällt, da sie, ob auch unter sich ungleich, dennoch eine Art Gleichheit darin haben, daß sie unendlich geringer sind, als das höchste Wesen. Keines aus ihnen ist also vollkommen genug, Gott zu bestimmen, und ein jedes aus ihnen läßt ihm die Freiheit seiner eigenen Bestimmung. An dieser Freiheit hat auch der Mensch einigen Antheil. Keines der Güter, die er hienieden kennt, übersteigt seinen Willen; keines bestimmt ihn auf unüberwindliche Weise; alle stellen es ihm frei, sich zu bestimmen. Er gehört sich an, er denkt nach, er entscheidet, er hat die höchste Herrschergewalt über sein eigenes Wollen. Gewiß ist es, daß in dieser höchsten Gewalt über sich ein erstaunliches Merkmal der Aehnlichkeit mit der Gottheit liegt.

Ist es Gottes nicht würdig, den Menschen durch diese Freiheit in den Stand zu setzen, Verdienste zu erwerben? Was gibt es für ein erschaffenes Wesen Größeres, als das Verdienst? Das Verdienst ist ein Gut, das man sich durch seine Wahl gibt, und das den Menschen anderer Güter einer höhern Ordnung würdig macht. Durch das Verdienst erhebt sich der Mensch, nimmt zu, vervollkommnet sich und verpflichtet Gott, ihm neue, verhältnißmäßige Güter zu geben, die man Belohnung heißt. Ist es nicht schön und der Ordnung würdig, daß Gott ihm die Seligkeit erst dann geben will, nachdem er ihm diese früher verdienen ließ? Ist diese Stufenfolge, durch die der Mensch emporsteigt, nicht der Weisheit Gottes gemäß, und geeignet, ihr Werk zu verschönern? Freilich kann der Mensch keine Verdienste erwerben, wenn er nicht zugleich auch fähig ist, strafwürdig zu werden. Doch nicht um Strafe zu verdienen, gibt Gott ihm die Freiheit, er gibt sie ihm nur um des Verdienstes willen. Dieß ist seine einzige Absicht, und auch nur darum duldet er die Strafwürdigkeit, welcher die Freiheit den Menschen aussetzt. Nur gegen Gottes Absicht und trotz seiner Hilfe macht der Mensch Mißbrauch von einer Gabe, die von so hoher Vortrefflichkeit und so geeignet ist, ihn zu vervollkommnen.

Als Gott dem Menschen die Freiheit gab, wollte er seine Güte und Liebe im hellsten Lichte zeigen, und zwar so, daß er, wofern der Mensch seine Freiheit dadurch mißbrauchte, daß er die Ordnung durch die Sünde verließe, ihn auf eine andere Weise nöthigte, durch die Strafe seiner Sünde zur Ordnung zurückzukehren. Alle Willen sind also der Ordnung untergeben: die einen dadurch, daß sie dieselbe lieben und durch diese Liebe darin verharren; die andern, daß sie durch die Reue über ihre Verirrungen dahin zurückkehren; und noch andere durch die gerechte Bestrafung ihrer Unbußfertigkeit. Die Ordnung herrscht demnach in allen Menschen vor; unverletzlich wird sie in den Unschuldigen bewahrt, wieder hergestellt wird sie in den bekehrten Sündern, und durch eine ewige Gerechtigkeit, die selbst die allerhöchste Ordnung ist, in den unbußfertigen Sündern gerächt. Wie glorreich ist es nicht für Gott, auf solche Weise selbst aus dem Bösen Gutes zu erzielen, und das Böse in Gutes zu verwandeln! Gott thut das Böse nicht, wenn er es zuläßt, allein er läßt zu, daß sein Werk, das im Verhältniß zu ihm immer unendlich unvollkommen ist, den Grad der Güte vermindern könne, den er in dasselbe gelegt hat. Er duldet, daß es fehle, um seine Herrlichkeit dadurch zu fördern, daß er es entweder durch Barmherzigkeit erneuere, oder wenn es diese ihm angebotene Barmherzigkeit verwirft, durch Gerechtigkeit bestrafe. Wie würdig ist es Gottes, des Herrn, diese beiden so verschiedenen Theile seiner Ordnung und seiner Güte also zu verherrlichen, nämlich das Gute zu belohnen und das Böse zu bestrafen! Hätte er den Menschen nicht frei erschaffen, so hätte er weder seine Barmherzigkeit noch seine Gerechtigkeit in ihrem Glanze zeigen können. Er könnte weder das Verdienst belohnen, noch die Schuld bestrafen, noch den verirrten Menschen bekehren. — Wer also die Tiefe der Rathschlüsse Gottes in der Zulassung der Sünde betrachtet, der findet darin keine Ungerechtigkeit gegen den Menschen, da er seine Verirrung nur duldet, nachdem er ihm alle Mittel gegeben hat, sich nie zu verirren. Betrachtet man diese Zulassung hinsichtlich Gottes selbst, so liegt darin nichts, das seine Ordnung und Güte beeinträchtigte, da er nur duldet, was er weder thut, noch veranlaßt. Er setzt der Sünde alle Hilfe der Vernunft und der Gnade entgegen, nur seine absolute Allmacht setzt er ihr nicht

entgegen, weil er dem freien Willen des Menschen keine Gewalt anthun will, den er ihm um des Verdienstes willen läßt, und weil, was der Ordnung von Seite der Güte und Belohnung entflieht, von Seite der Gerechtigkeit und der Strafe dahin zurückkehren muß.

Wer wird nach dieser Erwägung, durch welche der geniale Fenelon so viel Licht in unsere Sache bringt, noch zweifeln mögen, ob Gott freie Wesen erschaffen und ihnen ohne Beeinträchtigung seiner unendlichen Vollkommenheit die Wahl zwischen Gut und Böse, zwischen der Ordnung und dem Umsturz derselben lassen konnte?

11. Der Umstand, daß wir gewisse Handlungen nothwendig unterlassen, ist kein Beweis gegen die Freiheit des Willens.

Es gibt allerdings gewisse Handlungen, die zu thun uns vernünftiger Weise nicht frei steht, und die wir aus Nothwendigkeit unterlassen. In solchen Fällen haben wir nämlich keinen Grund zu wollen; wir befinden uns in keiner Unschlüssigkeit, und haben nicht erst nöthig zu erwägen, ob es sich gezieme, eine solche Handlung zu thun oder zu unterlassen. So steht es einem Menschen, der an Leib und Seele gesund ist und Gottesfurcht besitzt, nicht frei, zum Fenster sich hinauszustürzen, seine Kinder umzubringen, oder nackt in den Gassen herumzulaufen. So lange Jemand bei gesunder Vernunft ist, kann er durchaus keinen Grund haben, derlei Dinge thun zu wollen, noch auch zu überlegen, ob er sie thun soll. Es steht ihm also auch nicht frei, Solches zu thun. Nur eine ganz thörichte Schwermuth oder Verzweiflung könnte zu solchen Thaten hinreißen. Die wahre Freiheit setzt immer Erkenntniß voraus, und je geneigter Jemand ist, nach dieser Erkenntniß zu handeln, desto freier ist er. Der Irrende ist eigentlich nicht frei; denn er ist vom Irrthum befangen. Daher ist es richtig zu sagen: Die Wahrheit macht frei.

Wie wir aber ein wahres Unvermögen in uns empfinden, so unsinnige Handlungen zu begehen, so lange wir bei Vernunft sind, also fühlen wir umgekehrt, daß wir wahrhaft frei sind hinsichtlich aller Entschlüsse, über die wir ernstlich nachdenken. Nichts wäre lächerlicher, als nachzudenken, wenn wie nicht zu wählen hätten, und immer unüberwindlich zu Einem Entschlusse bestimmt würden. Glauben muß man also, daß entweder das ganze Leben der Men-

schen nur in der Täuschung eines Traumes, in Ueberlegungen sich verläuft, die bloß eitle Kinderspiele sind; oder aber wir müssen annehmen, daß wir frei sind, und wo wir überlegen und nachdenken, auch nach freier Wahl einen Entschluß fassen können. Gewiß, es hängt rein von meinem Entschlusse ab, den ich in Folge meines Nachdenkens gefaßt habe, ob ich aufstehe oder sitzen bleibe, ob ich rede oder schweige. Daher muß ich in diesen und ähnlichen Dingen auch frei seyn.

Frei ist allerdings der Mensch, in so ferne er seiner durch die Offenbarung erleuchteten Vernunft gehorcht, nicht hinsichtlich des Guten überhaupt und des deutlich erkannten allerhöchsten Gutes. Die Freiheit besteht nämlich in einer Art Gleichgewichts des Willens zwischen zwei Entschlüssen. Der Mensch kann nur zwischen Gegenständen wählen, die einiger Wahl und einiger Liebe in sich selbst würdig sind, und ein gewisses Gleichgewicht untereinander haben. Es müssen von beiden Seiten wahre oder scheinbare Gründe vorhanden seyn, zu wollen; und dieses ist es, was man Beweggründe nennt. Nun regen aber nur wahre oder scheinbare Güter den Willen an; denn das Böse, insoferne es Böses und ohne alle Mischung des Guten ist, ist nur ein Nichts, dem alle Liebenswürdigkeit abgeht. Es muß also die Uebung der Freiheit auf eine Art Gleichgewichtes gegründet seyn, das sich zwischen verschiedenen Gütern findet, die der Wahl vorgelegt werden. Der Verstand und der Wille müssen diese wahren oder scheinbaren Güter gegen einander abwägen. Nun ist es aber offenbar, daß, wofern einerseits die Gesammtheit der Güter ohne Ausnahme auf die eine Wagschale gelegt wird, auf die andere nur das Nichts, nämlich die Verneinung aller Güter sich legen läßt, und daß dann der Wille nicht unschlüssig seyn, und zwischen Allem und Nichts ernstlich schwanken kann. Wenn man ferner das allerhöchste Gut sich gegenwärtig und klar erkannt denkt, läßt sich demselben durchaus kein anderes Gut als Gegengewicht entgegen setzen. Das Unendliche wiegt ohne allen Zweifel das Endliche auf. Das Mißverhältniß ist unendlich. Hier kann also der Verstand weder zweifeln noch schwanken, noch auch einen Augenblick über seine Entscheidung unschlüssig seyn; der Wille wird hingerissen. Die Ueberlegung wäre in diesem Falle keine Ueberlegung, sondern Wahnsinn; dieser Wahnsinn aber ist in einem Stande unmöglich, wo man die allerhöchste Wahrheit und Güte als klar er-

kennt und gegenwärtig voraussetzt. Man kann also über das allerhöchste Gut nur dann unschlüssig seyn, wenn man dasselbe auf eine oberflächliche, unvollkommene und verworrene Weise erkennt, die es so sehr herabsetzt, daß man dasselbe mit Gütern vergleicht, die unendlich tief unter ihm sind. Dann nämlich verursachen die Dunkelheit dieses erhabenen Gegenstandes und die Entfernung, in welcher man solchen betrachtet, eine Art Ausgleichung zwischen ihm und dem endlichen Gegenstande, der zugegen und anschaulich ist. In dieser falschen Gleichheit überlegt, wählt und übt der Mensch seine Freiheit zwischen zwei unendlich ungleichen Gütern. Zeigte sich aber das allerhöchste Gut urplötzlich mit anschaulicher Gewißheit, dann würde sein unendlicher und allmächtiger Liebereiz augenblicklich alle Liebe des Willens an sich reißen, und es würde ein jedes andere Gut vor ihm verschwinden, so wie der helle Tag die Schatten der Nacht zerstreut.

Es ist leicht einzusehen, daß im Verlaufe dieses Lebens alle Güter, die unserm Blicke sich zeigen, so mittelmäßig in sich selbst oder so verdunkelt sind, daß sie uns in den Stand setzen, sie mit einander zu vergleichen. Und dieser Vergleich ist die Ursache, daß wir über ihre Wahl nachdenken; denken wir aber nach, so fühlen wir durch unser innerstes Bewußtsein, daß es uns frei steht zu wählen, weil der Anblick keines dieser Güter mächtig genug ist, das ganze Gleichgewicht aufzuheben, und unsern Willen unüberwindlich nach sich zu reißen. In den dem Gegengewichte entgegengesetzten Gütern aber wird die Freiheit geübt. (Cf. Fenelon in seinen metaphysischen Schriften.)

12. Die Freiheit des menschlichen Willens ging durch die Sünde nicht verloren.

Calvin und andere behaupten, nur ursprünglich sei der Mensch frei gewesen; durch die Sünde habe er dieses Vermögen für sich und seine Nachkommen verloren. Aber dem ist nicht so. Auch nach der Sünde ist der Mensch noch frei. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß die Sünde dieses Vermögen geschwächt hat; aber völlig zerstört ist es dadurch nicht worden.

Daß der Geist des Menschen auch in seinem dermaligen Zustande noch einen bestimmenden Einfluß auf seine Sphäre üben könne, ist so sehr Thatsache auch des gemeinsten Bewußtseins, daß

selbst dem rohesten Menschen nichts gewisser ist als dieses. Wo wäre auch ein Sünder, der wenigstens so lange, als er sich noch nicht völlig aufgegeben hat, während er von der Leidenschaft hingerissen wird, nicht innerlich widerstrebte, und indem er nachgibt, sich zugleich immer wieder auf Augenblicke zurückhielte? Nun ist aber geradezu dieses innere Widerstreben, dieses momentane Zurückhalten, dieser die Sünde begleitende Unwille ein Beweis, daß unsere Handlungen nicht nothwendig sind, sondern von unserer Selbstbestimmung abhängen.

Die heilige Schrift gibt dieser Wahrheit überall Zeugniß. Denn die unzähligen Aufforderungen zur Beherrschung seiner selbst und der Sünde sind eben so viele Appellationen Gottes an diese Kraft des menschlichen Willens und deren Bewußtsein. Deßgleichen setzen die in der Bibel an unsere Handlungen geknüpften Belohnungen und Strafen das Dasein dieser Kraft voraus. Zwar wird der Mensch auf die Gnade Gottes, die ihm in seiner Unkraft gegeben sei, hingewiesen; aber stets mit der Aufforderung, mit der verliehenen Gnade selbst frei mitzuwirken. Hieher gehörige Stellen sind bei andern Gelegenheiten angeführt.

Hiemit stimmt auch die Lehre der Kirche ein. Die heiligen Väter schreiben nicht nur dem ursprünglichen Menschen Freiheit des Willens zu, sondern auch dem gefallenen. So sagt der heil. Hieronymus: Gott hat uns freie Willkühr anerschaffen; wir werden weder zur Tugend, noch zum Laster gezwungen; denn wo eine Nothwendigkeit ist, da kann keine Belohnung stattfinden. — Der heil. Justin behauptet: Der Mensch hätte nichts Lobenswürdiges an sich, wenn er nicht das Vermögen besäße, durch welches er sich zu Einem oder dem Andern neigete. — Besonders der heil. Augustin hat sich über diese Wahrheit ausführlich verbreitet; er schrieb ein eigenes Buch über die Gnade und die menschliche Freiheit. Nichts, sagt dieser Kirchenlehrer, ist so sehr in unserer Gewalt, als unser Wille. — An einem andern Orte sagt er: Deßwegen wird der freie Wille nicht aufgehoben, weil er unterstützt wird, sondern deßwegen wird er unterstützt, daß er nicht aufgehoben wird. Und wiederum: „Den Ruf Gottes annehmen oder nicht annehmen, ist Sache unsers Willens.“ — Ein anderes Mal: „Ein jeder Mensch hat die Macht, entweder das Gute oder das Böse zu wählen u. s. w.“

Alle Zweifel nehmen dem Katholiken die unfehlbaren Entscheidungen der Kirche. Das Concilium von Trient erklärt: Wenn Jemand sagt, der freie Wille des Menschen sei nach der Sünde des Adam verloren und ausgelöscht worden, oder es sei nur um einen Namen zu thun, ja, es sei ein Name ohne Wirklichkeit, und endlich eine vom Satan in die Kirche eingeführte Erdichtung, der sei im Banne.

Es ist aber dem Menschen nach dem Falle nicht bloß die Freiheit vom Zwange, sondern auch die Freiheit von der Nothwendigkeit geblieben, weil nur mit dieser Schuld und Verdienst, Strafe und Belohnung denkbar ist.

13. Der Mensch ist zwar auch nach der Sünde noch frei, aber nicht im Stande, ohne Gnade Gottes seine Freiheit zum Guten zu gebrauchen.

So bestimmt die Bibel und das Selbstbewußtsein ein frei bestimmendes Eingreifen des Geistes in seine Sphäre auch noch in seinem dermaligen Zustande lehren, so bestimmt leugnen sie dagegen, daß die dießfällige Kraft desselben aus sich selbst zureichend sei, um diese Sphäre wirksam zu beherrschen, mit andern Worten: Der Mensch ist zwar auch nach dem Falle noch frei; aber er kann aus sich selbst und mit eigener Kraft nicht der Tugend sich zuwenden und dieselbe ausüben. Es ist ein ausnahmslos in allem Selbstbewußtsein sich wiederholendes Bekenntniß: Ich thue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will. Röm. 7, 19. Beruhete dieses Gefühl bloß auf persönlicher Schwachheit oder auf einem Mangel an Selbstanstrengung, so wäre es allerdings nur zufällig; es wäre aber dann auch nicht überall vorhanden. Allein es ist ein gemeinschaftliches, durch alle Zeiten und Völker sich gleiches. Darum ist auch sein Grund ein in allen Völkern und Zeiten vorhandener, mithin nicht etwa ein bloß persönlicher, sondern der Menschengattung als solcher inwohnend. Dieß spricht auch der Heiland klar aus, wenn er sagt: Ohne mich könnet ihr nichts. Joh. 15, 5. Diese Wahrheit ist noch in vielen andern Stellen der heiligen Schrift ausgesprochen. Auch der Kirchenrath von Trient erklärt sich hierüber deutlich. Er sagt in seiner sechsten Sitzung: Wenn Jemand behauptet, nur deßwegen werde die göttliche Gnade durch Jesus Christus gegeben, damit der Mensch leichter gerecht

leben und die ewige Seligkeit sich verdienen könne, gleichsam als könnte er beides auch durch seinen freien Willen, aber doch mühevoller und schwerer, so sei er im Banne.

Es hat aber dieses Unvermögen des menschlichen Willens, seine Sphäre wirksam zu beherrschen, seinen Grund theils in der an sich geschwächten Energie der Willenskraft selbst; dann in dem Abgang oder doch in der Mattigkeit der Anregungen dieser Kraft, welche bei einem gesunden Zustande des Herzens von letzterm wohlthätig spornend an dieselbe gelangen, und in der Uebermacht jener sinnlichen Triebe, welche von keiner ihnen inwohnenden Unterwürfigkeit unter den Geist wissen, vielmehr letztern auch dahin mit sich fortreißen, wohin derselbe eigentlich nicht will.

Wenn indeß durch die Sünde Adams die Kraft des freien Willens zur Unzulänglichkeit herabgebracht ist, so ist dieselbe durch die von Christus uns erworbene Gnade wieder zur durchgängigen Zulänglichkeit erhoben. Denn wir vermögen Alles in dem, welcher uns stärkt, und mächtig ist in den Schwachen. 1. Cor. 10, 13.; Röm. 8, 37. rc.

Indeß hat sich, wie in so viel andern Dingen, so auch hier die Irrlehre auf zwei einander entgegengesetzte Wege verloren; denn während die Pelagianer lehrten, des Menschen Willenskraft sei auch nach der Sünde noch ungeschwächt, und er könne ohne alle Gnade aus sich selbst Alles vollbringen; heben Luther und seine Anhänger die Freiheit des Willens gänzlich auf, und behaupteten, Alles, was der Mensch thut, sei Sünde, wenn er nicht die besondere Gnade Gottes hat, oder der rechtfertigende Glauben ihm fehle. Ja sie sagten sogar, auch die Werke der Gerechten wären eigentlich Sünden, nur würden sie um ihres Glaubens wegen ihnen nicht als solche zugerechnet; was aber der Ungläubige thue, wäre immer Sünde, und würde auch als solche angerechnet. Kann es noch eine gräulichere Lehre geben?

Die Kirche hält allein die richtige Mitte inne, und gibt sowohl der menschlichen Freiheit als der Gnade das Ihrige; sie lehrt, der Mensch könne durch die bloßen Kräfte der Natur nichts Verdienstliches für das ewige Leben wirken, und verwirft dadurch die Irrthümer der Pelagianer; deßwegen sei aber nicht Alles, was der Mensch ohne Gnade oder im Unglauben thut, Sünde.

14. Wahre Freiheit ist nur im Christenthume, und wie glücklich ein Mensch ist, den das Evangelium frei gemacht hat.

Der Sklave trägt Fesseln, das Kind allein genießt volle Freiheit. Wir waren einstens Sklaven und Knechte der Sünde, des Teufels und der bösen Begierlichkeit. Aber der Sohn Gottes, der allein frei machen kann, ist zu uns, die wir in den Finsternissen und Fesseln schmachteten, gekommen; er hat den Starken überfallen, ihn gebunden, ihm seinen Raub abgenommen, und uns volle Freiheit geschenkt, indem er uns zugleich an Kindesstatt wieder angenommen. In Jesus Christus sind wir also wahrhaft frei geworden; denn er hat uns befreiet:

a) Von dem heidnischen Aberglauben. In welch schmachvollen Fesseln schmachtete die Menschheit vor der Ankunft Jesu Christi bezüglich ihrer religiösen Begriffe! Welche Unwissenheit, welche gräuliche Verirrungen, welche Finsterniß des Geistes! Gibt es etwas, das den menschlichen Geist mehr darniederdrücken und entehren könnte, als die Gräueln des Götzendienstes? Statt des Trostes fand der Heide in seiner Religion nur Verzweiflung. Ueberall begegneten ihm Schrecken, nirgends aber fand er Beruhigung. Er hatte keinen Frieden auf der Erde und keine Hoffnung für die Ewigkeit. Selbst der Israelite, der Verehrer des allein wahren Gottes, — wie unklar war er sich in vielen Dingen; wie ängstlich mußte er nicht seyn bei der Menge von Vorschriften, die ihm gegeben waren! Wie vielen Kleinlichkeiten mußte er sich bei jedem seiner Opfer und bei einer jeden gottesdienstlichen Handlung fügen! Wie mehr knechtisch, als kindlich war seine Gesinnung gegen Gott! Wie ganz anders ist Alles im Lichte des Evangeliums geworden! Jesus Christus hat uns frei gemacht nicht bloß von den Gräueln des Heidenthums, sondern auch von dem Schattenreiche des Judenthumes. Der Christ ist frei von der Unwissenheit in göttlichen Dingen; er schauet die Wahrheit nicht mehr in dunklen Bildern, sondern sie ist ihm in der Wirklichkeit gegeben. Denn der Erlöser hat ihm Alles entdeckt; hat ihn nicht wie einen Knecht behandelt, der nichts weiß um die Geheimnisse seines Herrn, sondern ihm Alles, wie einem Freunde, kund gethan.

Er ist frei von allen Zweifeln und Ungewißheiten; denn er findet Frieden und Beruhigung für jede Lage in den Aussprüchen der untrüglichen, katholischen Kirche, die das Organ des heiligen Geistes ist, und der Mund Jesu Christi selbst.

b) Von der Dienstbarkeit der Sünde, den Leidenschaften, und was daran gebunden ist. Es läßt sich keine härtere Sklaverei denken, als die der unordentlichen Lüste. Es gibt keine grausamern Herren, als die Leidenschaften. Dieß erfahren wir täglich; denn zu welch verkehrten Schritten verleiten nicht Zorn und Rachsucht ihre Sklaven! Welche Unruhen und quälenden Sorgen verfolgen nicht den Habsüchtigen! Wie tief verwundet der Neid das Innerste des Herzens! Welche Folgen bringt die Wollust mit sich! Ueberall erfüllet es sich, daß der, welcher die Sünde thut, der Sklave derselben ist. Aus dieser lästigen Sklaverei hat uns Jesus Christus erlöset. Der Christ ist frei von dem Druck der Leidenschaften; denn er läßt sich nicht von denselben beherrschen, sondern übet vielmehr selbst strenge Herrschaft über sie aus. Der Christ ist frei von der Sinnlichkeit, welcher er in Nichts nachgibt und in keinem Stücke Befriedigung gewährt; er hat eine so volle Herrschaft über seine Sinne, daß er ungeachtet ihrer natürlichen Schwere und ihres Druckes zur Erde, sie gleichsam vergeistiget: denn Alles, was in der Schöpfung seine Sinne berührt, dient ihm nur dazu, seinen Geist zu dem Unsichtbaren, zum Schöpfer emporzuheben. Der Christ ist frei von dem Fleische; denn er vollzieht dessen Gelüste nicht; er tödtet es vielmehr ab, er kreuziget es; er behandelt es wie seinen Feind, den er überwinden und unter dem Joche der Knechtschaft gefangen erhalten muß. Er tilgt eine jede aufsteigende böse Lust, läßt sie nicht aufkommen, sondern rottet sie mit der Wurzel aus. Der Christ ist frei von den Geschöpfen; er trennt sich immer mehr von denselben; er will sie nicht mehr gebrauchen, als es die äußerste Nothwendigkeit erheischt; er geht mit ihnen um als ihr Herr, und schenkt ihnen nie sein Herz; sie sind ihm zu geringe, und er glaubt, sich zu erniedrigen, wenn er sie lieben und sein Herz daranhängen würde; er herrscht über sie, und alle müssen ihm als ihrem Herrn dienen. Er ist frei von der Welt; denn würde ihm der Satan auch die ganze Welt sammt allen ihren Reichen und Schätzen anbieten, sie würde in seinen

Augen kein Gewicht haben. Er erklärt sich wider die Welt. All ihre Reize, ihre Liebkosungen, ihre Schmeicheleien, all ihre Ehre und ihren Beifall, all ihre Schätze und Reichthümer betrachtet er mit verächtlichem Blicke. Die Welt ist ihm gekreuziget; er unterhält keine andere Verbindung, pflegt keinen andern Umgang mit ihr, als ihm die Verhältnisse, in denen er steht, zur Pflicht machen. Er ist frei von allem Zwange; denn Alles, was er thut, vollbringt er aus Liebe und um des Gewissens willen. Er kennt keine Menschenfurcht; kein Geschöpf vermag im Mindesten seinen freien Willen zu stören. Er fürchtet die nicht, welche nur den Leib tödten können, dann aber nichts mehr vermögen. Er trotzt der ganzen Welt, und sein Geist leidet keinen Zwang, wenn auch sein Leib zerrissen und zernichtet würde. Er weicht Niemanden, wenn er sich seines Rechtes bewußt ist, er zittert nicht einmal, sondern verachtet alle Wuth der Tyrannen; und sie müssen seiner Unbeweglichkeit weichen, wie tobende Meereswellen vom Felsen zurückgeschleudert werden; sie schäumen vor Zorn, aber der Fels bleibt unbeweglich. Der wahre Christ ist auch frei von sich selbst. Er weiß glücklich sich selbst zu vergessen, seine eigenen Vortheile hintanzusetzen; er liebt Gott ohne Eigennutz; seine Gedanken schwingen sich ungehindert zu ihm empor; sein Verstand ist frei von allem Eigendünkel und von aller vorwitzigen Durchsuchung der Geheimnisse Gottes; seine Einbildungskraft ist frei von allen unreinen Vorstellungen und Gedanken; sein Herz weiß nichts von sinnlichen Neigungen.

Daß ist die große Freiheit, in deren Besitz das Evangelium seine Anhänger versetzt, und in einem um so höheren Grade wird uns diese Freiheit zu Theil, je lebendiger uns der Geist des Christenthums durchdringt und erfüllt.

c) Von der Furcht des Todes. Wie traurig sah es hierin in der vorchristlichen Welt aus! Selbst viele Juden, ja sogar eine ganze ansehnliche Sekte unter ihnen, die Sadducäer, glaubten an keine Unsterblichkeit der Seele; die Heiden aber wußten ganz und gar nichts von einem zukünftigen Leben, selbst die Weisen unter ihnen getrauten sich dasselbe oft kaum zu ahnen. Was ist aber unser Leben, wenn man fürchten muß, mit demselben Alles auf immer zu verlieren? Wie sehr muß nicht dieser Gedanke alle Annehmlichkeiten der Erde verbittern; wie unerträglich muß

er nicht die Leiden machen! Wie bitter ist dem, der keine Hoffnung auf ein zukünftiges Leben hat, nicht erst der Tod selbst! Ist ein solcher Mensch nicht ein beständiger Sklave der Furcht und des Schreckens? Jesus Christus hat uns auch davon erlöset. Der Christ hat den Tod nicht zu fürchten; für ihn ist der Tod nur die Eingangspforte in ein besseres Leben. Wer an Jesus glaubt, seiner Führung sich anvertraut und auf seine Verheißungen sich verläßt, der hat nicht bloß schwache Vermuthungen und Ahnungen, sondern volle Gewißheit, daß er jenseits des Grabes ewig fortleben und um so glückseliger seyn wird, je getreuer er hienieden in den Vorschriften des Herrn wandelte. Er hat an Jesus Christus einen Anführer und Vorgänger, der selbst den Tod erlitten, ihn aber auch besiegt und durch seine Auferstehung von den Todten den Seinigen den Weg zu demselben Sieg gebahnt hat.

Sehet, zu welch erhabener Freiheit das Evangelium uns verhilft, und wie wahr es ist, daß nur derjenige wahrhaft frei ist, welchen der Sohn frei macht. Joh. 8, 36. O möchten wir uns nur Alle auch dieser Freiheit erfreuen! Aber wenn man so in das Leben hineinschauet: wie viele Sklaven findet man! Hier gibt es Sklaven des Leichtsinnes, die ihre Kräfte ganz der Sinnlichkeit aufopfern, die ihr Leben vertändeln; dort sind Sklaven der unordentlichsten Leidenschaften, der niedrigsten Habsucht, des unersättlichsten Ehrgeizes, der schändlichsten Wollust, des Neides und der Rachsucht. Der Eine wird vom Schimmer des Mammon, der Andere vom Reiz der Ehre, ein Dritter von der Gewalt des Vergnügens gefesselt. Die unglücklichen Menschen, die ihren Erlöser verkennen; welche die ihnen angebotene Freiheit verwerfen, und das harte Joch der strengsten und unerbittlichsten Tyrannei der sanften Herrschaft Jesu Christi vorziehen! O laßt uns doch die erbärmlichen Ketten zerreißen, in welche wir uns selbst geschmiedet haben! Welch ein Unsinn ist es, seine Freiheit dem Satan hingeben, sich von diesem Tyrann beherrschen lassen, das schwere Joch der Sünde auf sich nehmen und endlich nach der härtesten Knechtschaft dieses Lebens, worin alle Sünder dienen, ein ewiger Sklave der Hölle zu werden, welcher im finstersten Kerker schmachten muß, und mit eisernen Ketten gefesselt, keinen Schatten der Hoffnung mehr hat, je einmal wieder zur Freiheit gelangen zu

können! O betrachte nur das Elend des Sündensklaven! Wie erbärmlich ist sein Zustand! Er lebt in beständiger Folter der Gewissensbisse. Er muß oft, um der Sünde zu dienen, Alles, was die Menschen schätzen, wie Ehre, Gesundheit, Glücksgüter, Bequemlichkeit, Ruhe und Frieden, Leib und Seele, Gott, Himmel und ewige Glückseligkeit hingeben. Wie ein Besessener wird er vom Teufel geplagt. Das Laster und die Leidenschaften fallen ihn an wie Furien; er wird von ihnen in alle Pfützen der Abscheulichkeit geschleppt und mit den giftigsten Skorpionen gepeitscht; nie lassen sie ihn ruhen, nie einen Blick zum Himmel emporrichten. Man liest deutlich an seinem Gesichte, an seinem ausgezehrten, hinfälligen Körper seinen Sklavenstand; er muß unter den Händen seiner geschwornensten Feinde das erbärmlichste Leben führen. Was soll ich noch mehr davon reden, was jenseits seiner wartet, wo er in eine Finsterniß verstossen wird, in welcher ewiges Heulen und Zähneknirschen sein wird? Wie selig hingegen ist der Zustand jenes Menschen, der die Freiheit der Kinder Gottes besitzt! Er kennt keine Qual eines bösen Gewissens; er hat freien Zutritt zu Gott; er genießt volle Freude, welche der Geist Gottes in seinem Herzen ausgießt; er ist in Frieden; ihn verzehrt kein Kummer, und keine Bangigkeit beunruhigt ihn; er blickt heitern Auges in die Zukunft hinein, und schauet selbst voll Hoffnungen in die Ewigkeit hinüber. — Wer sollte nach diesem kostbaren Gute der Freiheit der Kinder Gottes nicht streben, da alle irdische und ewige Glückseligkeit davon abhängt?

15. Einwendungen gegen die Freiheit des Willens.

1) Ein erschaffenes Wesen wird keinen andern Grund seiner Handlungen haben, als denjenigen, welchen die hervorbringende Ursache in dasselbe gelegt hat; eine jede Handlung ist demnach durch eine äußere Ursache bestimmt: mithin kann der Mensch nicht frei seyn.

Der Schöpfer hat keinen bestimmten Grund zu einer bestimmten Handlung in das Geschöpf gelegt, sondern demselben nur die allgemeine Macht, sich so oder anders zu bestimmen, mitgetheilt.

2) Der Wille kann zwischen zwei gleich gut seienden oder scheinenden Dingen nicht wählen, weil hier kein

Grund vorhanden ist, eines dem andern vorzuziehen, so wie auch nicht zwischen zwei ungleich seienden oder scheinenden, weil er nur für das Eine sich entscheiden kann, für das Andere aber nicht, indem er nur für das Eine einen Grund hat, für das Andere aber keinen.

Darauf sagen wir mit Klee, daß a) der Satz des zureichenden Grundes nicht wie in physischen Dingen, so auch in der sittlichen Ordnung gebraucht werden, diese durchaus nicht mechanisirt werden kann; b) daß die Freiheit in sich selbst den zureichenden Grund ihrer Zustimmung hat.

3) Gott ist es, der in uns Alles wirkt; denn in der heil. Schrift heißt es z. B.: Gott ist es, der Alles in Allem wirkt. 1. Corinth. 12, 6. — All unser Thun thust du (o Gott!) für uns. Js. 26, 12. — Ich will machen, daß ihr nach meinem Gebote wandelt. Ezech. 16, 27. u. s. w.

Gott wirkt das Gute in uns, ist nicht so zu verstehen, als ob er es für sich allein und ohne uns vollbrächte, sondern er thut es mit uns. Daher sagt der heil. Paulus: Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, — die Gnade Gottes mit mir, 1. Corinth. 15, 10. Gott regt uns nämlich durch die zuvorkommende Gnade zum Guten an, er steht uns zur Vollendung desselben mit der helfenden Gnade bei, aber er will, daß auch wir das Unserige zu der Gnade hinzuthun. Darum heißt es in der heil. Schrift: Bekehret euch zu mir. Zach. 1, 3. — Machet euch ein reines Herz. Ezech. 18, 31. — Ziehet aus den alten Menschen. Coloss. 3, 5. Gott macht auch denen Vorwürfe, die seinem Rufe nicht nachkommen, da er sagt: Ich rief, und ihr habt nicht gewollt. Sprüchw. 1, 24. — Wie oft wollte ich deine Kinder versammeln, und du hast nicht gewollt. Matth. 23, 37. — Ihr widerstrebet allezeit dem heiligen Geiste. Apostelg. 7, 51. Alle diese Aufforderungen wären ganz und gar unstatthaft, wenn Gott in Bezug auf unser Heil Alles ohne unsere Mitwirkung vollbrächte. Gott hat zwar an dem Guten, das wir vollbringen, den größten Antheil; allein er will, daß auch wir das Wenige, was wir vermögen, dazu beitragen. Darum ruft der heil. Paulus aus: Ich habe mehr, als alle Apostel gearbeitet, doch nicht ich, sondern die Gnade Gottes mit mir. 1. Corinth. 15, 10.

4) Der Prophet sagt: Thut etwas Gutes und Böses, wenn ihr könnet. Is. 41, 2, 3. Hier ist deutlich ausgesprochen, daß Alles gezwungen, der Mensch also nicht frei sei.

Alle diejenigen, welche diesen Text anführen, um die menschliche Freiheit in Abrede zu stellen, vergessen, daß der Prophet in dieser Stelle nicht zu den Menschen, sondern zu den Götzen spricht, welche allerdings unfähig sind, irgend etwas zu thun.

5) Die Freiheit kömmt erst durch die Sünde und die Versuchung zum Durchbruch.

Diese Behauptung ist ganz und gar unwahr; denn dieses angenommen, gäbe es ohne Sünde oder Versuchung gar keine Freiheit, und somit wäre die Sünde nothwendig. Es findet aber gerade das Gegentheil statt, indem jene Freiheit die vollkommenste ist, wo keine Sünde möglich ist, wie in Gott und den Auserwählten. Daher sagt auch der heil. Augustin: „Multo liberius erit arbitrium, quod omnino non poterit servire peccato."

6) Was man Freiheit nennet, ist nichts Anderes als eine gewiße Ungezwungenheit; denn wer frei vom Zwange ist, kann sowohl verdienstlich als strafbar handeln.

Keineswegs genügt, wie Luther und Calvin, und auch die Jansenisten behaupten, die Freiheit vom Zwange, um Verdienst oder Strafe auf sich zu ziehen; denn der Satz des Jansenius: Ad merendum et demerendum in statu naturae lapsae non requiritur in homine libertas a necessitate, sed sufficit libertas a coactione, — ist von der Kirche ausdrücklich verdammt worden. Wäre dieses überhaupts wahr, so könnte man auch, wie schon an einem andern Ort bewiesen worden ist, von den Thieren sagen, daß sie einen freien Willen besitzen, da auch sie nicht gezwungen, sondern in ihrer Weise der sinnlichen Lust nachgehen. Damit der Mensch wahrhaft die Freiheit besitze, wird erfordert, daß er nicht bloß vom Zwange (a coactione), sondern von aller Nöthigung (a necessitate) frei sei und indifferent bleibe, zu wählen, was er will, dem Ausspruche des Apostels gemäß: Nicht genöthiget, sondern Freiheit des Willens habend. 1. Corinth. 7, 37. Diese Freiheit ist nothwendig, damit man des Verdienstes oder der Strafe würdig sei.

7) Gott sagt: Ich will nehmen von euch das steinerne Herz, und euch ein Herz von Fleisch geben; ich will meinen Geist in euere Mitte senden, und machen daß ihr wandelt in meinen Geboten. Wie nun im Steine keine Mitwirkung stattfindet, wenn er durch ein Wunder in Fleisch verwandelt wird, so wirkt auch der Mensch nicht mit, wenn er durch Gott von der Sünde zur Tugend gebracht wird.

Der freie Willen ist weder Stein noch Fleisch, sondern eine gewiße mittlere Kraft, welche die Form des Steines, nämlich die Härte der Sünde, und die des Fleisches, d. h. die Weichheit der Gnade annehmen kann. So versteht der heil. Augustin die Stelle; er versteht unter freien Willen jene mittlere Kraft, die sowohl zum Glauben als zum Unglauben sich hinneigen kann. Wenn aber diese Kraft durch die Sünde die Form eines Steines angenommen hat, so kann sie sich nicht durch sich selbst zu Gott bekehren, so daß sie gleichsam Fleisch wird, sondern erlangt erst durch die Gnade diese Fähigkeit. Die vom Steine hergenommene Aehnlichkeit stehet nicht im Wege; denn die Aehnlichkeit braucht nicht in allen Dingen vorhanden zu seyn. Nur hierin beruht die Aehnlichkeit: wie nämlich ein Stein in sich selbst nicht die Kraft hat, daß er bei seiner etwaigen Umwandlung in Fleisch mitwirke; so hat auch der freie Wille in sich nicht die Kraft, daß er sich von der Sünde zur Tugend wende; er kann aber diese Fähigkeit durch die zuvorkommende Gnade von Gott empfangen, was der Stein nicht kann.

8) In den Psalmen heißt es: Er selbst machte uns, und nicht wir haben uns gemacht. Psl. 9, 9.

Buchstäblich spricht hier David von der ersten Schöpfung; so erklärt auch der heil. Augustin diese Stelle. Aber auch auf die Rechtfertigung kann man sie ungeschadet der menschlichen Freiheit beziehen; denn es ist dieses, wie die heilige Schrift an andern Orten sagt, eine unverdiente Gnade, und insoferne wirklich das Werk Gottes. Aber diese Gnade wird uns nicht aufgedrungen, sondern hängt in ihrer Annahme vom menschlichen Willen ab.

9) Der Apostel sagt: Gott ist es, der in euch sowohl das Wollen als das Vollbringen wirket nach seinem Wohlgefallen. Phil. 2, 13.

Wenn Gott in uns das Wollen wirkt, so unterstützt er uns nicht bloß, daß wir wollen können, sondern hilft uns auch, daß wir in der That wollen. Er thut es also nicht ohne uns, sonst könnte der Apostel, wie er es doch ebendaselbst thut, nicht sagen: „Mit Furcht und Zittern wirkt euer Heil," — sondern er würde sagen: Ihr habt nichts zu thun; denn Gott allein ist es, der in euch das Wollen und Vollbringen bewirkt.

10) Der heil. Johannes schreibt: Wer aus Gott geboren ist, kann nicht mehr sündigen, weil der Saame Gottes in ihm bleibt. 1. Joh. 3. Hier ist offenbar dem Menschen die Freiheit abgesprochen.

Keineswegs. Es frägt sich nur, was unter „Saamen Gottes" zu verstehen sei? Es ist darunter nicht, wie Calvin meint, die helfende Gnade, die den Menschen nothgedrungen zum Handeln bestimmt, zu verstehen; sondern, wie Hieronymus und Augustinus mit Recht bemerken, die Gnade der eingegossenen Liebe. So lange nun der Mensch die göttliche Liebe in seinem Herzen hat, kann er allerdings nicht sündigen. Aber er ist nicht gezwungen, diese Liebe zu bewahren, er kann sie wieder verlieren. Wie sollte also diese Stelle gegen die Freiheit des menschlichen Willens zeugen?

16. Irrthümer bezüglich der Freiheit.

Ungeachtet unter allen Wahrheiten die, daß der Mensch frei sei, eine der offenbarsten ist, so hat sie doch unzählige Gegner gefunden.

Schon Pelagius hatte irrthümliche Vorstellungen von der Freiheit des menschlichen Willens; aber nicht in so ferne, daß er sie leugnete, sondern dadurch, daß er sie überschätzte. Er leugnete nämlich die Nothwendigkeit der Gnade und behauptete, der Mensch könne schon durch seine natürlichen Kräfte das Gute thun. Die Semipelagianer gaben zwar zu, daß die Kräfte des menschlichen Willens durch die Erbsünde geschwächt seien, und bekannten deßwegen die Nothwendigkeit der Gnade, um das Gute zu thun; sie leugneten aber, daß die Gnade nothwendig sei zum Anfange des Glaubens und zum Verlangen nach dem ewigen Heile, wodurch nicht minder die Freiheit des menschlichen Willens überschätzt ist.

Wie in vielen andern Dingen, so hat auch hierin die Re-

formation sich arg versündiget. Sämmtliche Reformatoren hatten sich bald mehr, bald weniger gegen die Freiheit des Menschen erklärt.

Luther nennt das liberum arbitrium eine Erfindung, einen Namen ohne Bedeutung; denn Niemand wäre im Stande, etwas Gutes oder Böses zu denken; Alles geschehe durch absolute Nothwendigkeit. Daher sage auch Christus: Kein Blatt fällt vom Baume ohne den Willen euers Vaters. Es unterliege keinem Zweifel, daß der Satan den Namen des liberum arbitrium in die Kirche gebracht habe. — Ein anderes Mal vergleicht Luther den menschlichen Willen mit einem Pferde, das nach der Leitung seines Reiters gehen müßte. Des Menschen Wille, sagt er, ist wie ein Pferd. Sitzt Gott darauf, so geht er, wie Gott will; reitet ihn der Teufel, so geht er, wie der Teufel will. Und der Wille kann sich seinen Reiter nicht wählen, sondern die beiden streiten sich wechselseitig um seinen Besitz. De serv. arbitr.

Melanchthon sagt, die heil. Schrift kenne kein liberum arbitrium; dieser Name sei der platonischen Philosophie entlehnt. Er hebt geradzu alle Freiheit auf, indem er sagt: Weil Alles, was geschieht, nach der göttlichen Vorherbestimmung nothwendiger Weise geschieht, so gibt es keine Wahlfreiheit.

Nach der Ansicht des Calvin habe Adam allein den freien Willen gehabt, den aber durch die Sünde nicht bloß er, sondern alle seine Nachkommen verloren haben. Daher nennt er den freien Willen jetzt einen Namen ohne Wirklichkeit.

In späterer Zeit hatte Michael Bajus, wie in manch anderer Beziehung, so auch hinsichtlich des freien Willens irrthümliche Vorstellungen. In den neunundsiebenzig Sätzen, welche Papst Pius V. im Jahre 1564 verdammte, heißt der acht- und neunundzwanzigste: Der freie Wille hat ohne den Beistand der Gnade nur die Kraft zu sündigen; — es ist pelagianischer Irrthum, daß der freie Wille irgend eine Sünde zu meiden im Stande sei. — Dann der einundvierzigste Satz lautet: „Die sogenannte Freiheit von der Nöthigung findet sich nicht unter dem Namen Freiheit in der Schrift, sondern bloß die Freiheit von der Sünde.“ — Ferners der sechsundsechszigste Satz: Nur Zwang streitet mit der natürlichen Freiheit des Menschen.

Hieher gehören auch Jansenius und seine Anhänger. Das

System des Jansenius besteht im Wesen darin, daß er voraussetzt, unser Wille sei genöthigt, gut oder böse zu handeln, je nachdem er von der größern himmlischen oder irdischen Lust bestimmt wird, welche der Art in uns herrschen, daß wir ihnen keinen Widerstand zu leisten vermögen; denn, sagt Jansenius, die Lust kommt unserer Einwilligung zuvor, ja sie zwingt uns dazu, wenn wir gleich Widerstand leisten. Zur Bekräftigung seiner Behauptung mißbraucht Jansenius den bekannten Ausspruch des heil. Augustin: Es ist nothwendig, daß wir dasjenige thun, was uns mehr Lust verschafft. Quod amplius delectat, id nos operemus necesse est. Von den Jansenistischen Sätzen, welche von der Kirche verdammt worden sind, beziehen sich vorzüglich der zweite und dritte auf die in Rede stehende Materie. Der zweite verdammte Satz des Jansenius entspringt aus seinem Grundsatze von der siegreichen Lust, die den Willen zur Bestimmung zwingt und lautet also: Im Stande der gefallenen Natur widerstehet man nie der innern Gnade. Die Censur dieses Satzes heißt aber: Wir erklären ihn für häretisch und verdammen ihn als solchen. Jansenius selbst sagt: Bei vorherrschender Geistessüßigkeit liebt der Wille Gott so, daß er nicht sündigen kann; und an einer andern Stelle schreibt er: Der heilige Augustin hat die Gnade Gottes als so siegreich über die Freiheit des Willens behauptet, daß er nicht selten sagt, der Mensch könne Gott, wenn er durch seine Gnade in ihm wirkt, nicht widerstehen. Es lehrt aber der heil. Augustin an mehrern Orten gerade das Gegentheil, namentlich da er einmal dem Sünder folgenden Vorwurf macht: „Da es mit Gottes Hilfe bei dir steht, dem Teufel beizustimmen oder nicht, warum entscheidest du dich nicht vielmehr für den Gehorsam gegen Gott als gegen den Teufel?" Mit Recht ward deßhalb dieser Satz denn auch als ketzerisch verdammt, da er offenbar der heil. Schrift widerspricht, wo es heißt: Ihr widerstrebt allzeit dem heil. Geiste (Apostelg. 7, 51), sowie auch den Aussprüchen der Concilien und namentlich dem Kirchenrathe von Trient, welcher jene mit dem Anathema belegt, die behaupten, man könne der Gnade nie widerstehen. Sess. 4. can. 4. Der dritte Satz des Jansenius lautet: Um sich im Stande der gefallenen Natur ein Verdienst oder eine Schuld zuzuziehen, wird von Seite des Menschen nicht die Freiheit von der Nöthigung

(libertas a necessitate) erfordert, sondern es reicht die Freiheit vom Zwange (libertas a coactione) hin. Auch dieser Satz ist als häretisch verdammt. Aber auch dieser dritte Satz des Jansenius folgt ebenfalls aus seiner Voraussetzung von der überwiegenden Lust, welche den Willen zur Bestimmung zwingt, und der Macht, Widerstand zu leisten, beraubt. Jansenius behauptet, es sei dieß die Lehre des heil. Augustin. Dieser leugnet aber ausdrücklich (de nat. et grat. c. 67), daß der Mensch in diesem Leben der Gnade nicht zu widerstehen vermöge. Nach dem heil. Augustin kann also der Mensch stets der Gnade sowohl, als auch der Begierlichkeit widerstehen.

Die menschliche Freiheit wurde insbesondere auch von den ungläubigen Philosophen angegriffen, indem sie die Wirklichkeit derselben völlig leugneten. Einige unter ihnen halten den Menschen nur für eine höhere Gattung von Thieren, und stellen denselben, wie diese, einfach unter das Gesetz seiner Natur. Und wer möchte mit Solchen streiten, denen es Weisheit zu sein dünkt, sich für Thiere zu halten? Andere berufen sich auf die Thatsache, daß es ihnen laut ihres Bewußtseyns unmöglich ist, die Neigungen zu beherrschen, denen sie ergeben sind. Und wer kann ihnen ihr klägliches Bewußtseyn nehmen? Aber so viel ist gewiß, daß sie erst in langer Gewissenlosigkeit feig und lahm der bösen Lust sich hingegeben haben, ehe sie das Gefühl ihrer Ohnmacht empfingen. Wieder Andere sehen, wie da jeder wird und ist, wozu ihn sein Temperament, seine Erziehung, seine Umgebung und die übrigen Einflüsse machen, unter welchen er steht. Ist es denn, sagen sie, nicht vorbestimmt, was ein Jeder werden kann und wird? Leider ist der auf diese Thatsache gegründete Einwurf sehr scheinbar. Denn wie Viele gebrauchen die in ihnen liegende, selbstständige Kraft nicht und stellen hiernach Wesen dar, die sind und thun, wozu Schicksal und äußere Einflüsse sie gemacht haben. Aber kann der Nichtgebrauch des Freiheitsvermögens von Seite dieser etwas gegen das Dasein dieses Vermögens überhaupt beweisen? Gibt es nicht auch Solche, welche die Heftigkeit ihres Temperaments unterjocht, die mitten unter den Schlechten ihr Gewissen rein bewahrt haben? — Noch Andere meinen, weil der Mensch sich nach Gründen bestimme, so sei nicht er es, welcher über sein Wollen und Handeln

verfüge, sondern die Gründe, die von ihm unabhängig sind, seien es. Auch hierin liegt Täuschung. Es ist zwar richtig, daß der Geist sich nach Gründen bestimmt; aber er thut es mit vollkommener Freiheit, weil er sie auch zurückweisen kann. Es gibt noch andere Scheingründe, welche der ungläubige Philosophismus vorbringt, um die Freiheit des Menschen zu bekämpfen. Indeß lassen wir Solchen ihre Träumereien; wer seiner durch den Glauben erleuchteten Vernunft folgt, wird nie eine Wahrheit leugnen, die so offenbar ist und durch so viele Beweise gestützt wird.

17. Darf man Andere im Gebrauche ihrer Freiheit beschränken?

Die Freiheit ist zwar ein allgemeines Gut, und ein Jeder hat unter gewissen Bedingungen Ansprüche darauf. Dieß schließt aber nicht aus, daß es Fälle geben kann, in welchen es sogar Pflicht ist, Andere im Gebrauch ihrer Freiheit zu beschränken. Wenn Jemand seine Kräfte zu unserm oder zum allgemeinen Verderben anwendet; wenn er seine Freiheit mißbraucht, und das Leben, die Gesundheit oder das Eigenthum seiner Mitmenschen antastet, so ist es Pflicht, die Freiheit eines Solchen mit Gewalt zu beschränken, um die Rechte der Uebrigen zu schützen. So dürfen wir im Falle der Nothwehr eigenmächtig den, der unser Leben oder Eigenthum angreift, durch Gewalt von seinem Vorhaben abhalten, und ihn an der Erreichung dessen hindern, was er will. So ist die Obrigkeit berechtiget, den Verbrecher durch Fessel und Bande im Mißbrauch seiner Freiheit zu hindern, oder demselben durch die Mauern des Kerkers die nöthigen Grenzen zu setzen. Auch der Unglückliche, der seines Verstandes nicht mächtig ist, muß, wie das unvernünftige Kind fremder Leitung folgen und darf unmöglich seiner eigenen Willkühr überlassen werden; denn beide würden die Rechte Anderer oft auf das empfindlichste kränken, und sich und Andern großen Schaden zufügen, wenn es bei ihnen stünde, zu thun, was ihnen beliebte. Kurz, wer seine Freiheit wirklich mißbraucht, oder doch gerechte Besorgniß einflößt, daß er es thun werde, dem geschieht nicht unrecht, wenn man ihm in derselben beschränkt; ja oft ist es strenge Pflicht, eine solche Beschränkung eintreten zu lassen.

18. Es ist unrecht, den Menschen ohne hinreichenden Grund in seiner Freiheit zu beschränken.

Die höchste Würde des Menschen besteht darin, daß er ein freies Wesen ist. Der leblose Körper folgt in seinen Wirkungen ihm selbst unbekannten Gesetzen; das Thier gibt sich blindlings seinen Trieben hin: nur der Mensch kann sich in seinem Thun und Lassen selbst bestimmen, und nur, weil er dieß kann, ist er der Tugend fähig. Und nur in dem Maße, als seine Wirksamkeit frei ist, kann sie sittlichen Werth erlangen. Die Verletzung der Freiheit Anderer ohne hinreichenden Grund ist also Vergreifung an ihrer Menschenwürde. Wir verkennen es ganz und gar, daß der Mensch ein göttliches Wesen sei, welcher für sein Thun und Lassen einstens dem höchsten Richter Rechenschaft ablegen soll, wenn wir uns widerrechtlicher Weise an seiner Freiheit vergreifen. Es heißt den nach Gottes Ebenbild geschaffenen Menschen zur bloßen Sache erniedrigen, wenn man ihn mit seinen Handlungen fremder Willkühr unterwirft.

Durch solch ungerechten Zwang, den man sich gegen Andere erlaubt, wird nur zu oft ein unsittliches Verhalten bei ihnen befördert. Denn kann immerhin der Mensch nicht gezwungen werden, wider sein Gewissen zu handeln, so kann es doch leicht geschehen, daß er sich durch die Unannehmlichkeit des ihm auferlegten Druckes bewegen läßt, etwas Unrechtes zu thun. Gar oft sucht er auch durch verbotene Mittel seine Freiheit zu retten, und da, wo er sie nicht beschränkt findet, sich durch Ausgelassenheiten schadlos zu halten. Die Erfahrung lehrt es, wohin nicht selten der Mensch geräth, wenn ihn der auferlegte Zwang zu sehr empört, und es ihm gelingt, die Fesseln, die ihn hielten, zu zerbrechen. Die ganze Gesinnung eines Menschen, der sich nur als Sklave behandelt sieht, wird verunreiniget, und für alle Tücke und Bosheit empfänglich gemacht. Bedarf es noch mehr, um zu zeigen, wie strafbar wir uns durch eine widerrechtliche Verletzung der Freiheit Anderer machen?

Dabei werde nicht vergessen, daß durch eine solche Beschränkung der Freiheit Anderer auch deren Glückseligkeit geschmälert wird. Diese Einschränkung ist gewöhnlich für die, welche sie erfahren, schon an und für sich mit einem schmerzlichen Gefühle verbunden,

wie es der sichtbare Unmuth fast aller Menschen beweiset, die unter dem Drucke der Tyrannei seufzen oder die Fesseln der Sklaverei tragen. Wo findet sich hier Frohsinn und Heiterkeit, wie es unter freien Menschen bemerkt wird? Es ist dieses kein Wunder; denn bei solchen Menschen ist die ganze Entwickelung gehemmt, und alle edlern Freuden sind für sie verloren; denn entweder sind sie schon in eine dumpfe Gefühllosigkeit und thierische Gleichgiltigkeit versunken, und dann hat das Schöne und Angenehme keinen Reiz mehr, oder das Bewußtseyn des Unrechtes, das sie leiden, lebt noch in ihnen, und dann wird dieses ihnen jeden Genuß verbittern. — Daraus erhellet, wie viel Uebel die widerrechtliche Beschränkung der Freiheit Anderer nach sich zieht, und wie unrecht es ist, Solches zu thun.

19. Auch wo es die Umstände gebieten, des Anderen Freiheit zu beschränken, darf man nicht weiter gehen, als es nothwendig ist.

Wenn auch Andere ihre Freiheit mißbrauchen, ist doch Niemand befugt, sie enger einzuschränken, als es nothwendig ist, sie in diesem Mißbrauch zu hindern. Der Verbrecher werde immerhin gefesselt und eingekerkert, und um so länger, je größer sein Vergehen ist; aber er darf noch nicht in jeder Beziehung zum willenlosen Sklaven oder zu einem verkäuflichen Eigenthume herabgewürdiget werden. Wer unser Eigenthum, unsere Ehre oder unsere Person angreift, der werde an der Ausführung seines strafbaren Vorhabens immerhin durch Gewalt gehindert; aber es wäre unrecht, ihn darüber durch eigenen Angriff zu tödten und ihm den Gebrauch seiner Kräfte für alle Zeiten unmöglich zu machen. Selbst der Arme, den der geschwächte oder zerrüttete Zustand seiner Geisteskräfte unter die Vormundschaft Anderer bringt, werde nicht mehr beschränkt, als es seine Lage nothwendig macht; man lasse ihn in jener Sphäre sich frei bewegen, in welcher weder für ihn noch für Andere ein Schaden zu befürchten ist. Ein Solcher ist ohnehin unglücklich genug; es wäre Grausamkeit, ihm das Unglück durch übermäßige Härte noch zu vermehren. Auch unsere unmündigen Kinder sollen in dem Grade, als sie heranreifen und ihre Geisteskräfte sich entwickeln, des Gebrauches derselben unter unserer Leitung und Auf-

sicht sich erfreuen. Es ist verkehrt und bringt der Entwicklung ihrer Kräfte den größten Nachtheil, wenn sie von ihren Erziehern oder Eltern wie todte, willenslose Werkzeuge behandelt werden. Man darf ihrem eigenen Willen nicht zu freien Lauf lassen; denn dieß macht sie eigensinnig: man soll sie aber auch nicht zu einer Maschine machen, so daß sie immer von einer fremden Kraft in Bewegung gesetzt werden müßen; denn dieses macht sie unbrauchbar für das Leben.

20. Worin das Wesen der politischen Freiheit besteht.

Nichts hat die Geister in jüngster Zeit mehr bewegt, als die politische Freiheit. Es kömmt aber hiebei vor Allem darauf an, daß man sich davon einen richtigen Begriff mache. Was ist also die politische Freiheit? Lassen wir den berühmten Abbé Bautain die Antwort geben. Die politische Freiheit ist ihm die Macht durch sich selbst zu handeln, d. h. an der Leitung der öffentlichen Verhältnisse durch einen jedem Gliede der Gesellschaft eigenthümlichen Akt je nach Umständen im geringern oder größern Grade Theil zu nehmen. Auch die politische Freiheit muß von äußerm und innern Zwange frei seyn, wie die moralische, das will sagen, um politisch frei zu seyn, muß man nicht nur vom Einfluße fremder Völker unabhängig seyn, sondern darf auch im Innern des Landes keiner willkührlichen Gewalt preisgegeben seyn. Wie in der Moral, so gibt es auch in der Politik keine Freiheit ohne Gesetz; im Gegentheile die Freiheit Aller besteht gerade darin, daß ein jeder Einzelne nach dem Gesetze handle. Dieses setzt Kenntniß des Gesetzes voraus. Um demnach politische Freiheit auszuüben, bedarf es einer gewißen Verstandesreife, einer gewißen Erfahrung vom öffentlichen Leben, einer wenigstens praktischen Kenntniß der allgemeinen Interessen und Bedürfnisse des Landes. Freiheit ohne Einsicht und Kenntniß, folglich ohne Regel und Gesetz, ist Unordnung, Zügellosigkeit, Anarchie, Despotismus. Zur Erkenntniß muß sich noch die Energie des Willens gesellen; denn sonst gegeschieht es, daß man gut spricht, aber schlecht handelt. Im politischen Leben ist das allgemeine Interesse das Grundgesetz. Ein jeder Bürger, der an der Oeffentlichkeit Theil nimmt, muß also seine Freiheit im Interesse Aller und zum gemeinsamen Zweck der

Gesellschaft gebrauchen; und wenn sein Privatinteresse zum allgemeinen im Gegensatz kömmt, so ist es seine Pflicht als freier Bürger, den Theil dem Ganzen, das Individuum der Gesellschaft zu opfern. Aber dazu braucht er die Kraft der Uneigennützigkeit, den Muth der Selbstverläugnung, den edelmüthigen Willen der Pflicht. Das macht den wahren Patriotismus aus. Diese Tugend ist nicht leicht zu üben; sie setzt einen starken Verstand sammt festem Willen voraus; sie verlangt ein edles Herz, eine redliche Seele, der nichts höher geht, als die Gerechtigkeit und Wahrheit, und die ihre Leidenschaften im Zaum hält. Kurz, um politisch frei zu seyn, muß man zuvor moralisch frei geworden seyn. Dieß wird in unsern Tagen nicht genug beherziget. Man spricht von Freiheit, und kann das allgemeine Interesse nicht dem besondern vorziehen; man kann vor dem Gesetze, um es aufrecht zu erhalten, seinen Leidenschaften nicht widerstehen. Aber dieß geht nicht. Die politische Freiheit wird von einer durch das Gesetz erleuchteten Vernunft und einem kräftigen Willen, der auf das Gute gerichtet ist, bedingt.

Die politische Freiheit ist nach dieser Auseinandersetzung nicht minder, als die moralische ein beständiger Kampf gegen die Leidenschaften; sie hat stets das allgemeine Interesse gegen das besondere zu vertheidigen; das öffentliche Wohl gegen die Selbstsucht des Einzelnen, die Einheit des Staates gegen die Parteitendenzen und den individuellen Ehrgeiz. Sie ist ein tägliches Schlachtfeld, wo der Kampf unaufhörlich sich erneuert und unter großen Opfern der Einzelnen fortgeführt werden muß.

Nun ist es auch nicht mehr schwer, die Frage zu beantworten, ob alle Völker zur politischen Freiheit gelangen können. Wie nicht alle Menschen zur Reife der Vernunft gelangen, sondern viele als unmündige Kinder dahin sterben, so verhält es sich auch mit den Völkern. Es gibt Völker, die immer Kinder bleiben. Für solche paßt die volle Freiheit nicht, sie wäre ihnen schädlich; denn es fehlen die nothwendigen Voraussetzungen: die erleuchtete Vernunft und die Energie des Willens. Darum ist das Streben der sogenannten Propaganda verkehrt, die allen Völkern ohne Ausnahme und ohne Rücksicht auf ihren Standpunkt die Freiheit bringen, und sie zur Annahme derselben sogar zwingen will. Eine solche Freiheit,

wenn sie angenommen wird, gehet gar bald in Zügellosigkeit über; ein Jeder lebt bald nach eigener Willkühr; die Herrschaft der Gesetze hört auf, und die vollste Anarchie tritt ein. Denn es bleibt ewig wahr: Es gibt keine Freiheit ohne Gesetz, ohne Kenntniß desselben und ohne Fähigkeit, das erkannte Gesetz zu vollziehen. Je niedriger also ein Volk steht, je schwächere Willenskraft es hat, desto weniger ist es der politischen Freiheit fähig. Daraus folgt, daß die politische Freiheit von der moralischen bedungen ist, und diese vorausgehen muß, wenn jene nicht in das Schlimme umschlagen soll.

21. Wie günstig die Lehre des Evangeliums der wahren Freiheit ist im Verhältnisse zu den Ansichten des blinden Heidenthums.

Das oft so gerühmte Heidenthum der alten Welt hatte von der Würde des Menschen die verkehrtesten Ansichten; es glaubte, die Natur bilde den Menschen von verschiedener Art; nur den Freien gehöre die Welt, der Sklave aber stehe ganz in der Gewalt seines Herrn, und könne von ihm nach Laune behandelt werden. Dieser Grundsatz wird selbst von den erleuchtetsten Geistern und größten Philosophen mit aller Strenge fest gehalten. Die Einen, sagt Aristoteles, sind von Natur aus frei, die Andern von Natur aus Sklaven; die Natur selbst will es so. In den Diensten, welche den Menschen vom Sklaven und vom Thiere geleistet werden, ist wenig Unterschied. So spricht einer der größten Philosophen des Heidenthums von der menschlichen Freiheit. Was würde aus unserer Würde, aus unserem Wohlstande, aus unserer Freiheit werden, wenn dieser Ausspruch durchgeführt werden sollte. Und wie spricht sich der göttliche Plato aus, dieser bewunderte, erhabene Verstand? Höret ihn! Wenn ein Bürger, sind seine Worte, seinen Sklaven tödtet, erklärt das Gesetz den Mörder frei von der Strafe, nur muß er sich durch Sühne reinigen; wenn aber ein Sklave seinen Herrn tödtet, muß man ihn allen Strafen unterwerfen. Welch einen ungleichen Maßstab legt hier Plato an! Diese Grundsätze haben in der alten Welt bis zur Begründung des Christenthums geherrscht. Und ihr müßt nicht meinen, als ob diese Grundsätze nicht ins Leben übergegangen sind. Auf die schreiendste Weise

handelte man oft darnach. Von Lukullus ist bekannt, daß er die Fische seiner Teiche mit Menschenfleisch fütterte, das er lebendig hineinwerfen ließ; von Nero aber wissen wir, daß er seine Gärten mit Christen beleuchtete, die mit Pech überzogen worden waren. Erst unter dem Evangelium fing man an die menschliche Würde auch an den Sklaven zu ehren. Seneka war der Erste, der es wagte, den Satz auszusprechen, daß die Natur sowohl unter Freien, als Sklaven eine Art Verwandtschaft begründet habe. Nach ihm nannte der Rechtsgelehrte Florentinus noch mit einer gewissen Schüchternheit die Sklaverei ein widernatürliches Rechtsinstitut der Menschen. Erst der berühmte Ulpianus kam nach mehreren Jahrhunderten des Christenthums dazu, zu sagen: Nach dem Naturrechte sind alle Menschen gleich; nach ihm werden alle frei geboren. — Wem verdankt also das gemeine Volk seine Freiheit? Dem Christenthume; denn nach seiner Lehre haben Alle denselben Zweck; Alle sterben, haben nach dem Tode das Gericht zu bestehen und erlangen in Folge desselben ewige Belohnung oder ewige Strafe. Dasselbe Gesetz wird auf Alle angewendet; denn Gott richtet ohne Ansehen der Person, er hat nicht zwei Gewichte und zwei Maaße. Vor ihm gibt es keine Fürsten, keine Unterthanen, weder Große noch Kleine, weder Reiche noch Arme, weder Freie noch Sklaven, sondern nur Seelen, Gewissen: die Gleichheit der Natur wird alle Rangordnung verwischen; es wird unter den Menschen kein anderer Unterschied mehr seyn, als der des Gewissens. So versteht das Evangelium die Gleichheit. Welch ein Zügel für die Mächtigen der Welt; welch ein Trost für die Armen! O, können sie ausrufen, diese Glücklichen der Welt, diese Fürsten und Reichen werden einstens gerichtet werden wie wir; sie werden von ihrem ganzen Leben Rechenschaft geben müssen; sie werden denselben Richter haben, wie wir. Ihre Paläste, ihr Purpur, ihre Scepter, ihre Reichthümer und all ihr herrlicher Prunk wird ihnen nichts helfen. Und wann dieser Tag kömmt, gibt es keinen Schleier, keine Verstellung mehr; das ewige Licht wird die heimlichsten Schlupfwinkel ihres Herzens beleuchten, und das Böse, welches sie darin aufgehäuft haben, zu Tage fördern. Allen wird Gerechtigkeit widerfahren; ein Jeder wird befragt werden im Verhältniß zu dem, was ihm gegeben worden, und ein Jeder wird nach seinen Werken empfangen. Vor

Gottes Richterstuhl und Gesetz werden wir also am Ende alle gleich seyn.

Das sind die wahrhaft liberalen Ideen, welche die Kirche zu einer Zeit in die Welt verbreitet hat, als die Macht Roms mit vollem Gewichte auf der Erde lastete und die Völker knechtete. Es hat gegenüber den Eroberern, jenen auf ihre Macht so stolzen Römern, die im Rausche ihrer Triumphe die übrigen Menschen so tief verachteten, und die von einer andern Natur als die Sklaven und die Besiegten zu seyn wähnten, den gemeinsamen Ursprung, die Brüderlichkeit und in gewisser Hinsicht die Gleichheit Aller verkündet.

22. Wie viel die katholische Kirche durch ihre Verfassung und ihre Disciplin zur Entwicklung der wahren Freiheit in der Welt beiträgt.

Die erste Bedingung aller Freiheit ist die Oberhoheit des Gesetzes, d. h. daß das Gesetz über Allem im Staate stehet und Niemand sich darüber stellen kann. Nur dem Gesetze zu gehorchen, das für Alle dasselbe ist und vor dem sich Alle beugen müssen; dem Gesetze zu gehorchen, weil es Gott selbst will: Das ist die erste Bürgschaft der öffentlichen Freiheit. Gerade dieses findet in der Kirche statt. Das in ihr vorhandene Wort Gottes ist das höchste Gesetz, vor dem sich Alles beugt; das ist die Autorität, vor der es keine Berufung mehr gibt. Durch das Leben in der Kirche lernt aber der Christ auch Gehorsam gegen das weltliche Gesetz, und leistet diesen auch um so eher, weil er weiß, daß es der Wille Gottes ist. Auf der andern Seite werden die christlichen Machthaber ihren Unterthanen nichts auflegen, was gegen den Willen Gottes wäre. So ist auf der einen Seite der Gehorsam befördert, auf der andern Willkühr und ungerechter Zwang abgewendet; was nothwendige Bedingniß ist, um zur wahren Freiheit es zu bringen.

Eine andere Erforderniß zur Freiheit ist die Gleichheit vor dem Gesetze. Die Kirche hat jederzeit die natürliche Gleichheit der Menschen vor Gott ausgesprochen und sie stets auch als gleich behandelt; sie hat nie zwei Maaße oder zwei Gewichte gehabt. Sie hat nicht zwei Arten von Dogmen, die einen für die Freien, die andern für die Sklaven. Sie hat auch nicht ein doppeltes Sittengesetz: eines für die Mächtigen und ein anderes für die Schwachen. Die Gebote

der christlichen Moral werden Allen gleichmäßig aufgelegt, mögen sie was immer für eine Stellung haben; den Königen auf dem Throne so gut, als dem Taglöhner in ärmlicher Hütte. Das ist in der Kirche seit ihrem Ursprunge immer der Fall gewesen. Gerade dadurch hat sie aber auch der politischen Freiheit mächtig unter die Arme gegriffen, und gemacht, daß Alle im Wesentlichen auf gleiche Weise unter die Gesetze gestellt wurden.

Aus der Gleichheit vor dem Gesetze geht durch eine natürliche Folgerung die Zulassungsfähigkeit aller Bürger zu den Aemtern und Würden des Staates hervor; auch dieses bringt die politische Freiheit mit sich. Nun betrachtet die Kirche, ob sie nicht immer nach diesem Grundsatze gehandelt hat. Sie schließt Niemanden von ihren Aemtern aus. Wer Fähigkeit und einen guten Willen hat, kann in ihrem Reiche Alles werden, ist er auch von noch so geringer Herkunft; dem Verdienste, dem Fleiße, besonders der Tugend stehen alle Wege offen. Was wollen wir aber heut zu Tage mehr auf politischem Gebiete, und was wird lauter verlangt, als freie Wege zu allen Aemtern und Ehren? Sehet, die Kirche hat längst gewährt, was man erst vom Staate verlangen muß.

In einem freien Staate haben Alle gleiches Recht auf die Sorgfalt der Regierung und den wohlwollenden Schutz derselben. Das geschieht in der Kirche immer auf bewunderungswürdige Weise. Ihre Zärtlichkeit ist die einer Mutter. Mit ihrem Herrn und Meister sagt sie: Kommet Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken; Alle, die ihr leidet, und ich will euch trösten. Die Sorgfalt der Kirche, die sich bis an die Enden der Erde erstreckt und alle Völker und Länder umfaßt, wendet sich nichts desto weniger auch einem jeden Gläubigen zu und sorgt für alle Bedürfnisse seiner Seele. Wie ganz anders erweisen sich die Regierungen der Welt; gewöhnlich neigen sich ihre Sympathien mehr den Mächtigen und Reichen, als den Kleinen und Armen zu.

Die katholische Kirche hat noch eine mächtige Institution, die besonders zur Begründung der politischen Freiheit beigetragen hat, nämlich die der Concilien. Auf Concilien, und ihr findet sie schon beim Anfange der Kirche, in den Akten der Apostel, wird Alles in der freiesten Besprechung und nach Stimmenmehrheit entschieden. Die wichtigsten Fragen über die Glaubens- und Sittenlehre und

die Kirchenzucht werden da unter dem Beistande des heiligen Geistes und mit freier Mitwirkung des Menschengeistes verhandelt und entschieden. Es ist nicht zu verkennen, daß sich hier eine Art von Repräsentativsystem findet; denn die Stimme der gegenwärtigen Bischöfe ist die ihrer Kirchen, sie vertreten dieselben.

Endlich ist die katholische Disciplin selbst vorwiegend liberal, weil sie ganz geistig und moralisch ist. Die Kirche leitet ihre Kinder durch Vorschriften, die sie ihnen ohne äußere Gewalt, ohne Zwang gibt. Sie empfiehlt sie der gewissenhaften Beobachtung der Gläubigen, und jeder befolgt sie nur, weil er will und wie er will, auf Gefahr seines Gewissens. Die Kirche zwingt Niemanden durch äußere Mittel dazu; die Gewaltthaten des weltlichen Armes sind nicht Sache der Kirche. Auch in ihren richterlichen Urtheilen ist die Kirche gerecht und milde zugleich. Sie warnt zuvor und wiederholt; sie vernimmt die Zeugen, stellt lange Untersuchungen an. Ihre Züchtigungen sind geistige Strafen, und in so ferne sich die Wirkungen der Buße auf den Körper erstrecken, werden sie immer von denen, die sie nöthig haben, frei angenommen. Endlich sucht die Kirche in der Strafe keine Rache; sie straft nur, um zu bessern, um den Verirrten zur Pflicht zurückzuführen. Das ist der Geist des Bußsystems, das die Kirche seit achtzehn Jahrhunderten befolgt.

Wir dürfen also mit Recht behaupten, daß die katholische Kirche durch ihre Verfassung und ihre Disciplin wirksam zur Entwicklung der wahren Freiheit in der Welt beigetragen hat. Cf. Bautain's Conferenzen über Religion und Freiheit.

23. Wie sehr die größten katholischen Theologen die wahre Freiheit in Schrift und Rede anstrebten.

Eine gewisse Partei denkt sich die katholische Kirche als ein finsteres Haus des Zwanges und der Knechtschaft, deren Glieder und vorzüglich deren Priester sich kein anderes Ziel gesetzt hätten, als das Volk zu verdummen und die Tyrannei zu befördern. Aber gerade in katholischen Ländern, und zwar in solchen, die ihrer Inquisition wegen verrufen sind, konnte man sich ungeahndet zu den freiesten Ideen in der Politik bekennen. Wer kennt nicht das freimüthige Buch des P. Mariana? Es ist wahr, man hat es später in Frankreich durch Henkershand verbrannt, und nicht mit

Unrecht, weil es hinsichtlich des Tyrannenmordes gefährliche Grundsätze enthält; aber zwölf Jahre früher konnte es in Spanien herauskommen, ohne daß ihm die geistliche oder weltliche Gewalt auch nur das geringste Hinderniß in den Weg gelegt hätte; ja es durfte mit königlichem Priviligium erscheinen und dem Könige von Spanien selbst gewidmet werden. Nie redete man freier mit den Königen, nie proklamirte man volksthümlichere Grundsätze, als es in diesem Buche geschehen ist. Der König, sagt Mariana, beherrscht seine Unterthanen nicht wie Sklaven nach Art der Tyrannen, sondern er regiert sie wie freie Menschen, und da er die Gewalt vom Volke erhalten hat, so sorgt er auch ganz besonders dafür, daß das Volk sein ganzes Leben hindurch ihm gerne und willig gehorche.

Hören wir, welchen Grundsätzen man bezüglich des weltlichen Regiments zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts kurz nach dem Tode Philipps II., jenes Königs, welchen man uns häufig als die Persönlichkeit der politischen Knechtschaft darstellt, huldigte. In dieser Zeit gab ein Franziskaner Mönch, Joseph zur heiligen Maria, seine Abhandlung über den Staat und die christliche, bürgerliche Gesellschaft zum Gebrauche der Könige und Fürsten und derjenigen heraus, die an der Regierung Theil nehmen. In diesem Buche heißt es unter Andern: Wie die Monarchie, um nicht auszuarten, nicht unumschränkt und unabhängig seyn kann, was die Regierung und Gewalt zu einem Unding macht, so soll sie in Ansehung alles dessen, was dem Gesetze unterliegt, auch durch Gesetze beschränkt seyn; bei einzelnen, vorübergehenden Angelegenheiten muß sie unter dem geheimen Rathe stehen, besonders wegen der engen Verbindung, welche zwischen ihr und der Aristokratie, die ihr Beistand ist, und eine Versammlung weiser und mächtiger Männer bildet, bestehen soll. Ist der Monarchie diese weise Mäßigung nicht eigen, so entspringen große Fehler in der Regierung daraus; sie ist unbefriedigend, und bei den Unterthanen herrscht großes Mißvergnügen. Die Klügsten, die in den verschiedenen Zweigen des Wissens unterrichtetsten Männer aller Zeiten haben diese Art von Regierung für die tauglichste angesehen, und man hielt immer dafür, daß ohne dieselbe weder eine Stadt noch ein Königreich gut regiert werden könne. Rechtschaffene Könige und ausgezeichnete Staatsmänner haben dieses System immer begünstiget; die

Andern dagegen ließen sich von ihrer Macht hinreißen und befolgten einen entgegengesetzten Weg. Wenn der Monarch, er mag seyn, wer er wolle, nur seinem eigenen Sinne folgt, ohne einen Rath anzunehmen, oder der Meinung seiner Räthe zuwider handelt, so überschreitet er die Grenze der Monarchie und wird, sollte er auch in seinen Entschlüssen glücklich seyn, ein Tyrann. Die Geschichte weist solche Beispiele mit ihren verderblichen Folgen in Menge auf; ich berufe mich als Beleg dafür nur auf ein einziges, auf das des Tarquinius Superbus, eines Königs voll ungemessenen Stolzes, welcher, um sich Alles zu bemächtigen, und vor sich zu demüthigen, aufs eifrigste an der Schwächung des Römischen Staates in Hinsicht der Zahl der Senatoren arbeitete, und sich auf diese Weise allein eine unumschränkte Entscheidung über Alles anmaßen wollte, was im Reiche vorging.

Die katholischen Theologen sind überhaupts so weit entfernt, dem Despotismus Vorschub zu leisten, daß sie vielmehr der Entwicklung der wahren Freiheit offenbar dienten. Es ist zugegeben, daß die bürgerliche Gewalt mittelst der Gesetze auf die Gesellschaft einwirkt. Was ist aber das Gesetz nach der Erklärung des großen Theologen des Mittelalters, des heil. Thomas von Aquin? Höret ihn: „Eine durch die Vernunft diktirte Richtschnur, welche das öffentliche Wohl zum Zweck hat, und von demjenigen zum Gesetze erhoben worden ist, der für die Gesellschaft zu sorgen hat." — Diese Anschauungsweise verbannt alle Gewaltthätigkeit und schließt alle Tyrannei aus. Jenes alte Axiom: „Quod principi placet, legis habet vigorem" — hat jetzt nichts Bedenkliches mehr. Diese Grundsätze schneiden der Willkühr und dem Despotismus die Wurzel ab. Die Könige dürfen darnach ihre Unterthanen auf keinerlei Weise als Sklaven betrachten, über welche sie nach Willkühr verfügen können. Denn die Unterthanen sind nicht der Könige wegen da, sondern alle Regierungen sind zum Besten der Gesellschaft aufgestellt. Vom Präsidenten der unbedeutendsten Republik bis zum wichtigsten Monarchen hinauf kann sich keiner von diesem Gesetze ausnehmen.

24. **Die Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt ist eine Bürgschaft für die Freiheit der Völker.**

Die Trennung beider Gewalten, der weltlichen von der geistlichen, die Unabhängigkeit dieser von jener, die Verschiedenheit der Personen, in deren Händen diese Gewalt ruht, ist eine der wichtigsten Ursachen der Freiheit, welche unter verschiedenen Formen das gemeinschaftliche Erbe der europäischen Nationen ist. Dieß Princip der Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt war, abgesehen von ihrem sonstigen Wesen, ihrem Ursprunge und ihrem Zwecke, seit dem Entstehen der Kirche gleichsam eine beständige Wächterin und Mahnerin, daß die Macht der weltlichen Gewalt beschränkt sei, daß es Zwecke gebe, die sie nicht erreichen könne, und Fälle, wo der Gehorsam gegen sie aufhöre.

Dieser Punkt ist auch einer von denjenigen, hinsichtlich welcher der Protestantismus gegen die europäische Civilisation wortbrüchig geworden ist, und wodurch er, statt der Freiheit den Weg zu bahnen, die Ketten der Sklaverei schmiedete. Sein erster Schritt war Aufhebung der päpstlichen Macht, Sturz der Hierarchie, Verweigerung einer jeden Art von Macht in den Händen der Kirche und Unterordnung der höchsten Kirchengewalt unter die Macht der Fürsten. Die Reformation ging dadurch zum Heidenthume zurück, bei welchem wir das Scepter und oberste Priesterthum mit einander vereiniget sehen. Das große Werk der Politik bestand gerade in der Trennung dieser beiden Gewalten, um die Unterjochung der Gesellschaft durch eine einzige unumschränkte Gewalt, die ihre Rechte ohne Gegengewicht ausüben würde, und von der man Willkühr und Unterdrückung fürchten mußte, zu verhindern. Diese Trennung ging überall vor sich, wo die Kirche festen Fuß faßte.

Die Vereinigung der höchsten geistlichen und weltlichen Gewalt erzeugte in England unter der Regierung Heinrichs VIII. und der Königin Elisabeth den drückendsten Despotismus. Und wenn dieses Land später zu einem höhern Grad der Freiheit gelangte, so hatte diese gewiß seinen Grund nicht in jener von dem Protestantismus dem Staatsoberhaupte verliehenen Macht. Im Norden Europa's, wo das protestantische System ebenfalls zur Geltung kam, gelangte die weltliche Gewalt nicht minder zur mon-

strösen Größe. Dieselbe Erscheinung bietet das Schisma dar, welches auf gleiche Weise die höchste geistliche und weltliche Macht in Eine Hand legte. Wo ist der Despotismus größer, und wo gibt es weniger einen Schatten von Freiheit, als im russischen Reiche?

Ein schlagender Beweis zu Gunsten unserer Behauptung ist auch dieser Umstand, daß man überall, wo man den Despotismus anstrebt, die geistliche Gewalt zu beschränken, oder sie völlig in die Hände der weltlichen Macht zu bringen sucht. So that Napoleon. Als er zum Herrn und Gotte des Erdkreises sich machen und nach Willkühr die Völker beherrschen wollte, sollte der Papst ein französischer Unterthan werden, um durch ihn die oberste geistliche Gewalt nach Belieben ausüben zu können. Auch die Revolutionen unserer Zeit legen ein entschiedenes Streben nach Vereinigung der weltlichen und geistlichen Gewalt in Einer Hand an den Tag, zum deutlichen Beweise, daß sie die Freiheit nur zum Aushängeschild haben, in der Wirklichkeit aber den Despotismus beabsichten.

25. Wie sehr die katholische Kirche immer die wahre Freiheit befördert hat.

Man macht oft der katholischen Kirche den Vorwurf, sie begünstige den Despotismus; aber gerade umgekehrt ist sie die größte Freundin der wahren Freiheit und leistet dieser in jeder Weise Vorschub.

Wahre Freiheit ist nur da, wo der Mensch ohne äußern und innern Zwang handelt, also sich selbst bestimmt. Die Freiheit ist unverträglich mit Zwangmaßregeln; sie läßt nur geistige Mittel zu, nämlich das Wort. Ein jeder andere Einfluß ist ihr zuwider. Nun gerade dieses ist die Handlungsweise der Kirche. Sie hat keine andere Waffe, als die des Geistes; sie belehrt und unterrichtet, und läßt es dann einem Jeden selbst über, ob er sich für sie entscheiden will; sie zwingt aber Niemanden zur Annahme ihrer Lehre. Ist es hie und da geschehen, daß man die Völker mit materieller Gewalt zur Annahme des Evangeliums hindrängen wollte, wie z. B. Karl der Große bezüglich der Sachsen gethan; so diene zur Bemerkung, daß Solches nicht von der Kirche ausgegangen, sondern von den irdischen Gewalthabern, die ihren Geist nicht erfaßten, geschehen ist. Die Kirche selbst bediente sich im Bekehrungsgeschäfte nie einer Gewaltmaßregel, und gerade dadurch ist sie un-

überwindlich, daß sie keine Gewalt anwendet, sondern nur durch Ueberzeugung die Menschen sich gewinnt. Daraus geht aber auch klar hervor, wie sehr die katholische Kirche die Sache der Freiheit befördert. Ja, wir sagen geradezu: Der Geist der Kirche ist auch der Geist der wahren Freiheit. Die Einführung der katholischen Kirche hat uns erst wahre Freiheit gebracht. Ich will damit nicht sagen, daß sie den Nationen Charten, Constitutionen und andere politische Gesetze gegeben. Dieß ist nicht ihr Beruf; aber sie durchdringt alle Verhältnisse und Stände mit ihrem Geiste, der ein Geist der Freiheit ist; sie macht die Menschen frei von ungerechtem Zwange, führt sie zurück zu ihrer ursprünglichen Bestimmung, und eben dadurch auch zur Freiheit; denn ursprünglich ist der Mensch frei geschaffen, erst durch seine Leidenschaften wird er ein Sklave.

Wie sehr die katholische Kirche die Zwecke der wahren Freiheit befördert habe, zeigt sich auch dem forschenden Auge allenthalben. Die Kirche hat alle Stände und Verhältnisse frei gemacht, die im Heidenthume in der härtesten Sklaverei seufzten. Blicken wir zunächst auf das Weib. Ihr kennet sein trauriges Loos in der heidnischen Welt. Es war die erste Sklavin des Hauses, wurde vom Manne wie ein Eigenthum behandelt; wie eine Sache, über die er nach Willkühr verfügen konnte. Es war bei den Griechen und Römern nicht selten, daß die Gatten ihre Frauen verkauften. Das Evangelium hat die Freiheit des Weibes proklamirt und die Würde der Gattin hergestellt; denn es hat gelehrt, daß das Weib dem Manne gegenüber ein freies Geschöpf sei, und dem Manne die Pflicht aufgelegt, an ihr nicht eine Sklavin zu sehen, welche er nach Willkühr behandeln könne, sondern sie als seine Gehilfin zu betrachten, die er lieben soll, wie Christus die Kirche liebt.

Eben so verhält es sich mit der Freiheit des Kindes im Schooße der Familie. Wer kennt nicht die übertriebene Gewalt, welche sich die heidnischen Väter über ihre Kinder anmaßten, die sich selbst über Leben und Tod derselben erstreckte. Das Kind ward wie eine Sache betrachtet, über die man nach Willkühr verfügen, die man auch weggeben, ja selbst vernichten konnte, wenn sie einem lästig wurde. Wir wissen auch, was noch heutigen Tages überall geschieht, wo das Christenthum keinen Einfluß hat, und was sogar bei Christen, die keinen Glauben haben, sich ereignet: man huldiget

allenthalben der heidnischen Ansicht, daß die Kinder absolutes Eigenthum der Eltern seien, und diese nach Belieben mit ihnen verfahren können. Das Evangelium verwirft diese Ruchlosigkeit, es setzt der väterlichen Gewalt ihre Grenzen; es nimmt das Kind in seinen Schutz; es wahrt ihm seine Menschenrechte, seine Würde und seine Freiheit.

Dasselbe gilt von der verächtlichsten Menschenklasse, von den Sklaven. Die Kirche hat zwar die Sklaverei nicht mit einem Male aufgehoben, weil sie immer die erworbenen Rechte achtet; aber indem sie die Menschen lehrte, daß sie alle ein und denselben Gott zum Vater haben, daß sie alle Brüder und Glieder Einer Familie sind, und daß alle ohne Ausnahme von Jesus Christus erlöset worden; daß, da alle den nämlichen Erlöser und Herrn, dieselbe Taufe und denselben Glauben haben, sie auch die nämliche Hoffnung und den gleichen Endzweck haben: — indem die Kirche diese Wahrheiten verkündigte und den Herren und Sklaven eine gegenseitige Liebe einflößte, hat sie die Herren vermocht, sich ihrer Rechte zu begeben, die Sklaven als ihre Brüder zu behandeln, in ihnen die Rechte und Würde der Seele zu achten; sie hat die Sklaven vermocht, sich christlich zu unterwerfen, und geduldig zu gehorchen; — dadurch ist die Sklaverei auf beiden Seiten in ihren Grundlagen untergraben und die Befreiung selbst angebannt worden.

Ein Hauptmoment bleibt uns noch zu erwägen übrig. Der Christ gehört zwei Welten an; er ist Bürger der Zeit und der Ewigkeit. In ersterer Beziehung ist er Glied eines irdischen Reiches, in letzterer aber gehört er zur Kirche, zum Reiche Gottes. Also ist die zeitliche Gewalt durch eine geistliche beschränkt. Als Christen sind wir nicht mehr ganz der politischen Gesellschaft hingegeben; wir sind nicht mehr die gebornen Opfer und die Sklaven des Staates; der Staat ist nicht mehr der letzte Endzweck unsers Daseins und gleichsam unser Gott, dem wir willenlos angehören; wir haben noch ein höheres Interesse, die Erreichung unsers ewigen Heiles. Wenn der Staat von uns verlangt, was diesem Ziele widerstreitet, dann offenbart sich die ganze Unabhängigkeit des Christen; denn mit aller Freimüthigkeit sagt dann der Christ zum irdischen Machthaber: „Ich darf, ich kann dieses nicht.“ Nie haben die Bürger der heidnischen Welt die Freiheit bis hieher ge-

bracht; nie haben sie es gewagt, zur Gesellschaft zu sagen: Ich darf, ich kann nicht. Sie kannten die Freiheit der Seele nicht, welche das Evangelium den Menschen gelehrt hat; sie hingen nur mit Fanatismus an ihrem irdischen Vaterlande, wußten aber nichts von dem himmlischen Reiche. Nur der Christ ist auch im Angesichte der Henker frei; denn er spricht: Ihr möget das Leben mir nehmen, aber nicht mein Gewissen; ihr sollet mein Blut haben, aber nicht meinen Glauben. Das ist eine wunderbare Freiheit, die kein Tyrann in Fessel zu schlagen vermag, die vielmehr noch jedes Mal, wie es die Geschichte beweist, über den Despotismus den Sieg davon getragen. Diese Freiheit müssen daher auch die ungerechten Zwingherren um ihrer selbst willen scheuen, und mit ihren unbilligen Forderungen an die Völker zurückhalten. Das Evangelium hat daher der Sache der Freiheit einen unendlich großen Dienst erwiesen, daß sie, wie wir bereits oben zeigten, der weltlichen Macht eine geistige gegenüber setzte, um jene in Schranken zu halten und vor Abwegen zu bewahren.

Das Evangelium hat auch schon dadurch der Freiheit wesentliche Dienste geleistet, daß sie die Großen der Erde auf ihre Bestimmung und das Verhältniß, in welchem sie zu ihren Untergebenen stehen, fortwährend aufmerksam macht. Es sagt ihnen, daß sie ihre Gewalt von Gott haben, und ihm für den Gebrauch derselben verantwortlich seien. Was kann mehr vor ungerechten Anmassungen und dem Druck der Großen schützen, als dieses Bewußtsein? Das Evangelium sagt, daß der Größte der Diener Aller sei, und daß die Sendung der Fürsten darin besteht, das Glück der ihnen unterworfenen Völker zu begründen. Und dieses lehrt das Christenthum nicht bloß mit Worten, sondern dazu stachelt sie auch durch das Beispiel Jesu Christi, des Königs Himmels und der Erde an, der nur deßwegen in unser Elend herabstieg, um uns zu dienen. Seitdem also der Herr aller Herren zum Geringsten der Menschenkinder sich gemacht und als ihren Diener sich erklärt hat, heißt herrschen nichts Anders als dienen, und die Uebung der Macht, die von Gott kömmt, ist nichts Anders als die Uebung eines Dienstes. Soll dieß nicht eine Schutzwehr der Freiheit der Völker gegen die Willkühr und Gewaltthätigkeit der Großen seyn?

26. Wie es sich mit dem Vorwurfe verhält, als ob die Päpste der Freiheit hindernd in den Weg getreten seien.

Es fehlt auch nicht an Solchen, welche den Päpsten den Vorwurf machen, als hätten sie den Despotismus befördert, und sich als Gegner der politischen Freiheit erwiesen. Deßwegen hätten sie ihre Gewalt auch in weltlichen Dingen bis in das Unendliche ausgedehnt. Aber wer mit solchen Beschuldigungen gegen die Päpste auftritt, mißkennt wahrlich alle Geschichte. Es ist richtig, daß auch die weltliche Gewalt der Päpste im Laufe der Zeiten zu einer solchen Höhe angewachsen ist, daß der Nachfolger des heil. Petrus ein allgemeiner Rathgeber und Schiedsrichter geworden war, dessen Urtheile selbst in rein politischen Dingen nicht anzuerkennen etwas Gefährliches hatte. Allein war diese Macht widerrechtlich angemaßt, war sie usurpirt? War sie gegen die Freiheit gerichtet, oder bestand sie nicht vielmehr zu ihrem Schutze?

In der allgemeinen Verwirrung, in der sich alle europäischen Staatsgesellschaften in Folge der Barbareneinfälle befanden, blieb nur eine sichere Grundlage übrig, auf welche die Gesittung und Bildung ihr Gebäude aufführen konnte, nämlich das Christenthum. Die christliche Religion stand in jener trostlosen Zeit gleich einer im Mittelpunkte einer zerstörten Stadt allein dastehenden Säule aufrecht, wie ein Leuchtthurm mitten in der größten Finsterniß sein strahlendes Licht verbreitend. Obgleich Barbaren und auf ihre Siege stolz beugten die eroberungssüchtigen Völker doch ihr Haupt vor dem Scepter dessen, der die Heerde Jesu Christi weidet. Die geistlichen Oberhirten waren für die Barbaren eine neue Erscheinung, da sie eine höhere und göttliche Sprache redeten. So geschah es, daß sie über diese wilden Völker ein hohes und bedeutendes Ansehen erlangten. Dieß war der Anfang der weltlichen Gewalt des Klerus. Man begreift leicht, daß der über die andern Hirten der Kirche hoch empor ragende Papst seine weltliche Macht um so höher steigen und um so tiefere und ausgedehntere Wurzeln schlagen sehen mußte. Alle Principien der Gesetzgebung, alle Grundlagen der Gesellschaft, alle Elemente der wissenschaftlichen Bildung, Alles, was in Beziehung auf Künste und

Wissenschaften übrig geblieben war, befand sich in den Händen der Religion und stund somit unter dem Schutze des päpstlichen Stuhles. Dieser war die einzige Gewalt, welche nach Recht, Ordnung und Uebereinstimmung handelte, auch die einzige, welche die Bürgschaft der Festigkeit und Dauer darbot. Kriege folgten auf Kriege, Umwälzungen auf Umwälzungen; aber der römische Stuhl stund da wie ein Fels im Meere, der allen Stürmen trotzte und bei aller Veränderung immer derselbe blieb. Von selbst war Alles, was sich erhalten wollte, an ihn gewiesen. Es ist daher lächerlich, zu sagen, der päpstliche Stuhl habe die weltliche Gewalt usurpirt; sie ist ihm von selbst zugefallen, und die Fürsten und Völker haben sie aus Vertrauen erweitert.

Wir wollen nicht leugnen, daß einzelne Päpste ihre weltliche Macht mißbrauchten, im Allgemeinen aber wandten sie dieselbe zum Besten der Völker an, und gerade die Päpste waren es, die der wahren Freiheit kräftigen Vorschub leisteten. Richten wir unsere Blicke auf das Mittelalter. Dortmals stund der Willkühr und dem Despotismus der Könige und Kaiser noch ein großer Spielraum offen; denn feste und bestimmte Grenzmarken hatte die Zeit den dortmaligen Herrschern noch nicht vorgesteckt. Da war es kein Wunder, wenn manche Kaiser, von Thatendurst und Ruhmbegierde innerlich angeregt, äußerlich von Hofschmeichlern in ihrem Vorhaben bekräftiget, durch reizende Gelegenheiten angelockt und durch große Hilfsmittel unterstützt, kolossale Plane sich entwarfen, nach Universalmonarchie strebten, die Gerechtsame der Völker und selbst der schwächern Fürsten unter die Füsse traten, über alle Gesetze sich hinwegsetzten, über Staat und Kirche nach Willkühr schalten und Alles sich erlauben wollten, was ihrer Habgierde, ihrer Leidenschaft, ihrer Wollust schmeichelte. Dergleichen Männer finden wir in England an Heinrich II. und an Heinrich VIII.; in Deutschland an den Kaisern Heinrich IV., Friedrich I. und Friedrich II.; von Seite Frankreichs kann man Philipp, den Schönen, in diese Klasse nehmen. Die enorme Anmaßung und grenzenlose Willkühr, und der schwere Druck, der von diesen Männern ausging, mußte ganz natürlich die Gemüther empören, und eine große Reaktion erzeugen. Es bildete nun gewöhnlich der Papst das Haupt dieser so heilsamen Reaktion, und war eifrig bemüht, das eiserne Joch

der Gewaltherrschaft zu zerbrechen, und wurde dadurch ein großmüthiger Beschirmer der verfolgten Unschuld und ein ehrwürdiger Vertheidiger des Rechtes und der Freiheit. Der unparteiische Geschichtsforscher Johannes von Müller, der mit scharfen Adlersblicken das Feld der Geschichte mustert, gibt redlich auch in diesem Punkte den Päpsten das Ihrige. So schreibt er unter Anderm: „Gregor VII., Alexander III., Innocenz IV. erhoben einen Damm wider einen Strom, der dem Erdboden drohte. Hier bauten ihre Vaterhände die Hierarchie, und neben ihr die Freiheit aller Staaten.“ Selbst solche Zeitschriften, die vom hitzigen Fieber des Ultra-Liberalismus angesteckt sind, legen Zeugniß für die heilsame Wirksamkeit des Papstthums in dieser Hinsicht ab. So heißt es in einem dieser Blätter: „Im Laufe der Jahrhunderte bildete sich die Feudalherrschaft zur Despotie empor und drohte Vernichtung der politischen Freiheit der europäischen Menschheit. Da erhob die päpstliche Macht die Fahne einer Revolution eigener Art und kämpfte mit dem Flammenschwert der Religion in den Händen ihrer Priester und Mönche, und mit den Blitzstrahlen des Bannes in den Händen ihres Oberpriesters gegen die politische Unterjochung der Völker durch ihre Kaiser und Könige.“ Also Freiheit der Völker und kleinern Fürsten, sowie der Städte, überhaupts Verhinderung eines universalen Despotendruckes in Europa, besonders in Deutschland, kann und muß wenigstens größtentheils den Päpsten und der Hierarchie auf die Rechnung geschrieben werden. Dieß bekennt auch Herder, indem er sagt: „Der Druck der römischen Hierarchie war vielleicht ein nothwendiges Joch, eine unentbehrliche Fessel für die rohen Völker des Mittelalters; ohne sie wäre Europa wahrscheinlich ein Raub der Despoten, ein Schauplatz ewiger Zwietracht oder wohl gar eine mongolische Wüste geworden.“ Und eine Kirchenzeitschrift sagt richtig: Im Mittelalter brauchten die Völker nicht sich gegen ihre Dränger zu empören, weil der Papst da war, um diese zurechtzuweisen. — Wer möchte noch behaupten, die Päpste haben der Freiheit Abbruch gethan, da gerade sie es waren, die sie überall schützten?

27. Wie die Völker Europas unter dem Einfluße des Katholizismus den Regierungen gegenüber ihre Freiheiten wahrten.

Es ist ein großer Irrthum, zu behaupten, die Völker seien erst durch den Protestantismus zur Freiheit gelangt, und vom Joche des Despotismus erlöset worden. Der Protestantismus hat den Ländern eigentlich nicht die Freiheit, sondern vielmehr die Revolution gebracht. Die Geschichte beweist, wie volksthümlich die Regierungen vor der Reformation unter dem Einfluße des Katholicismus waren. In allen Ländern, wie in Spanien, Frankreich, England, Deutschland u. s. w. stunden den Regierungen unter dem Namen Cortes, Parlamente, Generalstaaten, Landtage rc. Körperschaften an der Seite, welche die Sache des Volkes vertraten. Wir finden auch schon lange vor der Reformation Länder, in welchen die Regierungsgewalt ganz in den Händen des Volkes war, und zwar gerade in dem am meisten verschrienen Italien ist dieses der Fall. Die Republiken von Genua, Florenz, Venedig u. s. w. sind ein Beweis hievon. Blicken wir auf das so oft verrufene und mißkannte Spanien. Welcher Vorrechte und Freiheiten erfreuten sich die Provinzen dieses Landes, und mit welchem Nachdrucke wußte man sie zu bewahren! In dem Bündnisse, welches die Königreiche Leon und Galizien mit Kastilien im Jahre 1320 schloßen, heißt es unter Anderm: „Wir thun kund, daß wir alle unsere Rechte und Herkommen, Gebräuche, Privilegien, Vorrechte und Freiheiten immer und in der Art wahren, daß, wenn der König oder Infant Sancho, oder deren Nachfolger oder irgend einer der Großen, Alkaden, Merinos oder andere Personen dieselben ganz oder theilweise, wie oder wann dieß auch seyn mag, beschränken wollten, wir Alle zusammen rund heraus erklären werden, dieß sei eine Verletzung des mit dem Könige, dem Infanten Sancho und deren Nachfolger geschlossenen Vertrages, und wir werden sie um die Erneuerung desselben bitten, wo nicht, so werden wir uns Alle, wie Ein Mann vertheidigen und schützen, wie es in unserer Urkunde angedeutet ist, welche uns durch unsern durchlauchtigen Herrn, den Infanten Don Sancho, bestätiget ist.“ —

So reden in so frühen Zeiten Katholiken in dem verrufenen Spanien. Wehet in dieser Rede nicht der Geist der Freiheit?

Hingegen lehrt die Geschichte, daß der Protestantismus, dem man so gerne das Verdienst beilegt, als habe er die Freiheit der Völker befördert, gerade umgekehrt wirkte. Es ist unleugbar, daß die größte Erweiterung der königlichen Gewalt sich von der Zeit des Protestantismus herschreibt. Was ereignete sich unter Anderm in England? Die Repräsentativ-Einrichtungen sind in diesem Lande nicht durch den Protestantismus eingeführt worden; sie existirten Jahrhunderte vorher, wie bei andern Nationen Europa's. Aber der Monarch, welcher die englische Kirche gründete, zeichnete sich gerade durch einen grausamen Despotismus aus, und das Parlament, welches ihn im Zaume hätte halten sollen, erniedrigte sich auf die schamloseste Weise. Was soll man von der Freiheit eines Landes denken, dessen Gesetzgeber sich so tief erniedrigen, daß sie erklären, ein Jeder, der Kenntniß erhalten würde von dem verbotenen Umgang der Königin sei bei der Strafe des Hochverrathes gehalten, ihren Angeber zu machen? Was soll man von der Freiheit eines Landes denken, wo es öffentlich ausgesprochen worden, daß nur der Wille des Monarchen Gesetzeskraft haben soll? Sicher werden die Engländer selbst keinen Stolz in die Erinnerung an die Freiheit setzen, welche sie unter der Regierung Heinrichs VIII. und der Königin Elisabeth genossen. Es war vielleicht in ganz Europa nicht ein einziges Land, wo man unfreier war und der Despotismus unumschränkter herrschte. Auch in Frankreich war die königliche Gewalt nie mächtiger, als nach den Religionskriegen. Jetzt sehen wir Ludwig XIV. auf dem Throne, und hören aus dem Munde dieses stolzen Monarchen das Wort: Der Staat bin ich. So haben wir das vollkommenste Abbild der unumschränktesten Gewalt vor uns. Können aber die Völker Europa's den Verlust aller Repräsentativ-Einrichtungen, der möglichen Bürgschaften ihrer Freiheiten, bei dem Wachsthume der Macht des Thrones beklagen? Die Schuld hievon gebührt allein dem Protestantismus, der durch seine Verbreitung anarchischer Grundsätze durch ganz Europa die gebieterische Nothwendigkeit der Vereinigung der Oberherrschaft in einem Punkte und der Stärkung der königlichen Gewalt schuf. In dieser Erscheinung haben unter

Anderm auch die Vorfälle in Schweden im Jahre 1680 ihren Grund, als dieses Land sich ganz der Willkühr Karls IX. unterwarf; dasselbe gilt von Dänemark, wo die der Anarchie erlegene Nation Friedrich III. bat, die Monarchie für erblich und unumschränkt zu erklären; gleiche Bedeutung hatte der Vorfall von 1747 in Holland und die Aufstellung eines Erbstatthalters. Wer noch ein auffallenderes Beispiel verlangt, hat es an dem Despotismus Cromwell's in England.

Sollten diese Erscheinungen nicht zum Schlusse berechtigen, daß, wenn der katholische Glaube eine ausschlüßliche Herrschaft über Europa bewahrt hätte, die Völker fortwährend innigern Antheil an den Nationalangelegenheiten genommen hätten, und empfänglicher für den Genuß der wahren Freiheit geworden wären?

28. Die größten Revolutionsmänner sind, wenn die Umstände sich ändern, gewöhnlich die ärgsten Kriecher vor den Fürsten.

Man sollte es nicht für möglich halten, aber die Geschichte beweiset es: Die größten Revolutionsmänner sind, wenn die Zeitverhältnisse zum Nachtheil ihrer Sache sich ändern, gewöhnlich die ärgsten Kriecher und Speichellecker. Diese Wahrheit bestätiget die Vergangenheit nicht minder als die Gegenwart. Schauen wir auf Frankreich. Viele derjenigen, welche bei der ersten Revolution dieses Landes am thätigsten mithalfen und allen ihren Worten und Aussprüchen den Namen Freiheit beimischten, haben sich später, als Napoleon zur Gewalt gelangt war, um den Despotismus geschaart, und ihm Weihrauch gestreut. Sie haben angebetet, was sie zuvor in den tiefsten Abgrund der Hölle verflucht hatten. Der Mann der Revolution wendet sich jeder aufgehenden Sonne zu und huldiget ihr. So beweisen es auch die neuesten Zeiten. Schauet hin auf jene Schreier, die in den achtundvierziger Jahren so gewaltig losstürmten und dem Anscheine nach alle Fürstenthrone sammt ihren Inhabern verschlingen wollten: wie haben sie sich geändert, seitdem die Ordnung sich wieder befestiget hat? Ihr kennet sie nicht mehr. Zuerst strömte ihr Mund von Gift und Haß gegen die Fürsten über, und jetzt verkünden sie ihr Lob.

29. Es ist eine Täuschung, wenn die Völker von den sogenannten Freiheitshelden unserer Tage ein Glück erwarten.

Man hat sich in der jüngsten Zeit von der Revolution hie und da, Gott weiß, welch goldene Berge verheißen. Aber es ist eine große Täuschung von unsern Freiheitshelden eine Völkerwohlfahrt zu erwarten. Unsere Revolutionsmänner kann man so recht mit den falschen Propheten vergleichen: was diese in der Religion sind, das sind jene auf dem Felde der Politik. Die falschen Propheten, sagt Jesus Christus, kommen in Schafskleidern: so auch unsere Volksaufwiegler. Ihr Schafskleid sind ihre glänzenden Verheißungen und ihr scheinbarer Eifer für das Wohl der Menschheit. Sie wollen vorgeblich nichts als das Glück der Völker. Alle sollen frei werden; alle gleiche Rechte erlangen; alle unter einander Brüder werden. Allgemeine Freiheit und Gleichheit, allgemeine Bruderliebe; Aufhören alles Zwanges, aller Gewalt, auch aller Strafe, dann, was insbesondere die Leute auf dem Lande so gerne hören, aller Steuern und Abgaben, oder doch Minderung derselben, — das ist der glänzende Aushängeschild, den sie vor sich einhertragen. Aber was ein falscher Prophet verheißt, ist Lüge; und auch das Glück, das die Revolution ihren Anhängern in Aussicht stellt, ist Täuschung. Schauet auf jene Länder, welche in den abgelaufenen Jahren diesen Weg zum vermeintlichen Glücke eingeschlagen haben; — was haben sie gewonnen? Sind sie wohlhabender geworden? Hat sich der Culturstand ihrer Felder verbessert? Sind Künste und Gewerbe zur größeren Blüthe gebracht worden? Ach wäre nicht das Gentheil eingetreten! Fast Alle haben, statt zu gewinnen, unendlich verloren. Manche zuvor wohlhabende Familie ist an den Bettelstab gebracht worden; Viele, die früher in der Heimath friedlich mit den Ihrigen zusammenlebten und an Nichts Mangel litten, sind nun von ihren Angehörigen getrennt und irren in der Fremde im Elende herum, während ihr Name zu Hause gebrandmarkt, ihre Güter eingezogen, ihre zurück gebliebenen Familienglieder mit Kummer und Schmach überfüllt sind; nicht wenige der ansehnlichsten Geschlechter sind als ausgestorben zu betrachten. Wie viele Mütter jammern überdieß um ihre Söhne, wie viele Wittwen um ihre Gatten, die im Kampfe

gefallen sind! Wie viele Ortschaften sind verwüstet, wie viele Häuser eingeäschert worden! Wie viele Fabriken, die zuvor vielen hundert arbeitsamen Händen Verdienst und Brod gaben, sind untergegangen! Oder ist vielleicht die Freiheit in solchen Ländern eine größere geworden? Umgekehrt, die Umstände machten es nach wiederhergestellter Ordnung nöthig, eine viel strengere Gewalt auszuüben und manche der früheren Vergünstigungen, die eine väterliche Regierung gerne ihren ruhigen Unterthanen gewährt, mußte durch Verhängung des Belagerungszustandes von selbst aufhören. Aber gewiß sind doch die Steuern und Abgaben weniger geworden. O daß sie sich nicht gemehrt hätten! Es ist nichts theuerer, als die Revolutionen. Wir selbst haben dieses theilweise erfahren; denn ungeachtet der Strom des Verderbens nicht im vollen Laufe über unser Land sich ergossen hatte, verursachte schon die Abwendung desselben große Kosten und manche Opfer. Wir Alle haben vielleicht die löblichen März-Errungenschaften viel theuerer bezahlt, als sie Werth haben. Um übrigens zu erfahren, wie viel die Revolutionen kosten, müßt ihr nach Frankreich und in die übrigen Länder gehen, die in den jüngsten Jahren davon heimgesucht worden sind.

Aber vielleicht sagt Mancher der Revolutionsmänner: Es wäre nicht so gekommen, wenn wir die Oberhand behalten hätten. O noch trauriger wären die Verhältnisse! Die falschen Propheten, sagt Jesus Christus, tragen nur äußerlich ein Schafskleid, innerlich sind sie reißende Wölfe, d. h. unsere Revolutionshelden nehmen nur den Schein an, als sei es ihnen um das Wohl des Volkes zu thun, in der That aber haben sie ganz andere Absichten. Sie sind sich überall Selbstzweck und haben nur das eigene Ich im Auge; was sie thun, geschieht nur für sie. Nicht um die Völker zu beglücken, wollen sie die Ordnung umstürzen, sondern um sich dadurch selbst zur Macht und zum Ansehen zu bringen. Nicht für euer Wohl kämpfen und ringen sie, sondern für ihren Ehrgeiz und für ihre Habsucht. Aber um ihr Ziel zu erreichen, brauchen sie Hilfe und Bundesgenossen, und um diese leichter zu finden, versprechen sie dem gemeinen Volke eine glänzende Zukunft; reden von allgemeiner Freiheit und Bruderliebe. Aber laßt nur diese Menschen zur Macht gelangen, und ihr werdet euch bald überzeugen,

daß ihr an ihnen keine Brüder findet, die euch lieben und für euer Wohl besorgt sind, sondern daß ihr an ihnen Hyänen habt, die euch verfolgen und zerfleischen. Ihr sollet ihnen nur ein Werkzeug zur Erreichung ihrer Zwecke seyn; wären sie am Ziele, so würden sie sich euer, weil sie euch nicht mehr brauchen, gar bald und um jeden Preis entledigen. Statt der gehofften Freiheit würdet ihr die armseligsten Knechte werden; statt der erwarteten Reichthümer würdet ihr in die jammervollste Armuth gerathen: nicht nur nichts würdet ihr erhalten, sondern auch das, was ihr noch besitzet, würdet ihr verlieren. Aber wir haben ohnehin schon nichts, sagen Manche, und können also auch im schlimmsten Falle nichts verlieren. Mag seyn, daß ihr selbst nichts besitzet; aber ihr habt gute Freunde, edle Herzen, die euch in gesunden Tagen Arbeit geben, und zur Zeit der Krankheit Wohlthaten spenden. Diese würdet ihr verlieren, wenn die Umsturzpartei zur Macht gelangen würde; denn sie verlören selbst das Ihrige, wären zuletzt so arm, wie ihr, und könnten euch nicht mehr helfen. Es mag seyn, daß ihr gegenwärtig nichts besitzet; aber ihr habt noch kräftige Arme und gerade Glieder, und könnet euch durch Arbeit euern Lebensunterhalt verdienen. Durch den Kampf, welchen ihr für die Zwecke euerer vermeintlichen Freunde führet, würdet ihr aber vielleicht zu Krüppeln gemacht.

Es ist eine große Täuschung, von der Umsturzpartei ein Glück zu erwarten. Dieses zu geben, hat sie weder den Willen noch die Macht. Sie wird nur von Ehrgeiz und der Habsucht, also von selbstsüchtigen Absichten, getrieben. Diese Leidenschaften sind unersättlich: Der Ehrgeizige bekömmt nie an Ehre, der Habsüchtige nie an Schätzen genug; der Selbstsüchtige überläßt Andern Nichts, er nimmt Alles für sich selbst in Anspruch. Würde also die Umsturzpartei auch den Sieg erlangen, und käme es zur gewünschten Gütervertheilung, so würdet ihr dennoch leer ausgehen; denn sie würde alle Ehre und allen Reichthum, alle Macht und alle Freiheit für sich selbst in Anspruch nehmen, und euch überall nichts lassen. Sie hat aber auch, selbst im Falle sie die Oberhand bekäme, gar nicht die Macht, euch zu beglücken. Ein Bürgerglück läßt sich nur in einem geordneten Gemeinwesen denken. Nur da sind die Unterthanen glücklich, wo die Gesetze gehandhabt, die Rechte eines jeden Einzelnen geschützt und die Ordnung aufrecht erhalten

wird. Die Revolution ist nicht im Stande, diese Aufgabe zu lösen; denn sie hat sich widerrechtlich Geltung verschafft; sie ist durch Störung der Ordnung zur Gewalt gelangt. Die Unordnung und Ungerechtigkeit ist also gleichsam ihr Element, in welchem ihr Leben sich fristet. Sie muß, um sich nicht selbst aufzugeben, fortwährend diesen Zustand erhalten: sie kann Niemanden gerecht werden, weil Ungerechtigkeit ihre Grundlage ist; sie kann die Gesetze nicht handhaben, weil sie durch den Umsturz derselben ins Leben getreten ist; sie kann das Recht der Einzelnen nicht schützen, da sie ja die Rechte der Gesammtheit verworfen hat; sie ist nicht fähig einen Rechtszustand herbeizuführen, da sie alle rechtlichen Verhältnisse aufgelöset und zerrissen hat. Statt des Gesetzes wird also die Gewalt herrschen, statt der gehofften Freiheit der drückendste Despotismus zum Vorschein kommen. Und die, welche jetzt gemeinschaftliche Bestrebungen einigermaßen eint, werden, wenn sie ihr Ziel erreicht haben und zur Gewalt gelangt sind, selbst sich entzweien und gegenseitig sich verfolgen und bekämpfen. Einer wird Partei gegen den Andern machen; Einer wird den Andern zu stürzen suchen, um sich an seine Stelle zu bringen. Wenn unter solchen Umständen ein Glück möglich ist, dann läßt es sich auch in der Hölle noch finden.

Käme auch die Umsturzpartei zur Gewalt, so wäre sie im beßten Falle nur eine schwache Regierung. Ein schwaches Regiment ist aber immer auch ein despotisches und tyrannisches, ein grausames. Denn weil sie sich widerrechtlich die höchste Gewalt angemaßt hat, so muß sie immer fürchten, sie an Andere, die Gleiches wagen, wieder zu verlieren. Daher ist sie voll Furcht und Besorgniß, voll Argwohn und Vorurtheil. Weil selbst schlecht, denkt sie auch von allen Andern schlecht. Weil sie Niemandes Freund ist, hält sie auch jeden Andern für ihren Feind. Welchen Spielraum hat hier die Intrigue und falsche Angeberei! Da ist Niemand einen Tag seines Lebens, viel weniger seines Besitzthumes sicher. Wer denen, die eben jetzt die Gewalt in den Händen haben, nur im mindesten verdächtig wird, oder wer ihnen nur nicht angenehm genug ist, der fällt ihnen als Opfer. Er verliert sein Amt, sein Vermögen wird konfiszirt, er selbst in die Verbannung geschickt oder gar auf das Blutgerüst geschleppt. Daß in meinen Worten keine Uebertreibung ist, bezeugt die erste Revolution in Frankreich. Wer

kann die Opfer alle zählen, die dortmals der Despotismus und die Grausamkeit der höchsten Machthaber hinschlachtete. Und wenn es bei der letzten Revolution in demselben Lande und einigen angrenzenden Staaten Deutschlands nicht bis dahin wieder gekommen ist, liegt der Grund davon hierin, weil man das Spiel nicht bis zum Ende kommen ließ. Man hat der bereits wild dahin laufenden Maschine noch zeitig genug in die Räder gegriffen, die bessern Kräfte haben sich noch schnell gesammelt, noch gerettet, was zu retten war und eine Art Rechtszustand wieder hergestellt. Es ist euch ja Allen bekannt, daß die eigentliche Revolutionspartei dort aus dem Sattel gehoben wurde, daß die Gemäßigteren die Zügel der Regierung ergriffen haben.

Jesus Christus sagt auch noch von den falschen Propheten: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Die falschen Propheten sind gewöhnlich Leute ohne allen Glauben und ohne Treue; sie reden zwar viel von heiligen Dingen und haben immer die Religion im Munde; aber ihr Wandel ist unheilig und ihre Werke tragen den Stempel der Gottlosigkeit. Sie wollen Andern gute Sitten lehren, sind aber selbst der Sittenlosigkeit verfallen. Daher sind sie leicht aus ihren Werken zu erkennen. Gerade so auch unsere Revolutionshelden. Sie sprechen zwar süße Worte, die Rede fließt ihnen so angenehm von der Lippe, daß es eine Freude ist, sie zu hören; sie machen auch so glänzende Verheißungen, daß man sich unwillkührlich zu ihnen hingezogen fühlt; sie sprechen mit solcher Wärme vom allgemeinen Wohle, daß man nicht ungeneigt ist, sie für Menschenfreunde zu halten. Aber laßt euch nicht täuschen. Sie tragen nur äußerlich den Schaafspelz, innerlich sind sie reißende Wölfe. Auch der Teufel nimmt manchmal die Gestalt eines Lichtengels an, wenn es sich darum handelt, zu verführen. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Schauet nur in das Leben dieser Menschen etwas genauer hinein: was ist denn ihr Treiben? Es sind gewöhnlich Leute der schlimmsten Art, die jedes Laster brandmarkt, und die jeder Schlechtigkeit fähig sind. Ihnen ist kein Wort heilig; die Treue gilt ihnen nichts; mit dem Eide spielen sie; die Tugend ist ihnen ein schaales Wort; das menschliche Leben eine Kleinigkeit, mit welchem man nach Willkühr umgehen dürfe; die Ewigkeit ein Traum, Gott selbst ein Phantom. Sie haben längst

im eigenen Herzen die Ruhe verloren, und nun wollen sie auch Andern nehmen, was sie nicht mehr besitzen, den Frieden; darum reizen sie die Völker zur Unruhe und zum Aufruhr an. Ihr eigenes Hauswesen ist zerfallen, und nun möchten sie die ganze Welt in gleichem Elende sehen. Daher ihr Bestreben, überallhin Unordnung zu verbreiten, überall zu zerstören und zu verwüsten. Sie gleichen hierin so recht dem Satan. Weil er selbst die Seligkeit verloren hat, so möchte er auch alle Uebrigen zu gleichem Loose verurtheilt wissen. Daher sein unermüdetes Bestreben, Alle zu verführen und für sich zu gewinnen. Es soll keine Seligkeit mehr geben, sondern überall das Bild des Verderbens sich zeigen. So auch jene Wühler. Weil sie keines Friedens, keiner Ordnung, keines Wohlstandes sich mehr erfreuen, so soll es überhaupt diese Güter gar nicht mehr geben. Alle Menschen sollen ihnen gleichen, die ganze Welt das Bild ihres häuslichen Lebens darstellen; überall nur Elend und Ruin sich finden. Wie läßt sich von Leuten solcher Art ein Glück erwarten? Wie thöricht ist es daher nicht, in der Revolution den Morgenstern der Völkerwohlfahrt zu erblicken!

30. Einige Ursachen, in welchen die traurigen Uebel der jüngsten Zeit, wie Communismus, Freiheitsschwindel u. s. w. ihren vorzüglichsten Grund haben. —

Das Christenthum hat der Welt die Sklavenketten zerbrochen und ihr die Freiheit gebracht. Der Erlöser hat zum Arbeiter, der vordem Sklave war, gesprochen: Du bist Herr deiner selbst; die Zukunft deiner Familie liegt in deinen Händen; schüttle deine Ketten ab und arbeite! Der Sklave nahm dieses mit Dank an. Indeß war mit diesem herrlichen Geschenke noch nicht Alles gegeben, ja es konnte den Beschenkten sogar in eine schlimme Lage bringen; denn wenn es an Arbeit mangeln würde; wenn die Gesundheit des Arbeiters angegriffen wäre; wenn das Alter ihn zur Arbeit unfähig machen würde: wie dann? Wer sollte einen Solchen ernähren? Auch dieser Noth des Armen hat der Heiland abgeholfen, und zwar durch das Gebot der Nächstenliebe, welches den Reichen verpflichtet, sich der Bedrängniße der Armen anzunehmen. Dadurch wurde dem Sklaven die Freiheit erst zur wahren Wohlthat, und er konnte und durfte sie unbedenklich annehmen.

Europa nahm mit dem Christenthume dieses doppelte Gesetz an. Der Reiche war freigebig in seiner Nächstenliebe; seine Stiftungen für die Armen bedeckten lange Zeit den Boden Europa's. Der getreuen Hut der Religion anvertraut, wurden sie die nachhaltigsten Sparkassen des Arbeiters, das unerschöpfliche Erbe des Unglücklichen. Der Arme hatte nicht bloß Brod, Kleider, eine Zufluchtsstätte, sondern auch eine wahrhaft königliche Liebesbedienung. So zahlreich als die moralischen und materiellen Bedürfnisse des Menschen sind, eben so zahlreich waren auch die Zweige dieser bewunderungswürdigen Bedienung. Das Kind hatte Lehrer, der Waise Vater und Mutter, der Kranke Aerzte und Wärter. Der Greis, der Verwundete, der Kranke, selbst der Verbrecher, mit einem Worte, jeder Unglückliche sah sich mit aufopfernden Freunden umgeben, die seinen Nöthen abhalfen. Dieß geschah Alles, ohne daß es dem Staate einen Heller kostete. Die Arbeiter selbst bildeten wieder unter sich unzählige brüderliche Vereine, um sich des Hilfsbedürftigen ihrer Zunft annehmen zu können und selbst zur Zeit der Noth Unterstützung zu finden. Nun all diese Vereine waren durch die Religion geheiliget, und wirkten eben deßwegen auch um so segensvoller. Die Kirche war überhaupts der Mittelpunkt von Allem. Sie bestimmte die Stunde zur Arbeit und gab das Zeichen zur Ruhe. Der Arbeiter kannte daher keine Erbitterung gegen seinen Arbeitsherrn; er klagte nicht über Ueberladung oder Verkürzung, weil eigentlich nicht sein Herr, sondern eine höhere Autorität, die Kirche, ja Gott selbst, die Zeit und das Maaß seiner Arbeit ihm bestimmte.

Diese beiden Gesetze, das der Freiheit und der Bruderliebe, welche den vorzüglichsten Haltpunkt der öffentlichen Wohlfahrt bilden, fing man an zu verletzen, und führte dadurch allmählig einen Zustand herbei, wie wir ihn in den jüngsten Zeiten sahen. Das Uebel nahm seinen Anfang mit der Reformation. Denn was that der Protestantismus, als er die Mönche und Nonnen zerstreute und sich des Vermögens der Klöster, des Klerus und der Kirche überhaupts bemächtigte? Er unterdrückte alle öffentlichen und unentgeldlichen Liebesdienste, er beraubte die Armen ihres reichen Erbes, die Arbeiter ihrer kostbaren Sparkassen. Zu jener Zeit wurde das Gesetz der Bruderliebe in seinem Wesen verletzt, und der Pauperis-

mus hielt seinen Einzug in der Welt. Die Folge war, daß man die Armensteuer einführen mußte, um dem hungrigen Volke wenigstens einen Brocken hinzuwerfen, woran es nagen könne, bis der Tod es von seinem Elende erlöse. Durch die Einführung der Armensteuer bekam die Bruderliebe einen Todesstoß; dadurch wurde das Mitleiden im Herzen des Reichen und die Dankbarkeit in der Brust des Armen erstickt. Der Begriff von Almosen ging fast verloren; die Welt theilte sich in zwei große Heereslager, in Reiche und Arme; beide blickten mit Ingrimm gegenseitig sich an, haßten und verabscheuten sich, und dieser Haß mußte in dem Grade zunehmen, als der Pauperismus um sich griff, weil dadurch auch die Armensteuer sich immer mehrte, und trotz der erhöhten Pflichtbeiträge dennoch der daraus den einzelnen Armen zufließende Theil immer mehr sich verkleinerte.

In allen protestantischen Ländern findet man die Armensteuer und als ihre nothwendige Folge den tiefen Haß desjenigen, der nicht hat, gegen den, der hat und umgekehrt, und damit in Hand gehet die immer höher anschwellende Zahl der Armen und die Entsittlichung derselben. In einer von der französischen Akademie der Wissenschaften gekrönten Preisschrift, die einen protestantischen Geistlichen zu ihrem Verfasser hat, heißt es: „Ueberall, wo das System der gesetzlichen Wohlthätigkeit Wurzel gefaßt hat, zeigt uns die Erfahrung, daß die Anzahl und die Noth der Armen immer im Wachsen begriffen ist, daß die Steuer immer höher wird und manchmal einen Grad erreicht, wo sie die Quellen aller Wohlfahrt vertrocknet und selbst das Eigenthumsrecht vernichtet, daß endlich die Noth und die Bedrückung Klagen, oft Aufstände und Verbrechen erzeugt, welche den Regierungen ernstliche Unruhen einflößen und selbst die Existenz der Gesellschaften bedrohen.“ Die Armensteuer ist zwar in allen protestantischen Ländern fast unglaublich groß; am drückendsten aber in England. Sie verschlingt zur Zeit mehr als den sechsten Theil der reinen Einkünfte des unbeweglichen Eigenthums. Im Jahre 1823, das seit 1815 unter allen das leichteste war, kam sie dennoch der Hälfte der Nationalausgaben gleich, wenn man die Interessen der Staatsschuld davon abzieht. Und dennoch sind nirgends in Europa die Armen so zahlreich und in so elender Lage, als in England. Im Jahre 1848 richtete Lord

Ashley die Aufmerksamkeit der Kammer der Gemeinen auf den kläglichen Zustand der jungen Bevölkerung der Hauptstadt. Er beschwor die Regierung, jährlich die freiwillige Auswanderung einer gewissen Anzahl von jungen Leuten beiderlei Geschlechts nach zurückgelegten Schuljahren in einige Colonien zu vermitteln. Denn, fügt er hinzu, man schätzt die jungen Leute beiderlei Geschlechts, welche fast nackt, Ekel erregend, verlassen und entartet das Pflaster der Hauptstadt treten, auf 30,000. — Auch in andern protestantischen Ländern ist die Armensteuer unendlich hoch, und dennoch der Zustand der Armen ein höchst beklagenswerther. In Berlin hat die Generalverwaltung der Armen im Jahre 1821 den Wohlthätigkeitsanstalten einen Zuschuß von 98,770 Thalern, und im Jahre 1832 einen solchen von 297,224 Thalern gegeben. Es ist also die Ausgabe, welche das Unzureichende der gewöhnlichen Hilfsquellen nöthig machte, in eilf Jahren mehr als verdreifacht worden, obschon die Bevölkerung während dieses Zeitraumes nicht um ein Fünftel zunahm. In Hamburg betrugen im Jahre 1815 die Staatsbeiträge zur Wohlthätigkeitsverwaltung 77,973 Fr., und im Jahre 1832 die Summe von 225,600 Fr. Sie haben sich also in siebenzehn Jahren fast verdreifacht.

Von den protestantischen Ländern hat sich das Institut der Armensteuer in katholische verbreitet, und namentlich in Folge der Säkularisation war man genöthiget, es anzunehmen. Es trug aber auch hier dieselben Früchte; den Gebern werden immer größere Lasten aufgelegt, und den Empfängern wird immer weniger geholfen. Der Pauperismus greift immer weiter um sich. Die Menschheit trennt sich immer mehr in zwei Heereslager, in Reiche und Arme, und die Menge der letztern ist unzählbar. Der Reiche sieht mit Verachtung auf den Armen, und dieser blickt mit Haß zu jenem auf. Auf diesem Wege sind wir in der neuesten Zeit zum fluchwürdigen Communismus gekommen.

Man hat das Gesetz der Liebe und damit zugleich auch das der Freiheit noch in anderer Weise verletzt. Man sah nach dem Systeme der englischen Oekonomisten im Arbeiter nur noch eine Kraft, die man auf das vollständigste und möglich wohlfeilste zur Produktion benützte. Man ließ ohne Erbarmen selbst das Kind den Tag und auch einen Theil der Nacht über wie eine Maschine

in Bewegung seyn. Gesundheit, Kraft, moralischer Sinn, Alles schwand schnell dahin. Ist dann der Arbeiter ganz entkräftet, so wirft man ihn auf die Straße hinaus, und er hat keine andere Hilfsquelle, als die Wohlthätigkeit. Spricht er diese öffentlich an, so kömmt er in das Gefängniß. Umsonst haben die Religion und die Menschlichkeit die Stimme erhoben, um das Loos des Arbeiters einigermaßen zu erleichtern, und ihm wenigstens am Sonntage Ruhe zu verschaffen. Sei es Böswilligkeit oder sträfliche Nachsicht der Regierung, oder die allgemein hinreißende Gewalt des Materialismus und der unbeschränkten Konkurrenz, man wußte die Fürsprache der Kirche und selbst die Vorschriften des Gesetzes unnütz zu machen.

Zur physischen Unterdrückung kam die moralische. Als Gott den Armen zur Freiheit berief, gab er ihm nicht bloß das Recht auf das Brod, welches den Leib erhält, sondern auch auf das Brod, welches die Seele nährt. Dieses Brod der Wahrheit und der Tugend brach die katholische Liebe dem Volke mit freigebiger Hand, und sie veredelte es, indem sie es zur moralischen Freiheit erhob. Was hat man aber aus diesem Volke seit einem halben Jahrhunderte gemacht? Man hat es grausam demoralisirt. Man hat es demoralisirt durch die Unterdrückung der Mönchsorden, welche sich seinem Unterrichte, und dem seiner Kinder, und der Veredlung seines moralischen Wesens überhaupts widmeten; demoralisirt durch gänzliche Gleichgiltigkeit der herrschenden Klassen gegen die Religion, die nothwendige Grundlage aller Moralität; demoralisirt durch den Spott und den Hohn, womit der Diener der Religion und Alles, was darauf Bezug hat, allenthalben verfolgt wird; demoralisirt durch die tyrannische Forderung der Arbeit am Sonntage, was mit Gewalt die arbeitenden Klassen den Gesetzen der christlichen Moral entrissen hat; demoralisirt durch die Unwissenheit in der Religion, worin es aufwachsen muß, und noch mehr durch den schlechten Unterricht, den man ihm gegeben hat; demoralisirt endlich durch die schlechten Gesetze, durch die schlechten Bücher, durch die noch schlechtern Zeitungen und durch das unwiderstehliche Aergerniß der öffentlichen und häuslichen, der gesellschaftlichen und industriellen Sitten.

Von der Verletzung des Gesetzes der Freiheit insbesonders ließe

sich aber noch gar Vieles sagen. Völker und Könige, Reiche und Arme, Arbeiter in den Werkstätten und im Kabinet, alle haben mehr oder minder schwer dagegen gesündiget. Während die Herren Christum für todeswürdig erklärten, schlugen ihm die Diener in das Antlitz. Verletzt wurde die Freiheit der Bruderliebe, der man die Hände gebunden hat, um sie zu hindern, für das materielle und moralische Wohlsein der Gesellschaft zu arbeiten; verletzt die Freiheit der Wahrheit, die man verfolgt, verhöhnt, geknebelt hat; verletzt die Freiheit der Kirche, die man erniedriget, überwacht, unterjocht hat; verletzt die Freiheit der Fürsten durch Empörung und Anarchie; verletzt die Freiheit der Völker durch die Tyrannei der Regierungen; verletzt die Freiheit des Familienvaters, den man oft des heiligen Rechtes beraubte, seinen Kindern seinen Glauben zu vermachen.

Des religiösen Unterrichts beraubt und getäuscht durch die falschen Lehren der sogenannten Volksfreunde hat das Volk die Freiheit mit der Zügellosigkeit verwechselt. Jede Autorität, wie sie auch heißen mag, ist ihm verhaßt worden. Mit ungestümer Forderung hat sich oft der Arbeiter das Recht angemaßt, seine Willkühr dem Herrn zum Gesetze zu machen. Er verweigert die Arbeit oder will sie nur unter den Bedingungen annehmen, die er stellt; oder er läßt das angefangene Werk aus Laune und Bosheit unvollendet. Die bösen Beispiele und schlimmen Gesellschaften haben ihn zur Trägheit, zur Ausschweifung, ins Krankenhaus, oft auch ins Gefängniß gebracht. Die Schändlichkeit, woburch er Andere oft schnell zu einem Vermögen gelangen sah, an dem er zum Theile selbst Mitarbeiter war, erweckte in ihm die Begierde, wenn auch nicht nach Reichthum, so doch nach einer gewissen Ueppigkeit. Er hat sich eingebildete Bedürfnisse geschaffen, die in guten Zeiten schnell seinen Erwerb aufzehrten, und in schlimmen Tagen ihn darben ließen, wodurch sich in seinem Herzen Groll und Haß gegen seinen Herrn, und überhaupts gegen einen Jeden, der etwas besitzt, festsetzte. Dieser Haß trug bald seine Früchte. Er träumte eine bessere Zukunft; er wollte sich aber diese nicht durch Arbeit und andere ehrliche Mittel verschaffen, sondern durch den Diebstahl, die rohe Gewalt und die Plünderung. Die Umsturzpartei hat diese im Herzen der arbeitenden Klassen, besonders in den großen Städten verborgene Sinnesart bald erkannt. Die geheimen Gesellschaften haben sie trefflich für

ihre Zwecke zu benützen gewußt. Was ist nöthig, hieß es, daß der Arbeiter glücklich werde? Nur Eines: Die Plünderung der Reichen. Aus Furcht, das Gewissen des Arbeiters möchte gegen diesen Befehl noch Einsprache thun, lehrte man ihn, das Eigenthum sei der Diebstahl, die Beraubung aber sei ein Akt der Gerechtigkeit. Wagte man es nicht immer, in dieser Weise mit ihm zu sprechen, so zeigte man ihm den Reichen wenigstens als einen Faullenzer, der sich vom Schweiß des Volkes gemästet hat; als einen Tyrannen, der es im beständigen Drucke erhält. Aus diesem folgt, daß eine Entschädigung rechtlich gegründet sei. Versteht sich nun der Begüterte nicht freiwillig dazu, so brauche sich das Volk nur selbst Gerechtigkeit zu verschaffen.

Hiermit glauben wir einige der Ursachen bezeichnet zu haben, welche jene grausigen Uebel veranlaßten, unter denen die Menschheit in der jüngsten Zeit seufzte.

31. Wie sehr die Reformation der Revolution, von der die jüngste Zeit so viel zu leiden hatte, in die Hände gearbeitet hat.

Die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts war offenbar ein gewaltsamer Abfall von den damals herrschenden Grundsätzen und der bestehenden Ordnung, also eine Revolution. Denn soviel ist ausgemacht, daß zur Zeit der Glaubenstrennung die Kirche über alle Christen eine vom weltlichen Regiment verschiedene, geistliche Gewalt ausübte. Diese Gewalt wurde allgemein anerkannt, auch von ihrer Schwester, der weltlichen Macht. Es war unerhört, sie als eine aus finsterer Zeit herstammende Usurpation zu bezeichnen. In den alten Urkunden heißt es: Zwei Schwerter gibt es auf Erden. Das eine verlieh Gott dem Papste, das andere dem Kaiser. Man hielt demnach sowohl die geistliche, als weltliche Gewalt für göttlichen Ursprunges, und sah beide für Schwestern an, die im Dienste Gottes stehen und ihre Kräfte zu vereinen hätten, um die Ehre Gottes und die allgemeine Wohlfahrt der Menschen zu befördern. Es bestand auch damals ein inniger Zusammenhang zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt. Dieß sehen wir auch daraus, weil die Kirchengesetze zugleich als Staatsgesetze galten, und die kirchlichen Strafen auch für das bür-

gerliche Leben von den nachtheiligsten Folgen waren; selbst der Kaiser, der in den Kirchenbann verfallen war, verlor Krone und Reich, wenn er sich innerhalb Jahr und Tag mit der Kirche nicht wieder ausgesöhnt hatte. Eben dieses innigen Verhältnißes wegen zwischen Kirche und Staat wurde ein Angriff auf jene zugleich als eine Auflehnung gegen diesen angesehen. Ja der Ungehorsam gegen die Kirche wurde noch für strafbarer gehalten, als selbst gegen das weltliche Regiment, weil man in demselben einen unmittelbaren Angriff gegen Gott selbst sah. Dieses bezeugen manche Gesetze aus dem Mittelalter, welche die Ketzerei schärfer ahnden, als selbst den Hochverrath. Die geistliche Gewalt wurde überdieß der Ordnung nach für höher gehalten, als die weltliche. Ein neuer Grund, warum der Staat einen Aufruhr gegen die Kirche zugleich als gegen sich selbst gerichtet ansehen mußte; denn wenn es solche verwegene Menschen gab, die es wagten, die heiligste Ordnung umzustoßen, und sich an Gottes unmittelbarem Stellvertreter zu vergreifen, so konnte ja der weltliche Regent voraussehen, daß man vor ihm um so weniger Scheu haben und ihm um so unbedenklicher den Gehorsam verweigern werde. Die damalige Zeit war demnach eine solche, daß der Abfall von der Kirche nothwendig auch den Abfall vom Staate nach sich ziehen mußte.

Daß diese Verhältnisse beim Auftreten Luthers noch bestanden, beweist unter Andern auch der Umstand, weil die weltliche Macht, ungeachtet der Streit zunächst die Kirche anging, sich dennoch eifrigst um die Lehre Luthers bekümmerte. Denn der Kaiser war es, der den Neuerer nach Worms kommen, dort seine Sache untersuchen, ihn in die Reichsacht thun ließ, ihm Stillschweigen auferlegte u. s. w. Da aber Luther all diesen Befehlen entgegenkämpfte und sich gleichgültig darüber hinaussetzte, so hat er sich ja auch, da er der Kirche nicht folgte, gegen das weltliche Regiment versündiget und sich gegen dasselbe widerspenstig benommen. Und ist der, welcher Solches thut, kein Aufrührer? Daß aber der Reformator die kaiserlichen Befehle oftmals nicht geachtet hat, ist eine Thatsache. Als ihn Kaiser Karl V. nach Worms berief und ihm dann einen Sicherheitsbrief ausstellte, war ihm derselbe nur unter der Bedingniß ertheilt, daß er sich auf der Reise des Predigens gänzlich enthalten soll. Dennoch hielt er zu Erfurt am ersten

Sonntage nach dem Osterfeste eine Predigt an das Volk, die er später drucken und verbreiten ließ. Diese Predigt, in welcher er über die guten Werke und manche Einrichtung der katholischen Kirche seine Galle ausgoß, und auf eine freche Weise über die Geistlichen loszog, trägt gewiß einen großen Theil der Schuld von jenem Aufstande, der bald darauf zu Erfurt ausbrach und vorzüglich gegen die Geistlichen wüthete. Eben so wenig achtete er auf der Rückreise von Worms nach Wittenberg diesen Befehl, nicht zu predigen. Auch ging er nicht nach Wittenberg, wie der Kaiser es ihm befohlen, sondern ließ sich verstellter Weise gefangen nehmen und auf die Wartburg in die Sicherheit bringen. Zu Worms selbst erwiderte er auf alle Milde des Kaisers und der versammelten Fürsten, die ihn zur Besonnenheit zurückrufen wollten, mit Halsstarrigkeit und Widerspenstigkeit.

So ist es ja offenbar, daß Luther weder gegen die weltliche, noch gegen die geistliche Obrigkeit einen Gehorsam kannte. Ja ich wäre begierig zu hören, wessen Befehlen er sich einmal gefügt hat, von jener Stunde an, wo er als Glaubensneuerer aufgetreten ist. Seine treuesten Anhänger führten oft bittere Klage über seinen unbeugsamen Starrsinn.

Die Zeitgenossen verhehlten es sich keineswegs, worauf es mit dieser neuen Lehre abgesehen war, nämlich, daß sie nicht nur die kirchliche, sondern auch die bürgerliche Ordnung untergrabe. Allenthalben wurde Luther als ein Aufrührer bezeichnet. Schon auf dem Reichstage zu Worms machte der päpstliche Legat Hieronymus Aleander den Kaiser und die Fürsten in öffentlicher Sitzung darauf aufmerksam, daß nicht nur der Kirche, sondern auch dem deutschen Reiche von den wüthenden Umtrieben des unbeugsamen Mönchs die größte Gefahr drohe, und er legte der Versammlung Auszüge aus seinen Schriften vor, welche nicht nur Ketzerei und Gottlosigkeit, sondern auch Ungehorsam und Aufruhr athmeten.

Bekannt ist, welcher empörenden Sprache sich Luther gegen das Oberhaupt der Kirche bediente. So sagt er unter Andern: Wenn man den Papst nicht zur Vernunft bringt, so ist es um die Christenheit geschehen. Flüchte sich, wer kann in die Gebirge, oder man nehme diesem römischen Mörder das Leben. Führet keinen Krieg mehr mit den Türken, so lange ihr nicht vorher den Namen des

Papstes von der Erde vertilgt habt. — Der Papst ist ein vom Teufel besessener Wolf; man muß alle Dörfer und Burgen gegen ihn bieten. — Wäre ich Herr im Reiche, so würde ich aus den Päpsten und Cardinälen einen einzigen Bündel machen, und sie zusammen in jenen kleinen Graben des Toscanischen Meeres werfen. Dieses Bad würde ihnen herrlich anschlagen. — Da wir Diebe mit Strang, Mörder mit Schwert, Ketzer mit Feuer strafen: warum greifen wir nicht vielmehr an Päpste, Cardinäle, Bischöfe und den ganzen Schwarm der Römischen Sodoma? — Luther nennt den Papst ferners den Apostel des Teufels, welchen man in Ketten und Bande legen soll; einen höllischen Vater, einen groben Esel mit langen, ungekämmten Ohren; einen verzweifelten Bösewicht; man soll dem Papste und seinen Anhängern die Zunge hinten zum Halse herausreißen und an den Galgen annageln; das Papstthum ist ein lästerlicher und verdammter Stand, so daß, wenn gleich Einer fromm seyn wollte, er doch seines Standes wegen ein Gotteslästerer und Feind Christi seyn muß. — In solchen Ausdrücken redet Luther vom Papste. Und doch ist der Papst zugleich auch ein weltlicher Fürst.

Auch von den übrigen weltlichen Fürsten hat Luther in seinen Schriften häufig nicht nur auf die verächtlichste Weise gesprochen, sondern oft auch geradehin zum Aufruhr gegen sie angestachelt. Er scheut sich nicht, die Gewaltträger Gottes auf Erden „große Narren, arge Buben, Gottes Stockmeister und reiche Henker“ zu nennen. Er drohet, daß sich das Volk nicht mehr länger ihre Herrschaft gefallen lassen, und ihr drückendes Joch abschütteln wird. Er prediget offenbar Aufruhr, indem er sagt: Folgen wir ihnen (den Fürsten) unter keiner Rücksicht, sei es zum Streite oder zur Beisteuer gegen die Türken, indem der Türke zehnmal verständiger und gerechter ist, als unsere Fürsten. Ein anderes Mal befiehlt er geradezu den Regentenmord mit den Worten: Regenten, Fürsten und Herren, die den Geschwüren der Römischen Sodoma zugehören, soll man mit allerlei Waffen angreifen und in ihrem Blute sich die Hände waschen. Er verwirft ferners alle Obrigkeit, indem er sagt: Unter den Christen kann und soll keine Obrigkeit seyn. Aus diesem Grunde glauben wir und wollen es unverhindert haben, daß wir Herren sind über alle päpstliche und menschliche

Lehre und Gebot, und soll in unserm Willen und Gefallen stehen, ob wir sie halten wollen oder nicht. Lasse sehen, was dawider sagen oder thun alle Teufel abermal. Ich meine ja, ich rede jetzt deutsch, und daß meine Worte nicht meine, sondern Christi sind. Diese und ähnliche Aussprüche stehen wörtlich in Luthers Schriften und haben wir sie theils der „Nachlese aus Dr. Martin Luthers Schriften," theils dem bekannten Werke Uhlenbergs entnommen.

Hat aber hiedurch Luther nicht offenbar Revolution gepredigt? In der That hatte die Reformation überall den Aufruhr in ihrem Gefolge. So in Deutschland, wovon der Bauernkrieg ein sprechendes Zeugniß ist; so in England, wo ein König unter dem Henkerbeile verblutet; so auch in andern Ländern. So ist es gewiß keine Uebertreibung, wenn wir in der Reformation die Vorläuferin der Revolution erblicken. Mit Recht sagt daher der geistreiche Abbe Balmes. „Ein großer Theil der Sekten, welche die Kirche seit dem zehnten Jahrhunderte beunruhigten, war im Grunde umwälzungssüchtig; sie gingen entweder geradezu von dem verwerflichen Gesichtspunkte der revolutionären Demokratie aus oder suchten in ihr eine Stütze. Unglücklicher Weise fand dieselbe Demokratie, welche durch ihr unruhiges, ungerechtes, unheilvolles Treiben die Ruhe Europa's in den frühern Jahrhunderten bis zum sechszehnten gestört hatte, in dem Protestantismus ihre glühendsten Anhänger. Denn welches ist vorzüglich der Gang der Ereignisse in Deutschland nach der Einführung des Protestantismus? Verbreitung von Grundsätzen, welche die Gesellschaft mit der Zeit untergraben mußten, Entstehung von Parteien und Ausbruch von Aufruhr."

32. Einige Mittel zur Heilung der Uebel unsers Zeitalters.

Wir haben gesehen, daß die zwei Grundgesetze der christlichen Gesellschaften die Bruderliebe und Freiheit sind. Diese beiden Gesetze hat man vielfältig verletzt, und dadurch Uebel befördert, wie wir sie in der jüngsten Zeit erlebten. Darum kehrt zur Bruderliebe wieder zurück, und gebt frei jene Kräfte, die ihr zum allgemeinen Nachtheile oft nur aus Laune so lange gefesselt gehalten habt, damit sie zum allgemeinen Besten wieder wirken können.

Wenn die Bruderliebe uns wahrhaft ergreift, so wird der

Reiche nicht mehr kalt an den Nöthen des Armen vorübergehen; er wird sich ihm voll Theilnahme zuwenden, und sein Elend zu lindern suchen. Er wird ihm mit weisen Rathschlägen beistehen, daß er seine Geschäfte und Arbeiten auf eine ersprießliche Weise vollbringe; er gibt zu seinem Besten oft selbst einen Vortheil auf; er wendet ihm überdieß von seinem eigenen Vermögen nach Bedürfniß besondere Gaben und Unterstützungen zu. Wohlwissend, daß der Dürftige gewöhnlich an der Seele noch ärmer als am Leibe ist, richtet er sein Hauptaugenmerk auf die letztere. Er setzt sich mit den niedern Ständen in einen freundschaftlichen Verkehr, und lernt dadurch ihre geistigen und leiblichen Nöthen kennen, denen er in jeder Beziehung abzuhelfen sucht. Mit besonderer Sorgfalt nimmt er sich der verlassenen Kinder an, und ist bemühet aus ihnen ordentliche Menschen heranzubilden. Dadurch werden die niedern Stände gewonnen und zugleich moralisch gehoben; der Communismus wird in seiner Wurzel angegriffen, und ein brüderliches, christliches Zusammenleben wieder möglich gemacht. Weil aber die Noth und das Elend so groß und allgemein ist, reichen die Kräfte des Einzelnen nicht hin, demselben zu steuern. Es müssen daher mehre, ja alle Gutgesinnte zusammenstehen; es müssen sich zu diesem Zwecke besondere Vereine bilden. Und wir haben sie bereits; in soferne es sich um Verbreitung einer kirchlichen Gesinnung handelt, ist der Piusverein da; in so ferne thätige Nächstenliebe gefördert werden soll, verweise ich euch an den Vincentius-Verein; in so ferne im Handwerksstande ein neuer Grund zum Guten gelegt werden soll, ist der Gesellenverein vorhanden; in so ferne den durch Krankheit oder andere Unglücksfälle in Noth gerathenen Arbeitern geholfen werden soll, gibt es den Arbeiterunterstützungsverein. Alle diese und ähnliche Vereine sind Bedürfnisse der Zeit, und wem daran liegt, daß die Uebel, an denen wir leiden, geheilt werden sollen, kann an ihnen nicht gleichgültig und theilnahmslos vorüber gehen.

Alle diese Vereine sind durch die Kirche geweiht; sie sind das lebendige Christenthum, und daher wohnt ihnen die Kraft ein, die Welt zu erneuern. Die katholische Kirche hat schon einmal die Welt gerettet, und nur sie kann auch in unser Elend wieder Hilfe bringen. In dem Grade, als sie die Herzen ergreift, wird es in

der Menschheit wieder besser. Denn dann werden die niedern Stände wieder Zufriedenheit lernen; im Aufblicke zu Gott ihre Arbeiten verrichten und mit billigem Lohn sich begnügen; sie werden sparsam leben, und auch für schlimme Zeiten einen Nothpfenning zurücklegen; sie werden nicht mehr mit Groll und Haß auf die Reichen hinaufschauen, und auf eine Gelegenheit lauern, ihnen das Ihrige zu entreißen; sie werden Achtung vor dem fremden Eigenthume haben und die erworbenen Rechte ehren. Nur die Religion kann solche Gefühle einpflanzen und sie zum lebendigen Bewußtseyn bringen.

Soll aber die Religion das wirken, wozu sie die Kraft hat, so muß man sie auch achten und ehren. Es darf nicht mehr vorkommen, daß die vornehme Welt sich gleichgiltig über sie hinwegsetzt, so daß es scheint, sie sei nur Zaum und Gebiß, um damit das gemeine Volk zu zügeln. Es müssen die bessern Stände zuerst zum Glauben zurückkehren, dann wird man auch in den niedern Volksschichten um so lieber religiös werden, als man sich dadurch zu ehren glaubt, wenn man das Beispiel der Großen nachahmt.

Die Religion darf nicht bloß in Ideen bestehen, sondern muß in das Leben übergehen; man muß insbesondere auch die praktischen Vorschriften derselben beobachten. Man befleiße sich allenthalben eines sittenreinen Wandels; verabscheue alle Ungerechtigkeit und meide auch den Schein von Betrug; man sei selbst eifrig in Erfüllung seiner Religionspflichten und gebe auch seinen Untergebenen die nöthige Zeit und Gelegenheit dazu. Darum dringe man insbesonders auf Heilighaltung der Sonntagfeier. Ohne Sonntagsruhe, welche durch Einstellung der materiellen Arbeit den Arbeiter die Muße gibt, sich mit der moralischen Arbeit zu beschäftigen, ist eine wahre Verbesserung unmöglich, und dieses aus dem einfachen Grunde, weil es dann für das Christenthum keine Zeit und keinen Ort mehr gibt, wo es zum Volke reden kann. Ohne Sonntagsruhe wird übrigens der Arbeiter auch zur Ausschweifung verleitet. Der Mensch kann einmal nicht immer arbeiten, er muß einen Ruhetag haben. Ruhet er am Sonntage nicht in der Kirche, so ruht er am Montage in der Schenke. Wenn überdieß der Arbeiter keinen religiösen Unterricht mehr hat, so wird er bald das Wenige verlieren, was man ihm in seiner Kindheit beibrachte.

Der religiöse Zügel, der allein im Stande ist, seine Leidenschaften zu fesseln, erschlafft; er gewöhnt ein ausschweifendes Leben, und seine Familie geräth in Noth und Elend.

Weil aber, wie in allen Dingen, so auch hier nur von der Kirche das Heil ausgehet, so gebe man ihr jene Freiheit, die sie nöthig hat, um die Welt regeneriren zu können. Man überwache sie nicht mehr mißtrauisch; löse sie von den Fesseln, in welche sie der Unglaube geschmiedet hat. So lange man die Kirche nur als Polizeianstalt betrachtet, ist ihre Kraft gelähmt; wenn ihr aber freie Bewegung gegönnt ist, wird sie Wunder in den Herzen der Menschen wirken, und diese zu eben so treuen und ruhigen Unterthanen, als zu guten Christen machen.

33. Von dem größten Gegensatz zur Freiheit oder der Sklaverei.

(Größtentheils nach Möhler.)

a) Begriff.

Der Sklave wurde in der heidnischen Welt als ein Wesen betrachtet, das vermöge seiner vom Schöpfer oder vom Fatum gegebenen unedeln Natur zum Dienste Anderer bestimmt ist, ja mit dem der Herr nach Willkühr umgehen dürfe, und das in der Hand des Eigenthümers von dem Begriffe einer Sache nicht verschieden war. Die Sklaverei erschien den Heiden von diesem Standpunkte aus als eine naturgemäße Einrichtung, die in dem schwächern, unedlern Geiste des unfrei Geborenen ihren Grund habe. Daher sagt Homer, Zeus nehme jenen die Hälfte des Geistes, die er für die Knechtschaft bestimme. Der griechische Weltweise Plato aber behauptet, in der Seele eines Sklaven sei nichts Gesundes, und wer immer verständig sei, werde einem solchen nie etwas anvertrauen. Noch weiter gehet Aristoteles. Nach seiner Ansicht unterscheidet sich der Sklave von dem Thiere, namentlich von dem zahmen, nur sehr wenig; denn beide dienen bloß zur Befriedigung körperlicher Bedürfnisse. Zwar verhehlt Aristoteles nicht, daß der Sklave mit Vernunft begabt sei; allein nach seinem Dafürhalten fühle er mehr die Vernunft, als daß er sie wirklich habe. Selbst die Körper der Sklaven und Freien seien schon verschieden; jene seien stark, wodurch die Natur ihren Beruf zur

Handarbeit andeute; diese aber erhaben und zu körperlichen Verrichtungen unbrauchbar. Läßt sich noch auf eine verächtlichere Weise vom Sklaven reden, als dieser sonst große Weltweise es thut? Dieß war aber die allgemeine Ansicht des Heidenthums.

b) Ursprung.

Die Sklaverei steht mit dem allgemeinen Zerfall des Menschengeschlechtes in lebendiger Verbindung, so daß sie nur als ein Auswuchs jenes Stammbaumes aller Uebel aufgefaßt werden darf, dessen Aeste von Adam an durch alle Zeiten und Räume der Erde reichen bis auf Christus, von dem eine neue Pflanzung ausging. Welche Verkehrtheit der Gesinnung wurde nicht erfordert, bis das uranfängliche Band brüderlichen Verhältnisses in Ketten sich verwandelte, welche der Gleiche um den Gleichen schlug? Welche Mischung von Uebermuth, Grausamkeit, Habsucht und Niederträchtigkeit mußte nicht die Gemüther beflecken, bis der Eine von dem Andern die Ansicht gewinnen konnte, daß er über ihn wie über eine Sache verfügen dürfe! Doch war wohl der Begriff eines Sklaven, wie überhaupts ein jeder Begriff nicht sogleich vollkommen ausgebildet, wodurch es sich auch begreifen läßt, daß überall Sklaverei möglich war; denn so scheint es uns, wenn er auf einmal in seinem ganzen Umfange, in seiner ganzen Gräßlichkeit im Leben vorhanden und dem Geiste gegenwärtig gewesen wäre, gewiß nie hätte sich die Sklaverei bilden können. Indem er sich aber stufenweise entwickelte, wurde der Geist des Menschen vorbereitet, ihn zu ertragen, der bei plötzlichem Eintritte das Leben des Menschen zerstört hätte. Zuerst war der Mensch, indem er Gott den Gehorsam versagte, sein eigener Herr geworden, und damit zugleich auch der Sklave seiner selbst. Diese Art von Knechtschaft schon gewöhnt, hatte die andere nicht mehr allzuviel Ueberraschendes. Doch dieses war nicht die einzige Vorbereitung. Indem die Einheit zwischen Gott und dem Menschen in eine Entgegensetzung übergegangen war, waren zugleich in dem Menschen böse Begierden ohne Zahl erwacht, welche unvermeidliche Reibungen mit Andern herbeiführten, und zuletzt in förmliche Kämpfe übergingen, welche nur mit Unterwerfung des Einen unter den Andern endigen konnten. Der Unterworfene fand sich nicht

frei von Schuld, und mußte sich vielleicht sogar gestehen, daß er den Unfrieden selbst hervorgerufen habe und die Ursache seines Unglücks sei. Das jetzige gegenseitige Verhältniß stellte sich sonach für beide Theile als ein unter den gegebenen Umständen natürliches dar, und verlor eben dadurch ein Beträchtliches von seiner Bitterkeit und Schärfe. Aber die Unterwerfung selbst war wohl schwerlich sogleich eine völlig unbedingte, die diesem nur Rechte gewährte, jenem nur Lasten auflegte. Neue Verwicklungen führten wohl erst zum Aeußersten, in welchem der dienende völlig Person zu seyn aufhörte und nur noch als Sache des Andern in Betracht kam. Indeß ist keineswegs nothwendig, anzunehmen, als sei alle Unfreiheit nur durch Kampf und Unterwerfung entstanden; es konnte sich dieselbe auf sehr vielfache Weise im Verlauf der Zeiten bilden, z. B. durch das Gefühl geistiger oder physischer Schwäche der anerkannten Ueberlegenheit eines Andern gegenüber, dessen Führung man sich anvertraute; durch die Vertreibung aus einem innegehabten Lande, wobei den Flüchtlingen nur der Dienst unter Fremden übrig blieb u. s. w.

c) Traurige Lage der Sklaven.

Höchst traurig war das Loos der Sklaven im Heidenthume. Der Herr hatte das Recht über Leben und Tod seines Sklaven; er konnte ihn tödten, ohne Jemanden Rechenschaft dafür schuldig zu seyn; er durfte ihn schlagen, und überhaupts behandeln wie ein Thier. Er konnte ihn, wie eine jede Sache, die sich zu einem Gegenstande kaufmännischen Verkehres eignete, verkaufen, verhandeln, verpfänden u. s. w. Der Sklave als ein Theil seines Herrn konnte bei den Römern und vielen andern Völkern für sich nichts erwerben. Bei allen Völkern, heißt es im Justinianischen Rechte, kann man bemerken, daß den Herren das Recht über Leben und Tod bezüglich ihrer Sklaven zustehe; und Alles, was ein Sklave erwirbt, wird für seinen Herrn erworben. Von den alten Deutschen ist überdieß bekannt, daß sie häufig die Sklaven den Göttern opferten, insbesonders war von den im Kriege zu Sklaven gemachten Gefangenen je der Zehnte dazu bestimmt. Aehnliches erzählt Herodot von den Scythen. Starb ihr König, so wurden ihm die zunächst stehenden Sklaven mitgegeben, d. h. getödtet; ein

Jahr nach seinem Tode noch fünfzig Sklaven auf seinem Grabe gemordet. Auch blendeten sie ihre Sklaven. Zu Sparta wurden die Sklaven so übel behandelt, daß man ihnen nur so viel Nahrung zukommen ließ, daß sie nicht den Hungertod sterben mußten. Die Familiensöhne der Stadt verbreiteten sich oft bei hereinbrechender Nacht auf den öffentlichen Straßen und tödteten die Sklaven, die sie antrafen, um sich in den Waffen zu üben. Im Römischen Reiche wurden diejenigen Sklaven, welche die Thüren der Reichen hüteten, an Ketten gebunden. Oft geschah es, daß diejenigen, welche ihre Dienste nicht mehr versehen konnten, sei es wegen Gebrechlichkeit oder wegen Alters, auf einer Insel der Tiber ausgesetzt wurden, wo sie ohne Hilfe umkamen. Die reichen Römer hielten sich oft Tausende von Sklaven, und prangten mit ihnen auf dem Forum, während sie zu Hause, wo sie als Bäcker, Weber, Sattler Schuhmacher u. s. w. arbeiteten, in engen, dumpfen, ungesunden Gemächern dicht aufeinander gedrängt, verschmachteten. Wenn sie ihre Herren bei Tisch bedienten, durften sie keinen Laut von sich geben, selbst unwillkührliche Laute, wie Nießen, Husten u. s. w. wurden unbarmherzig bestraft. Zu solch unwürdigen Dienstleistungen gebrauchte sie oft der vornehme Römer, daß sich selbst ihre abgestumpfte Natur zuweilen empörte, und sie sich aus Verzweiflung ermordeten; besonders unerträglich und alle bessern Gefühle in Aufruhr bringend war die Bedienung der römischen, vornehmen Frauen. Für den geringsten Gegenstand des unendlichen Putzes war je eine besondere Sklavin bestimmt. Diese stunden bis an die Hüfte entblößt vor ihrer Gebieterin, die sich mit einem scharfen, eisernen Werkzeuge bewaffnet hatte, um Arm und Brust der Unglücklichen bei jedem Versehen derselben zu verwunden, ja selbst dann, wenn es der Kunst nicht gelingen wollte, Gebrechen der Natur in Schönheiten zu verwandeln, oder die durch Alter oder Ausschweifung verwelkte Blüthe zu erneuern. So weit trieb man es, daß ein Schriftsteller sagen kann, der Palast eines römischen Großen habe zuweilen einem Schlachthause ähnlich gesehen, weil er allenthalben befleckt war mit dem Blute der Sklaven und Sklavinnen.

So oft in Rom ein Herr von einem seiner Sklaven ermordet worden war, verurtheilte man alle seine Sklaven zum Tode. Als Pedanius Sekundus durch einen seiner Sklaven meuchlerisch fiel,

sollten dem alten Herkommen zu Folge alle seine Sklaven, deren er vierhundert besaß, zum Tode geführt werden. Dieses grausame Schauspiel, bei dem so viele Unschuldige den Todesstreich empfangen sollten, bewog das Volk zum Mitleiden, so daß es bis zur Empörung schritt, um diese abscheuliche Schlächterei zu verhindern. Als sich der Senat voll Bestürzung über diesen Gegenstand berieth, ergriff ein Römer, Namens Cassius, das Wort, und behauptete mit allem Eifer, man müsse die blutige That ausführen, nicht bloß um den Vorschriften des alten Herkommens zu gehorchen, sondern weil es unmöglich wäre, sich auf eine andere Weise gegen den bösen Willen der Sklaven zu schützen. — Wie viel manchem Besitzer das Leben seiner Sklaven galt, beweist unter Anderm Quintus Flaminius, der einmal bei einem Festmahle bloß aus Laune und zum Zeitvertreib einen seiner Sklaven tödtete. Ein Anderer, Vedius Pollio, ließ einen Sklaven bloß deßwegen, weil er ihm ein Crystallglas unvorsichtiger Weise zerbrach, in den Fischteich werfen, und von den Fischen auffressen. Bei einer solchen Behandlung konnte es nicht anders kommen, als daß das Sprüchwort: „So viel Sklaven, so viel Feinde" — volle Wahrheit wurde.

Diese Behandlung und dann schon der Begriff, welchen man sich vom Sklaven machte, und dem er sich selbst nicht entziehen konnte, lähmte seine eigenen Kräfte und drückte sie darnieder. Der Mangel jeglichen Selbstvertauens machte ihn feige, kriechend, heimtückisch, lügnerisch und trugvoll; nie mit Höherem und Edlerem sich beschäftigend, bildete sich die Sinnlichkeit ausschließlich aus; daher er uns als gefräßig, trunkliebend und überaus wollüstig geschildert wird, auch als hartherzig und grausam. Schon an die Wörter „Servilis, illiberalis" war alles Gemeine und Niedrige in jeglichem Sinne gebunden. Hieraus erklärt es sich denn auch, wie die Meinung entstehen konnte, daß der Sklave eine seiner Natur nach auf einer niedrigeren Stufe des Daseyns sich befindende Seele habe. Eine solche sittliche Beschaffenheit machte freilich auch ein Verfahren gegen sie wie gegen Thiere kaum vermeidlich. Diese Behandlungsart aber verkehrte, wie schon erwähnt, ihren Charakter noch mehr, so daß allmählig ein Grauen erregendes Verhältniß zu Tage gebracht wurde. Die heidnische Religion that nichts, um diesen traurigen Zustand der Sklaven zu mildern;

denn die Saturnalien, wo Freie und Sklaven zusammen speisten, und diese von jenen bedient wurden, und ähnliche Einrichtungen haben ihnen eher ihr Elend erst recht zum Bewußtseyn gebracht, statt es gemildert.

d) Große Zahl der Sklaven im Heidenthume.

In der heidnischen Welt hat es eine kaum glaublich dünkende Menge von Sklaven gegeben. Bei einer Volkszählung in Athen ergaben sich auf 20,000 Bürger nicht weniger als 400,000 Sklaven. Im peloponesischen Kriege gingen 20,000 Sklaven zu dem Feinde über. So berichtet Thucidides. Derselbe Schriftsteller belehrt uns, daß in Chios die Zahl der Sklaven sehr beträchtlich war, und daß ihr Abfall, durch den sie in die Reihen der Athener kamen, ihre Herren in große Noth versetzte. Im Allgemeinen war die Sklavenzahl allenthalben so groß, daß die öffentliche Ruhe oft hiedurch bedroht war. Deßwegen war es nothwendig, besondere Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Die Sklaven, sagt Plato, dürfen nicht aus demselben Lande, und müssen an Sitten und Neigungen so viel als möglich von einander verschieden seyn; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß hieraus häufig sehr viele Uebel entstehen. Derselben Ansicht ist Aristoteles. Auch er räth an, nicht viele Sklaven aus einem Lande zu haben, und beruft sich unter Anderm auf das Beispiel der Heloten, die den Spartanern oft so viel zu schaffen gemacht.

In Rom war die Anzahl der Sklaven so groß, daß der Senat, als man den Vorschlag machte, ihnen eine besondere Kleidung zu geben, dieser Maßregel sich aus dem Grunde widersetzte, weil man besorgte, die öffentliche Ruhe sei in Gefahr, wenn die Sklaven in Erfahrung brächten, wie viel ihrer wären. Die Zahl der Sklaven war in Rom zu einer solchen Höhe gestiegen, daß manche vornehme Herren derselben mehre Tausende hatten. So besaß der Präfekt Hermes deren über zwölf hundert, die zugleich mit ihm zur christlichen Religion übertraten. Die heilige Melanie schenkte, nachdem sie Christin geworden, mit Einwilligung ihres Gemahls 8000 Sklaven die Freiheit, und in dieser Zahl waren noch nicht einmal alle ihre Sklaven begriffen, da sie noch mehre, die nicht frei werden wollten, ihrem Schwager Severus schenkte. Es war bei den Römern ein Gegenstand des Luxus geworden, recht viele Sklaven zu

haben. So weit kam es, daß nach dem Zeugnisse des Plinius das Reisegefolg mancher vornehmen Familie einer ganzen Armee gleich sah.

Auch in den übrigen Ländern außer Griechenland und Italien gab es eine große Anzahl von Sklaven; unter Andern bezeugt dieses namentlich Cäsar von Gallien. Ueberhaupts darf man annehmen, daß die Hälfte der Menschheit in der heidnischen Welt der Sklaverei unterworfen war.

e) Die Aufhebung der Sklaverei, ein Werk des Christenthums.

Ein berühmter französischer Schriftsteller sagt zwar: Man hat oft wiederholt, daß die Abschaffung der Sklaverei ganz das Werk des Christenthums sei. Ich glaube, dieses ist zu viel gesagt; die Sklaverei hat lange Zeit im Innern der christlichen Kirche fortbestanden, ohne daß sie sich darüber gewundert oder sonderlich ereifert hätte. So spricht der Staatsmann Guizot; aber er täuscht sich. Das Christenthum hat allerdings die Sklaverei nicht plötzlich aufgehoben. Dieses war unmöglich. Bei der ungeheuern Anzahl von Sklaven, die es überall gab, wäre die Welt, wenn man plötzlich Allen Freiheit geprediget hätte, in volle Flammen gerathen. Der Zustand der Sklaven machte sie unfähig, von einer solchen Wohlthat allgemein Gebrauch zu machen. Denn angespornt durch Groll und Rachsucht, die durch schlechte Behandlung in ihren Herzen genährt wurde, würden sie in ihrer Rohheit die blutigen Scenen im Großen wiederholt haben, mit denen sie schon in frühern Zeiten die Blätter der Geschichte befleckt hatten. Die Gesellschaft hätte sich in dieser entsetzlichen Gefahr gegen die Grundsätze der Freiheit verwahrt, und die Sklavenfesseln, statt sie zu lösen, nur noch fester geschmiedet. Aus dieser ungeheuern und rohen Masse thierischer Menschen, die plötzlich in Freiheit und Bewegung gesetzt worden wäre, hätte auch unmöglich eine gesellschaftliche Organisation hervorgehen können; denn diese läßt sich nicht aus dem Stegreif hervorrufen, besonders mit solchen Elementen. Und da man in diesem Falle nothwendig zwischen der Sklaverei und Hintansetzung der gesellschaftlichen Ordnung hätte wählen müssen, so würde der Erhaltungstrieb, den die Gesellschaft so gut hat, wie jedes andere Wesen, unzweifelhaft die Fortsetzung der Sklaverei herbeigeführt haben. Lassen wir aber die socialen und politischen Fragen bei

Seite, und halten wir uns bloß an die ökonomische. Vorerst wäre es nöthig gewesen, alle Verhältnisse des Eigenthums zu ändern. Die Sklaven bildeten einen Hauptheil desselben; sie bebauten das Feld, trieben Handwerke, mit einem Worte, unter sie war das vertheilt, was man Arbeit nennt. Da diese Vertheilung auf der Grundlage der Sklaverei beruhte, so hätte deren Abschaffung eine Verwirrung herbeiführen müssen, deren Folgen sich gar nicht hätten voraussehen lassen. Mit welchen Mitteln hätten die frei gewordenen Sklaven einen häuslichen Heerd gegründet, da sie sämmtlich vermögenslos waren? Womit hätten sich namentlich diejenigen genährt, welche kein besonderes Handwerk zu treiben verstunden?

Wenn noch heut zu Tage, wo die Sitten milder, die Gesetze gerechter und so viele Institute zur Unterstützung der Nothleidenden gegründet, und auch die Reichthümer wenigstens einigermaßen gleichheitlicher vertheilt sind, eine große Anzahl Menschen dem Elende preisgegeben ist, und dieses Uebel die Gesellschaft beunruhiget und auf ihrer Zukunft lastet: was wäre aus einer allgemeinen Sklavenemancipation in den ersten Tagen des Christenthums geworden? Vielleicht hätten die Sklaven selbst auf ihre Freiheit verzichtet. Der Mensch hat ja vor Allem seine Lebensbedürfnisse nothwendig, und wenn ihm die Subsistenzmittel fehlen, so ist ihm selbst die Freiheit nicht angenehm. Ganze Völker haben von dieser Wahrheit hinlängliche Beweise geliefert. Wenn das Elend einmal eine große Höhe erreicht hat, so bringt es gewöhnlich Erniedrigung mit sich, erstickt die edelsten Gefühle und nimmt den Worten Unabhängigkeit und Freiheit all ihren Zauber. So berichtet Cäsar von gemeinen Leuten in Gallien, daß sie sich, wenn ihre Schulden und Leistungen eine ihnen unerschwingliche Höhe erreicht hatten, freiwillig den Adeligen in die Sklaverei überlieferten. De bell. Gall. lib. VI. Aehnliches geschah auch an andern Orten.

Oder hätte die Kirche eine Gleichstellung des Eigenthums versuchen, und einen verhältnißmäßigen Theil davon den Sklaven zuwenden sollen? Wäre dieses nicht eine Beraubung gewesen, und hätte sie dadurch nicht den gefährlichsten Communismus eingeführt, der alles Recht untergraben und allen Besitz zweifelhaft gemacht hätte?

Die Kirche hat also durch die Art und Weise, mit welcher sie bei der Abschaffung der Sklaverei zu Werke ging, eine tiefe Weisheit

beurkundet. Sie that Alles, was in ihren Kräften stund, zu Gunsten der Freiheit des Menschen, aber sie übereilte nichts in dieser wichtigen Angelegenheit.

Das Erste, was das Christenthum für die Sklaven that, war, daß es ihr hartes Loos zu mildern suchte. Nach der heidnischen Ansicht waren die Sklaven, wie wir bereits anführten, ein von der Gottheit selbst stiefmütterlich behandeltes, daher schon von Natur aus erniedrigtes Geschlecht, das sich in keiner Weise mit den frei Geborenen vergleichen durfte. Das Christenthum erhebt mit Nachdruck seine Stimme gegen dieses Vorurtheil, und erklärt, daß vor Christus kein Unterschied bestehe zwischen Sklaven und Freien, sondern in Christus Alle, sowohl Sklaven als Freie, Einen Leib bilden. Wie scharf hat der heil. Paulus diese Wahrheit ausgesprochen! Ihr Alle, sagt er unter Anderm in seinem Schreiben an die Galater, seid Kinder Gottes durch den Glauben, der in Christo Jesu ist. Denn ihr Alle, die ihr in Christo getauft seid, habt Christum angezogen; da ist weder Jude noch Grieche, da ist weder Sklave noch Freier. Galat. 3, 27. 28. Wie mächtig mußte sich durch diese Lehre der Sklave gehoben fühlen! Welch einen gewaltigen Beweggrund enthielten diese Worte für den Herrn, seine Sklaven milde zu behandeln! Dazu ermahnen auch wiederholt die Apostel. So sagt der heil. Paulus: Ihr Herren lasset ab von Drohungen (gegen euere Sklaven); denn ihr wisset, daß ihr Herr auch der eurige ist im Himmel, und daß bei ihm kein Ansehen der Person gilt. Ephes. 6, 9. So wohlthätige Lehren mußten bei ihrer Verbreitung den Zustand der Sklaven bedeutend verbessern; die Herren ließen von ihrer Grausamkeit nach und behandelten sie mit größerer Milde. Was die christlichen Familien anbelangt, so war das herbe Loos der Sklaven bereits so gemildert, daß man wohl sagen darf, nur dem Rechte nach habe hier noch das Institut der Sklaverei bestanden, im wirklichen Leben aber sei es nicht mehr gefühlt worden. Dieses bestätiget ein Zeugniß des Laktantius. Dieser schreibt: „Es dürfte vielleicht Jemand sagen: Sind nicht auch bei euch Einige arm, Andere reich; Einige Sklaven, Andere Herren, gibt es also keinen Unterschied zwischen den Einzelnen? Nein; denn aus keiner andern Ursache nennen wir uns Brüder, als weil wir uns Alle für gleich halten; denn da wir alles Mensch-

liche nicht auf eine äußerliche Weise, sondern nach seinem innern Werthe würdigen, so haben wir, obgleich die äußern Verhältnisse verschieden sind, dennoch keine Sklaven, sondern sie gelten uns als Brüder im geistlichen Sinne, und wir nennen sie auch Brüder, in Beziehung auf Christus aber Mitknechte. Inst. 1 V. c. 16.

Niemand sammelte sich nach den Zeiten des Apostels Paulus ein reicheres Verdienst um die Sklaven, als der heil. Chrysostomus. Er nimmt sehr oft in seinen Predigten auf dieselben Rücksicht; er dringt mit ernsten Worten auf ein christlich-brüderliches Verhältniß zwischen Herren und Sklaven, ja fordert selbst zur Freilassung derselben auf. Ueber den Ursprung der Sklaverei läßt sich dieser beredte Kirchenlehrer also vernehmen: Gott schuf Adam und Eva frei, und beide gleich frei, auch wurde kein Sklave zu ihrer Bedienung mit erschaffen, Abel, Seth und Noe hatten auch noch keine Sklaven. Es ist demnach unbestreitbar, daß ursprünglich gleiche Freiheit für Alle war. Die Sünde aber, von Adam begangen und auf seine Kinder fortgeerbt, hatte im Gefolge ihres vielfachen Fluches die Unfähigkeit des Menschen, sich selbst zu beherrschen und zu leiten, und nun entstanden alle Arten von Knechtschaft. Daß aber die Sklaverei insbesondere nur eine Folge der Sünde ist, ergibt sich aus sehr klaren Belehrungen, die uns das alte Testament darbietet. Als Cham unehrerbietig gegen seinen Vater handelte, erging der Fluch über ihn: Chanaan wird der Sklave der Sklaven seiner Brüder seyn. Wenn man aber entgegnen wollte, warum Chams Sünde den Söhnen zur Strafe angerechnet worden sei, warum Adams Sünde dem ganzen Geschlechte, warum es also auch viele solche Sklaven gebe, die nicht unehrbietig gegen ihre Eltern waren, so ist zu erwidern, daß wir aus der Natur der menschlichen Sündhaftigkeit, die wir durch eigenes Uebertreten der Gebote Gottes bestätigen, nicht aus dieser oder jener besondern Erscheinung derselben die Sklaverei ableiten. Die Sünde an sich ist Knechtschaft, und hat darum Knechtschaft jeder Art zur Folge. Diese Gedanken spricht Chrysostomus an mehrern Stellen seiner Homilien aus. Dann aber fährt er weiter fort, und sagt: In der christlichen Kirche gibt es keine Sklaverei im alten Sinne des Wortes; sie ist nur noch dem Namen nach unter den Jüngern des Herrn, die Sache hat aufgehört. Gleichwie in Christo die Erbsünde mit ihren Folgen hinweggenom-

men, und selbst vom Tode nur noch der Name übrig geblieben ist; so ist kein lebendiger Christ ein Sklave. Nur wer die Sünde thut, ist Sklave; die Wiedergeborenen sind Brüder. Der heilige Kirchenlehrer betrachtete das Verhältniß der Sklaven zu ihren Herren durchaus als einen Familienbund, und stellte sie den Freunden und Kindern des Hausvaters gleich. In einer seiner Homilien tadelte er es auf das ernsteste, mit einem Gefolge vieler Sklaven auf den Markt zu gehen, und Menschen, die Ebenbilder Gottes, die Mitbrüder Christi, die Tempel des heiligen Geistes zu Mitteln des eitelsten Hochmuthes zu mißbrauchen. Er sagt, für einen Herrn reichen ein oder zwei Sklaven zur nothwendigen Bedienung aus, ja ein Sklave könne zwei bis drei Herren bedienen. Wer mehrere habe, solle sie ein Handwerk lehren lassen und frei geben.

In der abendländischen Kirche vertheidigten unter Andern Ambrosius, Augustinus, Chrysologus ꝛc. die Sache der Sklaven.

Diese und ähnliche Grundsätze fanden bald Eingang in der Mitte des christlichen Volkes und trugen ihre Früchte. Viele vornehme Heiden, die sich zum Christenthum bekehrten, fingen an, ihren Sklaven die Freiheit zu schenken. Das erste bekannt gewordene Beispiel dieser Art gab der Präfekt Hermes zu Rom; er ging mit seiner Gemahlin, seinen Kindern und 1250 Sklaven zum Christenthume über. Zu Ostern, wo sie getauft wurden, gab er ihnen zugleich die bürgerliche Freiheit und beschenkte sie reichlich. Dasselbe that der Präfekt Chromatius, der mit 1400 Sklaven in die christliche Kirche übertrat und ihnen die Freiheit mit den Worten schenkte: Diejenigen, welche anfangen, Gott zum Vater zu haben, sollen keine Menschenknechte seyn. Diese Befreiungen wurden besonders häufig, nachdem die Kaiser christlich geworden waren, und fromme Familien ihren Neigungen ungehindert Folge geben konnten. So entließ die heil. Melanie, die Jüngere, im Einverständnisse mit ihrem Gemahle Pinius 8000 Sklaven. Daß die minder reichen Familien nicht zurückgeblieben seien, bezeugen viele Thatsachen. Mit der Freilassung begnügte sich der christliche Sinn noch nicht, sondern er kaufte auch solche los, die durch die Gefangenschaft in Sklaverei gerathen waren. Die Bischöfe verwendeten oft zu diesem Zwecke die Einkünfte der Kirchen, ja verpfändeten die kostbaren Kirchengeschirre dazu. Es fehlt auch nicht an Beispielen,

daß Manche selbst in die Sklaverei sich verkauften, um dadurch Andere loszubringen.

Auch die bürgerliche Gesetzgebung wurde bezüglich der Sklaverei immer milder, und war auf Verminderung derselben berechnet. Ein Sklave, der in seiner Krankheit von seinem Herrn verlassen wurde, war ohne weiteres frei. Früher durfte die Freilassung nur vor dem Prätor oder dem Konsul erfolgen, was die Ausführung eines solchen Vorhabens sehr erschwerte. Jetzt konnte in den christlichen Kirchen in Gegenwart des Volkes, des Bischofs oder auch eines Priesters mit Umgehung der sonstigen Formalitäten durch die bloße Unterschrift des Geistlichen unter die Urkunde die Freilassung stattfinden. Die Päpste erfreuten sich des Rechtes durch Ausstellung von bloßen Urkunden freizulassen. Constantin erließ das Gesetz, daß kein Jude einen christlichen Sklaven besitzen könne. Das vierte Concilium zu Orleans vom Jahre 541 bestimmt in seinem 31. Kanon, daß der Jude, welcher einen Sklaven verleitet, daß er zu seinem Glauben übergehet, alle seine Sklaven verlieren soll. Auch durch andere Verordnungen gewährleistete die Kirche den Sklaven Schutz und Schirm. So verurtheilte das Concilium von Elvira vom Jahre 305 eine Herrin, die ihre Sklavin durch Schläge mißhandelt, zur öffentlichen Buße; ein anderes Concilium aus dem Jahre 517 exkommunicirt den Herrn, der aus eigener Willkühr seinen Sklaven tödtet. Ein Concilium von Lyon vom Jahre 566 exkommunicirt diejenigen, welche die Freiheit der Leute angreifen; ein Concilium vom Jahre 616 befiehlt, daß Personen, die sich verkauft haben, ihre Freiheit wieder erlangen sollen, wenn sie den erhaltenen Preis zurückgeben. Man erhob es selbst zum Gesetze, daß der Sklave frei seyn soll, wenn sein Herr ihn an einem Sonntage zur Arbeit zwingt, oder an einem Fasttage ihm Fleisch zu essen gibt.

Große Verdienste um Befreiung der Sklaven erwarben sich auch die Klöster, indem es nicht selten ausdrückliches Gesetz unter ihnen war, keine Sklaven zu haben. Sie erhielten nämlich oftmals Güter geschenkt, oder einzelne reichere Mönche brachten sie bei ihrem Eintritt in das Kloster demselben zu, und damit natürlich auch die Sklaven, die sich auf solchen Gütern befanden. Nicht wenige Klöster hielten es aber für unwürdig, Sklaven zu besitzen, und schenkten ihnen daher die Freiheit. Den Mönchen des Klosters Studium

gab ihr Abt Theodor das Gesetz: Sklaven sollt ihr niemals haben, weder zu persönlichen Dienstleistungen, noch zum Gebrauche im Kloster, noch zur Bestellung des Feldbaues. Dieser Grundsatz fand in den meisten morgenländischen Klöstern Eingang und Annahme. Im Abendlande wurde es in derselben Weise gehalten, und namentlich machte es sich der Benediktiner-Orden zum Gesetze, alle Sklaven, die er mit geschenkten Ländereien bekam, frei zu lassen.

So gelang es, die Sklaverei allmählig aus Europa zu verdrängen; in dem einen Lande geschah dieses früher, in dem andern später, je nachdem es von dem Geiste des Christenthums früher oder später durchdrungen worden ist. In Irland setzte das Concilium zu Armagh im Jahre 1171 den Beschluß fest, daß alle englische Sklaven die Freiheit erhalten sollen. Von dieser Zeit an findet sich auch kein Menschenhandel mehr, weder in Irland noch in England. In Deutschland und einigen andern Ländern hatte er schon früher aufgehört. In Schweden, welches sich im zwölften Jahrhundert vollends zum Christenthum bekehrte, hörte die Sklaverei im dreizehnten auf. Indeß waren im Mittelalter beständig viele Christen bei der sie rings umgebenden Heidenwelt in Gefangenschaft, und bei mangelnder Auslösung in der Gefahr lebenslänglicher Sklaverei. Bei Einfällen in christliche Gebiete wurden immer eine größere oder kleinere Menge Menschen zur Beute gemacht und oft in Ketten mit fortgeschleppt; Andere wurden auf Wanderungen ergriffen, besonders traf Handelsleute auf ihren Geschäftsreisen häufig dieses Loos, namentlich im Mittelmeere, wo eine Masse von Raubschiffen allenthalben lauerte. Dieser Zustand erregte bei der christlichen Bevölkerung allenthalben Theilnahme. Priester und Volk empfahlen dieses Anliegen oft in ihrem täglichen Gebete Gott; nicht Wenige verwandten ihr ganzes Vermögen darauf, solche Unglückliche loszukaufen; insbesonders die kirchlichen Einkünfte wurden häufig diesem Zweck gewidmet. Endlich stiftete im zwölften Jahrhunderte der menschenfreundliche Johann von Mata einen eigenen Orden, der es sich zur Lebensaufgabe machte, Christen aus der Sklaverei loszukaufen. Die Mitglieder dieses Ordens machten Reisen in die afrikanischen und asiatischen Raubstätten, und oft waren sie so glücklich, mit mehreren Hunderten von Befreiten in die europäischen Länder zurückzukehren, und Vätern und

Müttern die Freude ihres Lebens und die Hoffnung und Stütze ihres Alters, trauernden und verlassenen Gattinen den Gatten, armen Waisen ihre Pfleger und Erzieher zurückzuführen.

Aber auch in andern Welttheilen hat die katholische Kirche in dem Grade, als sie Eingang gefunden, die Sklaverei zu verdrängen gesucht. Dieß bestätiget die Geschichte, und selbst protestantische Schriftsteller können diese Wahrheit nicht verkennen. So schreibt einer derselben, Namens Robertson, bezüglich Amerika's: „Die Missionäre erhoben sich im Einklange mit dem Geist der Milde der Religion, die sie verkündeten, sogleich gegen die Grundsätze ihrer Landsleute und verdammten die Repartimiento's d. h. jene Austheilungen, durch welche die Eingebornen ihren Besiegern zu Sklaven hingegeben wurden, als Handlungen, welche eben so sehr der Billigkeit und den Grundsätzen des Christenthums als der gesunden Politik zuwider laufen. Die Dominikaner, denen die Bekehrung der Amerikaner zuerst anvertraut wurde, waren eifrigst bemüht, diese Austheilungen anzugreifen. Im Jahre 1511 eiferte Montesino, einer ihrer berühmtesten Prediger, gegen diesen Mißbrauch in der großen Kirche von St. Domingo mit dem ganzen Feuer seiner Volksberedsamkeit. Don Diego Columbus, die vornehmsten Offiziere der Colonie und alle Laien, welche diese Predigt gehört hatten, beklagten sich über diesen Mönch bei seinen Obern; diese aber, weit entfernt, ihn zu verdammen, billigten vielmehr seine Lehre als eben so fromm als den Umständen angemessen. Die Dominikaner wollten ohne Rücksicht auf jene Berechnungen der Politik und des Eigennutzes in Nichts von der Strenge ihrer Lehre ablassen, und verweigerten jenen, welche Indianer in der Sklaverei hielten, sogar die Absolution und die Zulassung zum Abendmahle." Unter vielen Andern ist der Dominikaner Bartholomäus de las Casas jener Mann, der mit bewunderungswürdigem Eifer sich der Sache der Indianer annahm und sie der Sklaverei zu entreißen suchte.

So war es überall die Kirche, welche die Rechte der Menschheit vertheidigte, insbesonders die Päpste stellten sich auch hier an die Spitze. In den apostolischen Briefen Pius II., Paul III., Urban VIII. u. s. w. ist bereits getadelt und verdammt, zu dessen Ausrottung sich das civilisirte Europa erst in späterer Zeit ent-

schloß. Ja, war es nicht auch Papst Pius VII., der am Anfange unsers Jahrhunderts bei mächtigen Männern eifrig dahin wirkte, daß der Negerhandel unter Christen völlig aufhören möge? Und gehen wir bis auf unsere Tage herab; mit welchem Nachdrucke vertheidiget nicht der vorletzte Papst Gregor XVI. die Rechte der Menschheit; mit welcher Schärfe spricht er nicht gegen den Negerhandel! So heißt es unter Anderm in seinem apostolischen Briefe, den er am 3. November 1839 gegen den Negerhandel erließ: „Indem wir eine solche Schmach (den Negerhandel) von allen christlichen Ländern abzuwaschen wünschen, und nach reiflicher Ueberlegung mit mehreren unserer ehrwürdigen Brüder, der zum Rathe versammelten Cardinäle der heiligen Römischen Kirche, kraft des apostolischen Ansehens in dem Herrn alle Christen, von welchem Stande sie auch seyn mögen, den Fußstapfen unserer Vorgänger folgend, nachdrücklich warnen und ermahnen, legen wir ihnen auf, daß Niemand in Zukunft die Indianer, die Neger oder andere Menschen, wer sie auch seien, zu beunruhigen, sie ihrer Güter zu berauben oder sie zu Sklaven zu machen wage, oder denjenigen Hilfe und Begünstigung reiche, welche ein solches Verbrechen begehen oder den unmenschlichen Handel treiben, durch welchen die Neger, als wenn sie nicht Menschen, sondern unreine Thiere wären, die, wie sie zur Sklaverei bestimmt sind, ohne irgend eine Ausnahme gegen die Vorschriften der Gerechtigkeit und Menschenliebe, gekauft, verkauft und zur härtesten Arbeit verurtheilt werden... Wir verwerfen also kraft unseres apostolischen Ansehens alle die genannten Dinge als durchaus des christlichen Namens unwürdig, und kraft desselben Ansehens verbieten und untersagen wir jedem Geistlichen oder Laien, diesen Handel mit Negern als erlaubt zu betrachten, unter welchem Vorwande oder unter welcher Bemäntlung es immer geschehen mag, oder auch zu predigen und zu lehren, sei es öffentlich oder geheim, auf diese oder eine andere Weise, was diesem apostolischen Sendschreiben entgegen ist."

Inhalt des sechsten Bandes.

			Seite
Artikel	LIII.	Erbsünde	3
„	LIV.	Erziehung	70
„	LV.	Ewigkeit (Unsterblichkeit)	132
„	LVI.	Fasten	180
„	LVII.	Fastnacht	241
„	LVIII.	Fegfeuer	258
„	LIX.	Feiertage (Festtage)	340
„	LX.	Feinde (Feindschaft, Haß, Versöhnlichkeit ꝛc.)	410
„	LXI.	Firmung	490
„	LXII.	Fluchen (Schelten, Gotteslästern)	550
„	LXIII.	Freiheit	573

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google